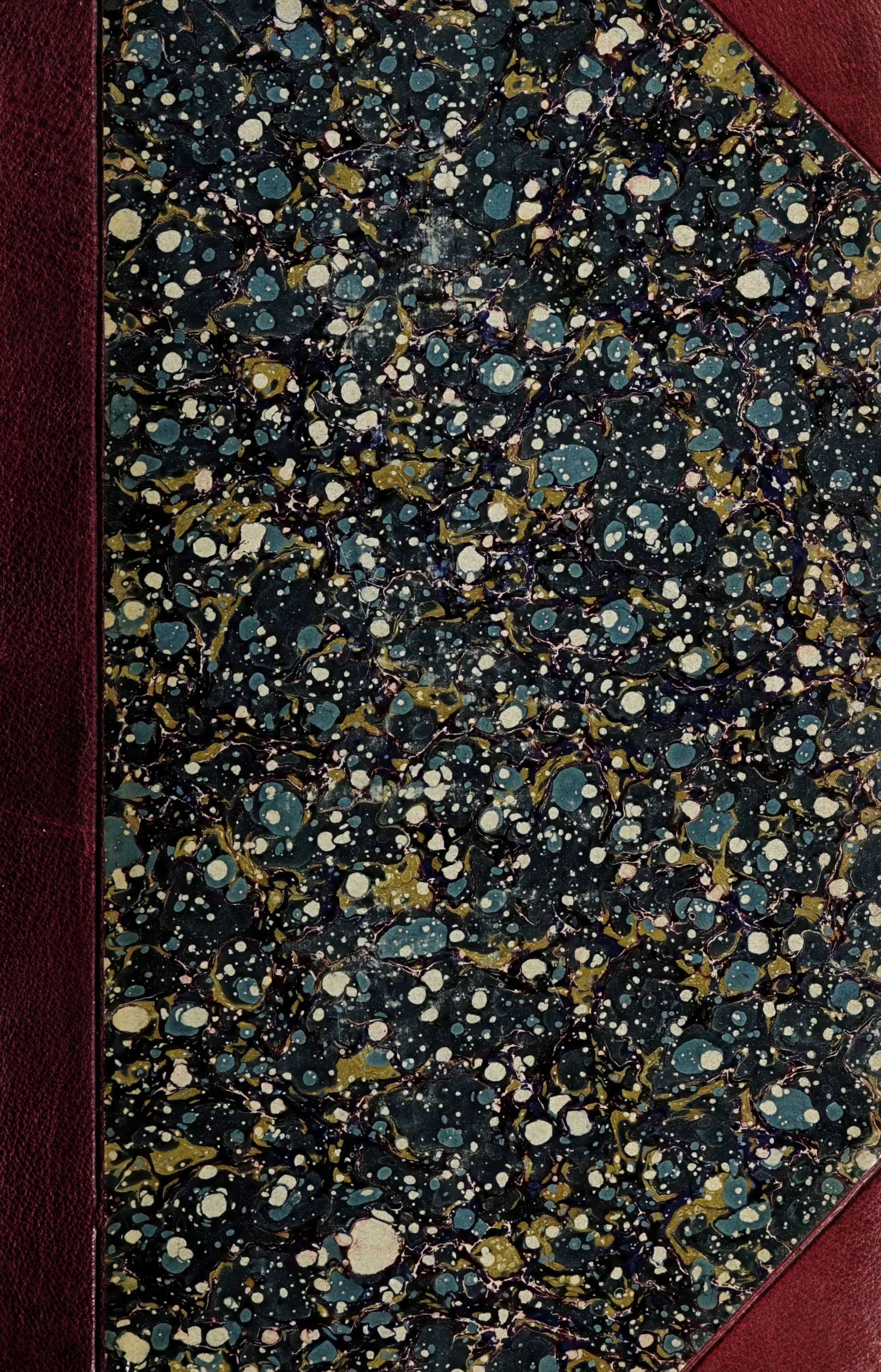



Library of Princeton
JUL 19 1887
Theological Seminary

JOH. FRIEDR. HERBART'S

SÄMMTLICHE WERKE.

IN CHRONOLOGISCHER REIHENFOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL KEHRBACH.

ERSTER BAND.

MIT EINER LITHOGRAPHIRTEN TAFEL.



LEIPZIG,

VERLAG VON VEIT & COMP.

1882.

Die nachstehenden „Erinnerungen an J. F. Herbart“ sind von dem um seine Vaterstadt Bremen höchst verdienten Bürgermeister und in weiten Kreisen als fein denkenden Politiker bekannten Joh. Smidt auf Veranlassung des Herrn Professor Dr. G. Hartenstein niedergeschrieben worden. Hartenstein hat in der von ihm verfassten und die Einleitung zu seiner Ausgabe von J. F. Herbarts Kleineren philosophischen Schriften bildenden Biographie Herbarts indessen nur sehr wenig von den Smidtschen Mittheilungen benutzt, weil er Scheu trug, Dinge zu veröffentlichen, welche die damals noch lebenden näheren Verwandten Herbarts verletzen konnten. Später hat Bartholomäi, übrigens noch zu Lebzeiten der Wittwe Herbarts, einen grösseren Theil des vorliegenden Quellenmaterials in die von ihm verfasste Biographie Herbarts verarbeitet. — Da von den näheren Verwandten Herbarts, die Anstoss an einem Theile der Mittheilungen nehmen könnten, Niemand mehr lebt, die Erinnerungen Smidts, des vertrauten Freundes von Herbart, aber für Herbarts Biographie von höchster Bedeutung sind, so glaubte ich trotz der in früherer Zeit wohl berechtigten Bedenken Smidts (s. S. xi) und Hartensteins doch diese hier veröffentlichen zu müssen. Das von Joh. Smidt geschriebene, übrigens sehr schwer leserliche Concept der „Erinnerungen“ wurde mir bereitwilligst durch Herrn Richter Smidt in Bremen zum Zwecke des Abdruckes zur Verfügung gestellt. Herr Professor Dr. G. Hartenstein gestattete mir, das Concept mit der in seinem Besitze befindlichen Reinschrift (Rs) zu vergleichen. Der Text der Reinschrift ist zu Grunde gelegt, die Varianten des Conceptes sind angemerkt worden. Orthographie und Interpunktion der Vorlagen sind streng beibehalten worden.

K. K.

Bremen, d. 20. März 1842.

Wenn ich der Hoffnung hätte entsagen mögen, hochgeehrtester Herr Professor, der Aufforderung Ihres Briefes vom 4. October v. Jahres entsprechen zu können, so würde ich ihn längst unter so freundlicher Ablehnung Ihres mir übrigens so ehrenvollen als eigenen Wünschen zusagenden Antrags beantwortet haben. Denn dem 70. Lebensjahre nicht mehr fern stehend und fortwährend in einem Geschäftsgedränge lebend, das den ganzen Tag in vollen Anspruch nimmt, erfordert es keine geringe Anstrengung, dem Gedächtniss Reproductionen von Erlebnissen anzusinnen, seit deren Aufnahme gegen 50 Jahre verstrichen sind. Dazu begehren Sie bestimmte Angaben chronologischer Daten, deren Erinnerung sich gerade am leichtesten verliert, weil es ihnen an dem Träger einer Selbstbestimmung gebricht.

Aber schon der tägliche Anblick des Bildnisses unsers verewigten Freundes in meinem Zimmer liess mich jene Hoffnung festhalten, und durch Ihre, unter dem 16. d. erfolgte Zuschrift an meinen Sohn nochmals aufgefordert, will ich an dem heutigen Sonntag Abend wenigstens mit dem Versuche beginnen, Geister abgeschiedener Stunden zu citiren.

Ich weiss dazu kein anderes Mittel, als mir die Jahre meines eigenen academischen Lebens ins Gedächtniss zurückzurufen, weil ich in diesen Herbarts erste Bekanntschaft machte, an die sich unser bleibendes freundliches Verhältniss gereiht hat.

Ich habe von Ostern 1792 bis Michaelis 1795 in Jena studirt. Herbart muss erst Michaelis[1] 1794 hingekommen sein, ich habe also nur ein Jahr dort mit ihm verlebt. — Die Gesellschaft, deren Sie erwähnen, wurde im Frühling 1794, kurz vor Fichte's Ankunft in Jena errichtet, sie erhielt den Namen der *literarischen* Gesellschaft, (den der

[1] Herbart ist schon im Sommer 1794 in Jena gewesen, wurde aber erst am 20. Oct. 1794 inscribirt.

philosophischen hat sie nie sich angemasst) auch nannte man sie wohl die Gesellschaft *der freien Männer*, weil keiner in dieselbe aufgenommen wurde, der sich einer academischen Ordensverbindung angeschlossen und durch die damit verbundene Parteiung sich eines Theils seiner Freiheit begeben hatte. Zwölf Studenten traten zur Stiftung dieser Gesellschaft zusammen. Wenn mein Gedächtniss mich nicht trügt und später Eingetretene damit verwechselt, so waren ihre Namen: Baernhoff, Pohrt, Stegemann, Vegesack, Pesarovius, sämmtlich Liefländer, Horn aus Reval, Lindner aus Mitau, Pfeiffer aus Bonn, Kaufmann aus Danzig, Krüger aus Lüneburg, endlich zwei Bremer, Meister und ich. — Baernhoff war ein ausgezeichneter Kopf, dem die genialsten Weltanschauungen zu Gebote standen. Nach seiner Rückkehr wurde er Hauslehrer bei dem Grafen von Pahlen — er soll früh gestorben sein. — Pohrt wurde Erzieher der Kinder der bekannten Friederike Brun geb. Münter, mit der er viele Jahre in Italien etc. zubrachte — er ist als Prediger in Liefland gestorben. — Stegemann hat als Arzt in Russland eine ausgezeichnete Carriere gemacht. — Krüger lebt wahrscheinlich noch als Prediger in Curland. — Pesarovius besass vorzügliche musikalische Talente, hat auch eine Zeit lang in Russland eine Rolle gespielt, benahm sich jedoch als Staatsrath etwas zweideutig. — Lindner ist der nemliche, der später in Weimar die Oppositionszeitung herausgab, auch für den Verfasser des berüchtigten Manuscripts aus Süddeutschland gilt und noch in Stuttgart lebt. — Meister lebt jetzt als Consistorialrath und Prediger in Bernburg. — Er ist später nach Jena gekommen und früher von dort abgegangen wie ich. — Mit Herbart zugleich, kann er höchstens ein halbes Jahr in Jena zugebracht haben, daher wird er schwerlich viel über ihn zu sagen wissen, sonst könnten Sie ihn, da er in Ihrer Nähe lebt, selbst darüber befragen. — Die Gesellschaft miethete einen kleinen Garten, in welchem sie sich jeden Mittwoch Abend versammelte; abwechselnd wurde von einem Mitgliede ein selbst verfasster Aufsatz über einen beliebigen Gegenstand verlesen, welcher dann zum geselligen Gedankenaustausch die nächste Veranlassung gab. Es wurden nur literarische Gegenstände besprochen, die Ergebnisse der sogenannten Burschenwelt waren von der Unterhaltung gänzlich ausgeschlossen. — Diese Welt wurde überhaupt sehr in den Hintergrund gedrängt in einer Zeit, wo die französische Revolution, die Kant'sche Philosophie und die Blüthe der deutschen Dichtkunst, die Gemüther gleichzeitig in Anspruch nahmen. — Während der ganzen Zeit meines academischen Lebens in Jena, habe ich z. B. niemals Veranlassung oder Gelegenheit gefunden, einen sogenannten Commerce, Landesvater u. s. w. mitzumachen. Wenn man dergleichen

19—20 „Krüger lebt wahrscheinlich noch als Prediger in Curland" ist Zusatz von Rs. — 34 Nur literarische Gegenstände wurden besprochen Cc.

Lärm im Vorübergehn vernahm, hiess es unter uns: „Wie sich die platten Bursche freuen!“ — Während meines Lebens in Jena, habe ich in den Ferien mehrmals meine gleichzeitig in Göttingen studirenden Landsleute besucht. Die Physiognomie beider Universitäten bot damals den schneidensten Contrast. Wenn es in Jena zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehörte, dass unmittelbar nach Beendigung einer interessanten Vorlesung die Zuhörer sich haufenweise auf der Strasse gruppirten, um sich über dass Vernommene lebhaft zu unterhalten; wie man gar keinen Anstand nahm, Jemand, dessen besondere Aufmerksamkeit im Collegium bemerkt worden, wenn man ihn auch sonst gar nicht kannte, beim Zusammentreffen auf einem Spatziergange anzureden und im Ton der Emausgänger mit ihm zu verkehren, — würde ein solcher Versuch in Göttingen mit den Worten: — „Mein Herr, ich erinnere mich nicht, dass wir uns gegenseitig vorgestellt worden“, schnöde zurückgewiesen sein. In Göttingen wurden beim Beginne einer Vorlesung die Zuhörer nach ihrem Stande klassificiert und von den Professoren als Hochgeboren, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren angeredet. Das hätte damals in Jena keiner wagen dürfen, ohne ein allgemeines Gelächter zu riskiren. Edelleute, die auf Bildung Anspruch machten, schämten sich gewissermassen ihres Adels, das Wörtlein „von“ kam ihnen weder in den Mund, noch in die Feder. Wirklich haben Einzelne es mir erst beim Abschiede als Geheimniss anvertraut, dass sie dem Adel angehörten und nun mit der Sorge zurückkehrten, ihre freie Beweglichkeit in dieser Verbindung nicht vollständig behaupten zu können.

Zur Aufnahme neuer Mitglieder in die Gesellschaft wurde Einstimmigkeit der bisherigen Genossen erfordert und dabei nicht auf den Antrag des Eintretenden verfahren, sondern vielmehr diesem der Antrag der Gesellschaft gemacht, ob er geneigt sei, derselben einen Aufsatz aus seiner Feder mitzutheilen und dann, ohne weiter anzufragen, abzuwarten, ob sie ihn zur Theilnahme an ihren Versammlungen auffordere. — Durch dieses gewählte und strenge Verfahren erhielt sich die Gesellschaft in einer gewissen Achtung, so dass selbst einzelne Professoren z. B. Fichte und Paulus, keinen Anstand nahmen, dann und wann Mittwochs Abends an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. — Dass die Gesellschaft alle Ordensmitglieder ausschloss, ohne gegen diese irgend feindlich aufzutreten und ohne in ihrer Mitte irgend einen eigenen esprit de corps zu nähren; dass keiner aus ihrer Mitte an Duellen etc. Theil nahm, ohne deshalb die geringste Verpflichtung ein-

1 hiess es: „Wie . . . Cc. — 4—5 bot den allerschneidensten Contrast Cc. — 15—18 In Göttingen wurden die Zuhörer bei der Anrede der Professoren als Hochgeborne, Hochwohlgeborne und Wohlgeborne Herren classificirt. Cc. — 18—19 „ohne ein allgemeines Gelächter zu riskiren“ fehlt in Cc. — 20 schämten sich damals in Jena gewissermassen Cc. — 21—22 Einzelne haben es mir erst beim Abschiede als Geheimniss Cc. — 23—25 „und nun . . . . behaupten zu können“ fehlt in Cc.

gegangen zu sein, sondern jeder lediglich durch den Tact sich gebunden hielt, der ihm sagte, er würde dann nicht mehr für eine Gesellschaft passen, die in einer Zeit, wo die höchsten Interessen der Menschheit in Frage kamen, einen Genossen, der sich jenen Thorheiten hätte hingeben können, für unwürdig gehalten hätte, darüber nur mitsprechen zu wollen; dass man gar keine Landsmanschaften berücksichtigte, sondern sich nur mit vielversprechenden Individuen, gleichviel wo zu Hause, zu recrutiren suchte, — das alles führte der Gesellschaft schon im ersten Jahre ausgezeichnete Köpfe zu, — wie z. B. v. Berger, ein Däne, der als Professor in Kiel starb, v. Breuning aus Bonn, der später in einer juristischen Carriere sich auszeichnete, Floret, ein Rheinländer und Böhlendorff, ein Curländer, die poetische Talente entwickelten, aber früh gestorben sind, — Lepique, ein Rheinländer, der als ausgezeichneter Kanzelredner in Mannheim starb, — Horn aus Braunschweig, früher Secretair bei H. v. Dohm, jetzt Senator in Bremen, — Möller, ein Däne, gelehrter Theolog, — v. Rosenkranz, ebenfalls ein Däne, — Köppen, jetzt Professor in Erlangen, — Cramer, ein Schweizer, jetzt einer der ältesten Prediger in Zürich, — Petersen, ein Liefländer, — Raison, ein Curländer. — Spiegel, ein Braunschweiger, Tripplin, aus Weimar, Reimers, ein Liefländer, der als Senator in Riga starb; — zur Zeit meines Abganges von Jena, — Rist, jetzt Regierungspräsident in Schleswig,[1] — und andere, die mir nicht gerade beifallen. — Gries, der Übersetzer des Tasso etc., ist erst, nachdem ich Jena verlassen hatte, in die Gesellschaft aufgenommen, so auch der treffliche Muhrbeck, der als Professor in Greifswalde starb! Die Gesellschaft soll sich über ein Dutzend Jahre erhalten haben, und das Archiv derselben, in das alle Aufsätze abgegeben wurden, ist wahrscheinlich von Gries aufbewahrt worden, da dieser am längsten in Jena blieb: Er ist kürzlich in Hamburg gestorben.

Fichte kam Ostern 1794 von Zürich nach Jena, seine Frau folgte ihm erst mehrere Monate später dahin nach. — Zufällig machte ich bald nach seiner Ankunft seine Bekanntschaft, und er forderte mich auf, an einem gemeinschaftlichen Mittagstische, den er mit Woltmann und Niethammer verabredet hatte, Theil zu nehmen. Auch noch ein paar andere Studenten, deren ich mich nicht bestimmt mehr erinnere, (ni fallor war Lindner darunter) kamen hinzu. — Man liess das Essen von einem Traiteur holen und speisete in Fichte's Wohnung. — Wie nun die Professorin Fichte eintraf, übernahm diese die gemeinschaftliche Küche zu besorgen und die Gesellschaft wurde durch ihren Vater,

3 die grössten Interessen Cc. — 16—17 „v. Rosenkranz, ebenfalls ein Däne" fehlt in Cc. — 21—22 „Zur Zeit meines Abganges von Jena" fehlt in Cc.

[1] Rist war nicht Regierungspräsident, sondern Conferenzrath.

Hrn. Rahn aus Zürich, einen Schwager Klopstocks, — durch einen privatisirenden Gelehrten, Dr. Weishuhn und durch einige Studenten vermehrt, so dass sie über ein Dutzend Personen stark wurde. — Es gehörte unter anderen ein Franzose Perret aus Dijon dazu, der auch Mitglied der literarischen Gesellschaft wurde, eifrigst Philosophie studirte und später Secretär des General Clarke, auch eine Zeit lang Bonaparte's Secretair war. Dem ersten folgte er bei seinen Feldzügen in Italien, wurde auch bei den Verhandlungen, welche den Friedensschluss von Campo Formio herbeiführten, gebraucht. Bei Bonaparte, befand er sich im Winter von 1797—1798 auf dem Congresse zu Rastadt. Im Jahre 1814 habe ich ihn in Dijon wiedergesehen, wo er als einer der wohlhabensten Gutsbesitzer privatisirte. — Ferner ein gewisser Brechtel, aus Elsass, der vorerwähnte Liefländer Stegemann, Ziegler aus Arnstadt, der jetzt Minister des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen ist, ein Jude, David Veit, der mit Rahel Levi, später Frau von Varnhagen, befreundet war und als Arzt in Hamburg gestorben ist, und noch andere, die mir nicht gleich einfallen. — An dieser Mittagstafel war es nun, wo ich Herbart zuerst nennen hörte, indem der ebenfalls aus Oldenburg gebürtige Professor Woltmann, wenn ich nicht irre, im Herbst 1794[1] seiner bevorstehenden Ankunft in Jena erwähnte, ihn als einen vielversprechenden jungen Mann schilderte und zur Aufnahme sowohl bei dem Mittagstische, als in die literarische Gesellschaft empfahl. Diese berieth nun über seine Reception und vereinigte sich, ihm den Antrag zur Einlieferung eines Probeaufsatzes zu machen. Er übergab auch nach wenigen Tagen einen solchen und zwar in lateinischer Sprache. Dies fiel als ungewöhnlich auf und da sich bei näherer Erkundigung ergab, dass es eine Oldenburgische Primaner Abiturienten Arbeit sei, so wurde ihm dieselbe mit dem Bedeuten zurückgegeben, dass die Gesellschaft einen andern Beweis seines Wunsches zu ihrem Mitgliede aufgenommen zu werden, erwarte. Er lieferte dann einen Aufsatz über einen anderen Gegenstand in deutscher Sprache und die Aufnahme erfolgte. — Über die erste Zeit von Herbarts Aufenthalt in Jena, weiss ich Ihnen nicht viel zu erzählen, da ich ausser jenen Zirkeln, wo er als Ankömmling leise auftrat, ihn wenig sah. — Es kam hinzu, dass der Mittagstisch bei Fichte, Ostern 1795 aufhörte. Ein Publikum, das er im Winter 1794—1795 über die Bestimmung

5—12 studirte und später eine Zeit lang Bonapartes Secretair war, bey dem er sich auch 1797 auf dem Rastadter Congresse befand Cc. — 17 noch mehrere andere Cc. — 27 bey näherer Erkundigung zeigte Cc.

[1] Dieses Datum wird ein Irrthum von Smidt sein. Wahrscheinlich fällt die Erwähnung in den Beginn des Sommersemesters. Herbart hatte das Gymnasium in Oldenburg Ostern 1794 verlassen und ist dann sehr wahrscheinlich nach Jena gereist, wo er ohne immatriculirt zu sein, während des ersten Sommersemesters privatisirte.

des Gelehrten, Sonntags mit einem solchen Beifall gelesen, dass das grösste Auditorium in Jena stets gedrängt voll war, hatte sowohl den Neid anderer Professoren, als die Eifersucht der Geistlichkeit rege gemacht und von Weimar erfolgte ein Verbot der Fortsetzung dieser Vorlesungen an den Sonntagen. Fichte, der sehr kurz angebunden war, erklärte nun, im nächsten Sommer gar nicht lesen, sondern seine Lehrbücher in Ruhe auf dem Lande weiter ausarbeiten zu wollen, und da man in Weimar besorgte, er könne einen auswärtigen Ruf annehmen, legte man seiner ländlichen Musse nicht allein kein Hinderniss in den Weg, sondern begünstigte diese selbst, indem man es in den Weg leitete, dass ihm ein sehr geräumiges, schlossähnliches Landhaus zu Osmannstädt, einige Meilen von Jena zum Sommeraufenthalt überlassen wurde. Da ich vorzugsweise um Fichte's willen mein academisches Leben in Jena noch um ein letztes halbes Jahr zu verlängern beabsichtigte und sonst keine Collegien weiter besuchen, sondern nur für mich studiren wollte, so war Fichte so freundlich, mich aufzufordern, ihn nach Osmannstädt zu begleiten und mir eins der vielen, in dem Schlosse sonst doch unbenutzt bleibenden Zimmer zur Wohnung einzuräumen. Ich machte davon jedoch nur theilweise Gebrauch, indem ich gewöhnlich nur einige Tage der Woche in Osmannstädt, die übrigen aber in Jena verlebte. Dieses Osmanstädt ist, beiläufig gesagt, erst später von Wieland bezogen, und es ist daher ein Irrthum, wenn der Herausgeber von Göthes Briefen in den Jahren 1768—1832, Dr. Döring (Leipzig bei Wunder 1837) zu dem 128. Briefe (daselbst Seite 51) und dem darin vorkommenden Ausdrucke „*Das Osmanstädter Ich*“ in einer Note die Erläuterung giebt, dass Wieland damit gemeint sei. — Der Sinn des Ganzen deutet auch nur auf Fichte.

Aus diesen chronologischen Reminiscenzen ersehen Sie nun schon, weshalb ich Ihnen über Herbarts Verhältniss zu Fichte, als Augenzeuge eigentlich gar nichts zu sagen weiss. Denn im ersten halben Jahre von Herbarts Aufenthalt in Jena hatte dieser genug mit sich selbst zu thun, um sich aus dem Oldenburgischen Schulstaube zu einem freieren Blicke zu erheben, im zweiten sah *er* Fichte gar nicht und im dritten, wo Fichte wieder las, hatte *ich* Jena bereits verlassen. Auch in der literarischen Gesellschaft verhielt sich Herbart damals noch sehr passiv und wurde so nicht unter die Vocale derselben gezählt.

Mein näheres persönlich freundschaftliches Verhältniss zu Herbart, datirt überhaupt erst von einer vierwöchentlichen Excursion, die ich kurz vor meinem Abgange von Jena, im Herbst 1795, mit ihm nach Carlsbad, Teplitz und Dresden machte (und an der noch zwei Braunschweiger, die vorgedachten Horn und Spiegel Theil nahmen). — Bei dieser Gelegenheit besprach er seinen weiteren Lebens- und Studienplan mit mir, erzählte mir von seinen Familienverhältnissen

14 verlängern beabsichtigt hatte Cc.

und äusserte den Wunsch, dass ich nach meiner Rückkehr in die Heimath, seine Eltern, in dem nur fünf Meilen von Bremen entfernten Oldenburg besuchen und seiner Absicht, es nicht auf ein sogenanntes Brodstudium anzulegen, bei ihnen das Wort reden möge.

Das wurde denn auch ausgeführt, und in Folge einer von Herbart's Eltern erhaltenen Einladung, brachte ich im Frühling 1796, etwa 5—6 Tage in ihrem Hause in Oldenburg zu. Auch der Zweck des Besuches wurde soweit glücklich erreicht, dass man Herbart's weiteren Entwickelungsgang nicht zu unterbrechen oder durch hemmende Vorschriften einseitig regeln zu wollen versprach.

Herbarts Erziehung und Familienverhältnisse, haben auf seinen ganzen Lebensweg, einen so entschiedenen Einfluss geäussert, dass ich Sie über diesen in einem gewissen Halbdunkel lassen würde, wenn ich jener zu erwähnen überginge, und doch gestehe ich aufrichtig, dass die Scheu davor, mich vorzugsweise bisher abgehalten hat, Ihrer Aufforderung zu entsprechen. Sie könnten indess kein Verehrer und Freund des Verewigten gewesen sein und sich seiner Biographie unterziehen wollen, wenn Sie irgend im Stande wären, das, was ich Ihnen darüber weiter mittheile, in der ruchlosen Manier des sogenannten jungen Deutschlands zu verarbeiten und in der Zuversicht dieses Glaubens will ich jene Zweifelscheu denn überwinden.[1]

Herbart's Vater, der den Titel Justizrath führte, war Mitglied einer der ersten gerichtlichen Behörden in Oldenburg. Sein amtlicher Wirkungskreis, dem er sich mit voller Geschäftstreue hingab, schien seine ganze Thätigkeit zu absorbiren. Man sah in fast nur auf seinem Studirzimmer, in collegialischen Sitzungen, und Abends in einem Clubb, wo er bei einer kleinen Spielparthie von angestrengter Tagesarbeit auf einige Stunden Erholung fand. — Schweigsam, trocken, phlegmatisch, schien er alle Genialität, als den gewohnten Gedankenzirkel turbirend, zu scheuen, jedoch ohne besondern Eifer zur Bekämpfung von Tendenzen dieser Art, weil dieser einen gleichen Störungseffect herbeigeführt haben würde. Zufrieden, in dem ihm angewiesenen Kreise seine Schuldigkeit zu thun, erstrebte er nichts weiter in der Welt. — Das ganze Hausregiment überliess er seiner Frau. — So ist er mir von andern geschildert, so habe ich ihn bei jenem Besuche gefunden. —

Mit dieser Individualität, stand nun die seiner Gattin im vollsten Contrast. Die seltene und merkwürdige Frau vereinte lebhafte Phantasie mit schnellem Überblick, raschem Entschlusse, mannhafter Willens-

19—20 Deutschlands zu einem van der Werftschen oder Denners'schen Gemälde zu verarbeiten Cc.

[1] Für die Biographie Herbarts sind gerade die von Smidt im Folgenden gemachten Mittheilungen von so grosser Wichtigkeit, dass ihre Mittheilung geboten und überdiess jetzt, da Niemand mehr durch dieselben verletzt werden könnte, ganz unbedenklich erscheint.

stärke und Ausdauer in der Consequenz des Gewollten, sie war zum Regimente geboren, wollte schaffen und wirken, vielfache Lebensaufgaben erfassen und bestehen, blickte und rührte sich nach allen Seiten. — Bei diesem männlichen Character, gebrach es ihr jedoch nicht an weiblicher Empfindungstiefe; ich habe sie oft in Thränen gesehen, die nur einem, im Innersten bewegten Gemüthe entquellen konnten. Aber wie es kein Licht, ohne eine Schattenseite giebt, so waren die Grazien leider ausgeblieben, den lebhaften Blick der Augen ausgenommen, auch keine Spur von Schönheit; — Haltung, Gang, Sprachorgan, Gestikulation, dem allen mangelte die Anmuth, es fiel mitunter sogar als wiederwärtig auf; und wie nichts bei ihr zum Vorschein kam, das an Sinnlichkeit erinnert hätte, hat sie auch schwerlich eine solche jemals anzuregen vermocht. —

Dass diese Ehe bei aller wechselseitigen sittlichen Treue dennoch eine unglückliche war, und dass unserm Freunde, (so viel ich weiss, der einzige Sprössling derselben,) im elterlichen Hause keine fröhliche Jugendzeit zu Theil wurde, lässt sich aus diesen Verhältnissen leicht abnehmen, Die Mutter strebte fortwährend, ihn nach einem Ideale zu erziehen, nach welchem ihm nichts von dem fehlen sollte, was sie an dem Gatten vermisste, daneben sollte er verwirklichen, was sie selbst auszuführen, vergebens erstrebt. — Der Vater hätte ihn dagegen gern in dem gewohnten Bildungsgeleise eines tüchtigen Oldenburgischen Geschäftsmannes sich fortbewegen sehen. — Bei dem Sohne aber, welchem die Mutter zu anregend, der Vater zu hemmend gegenüber stand, und der dabei Kraft genug fühlte, seinen eigenen Gang zu gehen, musste sich daher wohl eine diagonale Tendenz gestalten, die Niemand von beiden hinreichend zusagte. — Die Liebe zum Vaterlande, die Sehnsucht, demselben etwas sein zu wollen, hat ihre tiefsten Wurzeln in kindlich freundlicher Pietät gegen Laren und Penaten. War diese unserm Freunde gänzlich verkümmert, so war es wohl zu begreifen, dass bei seiner weiteren Lebensaufgabe eine Rückkehr nach Oldenburg und ein dortiger Wirkungskreis gar nicht in Frage kam, dass er vielmehr nach einer literarischen, geistig kosmopolitischen Thätigkeit sich sehnte, — und war mit dem Rückblick auf seine eigene Erziehung eine Reminiscenz an vielfache Misstöne unvermeidlich, so musste der sittliche Ernst, der der Kern seines ganzen Wesens war, ihm namentlich auch die Pädagogik als ein Feld erscheinen lassen, das seiner pflichtmässigen Bearbeitung harre.

Mit dieser Tendenz harmonirte es nun vollkommen, dass Herbart, ohne den Ablauf eines academischen Trienniums abzuwarten, mit Vergnügen auf die Übernahme einer Hofmeisterstelle in der Familie des Berner Patriciers Steiger von Interlaken einging; — wurde damit doch auch die Frage von einer Oldenburgischen Carriere einstweilen in weitere

25 fühlte, auch selbst etwas zu seyn, musste .... Cc.

Ferne gerückt. — Wenn ich nicht sehr irre, war es gegen Ostern 1797,[1] wie er sich nach Bern begab. Die Anknüpfung dieser Verbindung ist wahrscheinlich durch einen aus Bern gebürtigen Cabinetssecretair des verstorbenen Herzogs von Oldenburg, Namens Zehender, mit welchem Herbart schon vor seinem Abgange nach Jena sich befreundet hatte, bewirkt worden. Ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Jahre Herbart's Vater gestorben ist,[2] wohl aber, dass Herbart's Mutter, sobald sie sich von den Pflichten der Hausfrau frei fühlte, ihrem Drange, mit eigenen Augen zu sehen, was die Welt bewege und den Geist in Anspruch nehme, folgend, sich auf Reisen begab, und sich eine Zeitlang in Jena aufhielt, muss daher die Frage unbeantwortet lassen, ob auch diese Umstände mit Herbart's Entschlusse in einiger Verbindung gestanden haben oder nicht. — Vielleicht fällt auch Fichte's Verdächtigung des Atheismus[3] und die durch seinen Abgang erfolgende Unterbrechung der Blüthenzeit des Studiums der Philosophie in Jena in jenen Winter. Mein Gedächtniss verlässt mich darin und zum Nachsehen und Nachfragen fehlt mir die Musse.

Soviel ist wenigstens sicher, dass ich Herbart im Sommer 1797 schon in voller pädagogischer Wirksamkeit im Steigerschen Hause vorfand. Auf der vorerwähnten Reise nach Dresden im Herbst 1795, wo ich mich einige Wochen mit täglichen Besuchen der dortigen Bildergallerie beschäftigte, hatte ich mir durch den ungewohnten Gebrauch eines scharfen Augenglases eine Augenschwäche zugezogen, an der ich im ganzen folgenden Jahre litt. Zur Beseitigung derselben, die auch glücklich erfolgte, verordnete der Arzt eine halbjährliche Studienruhe, die durch eine Fussreise in die Schweiz garantirt werden sollte. Zu dieser vereinigte ich mich mit zwei academischen Freunden, den vorgenannten Köppen und Raison, die sich inzwischen von Jena nach Göttingen begeben, und dort ihren Cursus vollendet hatten. In Bern trafen wir ausser mit Herbart noch mit drei anderen Mitgliedern der Jenaer literarischen Gesellschaft zusammen, nemlich mit Böhlendorf, der dort ebenfalls eine Hofmeisterstelle in einer patricischen Familie angenommen hatte, und mit Berger und Muhrbeck, die eine Zeit lang daselbst privatisirten. — Während mehreren Wochen, die ich zu wiederholten malen in Bern verlebte, fand ich Herbart bereits im Besitz des vollsten Vertrauens der Eltern seiner Eleven, sowie dieser selbst, —

1—2 war es im Herbst 1796 oder im Laufe des darauf folgenden Winters wie er . . . Cc.[1] — 18 im Frühlinge 1797 Cc.

[1] Das obige Datum „Ostern 1797“ ist das richtige; denn Herbart verliess Jena im März 1797, um nach der Schweiz zu reisen.

[2] Herbarts Vater starb erst 1809.

[3] Fichte's Atheismusconflict fällt in das Jahr 1799.

aber ich bemerkte auch bei dieser Gelegenheit, wie alles politische Leben ihn fast gar nicht berührte, da die aristokratischen Formen und Gewohnheiten des Hauses ihn so wenig zu drücken schienen, wie die Altberner Politik ihm missfiel, — er wollte seine Zöglinge nur zu tüchtigen Menschen ausbilden, der Staat kümmerte ihn nicht, — und so entgingen ihm auch schon die damals unverkennbaren Spuren des nahenden Sturmes der schweizerischen Revolution. Wie die Franzosen im Februar 1798 zuerst in die Schweiz einrückten, wurde unser Freund Horn, (jetzt Senator in Bremen, damals mit dem Preussischen Gesandten, Freiherrn von Dohm auf dem Rastadter Congresse) als Courier nach Neufchatel gesandt, um dem dortigen Preuss. Gouverneur Instructionen zu überbringen und besuchte bei dieser Gelegenheit Herbart in Bern. — Durch die Zeitbegebenheiten und durch die Sorge um das, was sie weiter bringen dürften, selbst aufgeregt, versuchte er es wiederholt, sich darüber mit Herbart zu unterhalten. — Dieser schien sich um das alles aber nicht im Mindesten zu kümmern, und verwunderte sich nicht wenig, wie Horn ihm zu Gemüthe zu führen suchte, dass das Menschenleben doch im Forschen, Erkennen und gehorsamen Befolgen einer Regel nicht ganz aufgehen könne, dass man das Lebendige als solches doch noch vollständiger erfassen und ihm sein Recht lassen müsse. —

Die zunehmende Heftigkeit jenes Revolutionssturmes störte denn bald mit der Ruhe, auch das Glück des Steigerschen Hauses. — Herbart's Verhältniss zu demselben löste sich auf die freundlichste Weise. Wahrscheinlich war dies noch im Laufe des Jahres 1799 der Fall. Er hielt sich dann, wenn ich nicht irre, eine kurze Zeit in Oldenburg auf und kam darauf zu mir nach Bremen, wo er zwei bis dritthalb Jahre zum Theil in meinem Hause und auf meinem Landgute mit uns verlebte, bis er Ostern 1802 von hier nach Göttingen abging.

Über diesen Zeitraum seines Bremischen Aufenthaltes, der Ihnen unbekannt gewesen zu sein scheint, wünschen Sie nun vorzugsweise nähere Nachrichten von mir zu erhalten, und wohl besonders deshalb, weil sie voraussetzen, dass wir uns in dieser Zeit gemeinschaftlich mit philosophischen Studien beschäftigt hätten. — Das war aber nicht der Fall, da mir damals keine Musse vergönnt war, diese Bestrebungen mit ihm zu theilen. — Ich hatte nach meiner Rückkehr aus der Schweiz im October 1797 eine Professur an dem damals hier bestehenden Gymnasium illustre angenommen und beschäftigte mich vorzugsweise mit Vorlesungen über Geschichte, die von einem zahlreichen Publikum von gebildeten Personen, Männern und Frauen, besucht wurden, ferner nahm ich als Mitglied eines Ausschusses der Bürgerschaft an Be-

1—2 wie wenig politisches Leben ihn berührte Cc. — 7—22 Statt des ausführlichen Textes: „Wie die Franzosen . . . . . Steigerschen Hauses" hat Cc die Worte: Dieser brach dann im folgenden Jahre aus und störte in seiner Folge mit der Ruhe auch das Glück des Steiger'schen Hauses".

rathungen über hiesige öffentliche Angelegenheiten Theil. Letzteres hatte die Folge, dass ich im December 1800 in den Senat gewählt wurde, und die damit verbundenen Arbeiten haben mich in den seitdem verflossenen 41 Jahren aller von Zeit zu Zeit eintretenden Lustanwandlungen ungeachtet, doch zu keinem Versuche einer Wiederaufnahme meiner früheren philosophischen Studien kommen lassen. In dieser Beziehung haben Sie also von meinen Mittheilungen keine Ausbeute zu erwarten.

Herbart beschäftigte sich während seines hiesigen Aufenthalts theils mit den Vorarbeiten, aus welchen sein nachmaliges philosophisches System hervorging, theils mit Unterrichtsstunden, die er *regelmässig* einem jungen Manne, der sich zur Universität vorbereiten wollte und zu unbestimmten Zeiten mehreren Frauenzimmern ertheilte. Da er gewöhnlich bei uns zu speisen pflegte, so waren unsere Freunde und Bekannten allmählig auch die seinigen geworden. Unter diesen war ein wohlhabender Kaufmann, der bei vorgerücktem Alter sein Geschäft abgegeben und mit seiner ebenfalls gebildeten Frau vielen Sinn für literarische Unterhaltung hatte. — Bei dieser brachte Herbart manchen Abend vergnüglich zu. — Sie waren kinderlos, hatten aber einen Neffen, dessen Bildung ihnen am Herzen lag. — Dieser war es, den Herbart auf ihren Wunsch zu seinen Universitätsstudien vorzubereiten suchte, und den er auch im Jahre 1802 gewissermassen als Hofmeister nach Göttingen begleitete, — womit es aber nicht lange währte, weil derselbe mit vollem Eifer sich in sein juristisches Studium warf, wofür Herbart keinen Sinn hatte, dagegen aber bei dem jungen Manne, der sich in seinen Mussestunden lieber mit Poesie, als mit Philosophie beschäftigte, für letztere keinen Anklang fand. Dieser vormalige Zögling Herbarts (Dr. Walte) lebt noch hier und steht bei Allen, die Ihn näher kennen, in der vollsten Achtung, — wie er denn auch ein vollkommenes Vertrauen seiner Clienten besitzt. Ich hatte ihn in einer Reihe von Jahren nicht gesehen, da er seit dem Verluste einer geliebten Frau, den er nicht überwinden kann, fast gar nicht aus dem Hause geht. — Damit Sie jedoch sehen, dass ich gleich nach Eingang ihres ersten Briefes bereits darauf bedacht war, Ihrem Wunsche zu willfahren, lege ich ein Billet im Original bei, das ich auf meine Aufforderung, mir einen Beitrag zu der von Ihnen beabsichtigten biographischen Schilderung zu liefern, von ihm erhielt. —

Die Frauenzimmer, mit denen Herbart sich auf ähnliche Weise, jedoch mehr in der Form freier, geselliger Abendunterhaltungen beschäftigte, waren die meiner nächsten Umgebung, meine verstorbene einzige Schwester, die mit den verstorbenen Senator Castendyk verheirathet war, meine eigene Frau, eine verstorbene ältere Schwester meiner Frau, verehelicht mit einem ebenfalls verstorbenen Kaufmann Noltenius

27 für diese keinen Cc. — 39 geselliger Unterhaltungen Cc.

und zwei jüngere, damals noch unverheirathete Schwestern meiner Frau, die mit ihr noch am Leben sind, die jetzige Gattin meines Collegen, des Bürgermeisters Noltenius, (eines Bruders des ebengedachten) und die jetzige Wittwe eines verstorbenen Predigers Bekenn, dessen Name Ihnen vielleicht als Verfasser einiger kleinen philosophischer Schriften vorgekommen sein mag.

Die drei erstgenannten verheiratheten jungen Frauen befanden sich damals im Vollgenuss der ersten mütterlichen Freuden und ihr ganzes Tichten und Trachten war auf hinreichende Befähigung zu einer zweckmässigen Erziehung ihrer Kinder gerichtet. Wir jungen Männer dagegen, hatten bei der herzlichsten Liebe zu unsern Frauen, doch kein sonderliches Ohr für theoretische Unterhaltungen über dieses Thema, meinten vielmehr, das würde sich im Leben schon machen, und ein gutes Beispiel der Eltern, verbunden mit einem festen Gange des Vaters durch's Haus, sei das eigentlich fruchtbringende Princip jeder guten Erziehung. — Was konnte ihnen also willkommener sein, als die gesellige Unterhaltung mit einem Manne, dem dergleichen Erörterungen die grösste Freude machten, der mit dem vollsten Ernste darauf einging, keine Art von Geschlechtsüberlegenheit blicken liess, sich nie die geringste badinage erlaubte, sondern sich mit den Frauen gerade so unterhielt, als sässe er den ehrenfestesten Männern gegenüber. Die Leichtigkeit, mit der sich Herbart das volle Vertrauen jedes Frauenzimmers, das nur von irgend einer ernsten Seite zugänglich war, trotz alles Eckigen in seiner äusseren Haltung, zu erwerben wusste, wurzelte, beiläufig gesagt, gerade in diesem Benehmen, weil es bei ihm keine Manier, sondern volle Wahrheit war. — Wie konnte es auch anders sein, war ihm doch seine Mutter von Jugend auf als *l'homme* de la famille erschienen! Vielleicht hing es damit auch zusammen, dass er, wie er mir wiederholt versichert hat, nie eine sinnliche Neigung zum andern Geschlechte bei sich verspürte. Vertheidigte er doch bereits in Jena sehr ernsthaft die Ansicht, dass, wer sich den Wissenschaften widmen wolle, vor dem 40. Jahre an kein Heirathen denken dürfe, dann sei es aber Pflicht, Bedacht darauf zu nehmen, weil man sonst keine Aussicht habe, die Erziehung seiner Kinder bis zu ihrer Mündigkeit leiten zu können. Dass seine eigne Ehe kinderlos geblieben, hat mich daher auch nie gewundert.

So gaben sich denn auch jene drei Frauen seinen Belehrungen mit vollster Zuversicht hin, und wenn er sich ihnen anfangs nicht immer begreiflich machen konnte, dann behauptete, die Schuld liege an ihnen, sie seien zu flüchtig, liessen ihre Gedanken spatzieren gehen, statt sie auf einen festen Punkt zu richten, einige mathematische Studien dürften sie in den Besitz des Zügels setzen, so liessen sie sich auch diese willig gefallen, und er brachte sie so weit, dass sie den pythagorischen Lehrsatz auf mehr als eine Weise zu demonstriren vermochten. So wurde denn darüber verhandelt, wie das Wahrnehmungsvermögen der Kinder

zu wecken sei, ehe man noch mit ihnen sprechen könne; — dann die Pestalozzischen und andere Unterrichtsmethoden erörtert, ein Abriss der Geschichte der Philosophie vorgetragen, vorzugsweise bei Plato verweilt und was sich sonst weiter daran knüpfen mochte. Seine Bemühungen gingen namentlich dahin, den Frauen die Aufgaben der Wissenschaft, als Aufgaben der Menschheit darzustellen, folglich als Gegenstände einer ernsten, ja religiösen Behandlung. Es kam mir vor, als ob ihm ein Eingehen auf diese Ansichten und deren Anerkennung von Seiten ehrenwerther Frauen, um so mehr Bedürfniss war, als er das bei seiner Mutter, welche das, was er sich als Lebensaufgabe erwählt, fortwährend verkannte, vergebens erstrebt hatte. Er suchte und fand darin eine Apologie, die für sein ruhiges Fortschreiten auf dem begonnenen Wege von *wichtigem* Einflusse war. Es wird sich darüber vielleicht etwas in einem kleinen Aufsatze finden, den Herbart in irgend eine periodische Schrift jener Zeit, ni fallor, in die von G. v. Halem herausgegebene Irene, hat einrücken lassen. — Die Rubrik will mir nicht beifallen, es steht aber darunter: „*Drei Frauen gewidmet*" — damit sind die vorgenannten gemeint.[1]

Meine beiden jüngeren damals noch unverheiratheten Schwägerinnen aber, die sich grade mit der Erlernung neuerer Sprachen beschäftigten, suchte er von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen, dass die Kunde der griechischen Sprache, das Studium jeder andern erleichtere, man also damit beginnen müsse, ertheilte ihnen dann Unterricht darin, und brachte sie auch dahin, dass sie mit der Odyssee leidlich fertig werden konnten.

Die Kunde, dass Herbart hier in einem ihm zusagenden Cirkel lebe und namentlich bei den Frauen wohlgelitten sei, war auch nach Jena erschollen, wohin Böhlendorf, dessen Schweizerische Hofmeister-Laufbahn die Revolution ebenfalls zerstört hatte, zurückgekehrt war. — Für den Moment keinem bestimmten Lebensplan folgend, und (wie die Liefländer und Curländer darin überhaupt den Franzosen gleichen) keinen Augenblick daran zweifelnd, den Frauen gefallen zu müssen, begab er sich ebenfalls nach Bremen, begann damit, Unterricht im Italienischen zu geben, und wurde in manchen Zirkeln, wo er sich durch Vorlesung seiner dramatischen Versuche, die später im Druck erschienen sind (Fernando oder die Kunstweihe — und das Trauerspiel Ugolino) interessant zu machen wusste, gern gesehen. Aber bei den Bremischen Frauen wollte es ihm durchaus nicht glücken, und wie er eine gewisse

9—11 bey seiner Mutter, die seine Bestrebungen fortwährend verkannte Cc. — 13 wohlthätigem Einflusse Cc. — 14—15 in irgend ein Journal Cc.

[1] Smidt meint Herbarts Aufsatz: „Ueber Pestalozzis neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrte." (S. S. 153—168.)

neidische Empfindlichkeit gegen Herbart nicht unterdrücken konnte, misfiel er vollends. Wie ich gegen das Ende des Jahres 1800 in den Senat gewählt wurde und meine historischen Vorlesungen aufgeben musste, erbot er sich zur Fortsetzung derselben, scheiterte aber auch damit, indem er vorgängiger Übung in freier Rede ermangelnd, wiederholt in seinen Vorträgen stecken blieb. Am Ende betrübte sich niemand darüber, wie er uns verliess. Auch soll er später auf allerhand Abwege gekommen und zuletzt in einem Irrenhause gestorben sein.

Durch dass nemliche Gerücht angezogen, fand sich auch noch ein anderes Mitglied der literarischen Gesellschaft, der Liefländer Pesarovius hier ein, — seine Erscheinung war aber viel kürzer. Er glaubte es mit Herbart im Klavierspiel aufnehmen zu können, gab auch einige Concerte und nahm in mehreren Häusern an musikalischen Unterhaltungen Theil. — Das lockere liefländische Wesen sagte den Bremern jedoch nicht zu und er zog bald wieder ab, wir aber freuten uns, wie er ging.

Überhaupt haben von den dem Russischen Reiche angehörigen Genossen der Jenaer literarischen Gesellschaft mehrere im Leben nicht Probe gehalten, denn auch Lindner ist in eine zweideutige Stellung gerathen — und selbst Bärnhof, der talentvollste von allen, soll, wie ich durch die dritte Hand vernommen, sich durch den Genuss geistiger Getränke seine Tage verkürzt haben.

Einen erfreulicheren und belebenderen Zuwachs hatte unser freundlicher Cirkel in jener Zeit durch zwei andere Genossen des Jenaischen academischen Lebens erhalten, die besser mit Herbart harmonirten und in deren Umgange er manche frohe Stunde verlebt hat, — Dr. Thulesius aus dem Oldenburgischen, der schon kurz vor Herbart nach Bremen gekommen war und sich als Arzt hier niedergelassen hatte und Dr. Horn, aus Braunschweig, unser Gefährte der Reise nach Dresden im Jahre 1795, der im Frühling 1801 unser Mitbürger wurde und Ende 1802 zum Mitglied des Senats erwählt ward. — Beide leben noch in unsrer Mitte, und sind jetzt die einzigen mir noch übrig gebliebenen treuen Genossen meines academischen Lebens, unserm Hause fortwährend aufs innigste befreundet.

Meine vertraulichen Unterhaltungen mit Herbart unter vier Augen hatten in der ganzen Zeit seines Hierseins vorzugsweise das unglückliche Verhältniss, welches zwischen ihm und seiner Mutter vorwaltete zum Gegenstande. Diese konnte nicht vergessen, dass keiner der Blüthenträume, deren sie sich bei der Erziehung des einzigen Sohnes hingegeben, die erwartete Frucht gebracht, sie hatte keinen Glauben an seine Zukunft, wähnte, dass er sich unpractischen Tendenzen hingegeben und tadelte alles, was er unternahm. Er wuste indess recht gut,

15 und wir freuten uns Cc.

was er wollte, und fühlte zugleich, dass er in dem Glauben an sich selbst nicht wankend werden dürfe; sie wollte ihn fortwährend erziehen, er aber nicht von ihr geleitet sein, und mied deshalb ihre Nähe. — Die Frau hatte grösseres Zutrauen zu mir wie zu ihrem Sohne, schrieb mir von Zeit zu Zeit, — es fanden auch mehrere Zusammenkünfte auf halben Wege zwischen uns statt, an denen Herbart auf mein Zureden einzeln Theil nahm, aber aller angewandten Mühe ungeachtet, wollte es mir nicht gelingen, das wechselseitig verlorne Vertrauen wieder hergestellt zu sehen. Nachdem dass von beiden Seiten aufgegeben worden, suchte sie einen gewissen Dr. Harbaur, einen aus dem Elsass gebürtigen Arzt, der ein vielbewegtes Leben geführt und den sie früher zufällig in Oldenburg kennen gelernt hatte, wieder auf, dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkte und ihm folgte, wohin er ging. Er war eine Zeitlang Leibarzt des Königs der Niederlande — in Strassburg und Paris, in Berlin und in Holland zu Hause. — Es ist möglich, dass er auch schon bei ihr war, wie sie in Jena sich aufhielt. In seiner Nähe ist sie auch gestorben, wahrscheinlich in Frankreich, in welchem Jahre weiss ich nicht, vermuthe aber schon früher als Herbart nach Königsberg ging.[1] Seitdem sie nach Jena reiste, wovon ich die Zeit auch nicht mehr anzugeben vermag, habe ich sie nicht wieder gesehen. Auch Harbaur soll vor einigen Jahren gestorben sein.

Bei diesem ganzen Verhältnisse war übrigens durchaus keine Sinnlichkeit im Spiele, was Oldenburgische Afterrede darüber auch verbreitet haben mag. Mit der grössten Naivetät nannte die Herbart sich selbst eine alte hässliche Frau. — Aber mit der nemlichen Consequenz wie ihr Sohn die Ausbildung seines philosophischen Systems, verfolgte sie die Erstrebung dessen, was sie im ganzen Laufe ihrer Ehe ersehnt und entbehrt und an ihrem Sohne zu finden vergebens gehofft hatte, das Bedürfniss, sich an einen gebildeten Mann zu lehnen, der ihr dadurch Achtung einflösste, dass seine Willens- und Thatkraft ihre eigene überwiegend, im Leben sich geltend mache.

Um Ihnen diesen Harbaur in solcher Beziehung wenigstens in einem kleinen characteristischen Zuge etwas näher zu individualisiren, erzähle ich Folgendes: Bei den drei den Befreiungskrieg leitenden Monarchen Anfangs December 1813 als Bremischer Gesandter accreditirt, war ich dem Hauptquartier derselben bis Paris gefolgt, wo ich bis zur Mitte des Jahres 1814 verweilte. Ein anhaltender Husten erforderte ärztliche Hülfe. Auf Erkundigung nach einem deutschen Arzt wurde mir Dr. Harbaur genannt, der mich auch in kurzer Zeit herstellte. Auch sah ich ihn dort in mehreren Cirkeln und seine Unterhaltung

1 wollte, fühlte auch, dass Cc.

[1] Herbarts Mutter starb im December 1803 in Paris.

sagte mir zu. Wie ich ihm meine bevorstehende Abreise ankündigte, bestand er darauf, dass ich zuvor noch einmal in einer kleinen Gesellschaft, die ich selbst wählen möge, bei ihm zu Mittag essen solle. Die Einladung durfte ich nicht ablehnen, bemerkte jedoch, dass jeder von ihm gewählte Gast mir recht sein werde. Er drang darauf, dass ich doch wenigstens *einen* Wunsch dieser Art äussern möge, den er schon zu erfüllen wissen werde. Nun erwiederte ich scherzend, so möge er den alten Graf von Schlaberndorf bitten. Ich weiss nicht, ob Sie von diesem merkwürdigen, bereits vor mehreren Jahren verstorbenen Manne etwas gehört, oder gelesen haben, (in Varnhagens Denkwürdigkeiten wird seiner ohne Zweifel erwähnt sein). Ein geborner Schlesier und reicher Gutsbesitzer, hatte er den grössten Theil seines Lebens in Paris zugebracht, — die Revolution von 1789 kommen sehen und in allen ihren Phasen durchlebt. Geistreich und in französischer wie deutscher Literatur bewandert, hatte er die Bekanntschaft der bedeutendsten Männer dieser ganzen verhängnissvollen Zeit gemacht und die Gefahren derselben vorzugsweise dadurch bestanden, dass er sein Studirzimmer fast gar nicht verliess und wie ein Cyniker lebte. Seinen Bart liess er Monate lang wachsen, man fand ihn nur in einem zerrissnen Schlafrocke mit herabhängenden Fetzen. Dennoch fehlte es ihm nie an Besuch von allen Partheien, denn er war über Alles orientirt, man konnte ihn wie ein Lexicon aufschlagen.

So hatte ich ihn 1811 in der Zeit, wo Napoleon im Zenith seiner Glorie stand, kennen gelernt, und während eines Vierteljahres, das ich damals in Paris zubrachte, häufig besucht. Auf dem nemlichen Flecke, in dem nemlichen Lehnstuhl, in der nemlichen Attitude fand ich diesen Diogenes im Jahre 1814 wieder vor und hatte zufällig vernommen, dass Harbaur sein Arzt sei. Der gedachte Scherz aber war bereits von mir vergessen, als ich mich nach einigen Tagen zum Diner bei Harbaur einfand und kaum meinen Augen traute, wie ich jenen Alten der Tage aufs sorgfältigste rasirt und in der anständigsten Kleidung unter den Gästen erblickte. Wie Harbaur das möglich gemacht, habe ich nicht erfahren, aber in dem, dass er sich an die Verwirklichung solcher Möglichkeiten wagte, erkannte ich sofort den Mann, von dem sich die Herbart unwiderstehlich angezogen finden muste. Unser Freund hingegen würde, wenn ihm seine Mutter je eine solche Aufgabe angesonnen hätte, sie als ein thörichtes nutzloses Beginnen nicht ohne Äusserungen einiges Unwillens sofort von der Hand gewiesen, die Mutter aber ihn dann für einen Imbecillen erklärt haben. In der mathematischen Richtung und Tendenz seines ganzen Wesens suchte und beschritt er zwi-

4 Ich konnte die Einladung nicht ablehnen Cc. — 22 und man Cc. — 26—27 Attitude hatte ich .... vorgefunden und zufällig vernommen Cc. — 28—29 Den gedachten Scherz aber hatte ich bereits vergessen Cc. — 35—36 Unser Freund aber würde Cc. — 38—39 und die Mutter ihn dann Cc.

schen zwei sich vorab deutlich vergegenwärtigten Puncten nur den gradesten Weg, es gebrach ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, an allem Spieltriebe, und damit an einer hinreichend freien Beweglichkeit auf den Wellenlinien des idealen und practischen Lebens. So hatte er nicht blos für Witz, Scherz und Humor selbst keinen Sinn, sondern sie erschienen ihm auch als den Ernst des Lebens gefährdende Talente, bei denen man sich des „timeo Danaos," erinnern müsse. Deshalb waren ihm auch die Bestrebungen der poetischen Schule der Schlegel u. s. w. verhasst, sie verdürben, sagte er, ihm *sein* Publikum. Überhaupt fand er an keiner Art von Spiel Gefallen, selbst an den geistreichsten nicht, wenn dabei ein *zufälliges* geistiges Funkengeben in Frage kam. So lehnte er es fast jedesmal ab, an einer in jener Zeit in unsern geselligen Abendzirkeln häufig vorkommenden Unterhaltung Theil zu nehmen, die in epigrammatischen Versuchen bestand, wozu Themata und Endreim von jedem Anwesenden beliebig aufgegeben und die so beschriebenen Zettel dann zu augenblicklicher Bearbeitung verlooset wurden.

Für die Mutter war dagegen kein Wagstück zu kühn, und ihre Entschlossenheit schlug jeden Zweifel nieder, sobald sie den Moment zum Handeln gekommen zu sein glaubte. Aus ihrem eigenen Munde habe ich Folgendes:

Schon einige Jahre vor der Zeit, wo ich ihre nähere Bekanntschaft machte, erkrankte ein Oldenburgischer Beamter, mit dem Herbart'schen Hause befreundet, der Frau jedoch geistesverwandter als dem Manne, und daher ihr sein vorzügliches Vertrauen widmend, an der sogenannten galoppirenden Schwindsucht. Im letzten Stadium derselben, wie jede Aussicht zur Genesung bereits verschwunden war, verordnete der Arzt noch den Gebrauch einer Heilquelle im südlichen Deutschland. — Der Kranke weigerte sich lange, gab jedoch endlich nach, bat indess die Herbart dringend, ihn bis zur nächsten Station zu begleiten, um noch ein letztes vertrauliches Wort mit ihr wechseln zu können. — Sie fand sich dazu bereit. Nach einer Fahrt von drei Meilen hatten Beängstigung und Mattigkeit jedoch dergestalt zugenommen, dass an Weiterfahren nicht zu denken war, und die Nacht dort zugebracht werden musste. Die Herbart wachte vor seinem Bette und reichte ihm von Zeit zu Zeit vorschriftsmässig von der verordneten Arznei, die aus einem Krampfstillenden Opiate bestand. Bei einem solchen sorgsamen Abzählen der vorgeschriebenen Tropfenzahl, flehte der von Brustkrämpfen geängstigte Kranke aufs beweglichste, es bei dieser Zahl nicht zu belassen. Ich fühle und weiss, äusserte er, dass ich höchstens noch einige Tage zu leben habe. Ich hinterlasse weder Frau noch

4—9 Die Worte: „So hatte er nicht blos . . . . . sein Publikum" fehlen in Cc. — 10 Fand er doch fast an keiner Art von Spiel Gefallen Cc. — 29—30 gab endlich nach Cc. — 36—37 reichte ihm von Zeit zu Zeit die verordnete Arznei Cc.

Kinder. Was ich auf der Welt noch zu sagen hatte, ist Ihnen anvertraut, ich bin vollkommen bereitet, sie zu verlassen. Meinen Leichnam möchte ich doch in Oldenburg beerdigt haben. Sie sind immer so freundlich gegen mich gewesen, erfüllen Sie nun meine letzte Bitte. Helfen Sie mir diese furchtbare Todesqual verkürzen. — Zählen Sie die Tropfen nicht, füllen Sie den ganzen Löffel. — In jener Welt werde ich es Ihnen danken. — Was sollte ich thun, fuhr sie fort, ich hielt mich überzeugt, dass der Mann wusste, was er wollte, dass er mich zu dieser Hülfeleistung vor andern ausersehen, weil er unbedingtes Vertrauen dazu in mich setzte. Sollte ich dieses Vertrauen täuschen und so das bittere Gefühl des Verlassenseins, sei es durch mein Weggehen oder durch meine längere in seinen Augen dann mitleidlose Gegenwart bei ihm steigern? Ich that, was er begehrte und führte seine Leiche nach Oldenburg zurück.

Das erzählte mir die Frau, wie ich es Ihnen erzähle, und in so fester Überzeugung der Pflichtmässigkeit ihres Benehmens, dass sie gänzlich unterliess, was ich nicht unterlassen zu dürfen glaube, die Bemerkung, dass sich diese Anecdote nicht zur Veröffentlichung eignet. Ich theile sie Ihnen nur zu dem Zweck mit, damit Sie unsern Freund begreifen und ihn keiner Inpietät zeihen, wenn ihm in der Nähe seiner Mutter etwas unheimlich zu Sinne war. —

Wie sehr sie ihn verkannte und welcher Grad von kindlicher Pietät dennoch bei ihm vorwaltete, zeigte sich noch nach ihrem Tode in Veranlassung ihres Testaments. Es scheint, dass sie mit ihrem Gatten nicht in Gütergemeinschaft lebte, wenigstens habe ich einmal gehört, dass sie ein eigenes Vermögen von etwa 25,000 Thalern besass. Den Übergang desselben auf ihren Sohn hatte sie testamentarisch dahin clausulirt, dass ihm, bis er das 40. Jahr erreicht, nur die Zinsen dieses Capitals auszuzahlen seien, die Verwaltung desselben aber von einem Oldenburgischen Advocaten, Dr. Wardenburg, wahrgenommen werden sollte. Als Grund war angegeben, dass ihr Sohn schwerlich früher mit seinen philosophischen Speculationen soweit gekommen sein dürfte, um zu einer ordentlichen Vermögensverwaltung Zeit übrig zu haben, — sie daher nur zu seinem eigenen Besten diesen conservatorischen Bedacht genommen. Ob sie dabei seiner Maxime, dass ein Gelehrter erst im 40. Jahre heirathen solle, eingedenk gewesen sein mag, weiss ich nicht, wohl aber, dass an dieser Maxime auch einer ihrer Lieblingspläne scheiterte. — Sie hatte sich der Erziehung der Tochter einer verstorbenen Freundin mit grosser Sorgfalt angenommen, das Mädchen mochte 4—5 Jahre jünger sein wie Herbart. — er hatte mit dem Kinde gern verkehrt.

1—2 sagen hatte, habe ich Ihnen vertraut, ich bin völlig bereitet Cc. — 2—3 Mein Leichnam muss doch nach Oldenburg zurück Cc. — 3—4 u. 5 Die Sätze: „Sie sind immer so freundlich gegen mich gewesen.“ „Helfen Sie mir diese furchtbare Todesqual verkürzen“ fehlen in Cc. — 21 unheimlich zu Muthe war. — 32 gekommen sein würde Cc.

Die Mutter hoffte, ihm in ihr eine treffliche Gattin zuführen zu können, die ihm zugleich ein nicht unbedeutendes Vermögen zubringe. Das vertraute sie mir schon im Jahre 1796, bei meinem Besuche in Oldenburg, da sie aus den Briefen ihres Sohnes entnommen zu haben glaubte, dass ihm mein Rath nicht gleichgültig sei. — Sie veranstaltete einen kleinen Ball in ihrem Hause, damit ich das Mädchen sehen, mit ihr tanzen, in meinen Briefen an Herbart seiner erwähnen möge. Ich fand es auch wirklich in der Blüthe der Jugend und Schönheit, nicht ungebildet und anmuthig im Umgange, — verhehlte diesen Eindruck unserm Freunde auch nicht, obgleich ich im Voraus überzeugt war, dass meine Schilderung nur einen historischen Effect bei ihm haben würde. Diese von der Mutter für ihn ausersehene Braut, wurde später an einen schon bejahrten Amsterdamer Kaufmann verheirathet, nach wenigen Jahren Wittwe, kehrte dann nach Oldenburg zurück und erhielt einen zweiten Ehemann, einen Jenaischen Universitätsgenossen Herbart's, der Bürgermeister in Oldenburg wurde, aber auch bereits gestorben ist. Ob sie noch lebt, weiss ich nicht. — Einer ihrer Söhne hat sich als Kaufmann in Bremen etablirt.

Aber um auf das Testament zurückzukommen.

Herbart wusste, und auch Wardenburg, den er persönlich kannte und schätzte, machte ihn aufmerksam darauf, dass jene Clausel zu Rechte nicht beständig erfunden werden dürfte, sobald er nur ordnungsmässig dagegen reclamire. — Er wollte sich dazu jedoch nicht entschliessen und hat das 40. Lebensjahr ruhig abgewartet, so vollkommen er auch von dem Irrthum der Voraussetzung seiner Mutter überzeugt war. Er hatte durchaus keine Neigung zur Verschwendung, und wusste das Seinige zu Rathe zu halten. Mag es doch wenig Studenten geben, die während ihrer Universitätszeit sich so einschränken, dass sie von dem Betrage ihres Wechsels jährlich eine kleine Summe übrig behalten und diese sofort zinslich anlegen. Ich weiss aus Herbart's eigenem Munde, dass dies bei ihm der Fall war, — es stand mit seiner Abneigung gegen das Ergreifen einer Brodwissenschaft, die seine Rückkehr nach Oldenburg herbeiführen könnte — und mit dem daraus hervorgehenden sorglichen Blicke in die Zukunft in innigster Verbindung.

Ostern 1802 zog Herbart also von Bremen nach Göttingen. — Dass sein hofmeisterliches Verhältniss zu Walte dort nicht lange dauerte, ist schon erwähnt. Eben so wenig gelang dies bei dem jungen Holmer, dem Sohne eines verstorbenen Oldenburgischen Ministers, wenn schon aus ganz anderen Gründen, weil ihm hier eine sittliche Entartung die Fortsetzung eines solchen Verhältnisses verleiden muste. Dennoch wusste er, nachdem er in Göttingen als Privatdocent aufgetreten, bald einen

15 Ehemann in einem Jenaischen Cc. — 26 Herbart hatte durchaus Cc. — 27 Seinige recht wohl zu Cc.

Kreis hoffnungsvoller junger Männer um sich zu sammeln, die der Ernst seiner Bestrebungen magnetisch anzog. Dazu gehörte auch einer seiner vormaligen Berner Zöglinge, der ihm vor andern werth war, die Söhne des damaligen Hannoverschen Ministers v. Grote, einige Liefländer und Curländer, — ein Prinz Sulkowski, aus dem Preussischen Polen, wenn ich nicht irre, auch der damalige Kronprinz, jetzige König von Baiern. — Eine Anzahl derselben begleitete ihn auf einem Ferienbesuche, den er uns in Bremen machte. Ein solcher Besuch wurde noch ein, oder zweimal von ihm wiederholt, ehe er nach Königsberg abging. Das war nach dem Tilsiter Frieden der Fall; — in welchem Jahre, kann ich nicht bestimmt angeben.

Von seinem Leben und Wirken in Königsberg, habe ich während der Zeit seines dortigen Aufenthalts wenig vernommen, unser Briefwechsel hörte damals fast ganz auf.

Später habe ich ihn denn von Zeit zu Zeit in Göttingen wiedergesehen, wenn ich auf meinen Reisen nach und von Frankfurt dort passirte. Bei solchen Gelegenheiten machten meine Frau und ich auch die Bekanntschaft der seinigen, zu der wir ebenfalls in ein freundliches Verhältniss traten. — Ein solcher Reiseaufenthalt war meist auf einen einzelnen Tag beschränkt, — wir tauschten unsere Erlebnisse gegenseitig aus; zu wissenschaftlichen Unterhaltungen fand sich keine Musse. — Mit unserm sparsamen Briefwechsel hatte es die nemliche Bewandniss.

Im Mai 1838 sahen wir ihn zuletzt und brachten Nachmittag und Abend bei Herbarts zu. Auf seinem Studierzimmer unterhielt ich mich eine vertrauliche Stunde allein mit ihm, während meine Frau auf ähnliche Weise mit der seinigen verkehrte. — Der Gegenstand unserer damaligen Unterhaltung war vorzugsweise der bekannte Vorgang mit den sieben Göttinger Professoren, seine Lage und sein Benehmen bei der Unterhaltung mit dem Könige auf dessen Jagdschlosse, so wie bei der ganzen Sache überhaupt. Sie wissen, wie sehr unser Freund deshalb getadelt worden ist, und was er darüber zu leiden hatte. Aber wenn ich mich in solcher Lage auch wahrscheinlich anders benommen haben dürfte, so giebt es bei Situationen dieser Art für die Richtigkeit der Beurtheilung jedes Individuums doch nur einen individuellen Maassstab und durch alles, was er mir darüber erzählte, konnte meine volle Überzeugung nur verstärkt werden, dass er auch unter diesen Umständen sich selbst nicht untreu geworden. — Politische Verhältnisse berührten und interessirten ihn wenig.*) Von dem ganzen Hannover-

*) Nur selten las er Zeitungen. Zur Zeit der Göttinger Jubelfeier war er Dekan der philosophischen Facultät, und musste als solcher die Ehrendiplome einiger ihm von den Collegen vorgeschlagenen neu creirten Doctoren ausfertigen. Unter

5 „und Curländer" fehlt in Cc. — 5 „aus dem Preussischen Polen" fehlt in Cc. — 25 in Göttingen bey Herbarts Cc.

schen Staate lag ihm nur die Universität Göttingen am Herzen. Er musste die Erhaltung derselben mit der davon abhängigen geistigen Wirksamkeit auf die Bildung der deutschen Jugend — nach dem, was man ihm eröffnete, für gefährdet und den Moment zur Beseitigung dieser Gefahr, verstreiche er unbenutzt, für unwiederbringlich verloren achten, es war eine Lage, die bei dem vollsten Contraste der Aufgabe wie des Benehmens, mit derjenigen seiner Mutter an jenem Todenbette zu *Delmenhorst* doch eine gewisse Parallele gestattet. Er war zu grade und zu redlich, um den labyrinthischen Faden der Intrigue, zu deren Opfer man ihn ausersehen, auch nur zu ahnen. Dazu kamen Unkunde und Unbehülflichkeit in Sachen dieser Welt, sowie der vorgedachte Mangel an Mobilität zu einem schnellen Entschlusse und vor allem, wo es galt, auf den Wellenlinien des Lebens festen Fuss zu fassen und zu behaupten — kurz, er ist mir dieser Begebenheit und der Urtheile über dieselbe ungeachtet theuer geblieben, wie er es immer war, — ich vermag keinen Stein auf ihn zu werfen.

Sittlicher Ernst und sittliche Strenge waren in so hohem Grade bei ihm vorherrschend, dass er eigentlich wohl nie am Scheidewege gestanden hat. Der kategorische Imperativ war in ihm personificirt. Eine gewisse Unvollständigkeit des lebendigen Menschen war damit gegeben. Woltmann, drückt sich bald nach meinem Abgange von Jena im October 1795 in einem Briefe, der mir kürzlich in die Hand fiel, so über ihn aus: „Herbart ist ein philosophischer Kopf, überhaupt ein trefflicher Jüngling, aber er scheint zu früh an der *einen* Seite gereift, die Genialität der Jugend fehlt ihm. Die Erziehung hätte bei ihm um so mehr darauf hinwirken sollen, je weniger ihm die Natur von jenem äolischen Harfenspiel der Einbildungskraft und der Empfindung verliehen, wodurch der Mensch in ewiger Jugend zauberisch erhalten wird.“

Unter den höhern Künsten, war er wohl nur für die Musik recht empfänglich. Vor allen verehrte er Beethoven und erfasste seinen hohen Werth, ehe derselbe noch die spätere allgemeine Anerkennung gefunden hatte. Das Erhabene stand ihm näher, als das Schöne. Von Poesie hat ihn die Lyrik wohl am wenigsten angesprochen, da er den Wechsel der Gedanken und Empfindungen unter keine Regel bringen konnte.

diesen war bekanntlich auch Stüve. Bald nachher ward Herbart durch ein Rescript aus Hannover zur Verantwortung darüber aufgefordert, dass er Stüve zum Doctor creirt, und es zeigte sich, dass ihm der Mann und seine politische Bedeutung völlig unbekannt geblieben. — Ganz naiv fragte er seine Collegen, wie sie dazu gekommen, ihm eine persona ingrata vorzuschlagen?

8 „zu Delmenhorst“ fehlt in Cc. — 39 und er äusserte ganz naiv gegen seine Collegen Cc. — 17—S. XXIV Z. 7 Der Abschnitt: „Sittlicher Ernst und sittliche Strenge . . . . zarteste Humanität.“ fehlt in Cc.

Im späteren Alter hatte es ihn vielleicht gereizt, jenen Wechsel psychologisch zu begründen. — Wie er ohne eine Spur von Falschheit war, konnte auch kein Mistrauen in ihm aufkommen. — Mochte man Jahre lang nichts von ihm vernommen haben, seinem Freunde war er immer wieder der Alte. In dem Benehmen gegen seine Gattin, die durch Heimweh nach Königsberg oft sehr trübe gestimmt war, zeigte er die zarteste Humanität.

Meine Frau hatte ihm vor etwa anderthalb Jahren durch einen Reisenden ein kleines Andenken geschickt. Sein letzter Brief an uns, vom 29. November 1840, spricht den freundlichsten Dank dafür aus. —

Friede sei mit seiner Asche!

d. 30. März 1842.

Ich habe die Feiertage abwarten müssen, hochgeschätzter Herr Professor, um zur Fortsetzung und Beendigung dieser am 20. d. begonnenen Mittheilungen einige Mussestunden zu finden, und da mir dieselben nur spärlich zugemessen waren, so schnell schreiben müssen, dass meine Ihnen unbekannte Handschrift von Ihnen schwerlich hinreichend leserlich erfunden seyn dürfte. Deshalb sende ich Ihnen die vorstehende deutliche Abschrift.

Was ich Ihnen über Herbart geben konnte, ohne Sie noch länger warten zu lassen, habe ich darin gegeben, und wahrscheinlich etwas ganz anderes als Sie erwarteten; — über den Gelehrten soviel wie gar nichts, — über den Menschen desto mehr. An der Individualität spinnt sich aber der characteristische rothe Faden durch das ganze Gewebe der Bestrebungen und Leistungen auch eines am literarischen Horizonte sichtbar bleibenden ausgezeichneten Mannes fort, und so mögen Sie sich denn des Colorits dieser Schilderungen auf die Weise und in dem Sinne bedienen, wie Sie es vor unserem verewigten Freunde verantworten zu können glauben.

Currente calamo bin ich ausführlicher geworden — als ich es anfangs beabsichtigte. Kam es mir doch beym Durchlesen der Abschrift

8–9 im vorigen Jahre durch die hier durchreisende Antonie Herbart (seines Vaters Brudertochter, die jetzt bei seinem Vetter in Göttingen lebt) Cc. — 15—16 um zur Beendigung dieser Blätter Cc. — 18 Handschrift Ihnen schwerlich Cc. — 21—22 „ohne Sie noch länger warten zu lassen“ *fehlt* in Cc.

selbst so vor, als sey der garrulus senex bereits bey mir eingekehrt. — Ein richtiges Urtheil über das Mehr oder Minder der Staffage einer Landschaft bleibt aber immer crux interpretum, und jene Details wurden mir zu Angeln der Erinnerung.

Was Sie über Herbart dem Publikum zukommen lassen dürften, wird mir nur höchst interessant seyn können, — und führt ein günstiger Stern früher oder später einmal ein persönliches Zusammentreffen herbey, so behalte ich mir vor, den Faden dieser Unterhaltung mit Ihnen wieder aufzunehmen.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

Smidt.

2—3 Das Mehr oder Minder der Staffage bey einer Landschaft bleibt aber crux interpretum Cc. — 5—6 zukommen lassen, soll von mir nicht ungelesen bleiben Cc. — 10—11 Die Unterschrift fehlt in Cc.

Vorreden des Herausgebers.

Citirte Ausgaben.

B = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften,* herausgegeben von FRDR. BARTHOLOMÄI (II. Aufl.).
G. g. A. = *Göttinger gelehrte Anzeigen.*
HR = *Herbartische Reliquien,* herausgegeben von T. ZILLER.
J = *Irene.* Eine Monatsschrift, herausgegeben von G. A. VON HALEM.
JL = *Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung.*
KL SCH = J. F. HERBARTS *Kleinere philosophische Schriften,* herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
LLZ = *Neue Leipziger Literatur-Zeitung.*
SW = J. F. HERBARTS *Sämmtliche Werke,* herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
O = der jemalige Originaltext.
R = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften,* herausgegeben von KARL RICHTER.
W = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften,* in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von OTTO WILLMANN.

Citirte Plato-Ausgaben.

Bekk. = Ausgabe von IMM. BEKKER, Berlin 1816—17, ebd. 1823, London 1820.
Bip. = Bipontiner Ausgabe. 1781—1787.
Steph. = *Πλατωνος άπαντα σωζομενα* excudebat H. STEPHANUS 1578.

Vorrede des Herausgebers zur gesammten Ausgabe.

I. Inhalt.

Die vorliegende Ausgabe der sämmtlichen Werke J. F. Herbarts umfasst:

1) die von Herbart selbst herausgegebenen Werke, Aufsätze, Selbstanzeigen, Recensionen;

2) die aus seinem handschriftlichen Nachlasse von Bartholomäi, Hartenstein, Vogt, Ziller, Zimmermann etc. bereits veröffentlichten Schriftstücke;

3) die unzweifelhaft von Herbart herrührenden Inedita (Briefe, Berichte, Gesuche, Entwürfe etc.) und die unter seiner Aufsicht verfassten und seine Meinung vertretenden Berichte.

Dazu treten noch als Appendices eine Anzahl von Schriftstücken, welche zwar nicht von Herbart selbst herrühren, aber einestheils für den Einblick in seine wissenschaftliche Entwickelung, anderntheils für seine Biographie im engeren Sinne, seine äusseren Lebensverhältnisse, von Wichtigkeit sind.

So sind als Ergänzung für Herbarts Repliken immer die betreffenden Recensionen, auf welche diese Repliken Bezug haben, sowie auch Ministerialrescripte, Briefe aus dem Verwandten- und Freundeskreise Herbarts, welche den erwähnten Zwecken dienen können, publicirt worden.

Ausgeschlossen von der Edition wurden nur die im Nachlasse sich befindenden von Herbart herrührenden Collectaneen; indess werden auch diese insofern berücksichtigt, als sie am Schlusse vorliegender Ausgabe kurz beschrieben werden sollen.

Der Schluss wird zur leichteren Orientirung des Lesers ein vollständiges übersichtliches Verzeichniss des gesammten in vorliegender Ausgabe gedruckten Materials sowie ein Specialverzeichniss der noch vorhandenen Manuscripte mit Angabe des Ortes, in dem sie sich befinden, und der Namen ihrer derzeitigen Besitzer bringen.

Für die Orientirung in systematischer und biographischer Hinsicht soll ein Namen- und Sachregister dienen, welches unter den Stichworten nicht nur die über den gesammten Inhalt der Ausgabe sich erstreckenden Hinweise, sondern auch die etwa vorhandene Literatur (pro et contra) in möglichster Vollständigkeit verzeichnet und als Ergänzungsband zur Ausgabe gelangen wird.

Dieser Orientirung in Betreff der äusseren Lebensschicksale Herbarts soll auch die von mir ausgearbeitete, ebenfalls im Ergänzungsband erscheinende „Biographische Skizze“ dienen. Dieselbe enthält nur den Bericht über die äusseren Lebensverhältnisse Herbarts mit Ausschluss einer Darstellung seiner Lehre, von welcher allerdings eine Biographie, die mehr als Skizze sein wollte, nicht Abstand nehmen dürfte, und ist vor Allem dazu bestimmt das biographische Material im engeren Sinne vorzuführen.

Die vorliegende Ausgabe hat demnach den Zweck: in möglichster Vollständigkeit das **Quellenmaterial** für die Entwickelungsgeschichte Herbarts darzubieten.

Die Ausgabe will also nicht nur der Inbegriff der gesammelten literarischen Wirksamkeit Herbarts sein, sondern sie will zugleich eine Sammlung des urkundlichen Materials, welches sich auf die äusseren Lebensverhältnisse Herbarts bezieht, geben.

Um dieses Quellenmaterial übersichtlich zu ordnen und dem Leser eine leichte Orientirung in demselben zu ermöglichen, sind die in dem Folgenden dargelegten Bestimmungen und Einrichtungen festgestellt und getroffen worden.

II. Anordnung.

Das gesammte Material ist in chronologischer Reihenfolge edirt worden.

a) Diese chronologische Anordnung, welche ebensowenig, wie die systematische absolut streng durchgeführt werden kann, ist hauptsächlich dadurch modificirt, dass das dargebotene Material in 4 Abtheilungen vertheilt worden ist.

Die 1. (und zwar Haupt-) Abtheilung umfasst die selbstständigen wissenschaftlichen Schriften, Aufsätze, Vorträge, Selbstanzeigen, Gedichte.

Die 2. Abtheilung enthält die von Herbart an verschiedenen Orten veröffentlichten Recensionen.

Die 3. Abtheilung umfasst den Briefwechsel und einen Theil der Schriftstücke des amtlichen Verkehrs.

Die 4. Abtheilung bringt die auf Herbarts praktische Wirksamkeit am pädagogischen Seminar in Königsberg bezüglichen Acten.

Die vorliegende Ausgabe umfasst demnach ausser den in Abtheilung 1 und 2 hinzugetretenen Ineditis 2 Abtheilungen (Abtheilung 3

und 4) mehr als die von Hartenstein besorgte Gesammtausgabe der Werke Herbarts.

Innerhalb dieser 4 Abtheilungen herrscht die chronologische Reihenfolge.

In den Fällen, wo dieselbe nicht streng eingehalten werden konnte, wie bei den Schriftstücken, deren genaue Datirung nicht möglich war, oder deren Abfassung sich über einen grösseren Zeitraum erstreckte, oder da, wo eine Modification sich aus anderen Gründen empfehlenswerth machte, ist dies ausdrücklich in den Vorreden der bezüglichen Bände bemerkt worden.

b) Die chronologische Anordnung des Textes ist auch insoweit consequent durchgeführt worden, als bei den von Herbart selbst edirten Werken, welche in mehreren inhaltlich von einander abweichenden Auflagen vorhanden waren, immer der Text der 1. Auflage zu Grunde gelegt worden ist. Die Varianten der übrigen (2. 3. oder 4.) Auflagen sind dabei immer in einer Weise, welche dem Leser die grösste Uebersichtlichkeit und leichteste Orientirung zu gewähren schien, angemerkt worden.

Dieses Verfahren, immer die erste Ausgabe als Grundlage zu behandeln, die Varianten der übrigen Auflagen aber in entsprechender Weise anzumerken, weicht so sehr von den üblichen Grundsätzen ab, dass eine Begründung desselben hier geboten scheint.

Das in analogen Fällen übliche Verfahren bestand bis jetzt darin, dass entweder nach Gründen einer auf den Inhalt sich erstreckenden inneren sachlichen Kritik unter den verschiedenen von einander inhaltlich abweichenden Auflagen ein Text als „bester“ ausgewählt, oder diejenige Ausgabe, deren Text der Autor vielleicht als den seinen Absichten adäquatesten Ausdruck angesehen haben wollte (gewöhnlich die Ausgabe letzter Hand), zu Grunde gelegt wurde.

Beide Verfahrungsweisen laufen dem Character einer Ausgabe, welche historische Zwecke verfolgt, zuwider, denn sie mischen subjective Bestandtheile in die Grundsätze des Herausgebers, welche der strengen Objectivität geschichtlicher Forschung widerstreiten.

Ob der Herausgeber sich für diese oder jene Auflage interessirt, ob er in dieser oder jener die consequenteste Durchführung der Gedanken des Autors erblickt, wird dem kritischen Leser zunächst völlig gleichgiltig sein können, der mit Recht eine sich in der Auswahl und Anordnung des Textes aufdrängende, immer subjectiv bleibende Meinung des Herausgebers lästig finden kann. Eine ebenso lästige Beeinflussung fände schon statt, wenn das Urtheil des Autors über den Werth oder Unwerth einer der Auflagen bestimmend wäre bei der Auswahl der Grundlage. Dass der Autor nicht immer der beste und objectivste Beurtheiler seiner Werke ist, dass derselbe „bisweilen seiner eigenen Absicht entgegenredete oder auch dachte“, ist nach Kant keine Unmöglichkeit.

Auf keinen Fall also darf ein Herausgeber, dem die verschiedenen Auflagen völlig gleichwerthige Documente der Entwickelungsstufen seines Autors sind, durch Bevorzugung einer Auflage seinen eigenen Absichten zuwiderhandeln.

Bei den Gesammtausgaben moderner philosophischer Schriftsteller ist bis jetzt dieser Standpunkt von den Herausgebern nicht eingenommen worden. Entweder legen dieselben den Text letzter Hand zu Grunde und notiren die Varianten der vorhergehenden Auflagen, oder sie wählen nach Gründen einer auf den Inhalt sich erstreckenden, fachwissenschaftlichen Kritik eine Auflage als die beste, als die zu Grunde zu legende, aus. Merkwürdigerweise sollte dies Verfahren einer Auslese durch die Berufung auf die „philologische Methode“ als das allein wissenschaftliche gelten. Das andere Verfahren konnte demnach nur unwissenschaftlich und unphilologisch sein. Wenn unter „philologischer Methode“ die Methode verstanden wird, welche die Philologen bei der Herausgabe klassischer Schriftsteller des Alterthums anwenden, so ist eine Berufung auf dieselbe nicht zulässig, denn eine Analogie zwischen der Edition alter klassischer und moderner Schriftsteller ist in dieser Rücksicht gar nicht vorhanden. Aber, wird man einwenden, nimmt denn der philologische Editor klassischer griechischer und römischer Schriftsteller nicht eine bestimmte sachliche Stellung zu den Texten, die ihm vorliegen? Entscheidet er sich nicht unter Anwendung hermeneutisch-kritischen Apparates für den besten, der die Grundlage seiner Edition bildet? Allerdings, aber man möge doch dabei den wesentlichen und eine Analogie ausschliessenden Umstand nicht vergessen, dass in allen diesen Fällen ein Originaltext des Autors gar nicht existirt, dass vielmehr erst die philologische Kritik aus einer Menge von mehr oder weniger interpolirten Handschriften oder Handschriftengruppen, deren Entstehung Hunderte von Jahren nach dem Tode des Autors fällt, einen Text als den relativ-besten unter allen Codices bestimmen muss; wenn nicht gar der Fall eintritt, dass dieser Text aus einer Anzahl von Fragmenten erst construirt werden muss. Dass in solchen Fällen der Herausgeber eine bestimmte Auswahl treffen muss, dass diese Auswahl durch diplomatische, grammatische, historische, Individualkritik etc. begründet werden muss, versteht sich von selbst. Bei dem modernen Autor ist dieser ganze Apparat in Bezug auf eine Auslese unter den Texten aber völlig gegenstandslos, denn der Text braucht bei ihm nicht erschlossen, nicht construirt zu werden. Derselbe liegt in der Fassung, die der Autor ihm gab, klar gedruckt vor Augen und die Authenticität desselben ist überdies mit ganz seltenen Ausnahmen, die in vorliegender Ausgabe nicht existiren, durch den auf dem Titel der Schrift befindlichen Namen des Autors vollständig gewährleistet.

Eine Analogie mit der Edition klassischer griechischer und lateinischer Schriftsteller könnte nur dann stattfinden, wenn dem Editor

dieser die Originalcodices der betreffenden klassischen Autoren vorlägen. Vorausgesetzt, dass dieser Fall eintreten könnte, so würde sicher der Herausgeber zu den Texten dieselbe Stellung einnehmen, die wir zu den Originalausgaben der Herbartschen Schriften einnehmen.

Man setze beispielsweise den Fall, es existirten von Plato verfasst und von seiner Hand geschrieben 3 verschiedene Codices über einen und denselben Gegenstand aus verschiedenen Epochen von Plato's philosophischer Entwickelung, etwa aus seinem 30., 40. und 50. Lebensjahre. Die Schrift aus dem 30. Lebensjahre würde der Ausdruck sein für den philosophischen Standpunkt, den Plato in seinem 30. Jahre einnahm, ebenso wie die Bearbeitung derselben Schrift aus dem 40. und 50. Lebensjahre dem Geiste, den Kenntnissen, der Darstellungsweise des 40- und 50jährigen Plato entspräche. Würde es nun Aufgabe eines Herausgebers der sämmtlichen Werke Platos sein müssen, als Herausgeber fachwissenschaftlich Stellung in der Weise zu diesen 3 inhaltlich verschiedenen Codices (deren Authentie völlig sicher ist) zu nehmen, dass er sich für einen derselben als den besten entschiede, diesen als den getreuesten Ausdruck der platonischen Denkweise seiner Ausgabe zu Grunde legte und die Varianten der übrigen sodann minder werthvollen Handschriften in irgend welcher Weise notirte? Entspricht nicht der Inhalt des 1. Codex der Denkweise des 30jährigen Plato, gerade ebenso wie der Inhalt der übrigen Codices derjenigen des 40- und 50jährigen Plato? Sicher sucht Derjenige, welcher die philosophische Entwickelung Platos studiren und kennen lernen will, in der Gesammtausgabe der Werke Platos weiter nichts als den correcten Text, der ihm die 3 Originalcodices ersetzt und so eingerichtet ist, dass er in möglichst übersichtlicher Weise die Abweichungen derselben darbietet. Bei Herbart ist die Sache insofern noch einfacher und spricht für unser Verfahren die 1. Auflage zu Grunde zu legen, da innerhalb der verschiedenen Auflagen eines Werkes bei ihm fundamentale Unterschiede nicht stattfinden. Die 1. Auflage hat bei Herbart vor den übrigen Auflagen fast immer den Vorzug grösserer Präcision. Die Abweichungen der späteren Auflagen sind meistens nur Erweiterungen, Erläuterungen oder dienen der Polemik.

Indem in den Fällen, wo mehrere inhaltlich verschiedene Auflagen vorhanden sind, immer der Text der 1. Auflage die Grundlage für den vorliegenden Text bildet, wird es Hauptaufgabe bleiben, die Varianten der folgenden Auflagen so anzumerken, dass einestheils die Originalausgaben vollständig ersetzt werden, anderntheils der Einblick in ihre Verschiedenheiten möglichst erleichtert wird.

III. Behandlung des Textes.

Das Streben, durch den Text der vorliegenden Ausgabe die Herbartschen Originalien zu ersetzen, giebt die Richtschnur für die Behandlung

des Textes. Ebensowenig wie ich fachwissenschaftlich Stellung nehme zu dem Texte der inhaltlich von einander abweichenden Auflagen eines Werkes, ebensowenig werde ich eine eigene Stellung in Bezug auf Sprachgebrauch, Orthographie und Interpunction einnehmen. Die Treue gegen den Autor, auch bis ins Kleinste, muss Haupterforderniss eines Herausgebers sein. Das Verhältniss des Herausgebers zum Autor ist ein durchaus dienendes. Der Herausgeber ist, um einen von Herder citirten Ausspruch Shaftesburys zu gebrauchen, der Amanuensis des Autors, der als solcher seines Amtes so prätensionslos wie möglich walte, nicht darnach strebe seine eigene Weisheit etwa in sachlichen Besserungen glänzen lassen zu wollen.

Der Text der vorliegenden Ausgabe ist demnach ein genaues Abbild des Herbartschen Textes in seinen verschiedenartigen Ueberlieferungen. Die Integrität des Sprachgebrauches, der Orthographie und Interpunction ist durchaus gewahrt.

Dieser Standpunkt, den Text des Autors bis ins Kleinste genau nachzudrucken, ist bis jetzt bei den Ausgaben der neueren philosophischen Schriftsteller nicht eingenommen worden. So hat G. E. Guhrauer in seiner Ausgabe der deutschen Schriften von Leibniz sich zwar vollkommene Treue gegen den Autor zur Richtschnur gemacht und in Folge dessen Eigenthümlichkeiten in den Wortformen, Wendungen, Constructionen etc. stehen lassen, aber hinsichtlich der Orthographie doch diejenigen Abweichungen von unserer Schreibung, welche sich auf nichts als Convenienz oder Willkür stützen, der Rücksicht auf das Auge des heutigen Lesers ohne Bedenken zum Opfer gebracht. Hartenstein hat in seinen Kant-Ausgaben die Eigenthümlichkeiten des Kantschen Sprachgebrauches zwar mit Vorsicht und Schonung behandelt, die Orthographie dagegen modernisirt und die Interpunction mannigfach verändert. In der Ausgabe von J. G. Fichtes sämmtlichen Werken (herausgegeben von J. H. Fichte) sind zwar „kleine grammatische Ungleichmässigkeiten“ stehen geblieben, weil „diese Schriften zugleich als Quellen und Zeugnisse des Sprachgebrauchs in einem bestimmten Zeitraume unserer Literatur dienen können“, dagegen ist die Orthographie Fichtes verändert, d. h. das „verbreitetste System“ ist gewählt worden, ebensowenig ist die Interpunction Fichtes streng beibehalten worden. K. Rosenkranz, der in seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke Kants einestheils das Eigenthümliche der Kantschen Orthographie nicht gänzlich verdrängen, anderntheils aber auch der principienlosen Unbestimmtheit Kants nicht huldigen will, folgt theilweise der Kantschen Orthographie, theilweise aber substituirt er für dieselbe, wenn sie sich in Willkürlichkeiten und Inconsequenzen verliert, ein System der Orthographie „nach rationellen Principien“. Ebenso verhält er sich gegenüber der Interpunction. Dass er bei dieser schwierigen Aufgabe „zwischen 2 Extremen durchzusegeln“ nicht immer consequent dürfte verfahren sein, gesteht er bereitwilligst ein, fügt aber hinzu, dass nur ein „Mikro-

loge“ diese Inconsequenzen in Schreibung und Interpunction rügen könne. Er hält nicht viel von jener servilen Treue gegen archaistische Formen und ist geneigt, einem Herausgeber, der sich ihr hingiebt, weniger ein Interesse an der Sache und ihrer Vernunft, als vielmehr die Lust an der Befriedigung „in paläologischer Akribie“ zu imputiren.

Gerade diese „paläologische Akribie“, diese servile Treue gegen Archaismen, diese „Mikrologie“ aber müssen meines Erachtens ganz wesentliche Eigenschaften des Herausgebers besonders einer historischen Ausgabe sein. In einer Anzahl von Editionen neuerer Schriftsteller hat man sich auch offen zu diesen Grundsätzen bekannt oder sie stillschweigend angewandt, so in der Ausgabe der Werke Lessings von Lachmann, in der Goethe-Ausgabe der Hempelschen Klassiker, in der Schiller-Ausgabe von Goedeke, in der Herder-Ausgabe von Suphan.

Es ist klar, dass durch die Veränderungen hinsichtlich des Sprachgebrauchs, der Orthographie und Interpunction der Text ganz erheblich geschädigt wird und dass ein derartig modificirter Text als ein authentischer nicht mehr angesehen werden kann. Es contrastirt ein solches Verfahren vollständig mit dem Verfahren, welches die Philologen gegenüber den Texten der klassischen Autoren anwenden. Während man hierbei nach dem Ziele strebt, aber dasselbe nie vollständig erreichen kann, den Text so herzustellen, wie der Autor ihn geschrieben hat, verwischt man durch die gegenüber den zeitlich uns näher stehenden Autoren angewandte Methode (die als eine durchaus unphilologische bezeichnet werden muss) geradezu den Eindruck des Autors; „denn es giebt keine auch noch so kleine Veränderung, durch welche nicht die Vorstellungsweise aus denen heraus die ursprüngliche Darstellung niedergeschrieben wurde“, modificirt würde.

Das Verfahren hat aber auch noch den Nachtheil, dass es schwer, ja unmöglich ist, für die Veränderungen eine Grenze zu finden. Die sich stetig verändernde Sprache erfordert bei dem Bestreben, die Ausdrucks- und Schreibweise des Autors immer dem jeweiligen herrschenden Gebrauch anzupassen, eine stetige Veränderung des Textes, die schliesslich soweit führen kann, dass der Text des Autors gar nicht mehr zu erkennen, dass er, wenn nähere äussere Anhaltepunkte für die Autorschaft, vielleicht das Titelblatt des Buches, fehlen, gar nicht mehr bestimmt werden kann. Die dienende Stellung des Herausgebers, die Stellung der Unterordnung wird zu einer Stellung der Gleich- oder Ueberordnung und der Text selbst ein Conglomerat von originalen und interpolirten Bestandtheilen. Während es Zweck der Edition klassisch-philologischer Schriften ist, die Interpolationen zu erkennen und sie auszurotten, um dadurch einen möglichst reinen und unverfälschten Text herzustellen, wird durch das bei der Edition neuerer philosophischer Schriftsteller übliche Verfahren das völlig entgegengesetzte Ziel erreicht: Interpolationen werden gemacht und der Text wird verfälscht.

Als Herausgeber habe ich selbst gegenüber denjenigen gedruckten oder geschriebenen Textesüberlieferungen, welche nicht von Herbart selbst besorgt worden sind, einen eigenen Standpunkt nicht eingenommen. Auch diese Texte sind in vorliegender Ausgabe genau nach den jemaligen Grundlagen gedruckt.

Sachliche Veränderungen und solche des Sprachgebrauchs, der Orthographie und Interpunction sind nur da erfolgt, wo offenbare Schreib- oder Druckfehler vorlagen, also solche Fehler, die Herbart bei erneuter und genauer Durchsicht selbst gebessert haben würde.

Gegenüber den Herbartschen Drucken, welche als correcte bezeichnet werden müssen, tritt die Nothwendigkeit einer Veränderung sehr selten hervor, gegenüber den Manuscripten deshalb öfters, weil dieselben zuweilen wegen der Correcturen, Randbemerkungen, Streichungen oder wegen der schlechten Erhaltung des Materials den originalen Text nicht immer unzweifelhaft erscheinen lassen. Indess ist der Leser in allen diesen Fällen leicht in den Stand gesetzt, die Thätigkeit des Herausgebers controliren zu können, da der Originaltext immer unter genauer Verweisung auf die betreffende Zeile, in welcher sich die Textveränderung befindet, unter dem Texte gegeben wird.

Ob hierbei, sowol bei den Veränderungen, als bei dem Unterlassen derselben, die dazu nöthigen Arten der Kritik, der diplomatischen, grammatischen, historischen, der divinatorischen und Individualkritik immer in der rechten Weise ausgeübt worden sind, muss dem Urtheile des kritischen Lesers anheim gegeben werden.

IV. Grundlagen.

Die Grundlagen für den Text vorliegender Gesammtausgabe sind:

a) die Herbartschen Originalausgaben. Diese sind auch in den Fällen, wo noch die bezüglichen Herbartschen Manuscripte vorhanden waren, zu Grunde gelegt worden. Die Abweichungen der Manuscripte von den Originalausgaben sind immer angemerkt worden und zwar, um sie als Herbartschen Text und im gewissen Sinne als gleichwerthig mit dem Texte der Ausgabe zu kennzeichnen, in demselben Schriftgrade.

b) die von Herbart nicht edirten Manuscripte. Diese Manuscripte sind auch dann noch zu Grunde gelegt worden, wenn sie bereits von anderen Editoren Bartholomäi, Hartenstein, Vogt, Willmann, Zimmermann etc. abgedruckt worden waren. In diesen Fällen sind aber stets die Varianten der jemaligen ersten Drucke, da dieselben gewöhnlich authentische Grundlage für spätere Drucke gewesen sind, angemerkt worden. Diese Varianten secundären Werthes sind unter dem Texte in der Schrift der Anmerkung (Petit) gedruckt.

c) Drucke Herbartscher Schriften, welche nicht von Herbart selbst besorgt worden und deren Manuscripte nicht mehr vor-

handen sind. Selbstverständlich ist in solchen Fällen stets der erste Druck als Grundlage benutzt worden.

d) Manuscripte, welche zwar nicht von Herbart selbst herrühren, aber auf seine Veranlassung, unter seiner Aufsicht entstanden sind und seine Meinung vertreten wie z. B. die Jahresberichte der Oberlehrer des pädagogischen Seminars in Königsberg.

e) Manuscripte und gedrucktes Material, welche gemäss den S. XXXI erörterten Zwecken als „Appendices" zur Edition herangezogen worden sind.

V. Einrichtung des Druckes.

a) Der Text vorliegender Ausgabe ist durchweg in Antiqua gesetzt. Die Herbartschen Originalien sind theils in Fractur, theils in Antiqua gesetzt. In den bezüglichen Vorreden wird stets die betreffende Schriftart dadurch angegeben, dass die diplomatisch genaue Titelangabe der Originalien aus derjenigen Schriftart gesetzt worden ist, in welcher das Original gedruckt worden ist.

b) Die Varianten der Originalausgaben und eventuell der Manuscripte sind, wie schon erwähnt, aus gleicher Schrift gesetzt.

c) Die Varianten der Hartensteinschen Gesammtausgabe der Werke Herbarts, welche immer angemerkt worden sind, und die etwaigen Varianten anderer Ausgaben sind durch einen Strich von dem Texte der Originalien getrennt und in der Schrift der Anmerkung (Petit) gedruckt. Durch diese Einrichtung wird auf die einfachste Weise das Verhältniss der Hartensteinschen Gesammtausgabe (SW) und der übrigen Drucke zu den Originalien übersichtlich dargestellt.

d) Im Texte ist durchweg die Paginirung der Grundlage angegeben worden, unter dem Texte dagegen diejenige der übrigen Drucke oder auch des Manuscriptes, wenn ein solches ausser den gedruckten Herbartschen Originalien vorhanden ist.

e) Die Abbreviaturen für diese wegen ihrer Paginirung citirten Texte sind auf dem jemaligen Titelblatte erläutert. Ausserdem sind die in jedem einzelnen Bande in dieser Rücksicht citirten Ausgaben nach der alphabetischen Reihenfolge ihrer Abbreviaturen auf der Seite des Titelblattes zur Vorrede aufgeführt. Oeftere Wiederholung der Erläuterung dieser Abbreviaturen bezweckt eine möglichst schnelle Orientirung des Lesers.

f) Um Verweisungen im Texte zu vermeiden, ist das bei den Ausgaben klassischer Autoren übliche Verfahren, die Zeilen am äusseren Rande durch Ziffern zu bezeichnen, adoptirt worden.

VI. Die Vorreden des Herausgebers zu den einzelnen Bänden.

Zunächst soll in möglichster Kürze eine kleine Einleitung Auskunft geben über die Entstehungszeit, die Umstände und die etwaige

von Herbart ausgesprochene Tendenz des betreffenden zur Edition gelangenden Stückes. Der Stoff hierzu ist mit geringen Ausnahmen aus dem urkundlichen Material entnommen, welches zur Edition gelangt. Der Umstand, dass auf diese Weise Manches doppelt mitgetheilt wird, möge durch das Bestreben, dem Leser eine rasche Orientirung zu gewähren, entschuldigt werden.

Die weitere Berichterstattung ist unter folgende Stichworte gruppirt worden. 1. Manuscript, 2. Drucke, 3. Grundlage, 4. Textveränderungen, 5. Varianten, 6. Paginirung.

Ad 1. Manuscript. In dieser Rubrik wird das noch vorhandene und dem Herausgeber vorliegende Manuscript beschrieben.

Ad 2. Drucke. Hier werden die Drucke angegeben, welche bereits von dem betreffenden Stücke vorliegen.

Ad 3. Grundlage. In dieser Rubrik wird angegeben, welcher der vorhandenen geschriebenen oder gedruckten Texte in vorliegender Ausgabe wiedergegeben worden ist.

Ad 4. Textveränderungen. An dieses Stichwort schliessen sich die vom Herausgeber bewirkten Textveränderungen an.

Ad 5. Varianten. Hier werden die Varianten der Originalien (Drucke und Manuscripte) und die Varianten der Hartensteinschen Gesammtausgabe (SW), sobald dieselbe den betreffenden Text edirt hat, angegeben. Der Text der Hartensteinschen Gesammtausgabe (SW) ist also durchweg zur Vergleichung herangezogen worden. An die Varianten dieser Gesammtausgabe schliessen sich sodann die etwaigen Varianten der übrigen Ausgaben an. Die übrigen Ausgaben, welche nach der Hartensteinschen Gesammtausgabe drucken, sind nur in den Fällen zur Vergleichung herangezogen worden, wo SW von den Originalien abweicht. Bei den Schriftstücken, welche nicht von Hartenstein, sondern von späteren Editoren herausgegeben wurden, sind immer die jemaligen ersten Drucke mit den etwa noch vorhandenen und vorliegender Ausgabe zur Grundlage dienenden Manuscripten verglichen worden und die Varianten dieser ersten Drucke angemerkt worden.

Ad 6. Paginirung. Diese Rubrik enthält immer die Angabe derjenigen Manuscripte und Drucke, deren Seitenzahl in oder unter dem Texte vorliegender Ausgabe verzeichnet worden ist. Im Texte ist dabei immer die Seitenzahl der betreffenden Grundlage angegeben worden.

Anmerkung 1. Sobald innerhalb einer Rubrik nichts zu bemerken war, ist das betreffende Stichwort weggeblieben.

Anmerkung 2. Die Orthographie- und Interpunctionsvarianten der Herbartschen Originalien (welche ganz unbedeutend sind) sind am Ende eines jeden Bandes zugleich mit den etwa vom Herausgeber bewirkten Veränderungen in orthographischer und interpunctioneller Hinsicht verzeichnet worden.

Vorrede des Herausgebers zum I. Bande.

I.

Aus der Jenaer Studienzeit.

1. Bemerkungen zu Fichtes Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre [1794]. S. 3—4.

Die „Bemerkungen“ verfasste Herbart in dem ersten Semester seiner Studienzeit als Zuhörer in Fichtes Colleg über die Wissenschaftslehre. Nach Hartenstein (SW XII, S. IX) hat Herbart dieselben Fichte persönlich zur Begutachtung übergeben und Fichtes Urtheil hierüber mündlich empfangen.

Drucke. Die Bemerkungen sind abgedruckt in KlSch I, xv—xvi u. SW XII, 3—4.

Grundlage. Der Text vorliegender Ausgabe ist Abdruck des Textes von SW XII, 3—4.

Paginirung. Im Texte ist die Paginirung von SW, unter dem Texte die von KlSch angegeben.

2. Einige Bemerkungen über den Begriff des Ideals, in Rücksicht auf Rists Aufsatz über moralische und aesthetische Ideale[1] [1796]. S. 5—8.

Rist hatte als auswärtiges Mitglied der literarischen Gesellschaft nach Jena einen Aufsatz über moralische und aesthetische Urtheile gesandt, über welchen besonders Gries „eine gewaltige Kritik“ geübt hatte. Herbart, den an Rist eine innige Freundschaft band und der sich auch „rühmen“ durfte, Rist „besser verstanden zu haben, wie irgend einer“ der in Jena verweilenden Freunde, nahm durch die „Bemerkungen über den Begriff des Ideals“ Rist in Schutz. Herbart schreibt in dem Briefe vom September 1796: „Ich habe mit Dir nur einen Wortstreit, indessen wünsche ich der Idee über die Production der Ideale, und über die Nothwendigkeit, die Wissenschaftslehre durch die Deduction derselben zu schliessen. Deine Aufmerksamkeit und Prü-

[1] Der Aufsatz von Rist folgt als Supplement 3, S. 417—420.

fung; denn für die Methode der W.sch.l. und für die Uebersicht derselben scheint sie mir wichtig." Aus diesem Briefe geht mit Evidenz hervor, dass die Abhandlung, welche Hartenstein in das Jahr 1794 verlegt, in das Jahr 1796 gehört. Die Berichtigung des falschen Datums 1794 ist zuerst durch R. Zimmermann erfolgt. S. d. Aufsatz desselben: Perioden in Herbarts philosophischem Geistesgange in den Sitzungsberichten der (Wiener) Akademie der Wissenschaften (philosoph.-histor. Classe) Bd. 83, Jahrg. 1876, S. 179 ff. Die falsche Angabe Hartensteins beruht übrigens, wie mir derselbe schreibt, auf einem Druckfehler.

Manuscript. In Rists Nachlasse befindet sich ein Theil des Manuscripts (1 Bl. in 4°) vom vorliegenden Aufsatze und zwar der Abschnitt vom Anfang „Einige Bemerkungen über . . . . bis S. 6, 24. Hauptideen derselben zu erinnern". Die Fortsetzung, welche Herbart mit den am Schlusse des handschriftlichen Fragmentes stehenden Worten: („die Fortsetzung nächstens") verspricht und welche Hartenstein wenigstens für die Edition in Kl Sch noch vorgelegen hat, scheint verloren gegangen zu sein.

Drucke. Der Aufsatz war bis jetzt nur theilweise abgedruckt und zwar zuerst in Kl Sch I, S. xx—xxiii u. SW XII, S. 4—7. In Kl Sch ist die Ueberschrift richtig nach dem Msc. angegeben, während in SW der Titel: „Bruchstück einer Abhandlung aus dem Jahre 1794" (sic) lautet.

Beide Abdrucke beginnen mit den Worten: „Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich (S. 6 Z. 25). In Kl Sch leitet Hartenstein den Abdruck mit den Worten ein: Der Aufsatz beginnt mit der Erklärung: „über ein rhapsodisches Räsonnement lassen sich . . . — verknüpft haben müsste". Eine Vergleichung mit dem Texte der vorliegenden Ausgabe zeigt, dass Hartensteins Angabe nicht richtig ist.

Grundlage. Der vorliegende Text ist vom Anfang bis S. 6 Z. 24 nach dem Manuscript gedruckt, von S. 6 Z. 25 bis zu Ende nach SW XII.

Paginirung. Im Texte von S. 6 Z. 25 an bis zu Ende ist die Paginirung der Grundlage SW XII angegeben. Unter dem Texte steht die Paginirung von Kl Sch I.

3. Spinoza und Schelling, eine Skizze [1796]. S. 9—11.

Dieser Aufsatz ist in der literarischen Gesellschaft im Sommersemester 1796 vorgelesen worden. Herbart schickte ihn an Rist, um dessen Aufmerksamkeit auf Schelling zu lenken.

Herbarts Brief an Rist vom September 1796: „Durch das kleine Blatt über Schelling wünsche ich Deine Aufmerksamkeit auf ihn lenken zu können, wenigstens will ich so den Fehler wieder gut machen, den ich beging, da ich Dir blos das, was er nicht leiste, und sein Missverstehen der W.sch.l. darzustellen suchte."

Manuscript. Das Msc. (1 Bl. 4°, auf beiden Seiten beschrieben) befindet sich in Rists Nachlasse.

Drucke. Der Aufsatz ist abgedruckt in SW XII, 7—10.

Grundlage. Das Manuscript.

Textveränderungen. Diese bestehen lediglich in der Ergänzung von Abkürzungen. Das Ergänzte ist in [ ] gesetzt worden, sodass die originale Gestaltung des Wortes leicht zu erkennen ist.

Varianten. S. 9. Z. 13. Msc.: Systeme getreu blieb
SW: Systeme treu blieb.
S. 10. Z. 1—2. Msc.: ohne alle übrige
SW: ohne alle übrigen.
S. 10. Z. 14. Msc.: *durch intellectuale*
SW: durch *intellectuelle.*
S. 10. Z. 15. Msc.: sich selbst erzeugt
SW: selbst sich erzeugt.
S. 10. Z. 16. Msc.: *Allmacht*
SW: Allmacht.
S. 10. Z. 22. Msc.: ist eben durch
SW: ist aber durch.
S. 10. Z. 22. Msc.: *Entgegen*setzung
SW: *Entgegensetzung.*
S. 10. Z. 31. Msc.: Totalität des Seyns unter beyde
SW: Totalität unter beide.
S. 10. Z. 36. Msc.: Dieser letztern
SW: Dieser letzten.
S. 11. Z. 10 u. 14 [11].[1] Msc.: intellectual
SW: intellectuell
S. 11. Z. 19—20. Msc.: Idealism u. Realism
SW: Idealismus u. Realismus.

Paginirung. Unter dem Texte ist die entsprechende Paginirung des bisher einzigen Abdruckes in SW XII, 7—10 angegeben worden.

4. Versuch einer Beurtheilung von Schellings Schrift: Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt [1796]. S. 12—17.

5. Ueber Schellings Schrift: Vom Ich, oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen [1796]. S. 18—36.

Brief Herbarts an Smidt: Jena im Anfange December 1796: „Endlich bester Smidt, kann ich Dir den versprochenen Aufsatz senden. Mein Abschreiber war ein paar Tage krank, und konnte also nicht so

[1] Die in den Varianten-Verzeichnissen einige Male vorkommenden Ziffern in [ ] bedeuten die im Texte unrichtig gedruckten Zeilenangaben. Die vorhergehende Ziffer giebt immer die richtige Zeilenangabe.

schnell arbeiten wie er versprochen hatte. — Dieser Aufsatz ist das beste und ausgeführteste was ich Dir von meinen philosophischen Versuchen mitzutheilen habe. Manches andre erwartet mehr Fleiss und ruhigere Musse, um alsdann auch deiner Prüfung unterworfen zu werden. Dass ich über das Princip der Philosophie, über die vollständige Ansicht und den Gebrauch desselben, über die Methode des Fortschritts im Folgern, und über einige naheliegende und wichtige Lehrsätze, mit mir einig geworden sey, werden Dir die einliegenden Blätter zeigen; und ziemlich bestimmt angeben, was Du von meiner Art zu philosophiren möchtest erwarten können. Nur muss ich Dich um eine etwas anhaltende Aufmerksamkeit und um das günstige Vorurtheil bitten, dass jede einzelne abgebrochne Aeusserung im Ganzen Sinn und Bedeutung haben werde, wenn sie auch für sich allein wenig verspricht. Du wirst viel hinzu denken müssen; denn ich habe mich so kurz als möglich gefasst. — Warum ich an Sch.s Schrift so viel Zeit gewandt? die Veranlassung war Hülsens Schrift, welche ganz in seinem Geiste geschrieben ist, ohne ihn so vollständig und deutlich erscheinen zu lassen; überdiess halte ich Sch.s System, einige Kleinigkeiten abgerechnet, für die möglichst consequente Darstellung des Idealismus. — Angehängt findest Du Fichte's Noten, die Dich überzeugen mögen, wie wenig Aufmerksamkeit man sich von ihm versprechen dürfe. Ich ward förmlich des Dogmatismus beschuldigt, und nach einer mündlichen Unterredung ebenso förmlich losgesprochen; aber ob meine Abweichungen von F.s eignen Darstellungen bedeutend oder unbedeutend seyen, darüber kein erhebliches Wort! Gerade darüber bedurfte ich der Belehrung am meisten, denn ich halte sie für bedeutend, und Fichte's jetzige sehr veränderte Darstellung der W.l. so gut wie die erste für unmethodisch und undeutlich, und seine darauf sich gründenden Ableitungen im Naturrecht und der Moral, so viel glückliche Gedanken auch einzeln ausgestreut seyn mögen, in den Hauptsachen, wie z. B. in der Theorie von der Anerkennung eines vernünftigen Wesens als eines solchen, und in der Freiheitslehre für falsch.“ —

Brief Herbarts an Rist: Jena, im September 1796:

„Jetzt bin ich beschäftigt, Schelling und Hülsen, die ich noch immer für Eine Partei halte, sorgfältig zu prüfen. Der letzte, glaube ich, kann nur durch das Studium des ersteren ganz verständlich werden.“

Hartenstein urtheilt über die Aufsätze: „Die ganze Arbeit trägt übrigens den Character eines noch nicht abschliessenden, sondern versuchenden Denkens, welches sich aber vollkommen dessen bewusst ist, was es von einer speculativen Untersuchung verlangt, einer charactervollen Bescheidenheit, der es ernsthaft um Belehrung zu thun ist, die sich aber durch unhaltbare Gründe und hohe Worte nicht blenden lässt; und einer Sinnesart, die für jede Behauptung mit unerbittlicher Schärfe nach ihren Gründen fragt“. Kl Sch I, S. xxv.

Manuscript. Das Msc. (42 S. 4⁰) zu beiden Aufsätzen befindet

sich als No. 2053 in der Königsberger Universitätsbibliothek. Dasselbe ist als eine Abschrift des an Fichte gesandten Manuscripts zu betrachten. In dem Msc. sind die vielfachen Abkürzungen Herbarts durch Hartensteins Hand ergänzt worden. Ausserdem rühren von Hartenstein die auf den Abdruck bezüglichen dem Setzer geltenden Bemerkungen am Rande des Manuscriptes her. Ob Herbart beide Aufsätze an F. gesandt hat, lässt sich nicht bestimmt angeben, ist jedoch wahrscheinlich. Hartenstein Kl Sch Bd. I, S. xxiv und Bd. III, S. v—vi und SW Bd. XII, S. x nimmt an, dass beide Aufsätze Fichte überreicht worden sind. F. hat nur Bemerkungen zu No. 5 gemacht, welche von H. in Abschrift den beiden Aufsätzen beigefügt worden sind. Die Ueberschrift zu diesen Fichte'schen Bemerkungen: „Fichte's Noten zu meiner Beurtheilung von Schellings Schriften: über d[ie] M[öglichkeit] e[iner] F[orm] d[er] Ph[ilosophie] und über das Ich; mit meinen Antworten," lässt annehmen, dass Herbart beide Schriften an Fichte gesandt und dass er bei der Abschrift der Fichte'schen Noten übersehen hatte, dass sich diese Noten nur auf den einen Aufsatz (No. 5) bezogen.

Drucke. Die Aufsätze sammt den Fichte'schen Noten sind abgedruckt Kl Sch III, 43—74 u. SW XII, 10—37.

Grundlage. Das Manuscript.

Textveränderungen. Die häufigen Abbreviaturen Herbarts sind im vorliegenden Abdrucke ergänzt. Die Ergänzungen sind in [] gesetzt, sodass der Herbartsche Originaltext leicht zu erkennen ist. Zuweilen war wegen der Correcturen von Hartensteins Hand die ursprüngliche Abkürzung nicht mehr deutlich zu erkennen. In diesen übrigens irrelevanten Fällen ist die Hartensteinsche Ergänzung gegeben worden. Zur leichteren Orientirung sind in [ ] hinter den Herbartschen Verweisen auf die Paginirung der Originalausgaben von Schellings Schriften die entsprechenden Seitenzahlen der übrigen Ausgaben von Schellings Werken angegeben worden (s. die Anmerkungen auf S. 12 u. 18). Die Fichteschen Noten sind nicht als Anhang gedruckt, sondern aus Rücksicht auf grössere Uebersichtlichkeit immer den bezüglichen Stellen des Textes als Anmerkung unter dem Texte beigefügt worden.

Es ist ferner gesetzt worden:

S. 24. Z. 19 fort . . statt . — führt (Msc.).

Varianten. S. 15. Z. 30. Msc.: *Wir müssten*
SW: *Wir müssen.*
S. 21. Z. 26. Msc.: gar nicht mit gesetzt
SW: gar nicht gesetzt.
S. 24. Z. 12. Msc.: angenommen würde
SW: angenommen wird.
S. 24. Z. 19. Msc.: führt
SW: fort.
S. 24. Z. 39. Msc.: wann er
SW: wenn er.

Varianten. S. 25. Z. 29. Msc.: (bey 15)
SW: bei 15 (Anm. a).
S. 26. Z. 36. Msc.: Rede seyn
SW: Rede sein kann.
S. 27. Z. 39. Msc.: absolut *ist*
SW: absolit ist.
S. 29. Z. 13. Msc.: an sich geben
SW: an sich gebe.
S. 30. Z. 36. Msc.: das willkührlich eingeschoben?
SW: das willkührlich Eingeschobene?
S. 31. Z. 2. Msc.: (s. die Ueberschrift)
SW: vacat.
S. 31. Z. 8. Msc.: kein *δοχειον*
SW: ein *δοχεῖον*.
S. 32. Z. 32. Msc.: denn freylich
SW: dann freilich.
S. 33. Z. 20. Msc.: schlechthin nicht
SW: schlechthin nicht.
S. 35. Z. 5. Msc.: von Idealismus
SW: vom Idealismus.

Paginirung. Unter dem Texte befindet sich die entsprechende Bände- und Seitenangabe von SW u. Kl Sch.

6. Ein Augenblick meines Lebens [1796]. S. 37—38.

Der kleine Aufsatz ist nach einem Spaziergange, den Herbart im Sommer 1796 nach dem Jena benachbarten Dorfe Kunitz unternahm, entstanden. Familienverhältnisse, deren er in einem Briefe an Smidt vom 27. Juni 1796 gedenkt, mögen ihn in die im Eingange erwähnte düstere Stimmung versetzt haben.

Manuscript. Das Msc. (1 Blatt 4°) befindet sich in Rists Nachlasse.

Drucke. Der Aufsatz ist abgedruckt in Kl Sch I, xxix—xxx u. in SW XII, 782—783.

Grundlage. Das Manuscript.

Varianten. S. 37. Z. 12. Msc.: heitre
SW: heitere.
S. 37. Z. 14. Msc.: geahndet
SW: geahnet.
S. 37. Z. 17. Msc.: grüblenden
SW: grübelnden.
S. 37. Z. 20. Msc.: drüber sah ich
SW: drüber hinaus sah ich.
S. 37. Z. 25. Msc.: An der Saale auf dem Wege nach Cuniz, am Fusse des Genzig's
SW: vacat.

Varianten. S. 38. Z. 7. Msc.: selbsterrungene
SW: selbsterworbene.
S. 38. Z. 7. Msc.: nicht mehr Einfalt
SW: nicht Einfalt.
S. 38. Z. 10. Msc.: Indem ich so zu mir redete
SW: Indem ich zu mir und den meinigen redete.
S. 38. Z. 13. Msc.: auf blumigen Wiesen
SW: auf blumigem Rasen.
S. 38. Z. 15. Msc.: hatt' ich
SW: hatte ich.
S. 38. Z. 20. Msc.: morschen Nachen
SW: morschen Kahn.

Paginirung. Unter dem Texte befindet sich die entsprechende Bände- und Seitenangabe von SW u. Kl Sch.

7. Am 4. Juni [1796]. S. 39.

Herbarts Brief an Smidt vom 27. Juni 1796:

„Willst Du ein paar Zeilen haben, die ich neulich hinwarf, da ich allein von Weimar zurückging? Ich will sie abschreiben und beylegen. Sie machen nicht die geringsten Ansprüche, und sollen Dir weiter nichts bedeuten, als dass ich mich wohl gern zur schönen Kunst erheben möchte, wenn ich nur könnte, und dass ich mich wenigstens des Reichthums meines Freundes werde freuen können.“

Hartenstein bemerkt zu 6 u. 7 in Kl Sch I, xxix:

„Dass sich jedoch dieser Gährungsprocess nicht etwa blos in der Form einer kalten Kritik (bezieht sich auf No. 4. u. 5) ausarbeitete, sondern dass er aus der Tiefe der Gesinnung kam und das Gemüth des Jünglings, der sich noch durch manches Andere, was nicht hierher gehört, vielfältig niedergedrückt fühlen musste, mit schmerzlicher Innigkeit durchdrang, beweisen ein paar Blätter (bezieht sich auf 6 u. 7) aus dem Jahr 1796, die sich noch erhalten haben.“

Manuscript. Das Msc. (1 Bl. 4°) befindet sich in Smidts Nachlasse.

Drucke. Das Gedicht ist abgedruckt in Kl Sch I, xxxi. u. SW XII, 783—84.

Grundlage. Das Manuscript.

Varianten. S. 39. Z. 2. Msc.: Am 4ten Juni
SW: 4. Juni.
S. 39. Z. 38. Msc.: müd'
SW: müde.

Paginirung. Unter dem Texte befindet sich die entsprechende Bände- und Seitenangabe von SW u. Kl Sch.

II.

Aus der Hauslehrerzeit in der Schweiz.

1. Fünf Berichte an Herrn von Steiger [1797—1798]. S. 43—77.

Herbart hatte sich verpflichtet, alle zwei Monate über seine Erzieherthätigkeit Herrn von Steiger Bericht zu erstatten. Wie viele solcher Berichte entstanden sind, lässt sich nicht feststellen, überliefert sind nur die 5 vorliegenden. Ob dieselben durchaus in der hier vorliegenden Form übergeben worden sind, war schon Hartenstein zweifelhaft, der dies aus der Beschaffenheit der Manuscripte schloss.

Er ist geneigt für den ersten und zweiten Bericht (nach Hartensteins Anordnung ist der zweite Bericht vorliegender Ausgabe der dritte) das anzunehmen, in Betreff der übrigen Berichte aber zeigt die Beschaffenheit der Manuscripte, welche „deutliche Spuren von Zusätzen" erkennen liessen, die Herbart vielleicht nur für sich, um über seine eigenen Gedanken sich klar zu werden, hinzugefügt hatte.

Manuscript. Von den Manuscripten zu den 5 Berichten, welche sämmtlich Hartenstein sowol zur Zeit der Edition von KlSch als auch der von SW zur Verfügung gestanden hatten, konnte jetzt nur noch die Existenz des Manuscriptes zum ersten Berichte nachgewiesen werden. Es ist in G. Hartensteins Besitz. Leider habe ich dasselbe nicht eingesehen; es ist dies aber kein Nachtheil, da nach Hartensteins brieflicher Versicherung eine von mir wiederholte Vergleichung desselben mit dem Abdrucke in SW nichts weiter hätte ergeben können, als dass die vorkommenden Eigennamen sämmtlich vollständig wiedergegeben seien, während SW nur die Anfangsbuchstaben druckt.

Drucke. Die Berichte sind vollständig gedruckt in SW XI, S. 1—44 unter dem Titel: An Herr von Steiger 1797—1799; in B II, S. 9—46; in W I, S. 11—61.

In KlSch I sind die Berichte nur auszugsweise edirt worden.

Grundlage. Der Text vorliegender Ausgabe ist Abdruck von SW XI, S. 1—44, jedoch modificirt

1) dadurch, dass im ersten Berichte nach der Angabe von Hartenstein die Eigennamen nach dem Msc. ungekürzt gedruckt worden sind, also Wyttenbach's statt W's und an wiederholten Stellen Ludwig, Carl, Rudolph statt L. C. R.

2) dadurch, dass die Reihenfolge und Datirung der Berichte in vorliegender Ausgabe abweicht von den bezügl. Bestimmungen der Grundlage. Nur ein Bericht, der erste, trägt ein bestimmtes Datum, die ungefähren Data der übrigen müssen aus inneren Gründen erschlossen werden.

Die folgende Tabelle giebt eine Uebersicht über den Unterschied der Reihenfolge und Datirung der Berichte in vorl. Ausgabe und der Grundlage.

Bericht	1, 4. Nov. 1797	vorl. Ausg.	=	Bericht	1, 4. Nov. 1797	von SW
„	2 [Januar 1798]	„ „	=	„	3 [. . . 1798]	„ „
„	3 [Frühling 1798]	„ „	=	„	4 [. . . 1799]	„ „
„	4 [Herbst 1798]	„ „	=	„	2 [. . . 1798]	„ „
„	5 [Spätherbst 1798]	„ „	=	„	5 [. . . 1799]	„ „

Im Jahrbuch des Vereins f. wissenschaftliche Pädagogik, Jahrg. II 1870, S. 247 ff. ist zuerst von Dix auf eine von SW abweichende Reihenfolge und Datirung der Berichte hingewiesen worden und es sind daselbst ausführlich die Gründe für diese Abweichung dargelegt worden. Die von Dix vorgeschlagenen Aenderungen hat Bartholomäi in seiner Ausgabe (B) der pädagogischen Schriften Herbarts durchweg acceptirt, während Willmann nur in Bezug auf die Reihenfolge Dix folgt, in der Datirung aber von ihm abweicht.

Der erste Bericht ist nicht in Bern, sondern auf dem Lande, auf dem eine Stunde von Bern entfernt liegenden Steigerschen Landsitz Märchligen, wo sich die Steigersche Familie im Sommer aufhielt, verfasst worden. Wenn Dix a. a. O. S. 247 die Vermuthung aufstellt, dass Herbart schon im Juli oder August unterrichtet haben muss, so lässt sich jetzt mit Gewissheit feststellen, dass Herbart dies bereits im Juni gethan hat; denn in einem Briefe an Rist vom 15. Juni 1797 giebt er bereits ein Urtheil über die Fähigkeiten seiner Zöglinge. Auch aus Smidts Erinnerungen (cf. S. XIII) geht hervor, dass Herbart im Sommer in voller Thätigkeit war. Es wird sich demnach der erste Bericht auf die Monate Juni bis Ende October erstrecken. Wenn man freilich annimmt, dass gleich mit dem Beginne von Herbarts Thätigkeit die Bestimmung getroffen wurde, dass derselbe alle 2 Monate einen „Bericht“ abliefern sollte, so muss bereits dem vorliegenden jetzigen ersten Berichte einer voraufgegangen sein.

Der zweite Bericht fällt, da Herbart auf pünktliches Einhalten der Termine achten wollte, in den Januar 1798. Welches ist aber nun dieser im Januar 1798 abgefasste zweite Bericht? Jedenfalls nur der in SW als dritter aufgeführte. In diesem Berichte spricht Herbart sein tiefstes Bedauern darüber aus, dass der „Plan“, welchen er für die Erziehung seiner Zöglinge entworfen hatte und den er für so sicher als möglich hielt, der ihm, wenn derselbe zwei Jahre aufs Strengste beobachtet worden wäre, „eine dauerhafte Wirkung“ versprach, so plötzlich umgestossen worden sei. Der noch nicht 14jährige Zögling Ludwig trat nämlich als Freiwilliger in das eidgenössische Heer. „Was soll doch ein junger Mann, der ins Feld geht, mit Chemie und Botanik“ (S. 58—59). In dem Bericht ist ferner hervorgehoben, dass auch die Erziehung der anderen Zöglinge mannigfache Störung erfahren, unter anderem auch durch das Herumlaufen, um Bonaparte zu sehen. Bonaparte war im November 1797 durch Bern gereist. Es geht hieraus zur Genüge hervor, dass dieser Bericht, der in SW als dritter aufgeführt wird, als zweiter gelten muss. Da im Februar 1798 Ludwig

aber bereits im Felde ist, wie aus einem Briefe Herbarts an Smidt von Ende Februar 1798 hervorgeht, so muss die Abfassung dieses zweiten Berichtes auch aus diesem Grunde in den Januar gesetzt werden. Herbart hat also den Termin der Ablieferung pünktlich eingehalten.

Der dritte Bericht [Frühling 1798] ist in SW als vierter bezeichnet und in das Jahr 1799 verlegt worden. Dass aber dieser dritte Bericht nicht lange nach dem zweiten gesetzt werden kann, geht aus folgenden Umständen hervor. Ludwig, welcher mit dem eidgenössischen Heer ins Feld gezogen war, ist zurückgekehrt. Das Bernerische Heer war Anfang März geschlagen, Bern selbst bald darauf von den Franzosen eingenommen worden. „Er (sc. Ludwig) war schon etwas gewesen (d. h. Soldat), jetzt wollte er wenigstens wissen, was er künftig sein werde.“ — Der Bericht spricht hauptsächlich von Rudi und Karl, dies ist nur dann nicht auffällig, wenn er Rechenschaft giebt über eine Zeit, in der Ludwig grösstentheils abwesend war. Das war aber im Februar bis Anfang März der Fall. In dem Bericht schreibt Herbart: „Meine Stimmung war den ganzen Winter zu düster, ein Gedanke raubte mir oft das Bewusstsein aller meiner anderen Verhältnisse.“ Herbart war im Winter 1797—98 mit den Problemen der mathematischen Psychologie beschäftigt und hierauf wird sich die obige Bemerkung beziehen. „Erst im Oberlande fühlte ich, was ich bei meinen Zöglingen vermöchte (S. 64). Während der Kriegszeit hatte die Steigersche Familie Bern verlassen und war ins Oberland- gezogen. An Halem schreibt Herbart am 28. Januar 1798: „Meine Sachen habe ich einpacken müssen, damit wir — die Frau und ich mit den jüngeren Kindern, bey dem täglich befürchteten Einfalle der Franzosen gleich nach dem Oberlande hin aufbrechen können“.

Der Bericht fällt demnach in das Frühjahr 1798.

Der vierte Bericht [Herbst 1798] ist in SW der zweite. Für die Anordnung und Datirung in vorliegender Ausgabe sprechen folgende Umstände. Es wird in dem Berichte davon gesprochen, dass „seit einem Jahre“ mit Ludwig Mathematik, mit dem Kleinen die Odyssee getrieben worden ist. Im Frühjahr hatte Herbart den moralischen Unterricht mit Ludwig angefangen (S. 69), freilich hatte er ihn nicht in der Weise ertheilen können, wie er seinem ursprünglichen Plane gemäss, der durch die Betheiligung Ludwigs am Berner Feldzuge nicht zur Ausführung gelangt war, ihn gern ertheilt hätte. Nachdem er sich von der Erfolglosigkeit seines Unterrichtes überzeugt hatte, musste er es für das Gerathenste halten, denselben ganz zu sistiren. Dies kann im Sommer 1798 gewesen sein. Nach dem vorliegenden Berichte nun hat er den Unterricht, nachdem in Ludwigs Denkungsweise Aenderungen eingetreten sind, wieder aufgenommen. Es wird weiter bemerkt, dass L. während des bevorstehenden Winters 3 Stunden Religionsunterricht bei H. N. als Vorbereitung zu seiner Confirmation empfangen soll. Dieser bevorstehende Winter ist der Winter 1798/1799.

Der Bericht wird im Herbst, vielleicht im September 1798 abgefasst sein.

Der fünfte Bericht vorliegender Ausgabe ist auch der fünfte Bericht in SW, wird aber hier in das Jahr 1799 verlegt. Diese Datirung kann nicht die richtige sein. Dix a. a. O. S. 251 ist zweifelhaft, ob der Bericht in den Herbst oder Winteranfang des Jahres 1799 gehört. Bartholomäi verlegt ihn ohne Angabe des näheren Datums auch in das Jahr 1799; ebenso Hartenstein in SW. Willmann dagegen ist geneigt ihn in den Spätherbst 1798 zu verlegen. Dieser Annahme ist die vorliegende Ausgabe gefolgt. Für diese Datirung sprechen folgende Umstände. „Kaum ein Jahr war Karl der Gegenstand meiner vorzüglichen Sorge.“ Das wurde er gegen Anfang des Jahres 1798, als Ludwig in die eidgenössische Armee eintrat. Herbart kommt in dem fünften Berichte auf seine Verabredung zurück, die er in Betreff seiner freien Zeit mit Herrn von Steiger vor $1\,^1/_2$ Jahren getroffen hatte. Wenn diese Verabredung, wie es sehr wahrscheinlich ist, in die Zeit des Beginnens der Erzieherthätigkeit fällt, so würde der Bericht in den Spätherbst, vielleicht Winter des Jahres 1798 zu setzen sein.

Dass der Bericht aber nicht in den Herbst oder Anfang des Winters 1799 zu setzen sei, dürfte auch daraus hervorgehen, dass nach dem Berichte Herbart mit frischem Muthe an die Arbeit, von Neuem ans Werk geht und dabei von einem zunächst zu befolgenden Plane spricht; während er nach den Briefen an Smidt und Böhlendorf vom 4. und 28. September 1799 bereits an die Lösung seines Verhältnisses zur Steiger'schen Familie denkt. Er bittet in dem bezüglichen Briefe seinen Freund Smidt, derselbe möge sich nach einem geeigneten Nachfolger für ihn umsehen. Er habe zwar Herrn von Steiger selbst seinen Entschluss, die Erzieherthätigkeit aufzugeben, noch nicht mitgetheilt, indess habe er doch bereits seine beiden Freunde Muhrbeck und Böhlendorf beauftragt, sich nach einem Nachfolger für ihn umzusehen. In dem Briefe an Böhlendorf vom 20. September fragt er diesen, ob er einen Nachfolger für ihn gefunden habe.

In dem vierten Berichte, der in den Herbst, vielleicht September 1798 zu verlegen war, spricht Herbart davon, dass er „ohne Scheu“ daran denke, in Zukunft Herodot, Xenophon, Plato, einige Stücke der Tragiker, Tacitus etc. mit Karl zu lesen. In dem fünften Berichte ist aber nur Homer erwähnt. Aus dem Briefe an Smidt vom 4. September 1799 erfahren wir dagegen, dass er mit Karl nicht nur Homer, sondern auch Sophokles und Plato liest. Wäre der fünfte Bericht in das Jahr 1799 zu verlegen, so würde also sicher auch von Plato und Sophokles die Rede sein. Uebrigens sollte nach dem vierten Berichte ja auch erst im „Frühjahr“ die Odyssee von einem anderen griechischen Schriftsteller abgelöst werden. So bleibt nur das Jahr 1798 übrig und zwar, wenn der vierte Bericht im Herbst (September) fällt, der November als Zeit der Abfassung übrig. Wenn aber im September der vierte, Ende

November der fünfte Bericht abgefasst worden ist, so ist auch nicht auffällig, dass der letztere etwas dürftig geworden ist. Es ist eben innerhalb des kurzen Zeitraumes, der zwischen der Abfassung des vierten und fünften Berichtes verflossen ist, eine wesentliche Aenderung nicht eingetreten.

Textveränderungen. Ausser den in der Rubrik „Grundlage“ erwähnten Textesveränderungen sind noch die folgenden zu verzeichnen. Es ist gesetzt worden:

S. 70. Z. 17. Anlage gewährt . . . statt Anlage gewährte SW B.

S. 72. Z. 13. soll, vorzubereiten . . . statt sollen, vorzubereiten SW B.

Diese Emendationen hat auch Willmann, der sie ohne besondere Anmerkungen lediglich durch [ ] kennzeichnet (cf. S. 70 u. S. 72).

Paginirung. In dem Texte ist die entsprechende Paginirung von SW, des Grundtextes, unter dem Texte, die der Ausgaben B und W angegeben worden.

2. Gebete für die Steigerschen Knaben. S. 78—82.

In dem ersten Berichte an Herrn von Steiger spricht Herbart von den Gebeten, die er für seine 3 Zöglinge „schon ehemals“, also gleich im Anfange seiner Erzieherthätigkeit abgefasst und Herrn von Steiger übergeben habe. Jetzt (also im November 1797) will er dieselben seinen Zöglingen überreichen. Bei Ludwig sollen sie zur Unterstützung des Unterrichtes in der Moral dienen. (S. S. 50).

Manuscript. Die Manuscripte (lose Blätter) zu den Gebeten 1 u. 2 (S. 78 u. 79) sind in dem Besitze des Herrn A. v. Steiger in Bern, die zu den Gebeten 3—8 in dem Besitze des Herrn Prof. Dr. Hartenstein in Jena.

Drucke. Die Gebete 1 u. 2 sind zuerst gedruckt in HR S. 52—53 und von da übergegangen in die Ausgabe W I, S. 19—20 (Anmerkung). Die übrigen Gebete (3—8) waren noch ungedruckt.

Grundlage. Dem Drucke haben die Manuscripte als Grundlage gedient.

Textveränderungen. S. 79, Z. 37. Ich danke Euch auch . . . statt . . . Ich danke ich Euch.

Paginirung. Zu den Gebeten 1 u. 2 ist die entsprechende Paginirung von HR u. W unter dem Texte angegeben worden.

3. Bericht über eine Reise in die Alpen [1798]. S. 83—92.

Manuscript. Das Manuscript zu diesem Berichte, im Besitze der Königsberger Universitätsbibliothek (Ms 2075) besteht aus 16 S. 4^0 (S. 16 leer).

Druck. Der Bericht ist bisher nur abgedruckt in HR S. 73—85.

Grundlage. Das Manuscript.

Textveränderungen.

S. 84. Z. 40. Lütschine (HR) . . . statt Lütschinen.
S. 91. Z. 19. Sinne (HR) . . . statt Sinnen.
S. 92. Z. 14. ins Thal öffnet (HR) . . . statt . . . ins Thal öffnen.
S. 92. Z. 18. ferner, den Leser (HR) . . . statt . . . ferner, denselben.

Varianten. S. 83. Z. 13. Msc.: Wengernalp
HR: Wangernalp
(ebenso S. 84, 86, 88, 90).
S. 84. Z. 18. Msc.: ging
HR: gingen
S. 84. Z. 37. Msc.: letztre
HR: letztere
S. 84. Z. 40. Msc.: Lütschinen
HR: Lütschine
S. 87. Z. 1. Msc.: einiges hölzernes Geräthe
HR: einiges hölzerne Geräth
S. 89. Z. 7. Msc.: Er verfolgt
HR: Er verfolgte
S. 89. Z. 32. Msc.: gesehn
HR: gesehen.
S. 89. Z. 36. Msc.: Mettenberg
HR: Wettenberg.
S. 90. Z. 1. Msc.: Karln
HR: Carl
S. 90. Z. 40. Msc.: wornach
HR: wonach
S. 91. Z. 4—5. Msc.: Unterwegens
HR: Unterwegs
S. 91. Z. 9. Msc.: Herrn
HR: Herren
S. 91. Z. 19. Msc.: Sinnen
HR: Sinne
S. 92. Z. 14. Msc.: Thal öffnen.
HR: Thal öffnet.
S. 92. Z. 18. Msc.: ferner, denselben an
HR: ferner, den Leser an
S. 92. Z. 35. Msc.: Thun wieder nach
HR: Thun nach.

Paginirung. Unter dem Texte ist die Paginirung von HR angegeben.

4. Ueber philosophisches Wissen und philosophisches Studium [1798]. S. 93—105.

5. Erster problematischer Entwurf der Wissenslehre. Engisstein, Ende August 1798. S. 106—122.

In einer Replik, welche Herbart in der Jenaer Literatur-Zeitung Jahrg. 1809, Intelligenz-Bl. 26. S. 222 gegen eine Recension seiner Allgemeinen praktischen Philosophie (Halle'sche Literatur-Zeitg., 1809, No. 40) veröffentlicht, verwahrt er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf der „Raschheit", indem er darauf hinweist, dass er bereits in den Jahren 1798 und 1799 die Grundgedanken seiner Metaphysik festgestellt habe.

Sowol aus den „Berichten" an Herrn von Steiger als auch aus dem Briefwechsel erfährt man, dass das speculative Interesse Herbarts trotz der anstrengenden Erzieherthätigkeit mit immer grösserer Intensivität hervortrat.

Herbarts Brief an Rist vom 12. Juni 1797: „In Jena war ich in der letzten Zeit zu träge oder zu dumm, meine Wissenschaftslehre förmlich und ordentlich fortzuführen, zu stolz, um andere Beschäftigungen in ihre Stelle zu setzen, zu arm an Mannigfaltigkeit der äusseren Verhältnisse, um im Leben das Bedürfniss eines sicheren, ganz geprüften, aller Wege kundigen Führers — so etwas soll doch wohl ein phil. System sein — tief genug zu fühlen."

1798 am 28. Januar schreibt er an Halem: Weder vor der grossen Natur, noch vor der Arbeit, die ich hier gefunden habe, kann in mir das Bedürfniss derjenigen Philosophie verstummen, die ich suchte und zu der ich den Eingang gefunden zu haben glaube. So oft ich staunend zurückkehre von dem Anblick, wie hier die Natur die äussersten Enden des Schönen und Erhabenen in Ein Unnennbares verwebt hat, so oft die Pflicht von mir heischt, ich solle mit Lehre und Empfindung in die Tiefe menschlicher Herzen eindringen: fühle ich mich gewaltiger hingerissen gegen die unbekannte Einheit ausser mir, die alles das zusammenhält und belebt; und die unbekannte Kraft in mir und andern, die es im Bilde zusammenfasst, und dem Bilde selbst Sinn und Bedeutung giebt: Es dünkt mich ein gutes Zeichen für meine Idee der Wissenschaftslehre, dass sie sich allenthalben wieder aufdrängt. Von Fichte's bisherigen Ausführungen gestehe ich, dass sie mir oft nur durch den Contrast das Ideal zu erheben scheinen."

1798, im Februar, schreibt er an Smidt: „Willst Du mich sehen, so siehst Du mich in meiner Werkstätte. Bestäubt, schwitzend; vielleicht keuchend, ermüdet — doch wieder ansetzend, und Etwas fördernd. Zuweilen lege ich die Arbeit aus der Hand, sehe gen Himmel und es ist mir unbeschreiblich wohl." —

In dem dritten „Bericht", dessen Abfassung in vorliegender Ausgabe in das Frühjahr 1798, also kurze Zeit nach dem obigen Brief gesetzt worden ist, schreibt er: „Ueberhaupt raubt mir oft ein Gedanke das Bewusstsein aller meiner andern Verhältnisse, leider mehr durch das Streben ihn zu ergründen, als durch seine Lebhaftigkeit."

Eine deutliche Bezugnahme auf die philosophischen Forschungen, welche Herbart in den vorliegenden Aufsätzen niedergelegt hat, findet

sich in dem ausführlichen Briefe an seine Eltern, Bern, den letzten Juni 1798: „Mein jetziger Reichthum besteht in einigen Ueberzeugungen, die den Keim vieler folgenden zu enthalten scheinen. Sie sind gewonnen in drittehalb Jahren einer Musse, wie ich sie in meinem Leben nicht wieder erwarten darf, wo die Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit des jugendlichen Geistes sich mit Umständen, mit einer Umgebung von Lehrern und Freunden vereinigte, die mir Muth und Zutrauen zu dem gaben, was damals in mir erwachte. Aber Gedanken erzeugen entweder immer neue oder veralten und verschwinden. Jetzt erhebt mich eine innere Gewissheit über die Systeme unserer Zeit, das Fichte'sche so wenig, als das Kant'sche ausgenommen; sollte ich auch irren, so halte ich es doch für ein grosses Glück, ohne Führer und ohne Furcht ein eigenes Feld durchwandern zu können, das sich bei jedem Schritte zu erweitern scheint“ .... „Fichte's wiederholte Zeugnisse und wohl mehr noch die Proben, die ich mir selbst abgelegt habe, scheinen mich zu versichern, dass, wenn mir irgend etwas gelingen könne, es die Speculation sei.

Befriedigen mit dem, was unsere berühmten Männer geleistet haben, kann ich mich unmöglich; selbst die Richtungen, die sie nehmen, entfernen sich weit von dem Wege, der ziemlich bestimmt vorgezeichnet, als derjenige vor mir daliegt, auf dem man sich zunächst versuchen sollte“ ..... „Meine Philosophie — lassen Sie mich das Wort übersetzen, damit es nicht hart klinge — mein Streben nach Wahrheit — will sich nicht blos unter Idealen herumtreiben, es möchte vor allen Dingen begreifen — also auch sehn, aber nicht blos sehn — was der Mensch ist, wie er es ward, und wie er es mehr werden kann: — es ist dabei viel zu schüchtern im dunkeln Reiche der Abstraction, als dass es nicht gern allenthalben bei der Erfahrung und Geschichte Bewährung und Bestätigung suchen sollte.“ ...

Directer noch als die vorhergehenden Briefe bezieht sich der Brief Böhlendorfs an Rist vom 10. Dec. [September?] 1798 auf die vorliegenden Aufsätze:

„Herbart hat sein System gefunden. Lache nur nicht; es ist sehr ernstlich gemeint. Ich bin zwar selbst noch keinem philosophischen System zugethan, aber dennoch könnte es leicht sein, dass ich und Steck, die wir beide eine Stunde wöchentlich Herbart philosophiren hören, von dem neuen Propheten besiegt würden. Dass es kein System, wie von Reinhold, Kant, Fichte, Schelling, sondern eine ganz andere Art von Systemen sei, kann Dich schon seine Entstehung lehren. Fichte hat die Wissenschaftslehre zuerst im Traume gesehen; Herbart hingegen, — nachdem er sich durch Fichte's und Schelling's, Kant's Systeme durchgearbeitet, Chemie, Mathematik als schwere Steine langsam vor sich hergewälzt, und mit einer gewissen selbstbewussten Macht in der Welt um sich her gesehen, dann in sein eignes Herz zurückgesehen, entstand das seinige in dem anmuthigen Wäldchen von Engistein,

unweit Höchstetten, wo er drei Wochen noemitisirte; und ein solches System, in der freien Natur entstanden, verschmäht die Anhänglichkeit freier Naturen nicht. Wir selbst sind selbstredend jetzt nur noch im Vorhofe begriffen; wenn wir ins innere Heiligthum gelangen, so soll Dir das Deinige nicht vorenthalten werden. Für jetzt will ich Dich nur zur Taufe eines Kindes eingeladen haben, das den Genius des Gedankens zum Erzeuger, die Natur zur Mutter, die Freundschaft zur Säugamme gehabt hat."

Herbart schränkt in bescheidener Weise das begeisterte Urtheil Böhlendorfs in dem Briefe, der zugleich mit dem Böhlendorf'schen an Rist geht, ein:

„Was ich gearbeitet, hat Dir Böhlendorf richtig angegeben, wenn Du statt eines Systems einige erste Punkte davon denkst, deren Unrichtigkeit ich beim weitern Auszeichnen noch nicht gefunden habe. Mir wäre das an sich noch nicht der Rede werth gewesen, und Du wirst es hoffentlich keiner weiteren Rede werth halten. Kaum kann es bis jetzt die Freunde interessiren, deren mündliches Urtheil mich berichtigen kann."

Es ist anzunehmen, dass Böhlendorf durch die Worte: Wir sind selbstredend jetzt nur noch im Vorhofe begriffen, an den Wortlaut des Aufsatzes No. 4, S. 93 gedacht hat. — Die Anmerkungen (S. 114—122) zu No. 5 hat Herbart auf jeden Fall kurze Zeit nach der Abfassung des Aufsatzes niedergeschrieben.

Drucke. No. 4 in HR.; No. 5 in SW XII, S. 38—57 vollständig, theilweise in Kl Sch I, xlii ff.

Grundlage. Für No. 4 der Text von HR, für No. 5 der Text von SW XII.

Textveränderungen: No. 4 vacat.
No. 5:

S. 112, Z. 41 andre *non* B . . . statt . . andre von B.
S. 113, Z. 11 Gedanke (Alle blosse . . .) statt . . . Gedanke (Blosse . . .).
S. 118, Z. 1 vom Reflectirten . . statt . . vom Reflectiren.

Ausserdem wurde bei den Verweisungen, die innerhalb der dem Aufsatze No. 5 hinzugefügten Anmerkungen auf einzelne Sätze des Aufsatzes gemacht wurden, die entsprechende Paginirung vorl. Ausg. substituirt.

Paginirung. Im Texte von No. 4 ist die entsprechende Paginirung von HR, im Texte von Nr. 5 diejenige von SW angegeben worden.

III.

Aus dem Jahre 1800.

1. Zur Kritik der Ichvorstellung. S. 125—127.
2. Ueber den Unterschied von Kantischem und Fichteschem Idealismus. S. 128.

3. Ueber das Bedürfniss der Sittenlehre und Religion in ihrem Verhältniss zur Philosophie. S. 129—141.

In seinem 4. Berichte an Herrn von Steiger vom Herbst 1798 bittet Herbart für das nächste Jahr (1799) um die Begünstigung sich nach den 6 Unterrichtsstunden in sich selbst zurückziehen zu dürfen, nachdem er vorher erklärt hat, dass er Arbeiten vor sich sähe, deren grösste Schwierigkeiten zwar schon überwunden schienen, die er aber „ganz durchdringen“ müsste, wenn er „zur völligen Ruhe und Besinnung kommen“ sollte. Die vorliegenden Aufsätze, deren Abfassung unmittelbar nach der Hauslehrerzeit in die Zeit des Bremer Aufenthalts fällt, können als Bestätigungen der angedeuteten philosophischen Forschungen angesehen werden; sie beweisen, dass die in der Wissenslehre erörterten Probleme ihn unausgesetzt beschäftigten, dass die Gedanken in ihm nach Klarheit rangen.

Drucke. Die 3 Aufsätze sind abgedruckt in HR S. 247—275.

Grundlage. Der Text von HR.

Textveränderungen. S. 126, Z. 25. des Denkens . . statt . . der Denkens.

Paginirung. Die in [ ] gesetzten Ziffern im Texte bezeichnen die entsprechende Paginirung von HR.

IV.

Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien [1801]. S. 143—152.

Smidt, welcher im Jahre 1800 in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren Senator in Bremen geworden war, richtete in dieser Stellung sein Hauptaugenmerk auf die geistige und materielle Hebung seiner Vaterstadt. Vor Allem war es zunächst das Schulwesen, das er zu organisiren sich vornahm. Es war selbstverständlich, dass Herbart sich an den über die Reform stattfindenden Discussionen betheiligte. Der vorliegende Aufsatz ist in Rücksicht auf diese Reformen jedenfalls nach einer bezüglichen Aufforderung Smidts geschrieben. Aus dem Aufsatze selbst geht hervor, dass Herbart zur Durchführung seiner „Ideen“ an die Uebernahme eines Lehramts bei der Stadt Bremen dachte. Er will seinen „Plan“, der sich „sehr wohl mit einer allmähligen stufenweisen Einführung“ vertrüge unter der Voraussetzung, dass ihm 12 Stunden zur freien Disposition zugesichert würden, zur Ausführung bringen. Mit Professor Rump habe er bereits darüber conferirt. Eine Lehrerstelle an einer öffentlichen Anstalt Bremens hat Herbart, wie genaue Nachforschungen ergeben haben, nicht bekleidet.

Manuscript. Das Msc. (6 Bl. 4°) ist im Besitze der Oldenburger Realschulbibliothek. (Philos. 8. 1.)

Drucke. Der Aufsatz ist abgedruckt in HR S. 276—284, R II, 337—343 und W I, 74—82.

Grundlage. Der Text des Manuscriptes ist abgedruckt worden.

Textveränderungen. S. 150, Z. 33 mit beträchtlich vermehrtem . . . statt mit beträchtlich vermehrten.

Varianten. S. 145. Z. 7 [8]. Msc.: Aus eben diesen
HR: In eben diesen R, W.
S. 145. Z. 28. Msc.: Es musste
HR: Es müsste R, W.
S. 146. Z. 15. Msc.: entstehn
HR: entstehen.

So auch Msc. S. 146. Z. 16 „übergehn", S. 147, 2 „seltner", Z. 23 „andre", 149, 1 „seltne", 149, 20 u. 150, 26 „angegebne", 151 „insbesondre", in welchen Fällen HR sowie R, W immer das *e* einschieben, also: übergehen, seltener, andere etc.

S. 148. Z. 25. Msc.: Leuten nämlich, die
HR: Leuten, die R, W.
S. 148. Z. 27. Msc.: benutzen
HR: benützen R, W.
S. 148. Z. 34—35. Msc.: werden mussten
HR: werden müssen R, W.
S. 148. Z. 35. Msc.: hierauf folgen lässt
HR: hier auf jene folgen lässt W.
(R druckt: hier auf auf jene).
S. 149. Z. 13. Msc.: Interesse abgewönnen
HR: Interesse abgewännen R, W.
S. 149. Z. 21. Msc.: Weise benutzte. R. W.
HR: Weise benützte.
S. 149. Z. 28. Msc.: *vest*zuhalten („vest" gesperrt)
HR: festzuhalten („fest" nicht gesperrt) R, W.
S. 150. Z. 32. Msc.: neuen Sprachen
HR: neuern Sprachen R, W.
S. 150. Z. 40. Msc.: Vergessenheit geriethe
HR: Vergessenheit gerathe R, W.
S. 151. Z. 26. Msc.: noch *meine* („meine" gesperrt)
HR: noch meine („meine" nicht gesperrt) R, W.
S. 151. Z. 32. Msc.: Kabinetter
HR: Cabinete R, W.
S. 152. Z. 12. Msc.: hievon
HR: hiervon R, W.
S. 152. Z. 13. Msc.: Lat.
HR: lateinischen R, W.

Ferner weicht W an folgenden Stellen von Msc. und HR ab, in-
lem diese Ausgabe S. 146, Z. 13 „Gründliches“ nur gesperrt, statt ge-
perrt und fett druckt, und sie S. 147, Z. 42 „unter anderm“ setzt statt
unter andern“.

Paginirung. Unter dem Texte ist die entsprechende Paginirung
on HR, R u. W angegeben.

V.

Ueber Pestalozzis neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrte. An drei Frauen. [1802.] S. 153—163.

Herbart an G. A. v. Halem, Bremen, Anfang May 1801:

„Sie möchten wol einen Versuch von mir darauf ansehn, ob er in
lie Irene passt? Das Thema: Geist der pestalozzischen Erziehung, reizt
nich sehr, und mit Hülfe der Nachrichten meines Freundes Ziemssen
gelänge es mir vielleicht — wenn es anders, nach dem von P. selbst
etzt herauskommenden Werke, einem andern noch erlaubt seyn kann,
einen Geist darstellen zu wollen“.

Der vorliegende Aufsatz ist der in Aussicht gestellte Versuch. Er
rschien 1802 in der von G. A. von Halem redigirten Monatsschrift
Irene“ (J).

Der Aufsatz trägt in der Irene den Haupttitel: „Ueber Pestalozzi“
und zerfällt in 2 Abtheilungen, deren 1. die Ueberschrift: „Auszug
ines Schreibens an den Herausgeber“ und deren 2. den Titel: „Ueber
Pestalozzis neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrte“ trägt.
Dieser 2. Titel ist in den spätern Abdrücken in SW, Kl Sch, B, R, W
ler Haupttitel geworden und ist auch, da der Aufsatz überall unter
liesem Titel citirt wird, in die vorliegende Ausgabe herübergenommen
vorden.

Die 3 Frauen, denen er gewidmet ist, sind die Frau Smidts, Frau
Noltenius, Frau Senator Castendyk (s. S. xv).

Der Brief Herbarts (vom 24. Dec. 1801), welcher das Manuscript
les Aufsatzes begleitete, ist von Halem, wie schon aus der Ueberschrift:
„Auszug etc.“ hervorgeht, nur bruchstückweise und auch dieses Bruch-
tück nicht diplomatisch genau abgedruckt.

Der erste in der Irene fehlende Abschnitt des Briefes, welcher übrigens
Bezug auf den Aufsatz hat, lautet: „In Eile sende ich Ihnen, mein hoch-
geschätzter Gönner und Freund, einen Aufsatz, der in aller Langsamkeit
ndlich so weit gekommen ist, Ihnen für die Irene, oder doch zu Ihrer
nachsichtsvollen Durchsicht, vorgelegt werden zu können. Die Schuld
lieser Langsamkeit liegt nicht an mir. Mein Freund Ziemssen in Bern
hat mich von Ostern an auf nähere Nachricht von Pestalozzi hoffen,
und warten lassen, und ist endlich darüber krank geworden; Pestalozzi's

Schrift, wie Gertr. ihre K.l., erwartete ich ebenfalls weit früher; als sie erschien, habe ich sie sogleich durchgearbeitet, unmittelbar darauf den einliegenden Aufsatz geschrieben, und ihn die Kritik der Frauen, denen er gewidmet ist, passiren lassen. Darauf aber bin ich wochenlang von denselben Frauen, die sich Abschriften davon nehmen lassen wollten, — so wie diese von ihren Copisten hingehalten worden; endlich vor einer Stunde kommt mein Exemplar wieder zu meinen Händen; und nun schreibe ich Ihnen diesen Brief in Gegenwart des Herrn Walte, der neben mir rechnet. Es wird mich freuen, wenn Sie meinem Versuche die Aufnahme nicht versagen wollen. Die Pestalozzische Unternehmung scheint mir für Deutsche gar sehr einer eigentlichen etc. etc."

Manuscript. Nur von dem Briefe ist noch das Msc. in dem auf der Oldenburger Bibliothek befindlichen Briefwechsel Halems vorhanden.

Drucke. Der Aufsatz ist abgedruckt in der Irene (J) Bd. I (1802) S. 15—51, von hier ist er übergegangen in die Ausgaben SW XI, S. 45—60, Kl Sch III, 74—90, B II, 53—66, R II, 245—258, W I, 83—100. In der Ausgabe B fehlt der Brief.

Grundlage. Der Text der Irene (J).

Textveränderungen. S. 165. Z. 21 werden könnte . . . statt . . . werden konnte.

Varianten.

S. 155. Z. 10. J: scheint mir für Deutsche
SW: scheint für Deutsche.

S. 155. Z. 17—18 J: Leserinnen der Pestalozzischen Schrift, die den Müttern etwas unbehutsam gewidmet zu seyn scheinet (SW, Kl Sch, R, W)
Msc.: Leserinnen der, den Müttern etwas unbehutsam gewidmeten Pestalozzischen Schrift.

S. 155. Z. 18. J: scheinet
SW: scheint Kl Sch, R, W.

S. 156. Z. 28. J: bestimmt haftend
SW: bestimmt heftend Kl Sch, B, R, W.

S. 156. Z. 31. J: eines
SW: eins Kl Sch, B, R, W.

S. 156. Z. 32—33 J: meinem Ohre
SW: meinen Ohren Kl Sch, B, R, W.

S. 157. Z. 40. J: Erfahrungen
SW: Erfahrung Kl Sch, B, R. W.

S. 158. Z. 28. J: ob es auch
SW: ob das auch Kl Sch, B, R, W.

S. 158. Z. 34. J: In weiterm Gespräche
SW: Im weiteren Gespräche Kl Sch, B, R, W.

S. 159. Z. 5. J: in einander fugen und kütten
SW: in einander fügen und ketten Kl Sch, B, R, W.

S. 159. Z. 8. J: das blosse Zeichen
SW: ein blosses Zeichen Kl Sch, B, R, W.

S. 159. Z. 32—33: ist in J ein Absatz, der aber in SW, sowie auch in Kl Sch, B, R, W fehlt.

S. 159. Z. 39. J: Lehrart zu steif
SW: Lehrart zu roh B, W
Lehrart zu früh Kl Sch, R.

S. 160. Z. 2. J: umfasse ihm
SW: umfasse ihnen SW, Kl Sch, B, R, W.

S. 160. Z. 11. J: die Einrichtungen
SW: die Einrichtung Kl Sch, B, R, W.

S. 161. Z. 2—3. J: interessanten Angelegenheit
SW: interessanten Gelegenheit Kl Sch, B, R, W.

S. 161. Z. 10. J: seiner Belehrung (sc bedürfen)
SW: seine Belehrung (sc bedürfen) Kl Sch, B, R, W.

S. 161. Z. 14. J: Nöthige
SW: Nöthigste Kl Sch, B, R, W.

S. 161. Z. 20. J: gehört in die
SW: gehören in die Kl Sch, B, R, W.

S. 162. Z. 19. J: das Meiste erleichtert wird
SW: das Meiste erreicht wird Kl Sch, B, R, W.

S. 162. Z. 32—33. J: eine andere Geistesnahrung bereiten
SW: eine andere bieten Kl Sch, B, R, W.

S. 162. Z. 35—36. J: den Kopf anfüllen
SW: der Kopf anfüllen Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 1. J: der feine, glückliche Ausdruck
SW: der freie, glückliche Ausdruck Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 7. J: andre
SW: andere Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 21. J: dann, wann
SW: dann, wenn Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 31. J: vor allem andern
SW: vor allen andern Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 35. J: bekannt ist, dringt
SW: bekannt, dringt Kl Sch, B, R, W.

S. 164. Z. 38. J: einnehmen solle
SW: einnehmen soll Kl Sch. B, R, W.

S. 165. Z. 7. J: hinwegziehen
SW: hier wegziehn Kl Sch, B, R, W.

S. 165. Z. 12. Mit den Worten: „Ausser diesem“ beginnt in SW, sowie in Kl Sch, B, R, W ein Absatz. In J dagegen ist fortlaufender Text.

S. 165. Z. 21. J: werden konnte
SW: werden könnte Kl Sch, B, R, W.

S. 165. Z. 21. J: u. dgl.
SW: und dergl. B, W (und dgl. Kl Sch, R).
S. 165. Z. 27—28 J: von diesem, gleichwohl ganz wesentlichen Elementarmittel des Unterrichts
SW: von diesen, gleichwohl ganz wesentlichen Elementarmitteln Kl Sch, B, R, W.
S. 165. Z. 31. J: vollkommener
SW: vollkommner Kl Sch, B, R, W.
S. 166. Z. 8. J: voraussetzen: der Boden ist Kl Sch, R
SW: voraussetzen: Boden ist B, W.
S. 166. Z. 11—12 J: dem Masse, den Empfindungen
SW: dem Maasse der Empfindungen Kl Sch, B, R, W.
S. 166. Z. 28. J: angegebnen
SW: angegebenen Kl Sch, B, R, W.
S. 166. Z. 29. J: Charakter jedes Kindes
SW: Charakter des Kindes Kl Sch, B, R, W.
S. 167. Z. 11, 23, 23—24. J: Etwas anders
SW: Etwas anderes Kl Sch, B, R, W.
S. 167. Z. 31. J: So sahen
SW: So sehen Kl Sch, B, R, W.
S. 168. Z. 1. J: anbieten dürfte
SW: anbieten durfte Kl Sch, B, R, W.
S. 168. Z. 5. J: erste (gesperrt)
SW: erste (nicht gesperrt) Kl Sch, B, R, W.
S. 168. Z. 6. J: Festsetzung jener Reihenfolge
SW: Fortsetzung jener Reihenfolge Kl Sch, B, R, W.

Paginirung. Im Texte ist die Paginirung des Textes der Irene, unter dem Texte die entsprechende der Ausgabe SW, Kl Sch, B, R, W angegeben.

VI.

Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung.

I. Ausgabe 1802. II. Ausgabe 1804. S. 169—309.

In dem S. 155 citirten Briefe von Halem stellt Herbart eine „ausführliche Darstellung“ seiner Ansichten über die Pestalozzische Unternehmung in Aussicht. Diese „ausführliche Darstellung“ sollte den Blick „über die nothwendigen Gränzen der Pestalozzischen Absicht“ erweitern und die Aufgabe haben, die „aesthetische Wahrnehmung als den Haupt-Nerven der Erziehung“ darzustellen.

An Gries schreibt er im Juli 1802 von Göttingen aus:

„Meine Schriftstellerei wirst Du um Michaelis ganz von unten auf dienen sehen; sie fängt vom A-B-C an. Nämlich von Pestalozzi's Idee

eines A-B-C der Anschauung, die ich durch und für Mathematik ausgeführt wünsche.“ Er fügt hinzu, dass sein Aufsatz in der Irene diese Arbeit „gewissermassen verkündigt“.

Die Schrift erschien im Herbst 1802 unter dem Titel:

Pestalozzi's | Idee | eines | ABC der Anschauung | untersucht | und | wissenschaftlich ausgeführt | von | J. F. Herbart. | Göttingen, | bey Johann Friedrich Röwer. | 1802. | VI, 218 S. 8⁰.

Herbart hatte dieselbe seinem väterlichen Freunde G. A. v. Halem gewidmet. In dem Begleitbriefe, Göttingen, 28. Oct. 1802, schreibt er an Halem: „Wem anders als Ihnen, mein sehr verehrter Freund, könnte ich meine Erstlinge darbringen? Ich habe nicht vor dem Publicum mit Ihnen schwatzen wollen; aber nichts desto weniger steht die ganze Reihe der Jahre vor mir, worin ich die Zeichen Ihrer Aufmerksamkeit, die Ermunterungen Ihrer Güte nach einander empfing. Sie haben mich zweymal dem Publicum vorgeführt: Sie sind der erste, den ich bei meinem Hervortreten hochachtungsvoll zu begrüssen habe. Meine Schritte werden noch immer langsam seyn. Nur darstellen will ich mich und meine Gedanken der Prüfung. In diesem Geiste werden Sie mein Buch geschrieben, und würden Sie meine hiesigen Verhältnisse, wenn Sie hier wären, eingeleitet sehn . . . . . . Im hohen Grade würde ich es meiner Vaterstadt verdanken, wenn sie sich das Verdienst um mich erwürbe, die ersten genauen und sorgfältigen Versuche mit meinem Vorschlage anzustellen. — Auf jedem Fall aber darf ich annehmen, dass sie Männer besitzt, die Geist und Interesse genug vereinigen, um sich der grossen Pestalozzischen Idee, elementarische Anschauungen zum Hauptfundament des Unterrichts zu machen, völlig zu bemächtigen. Und so darf ich erwarten, von dort aus wenigstens durch Urtheile belehrt zu werden, ob ich jene Idee der Ausführung näher gebracht oder sie verfehlt habe“.

Schon nach zwei Jahren, im Jahr 1804, erschien eine 2. mehrfach umgearbeitete Auflage unter dem Titel:

Pestalozzi's Idee | eines | ABC der Anschauung | als ein | Cyklus von Vorübungen | im | Auffassen der Gestalten | wissenschaftlich ausgeführt | von | J. F. Herbart. | Zweyte, durch eine allgemein-pädagogische Abhand | lung vermehrte, Ausgabe. | Göttingen, | bey Johann Friedrich Röwer | 1804. | VI, 281 S. 8⁰.

Bereits der Titel zeigt die Veränderung, die innerhalb der 2 Jahre seit dem Erscheinen der 1. Auflage in Herbart vorgegangen ist. Im Jahre 1803 war Pestalozzi's ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Massverhältnisse (von Krüsi bearbeitet) erschienen. Die Ausführung wich sehr von Herbarts Auffassung ab. Hierdurch musste der Zusammenhang seiner Schrift mit Pestalozzi's bezüglichen Bestrebungen gelockert werden. Der Titel der 2. Auflage . . . . . „Cyklus von Vorübungen im Auffassen der Gestalten, soll sicher nur den Gegensatz zu dem Nebentitel des Pestalozzischen Buches bezeichnen. Herbart gesteht

selbst in der Nachschrift zur 2. Auflage: „Wiewohl nun die Verehrung des Verfassers gegen den edlen Schweizer um Nichts gemindert ist; so muss er doch, schon um nicht zudringlich zu seyn, sein Buch aus dem äussern Zusammenhange, worin es stand, um etwas zurückziehn. Die Frage: um wieviel es die Pestalozzischen Plane fördere, kann nicht mehr ein annehmlicher Massstab zu seiner Würdigung seyn. Da es aber zu klein ist, um allein zu stehn, so bleibt ihm nichts übrig, als desto fester an die reine Idee der Pädagogik selbst, auf die es schon vorher vielfältig sich berief, sich anzuschliessen".

Die im Titel der 2. Auflage als Zusatz erwähnte Abhandlung handelt: „Ueber die aesthetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung".

Herbart bezeichnet diese Abhandlung (S. 288) als „ein Fragment aus einem älteren Aufsatze, der ursprünglich zur Verständigung mit einem Freunde geschrieben wurde." Dieser Freund ist sehr wahrscheinlich Smidt.

Ausser der „Nachschrift" (S. 283—291) und der Abhandlung: Ueber die aesthetische Darstellung etc. weist die 2. Auflage gegenüber der ersten noch viele Abweichungen auf. Dieselben bestehen in

Zusätzen,
Umarbeitungen
und Weglassungen.

Drucke. Die vorliegende Schrift ist abgedruckt in SW XI, 75—233, B II, 79—206, R II, 1—124, W I, 101—224 u. 257—297. SW, B, R legen dabei die II. Ausgabe zu Grunde und notiren die Abweichungen der I. Ausgabe und zwar SW unter, B u. R theils unter, theils am Ende der Schrift. W legt den Text der I. Ausgabe zu Grunde und giebt die Abweichungen der II. Ausgabe unter dem Texte.

Die angehängte Abhandlung: Ueber die aesthetische Darstellung etc. erschien ausserdem separat noch in Kl Sch I, 41—65.

Grundlage. Der Text der I. Ausgabe (1802) unter Beifügung aller Abweichungen des Textes der II. Ausgabe (1804). Die Abweichungen sind, um sie als gleichwerthig mit dem Text der Grundlage äusserlich zu kennzeichnen, in den Typen (Corpus) der Grundlage gedruckt. Durchweg sind ferner die Abweichungen der Ausgabe SW von den Originalien notirt. In diesen Fällen der Abweichung ist auch der Text der Ausgaben B, R, W und für die Abhandlung im Anhang der Text von Kl Sch zur Vergleichung herangezogen und sind die etwaigen Varianten dieser Ausgaben angegeben worden.

Die Abweichungen von SW in erster Linie und die Abweichungen von B, R, W sind ausser durch Typen (Petit) auch noch dadurch in ihrem secundären Verhältnisse zu den Originalausgaben äusserlich gekennzeichnet, dass sie durch einen Strich von den Varianten dieser Ausgaben getrennt sind.

Textveränderungen.

S. 178. Z. 22—23. etwas so bekanntes (II. Ausg) . . . statt . . . eben so bekanntlich.
S. 196. Z. 1. Seile (II. Ausg.) . . . statt . . . Seil.
S. 207. Z. 10. Es ist zwar klar (II. Ausg.) . . . statt . . . Es ist aber klar.
S. 208. Z. 13. unterscheidet dann freylich (II. Ausg.) . . . statt . . . unterscheidet denn freylich.
S. 219. Z. 2—3. wird man am besten (II. Ausg.) . . . statt . . . wird am besten.
S. 226. Z. 39 u. S. 227. Z. 35. nach gemeinem . . . statt nach . . . gemeinen.
S. 250. Z. 29. 1771, 65 . . . statt . . . 1771, 55.
S. 266. Z. 7. Reihe XI (II) . . . statt . . . Reihe IX.
S. 271. Z. 17. den Gegendienst . . . statt . . . der Gegendienst.
S. 287. Z. 43. seien . . . statt . . . seyn.
S. 288. Z. 11—12. Hinter einem ABC . . . statt . . . Hinter einen ABC.
S. 301. Z. 11. dass es nicht durch . . . statt . . . dass es sich nicht.

Varianten.

S. 171. Z. 10. I. Ausg.: Grundlinien einer Theorie der Anschauung
II. Ausg.: Grundlinien einer Theorie der Anschauung. Das Dreyeck ist das Element aller Gestalt.

S. 171. Z. 28. I. Ausg.: Schluss
II. Ausg.: „Schluss“ fehlt, statt dessen ist noch hinzugefügt: „Nachschrift; und angehängte Abhandlung: über die aesthetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäfft der Erziehung“.

S. 176. Z. 2—3. I. Ausg.: selbst einstellen. Scheint
II. Ausg.: selbst einstellen. Vielleicht vermisst man hier die Erwähnung der Massverhältnisse: allein diese liegen in jeder wirklichen Gestalt . . . . . oft die Rede seyn. Scheint.

S. 176. Z. 30. S. 177. Z. 13. I. Ausg.: Was sie dafür leisten zu können glaubt, wird man im Verfolg finden. Im Voraus verbittet sie nur das Vorurtheil . . . . von der Rohheit zur künstlerischen Vollkommenheit, hinlänglich klar“
II. Ausg.: hat für diesen Abschnitt folgende Variante (S. 176, 39—177, 40) „Pestalozzi's Genie gab die Idee . . . . . . bedarf es für die ersten keiner eignen Sorge“.

S. 178. Z. 19. I. Ausg.: heisst bey Kindern: ein
II. Ausg.: heisst bei den Kindern zunächst: ein.

S. 178. Z. 22—23. I. Ausg.: eben so bekanntlich
II. Ausg.: etwas so bekanntes SW, B, R, W, aber nur R giebt die Variante von I.

S. 178. Z. 31. I. Ausg.: zu vergegenwärtigen
II. Ausg.: Z. 34—41) zu vergegenwärtigen. Um aber von einer geübten Anschauung den ganzen möglichen Gewinn zu ziehen . . . davon redet der letzte Abschnitt.

S. 179. Z. 2. I. Ausg.: Die Bildung . . . B, R ohne Angabe der Varianten von II
II. Ausg.: Die Ausbildung . . . SW, W ohne Angabe der Varianten von I.

S. 181. Z. 6—15. I. Ausg.: Aber der Vorsatz, der überlegte Entschluss . . . . das Beste gethan: so spannt
II. Ausg.: hat statt dessen folgende Variante: Aber der blosse Vorsatz, der allgemeine Entschluss . . . . das Meiste gewonnen, so spannt . . SW, B, W geben die Variante von I nicht vollständig; sie lassen die Worte: „das Beste gethan" weg.

S. 181. Z. 18. I. Ausg.: Das alles, wie viel schlimmer wird es beim Unterricht!
II. Ausg.: Wie viel schlimmer wird dies beym Unterricht! B: . . . wird es beym Unterricht!

S. 181. Z. 25. S. 182. Z. 11—12. I. Ausg.: . . . . muss man es da nicht aufgeben, den Unterricht auf Anschauung zu gründen? . . . . gethan werden könne?

S. 181. Z. 29. S. 162. Z. 39. II. Ausg.: muss man es da nicht aufgeben, den Geist bey dem Sinne zu fassen . . . . . studirt werden können? W giebt die Variante unvollständig (s. S. 182 Anm.).

S. 185. Z. 9. I. Ausg.: vollkommne
II. Ausg.: vollkommene SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 190. Z. 42. I. u. II. Ausg.: diese Grössenbegriffe
die Grössenbegriffe SW, W, ohne Angabe der Veränderung.

S. 192. Z. 13. I. Ausg.: an dem . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Fehlers von II.
II. Ausg.: an den.

S. 192. Z. 14. I. u. II. Ausg.: an so vielem
an vielem SW, W.

S. 194. Z. 4. I. u. II. Ausg.: oder 10ten
und 10ten SW, W ohne Angabe der Veränderung.

S. 194. Z. 37. I. Ausg.: ihr dafür zugesteht
II. Ausg.: ihr dafür zusteht . . . SW, B, R, W ohne Ang. der Variante.

S. 196. Z. 1. I. Ausg.: schmalen Seil
II. Ausg.: schmalen Seile . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 197. Z. 20 [19]. I. u. II. Ausg.: und kömmt
und kommt SW, ohne Angabe der Veränderung.

S. 199. Z. 30 -33. I. Ausg.: Daraus muss sich zuerst das Materiale, — daraus müssen sich die Buchstaben . . . . . Begriffe zu bringen.
II. Ausg.: Daraus muss sich zuerst das Materiale für unsre Vorübungen ergeben . . . . Begriffe zu bringen.

S. 202. Z. 33. I. Ausg.: zusammengefasst
II. Ausg.: zusammengefasst*
* Um dies, und das zunächst folgende . . . . . . und für 4 Puncte ein Viereck u. s. f. (202, 36. — 203, 41).

S. 203. Z. 39 [38]. I. Ausg.: sind unzählbar
II. Ausg.: sind unzählig . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 204. Z. 42. I. Ausg.: an dem Original
II. Ausg.: in dem Original . . . SW, R, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 204. Z. 41. und S. 205. Z. 1. I. Ausg.: Welches sind denn die . . . seiner Form?
II. Ausg.: *Welches sind denn die . . . . seiner Form?* (gesperrt) (SW, B, R, W ohne Angabe des Unterschiedes von I).

S. 205. Z. 2—3. I. Ausg.: Einfache Puncte
II. Ausg.: *Einfache Puncte* (gesperrt) . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Unterschiedes von I.

S. 205. Z. 4. I. Ausg.: sind Nichts für die Form
II. Ausg.: sind Nichts, weder für die Form noch für das Mass. B, aber ohne Angabe der Variante von I.

S. 205. Z. 11. I. Ausg.: mehrere zusammengefasst
II. Ausg.: mehrere zusammengesetzt . . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von I.

S. 206. Z. 38. I. Ausg.: der Anschauung
II. Ausg.: der Anschauung. Man muss sie ganz und im Zusammenhange verstehn, um in die Meinung der gegenwärtigen Schrift eingehn zu können.

S. 207. Z. 10. I. Ausg.: Es ist aber klar
II. Ausg.: Es ist zwar klar . . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von I.

S. 208. Z. 13. I. Ausg.: unterscheidet denn freylich
II. Ausg.: unterscheidet dann freylich . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von I.

S. 209. Z. 19—20. I. Ausg.: angeregt werden könne
II. Ausg.: angeregt werden kann . . . SW, B, R, W; aber nur R giebt die Variante von I.

S. 210. Z. 7. I. Ausg.: versuchen
II. Ausg.: versuchen*

* „Schon in der ersten Ausgabe waren die Worte . . . . Ausschmückung hat gelangen können *(S. 210. Z. 31—45).

S. 214. Z. 6. I. Ausg.: metallenen } Diese Variante ist im Texte nicht
II. Ausg.: metallnen } notirt worden.

S. 215. Z. 15. I. Ausg.: vorfinden wird
II. Ausg.: vorfinden wird*

* Diese Stelle ist in einer sehr schätzbaren Recension . . . der getadelten Stelle (S. 215. Z. 36—43).

S. 219. Z. 2—3. I. Ausg.: wird am besten
II. Ausg.: wird man am besten. . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 219. Z. 29. I. Ausg.: grade
II. Ausg.: gerade . . . SW, B, R, W ohne Angabe d. Var.

S. 225. Z. 22. I. Ausg.: also statt
II. Ausg.: also anstatt . . . SW, B, R, W ohne Ang. d. Var.

S. 236. Z. 12—17 [11—16]. I. Ausg.: Die erste, und die zweyte Behauptung . . . Beweis statt seiner führen.
II. Ausg.: In der zweiten Ausgabe fehlt der ganze Satz. SW, B, W haben den Satz der I. Ausg. übersehen, dagegen R, welche nach II druckt, den Satz als Variante von I notirt.

S. 238. Z. 31. I. u. II. Ausg.: wären irrationale
wären rationale SW.

S. 241. Z. 5. I. u. II. Ausg.: Tang. . . . . Sec.
Tangente . . . Secante . . . SW, R, W.

S. 243. Z. 21—22. I. u. II. Ausg.: darin liegen 9 Hundertel
darin 9 Hundertel . . . SW.

S. 243. Z. 23. I. Ausg.: 1,55; *zwey* . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von II.
II. Ausg.: 15,5; zwey.

S. 244. Z. 30. I. Ausg.: weil für alle . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von II.
II. Ausg.: weil sie für alle.

S. 245. Z. 1. I. Ausg.: . . . 143=155. W druckt richtig nach I, aber ohne Angabe der Variante von II.
II. Ausg.: 144=155. . . . SW, B, R drucken den falschen Text von II, ohne Ang. der Variante von I.

S. 250. Z. 24. I. Ausg.: 1143 R, W ohne Ang. der Variante von II.
II. Ausg.: 1134 SW, B ohne Ang. der Variante von I.

S. 250. Z. 29. I. Ausg.: 154
II. Ausg.: 1,54 SW, B, R, W ohne Ang. d. Var. von I.

S. 250. Z. 31. I. Ausg.: 6246 R, W
II. Ausg.: 6245 SW, B
S. 250. Z. 33. I. Ausg.: 5115 R, W
II. Ausg.: 5105 SW, B
S. 250. Z. 35. I. Ausg.: 527 R, W
II. Ausg.: 517 SW, B

} SW u. B geben den in correcten Text von II, ohne Angabe der Varianten von I.
R u. W drucken richtig, aber nur R giebt die Varianten.

S. 252. Z. 1. I. Ausg.: $\frac{214.100}{173}$ . . . B, R, W (correct) ohne Angabe der Variante von II.
II. Ausg.: $\frac{214.100}{100}$ . . . SW (incorrect) ohne Angabe der Var. von I.

S. 254. Z. 36. I. Ausg.: Daraus zerstreut liegen[1]
II. Ausg.: Durchaus zerstreut . . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Varianten von I.

S. 255. Z. 35—36. I. u. II. Ausg.: angeben wollte
abgeben wollte SW.

S. 256. Z. 35. I. Ausg.: 1,08 SW, B, R, W (correct) ohne Angabe der Varianten von II
II. Ausg.: 10,8.

S. 256. Z. 39. I. Ausg.: *musste* (gesperrt)
II. Ausg.: musste (nicht gesperrt) SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 257. Z. 32. I. u. II. Ausg.: Das bisherige
Die Bisherige SW.

S. 260. Z. 1. I. Ausg.: ihrem eigensten Wesen
II. Ausg.: ihrem Wesen, . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Varianten von I.

S. 260. Z. 1—2. I. Ausg.: Begriff erschöpfend ausgedrückt
II. Ausg.: Begriff gehörig ausgedrückt . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von I.

[1] Durch Vergleichung mehrerer Exemplare der I. Ausgabe hat sich herausgestellt, dass nicht: „Daraus“ sondern „Duraus“ (für Durchaus) gedruckt ist. In meinem Handexemplare war das „u“ so undeutlich gedruckt, dass man es für „a“ halten musste.

S. 260. Z. 2—3. I. Ausg.: Grösse, — das blosse Verhältniss der Form, — ist
II. Ausg.: Grösse ist . . . SW, B, W ohne Angabe der Variante; R giebt die Variante.

S. 260. Z. 4. I. Ausg.: Zahlbegriff erreicht es wahr und ganz
II. Ausg.: Zahlbegriff erreicht die Verhältnisse der Form* SW, B, W ohne Angabe der Variante; R giebt die Variante.

S. 260. Z. 34. Die II. Ausgabe hat nach . . . „Form“ eine Anmerkung Form*.
Doch erreicht er . . . . nicht verfehlen (Z. 35—38).

S. 263. Z. 6. I. Ausg.: sieht man sieht man
II. Ausg.: sieht man . . . SW, B, R, W (correct) ohne Angabe des Druckfehlers von I.

S. 263. Z. 31. I. u. II. Ausg.: als alle andre Columnen
als andre Columnen SW, W.

S. 264. Z. 25 [24]. „dienen“ in I. 2mal gedruckt. Die übrigen Ausgaben drucken correct.

S. 264. Z. 32—33 [31—32]. I. Ausg.: seyn. Dann ist die Aufgabe: die Winkel zu finden. Desgleichen
II. Ausg.: seyn. Desgleichen . . . SW, B, R, W ohne Ang. der Variante.

S. 266. Z. 7. I. Ausg.: Reihe IX
II. Ausg.: Reihe XI . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante von I.

S. 267. Z. 14 [5]. I. u. II. Ausg.: aufgelöseter
aufgelöster SW.

S. 268. Z. 3 [S. 267. Z. 13]. I. u. II. Ausg.: darum soviel eher
darum um soviel eher SW.

S. 269. Z. 21. I. Ausg.: jene Grundformen
II. Ausg.: jene dürftigen Grundformen . . . SW, B, W ohne Angabe der Varianten; R giebt die Var.

S. 269. Z. 21—22. I. Ausg.: allein, in ihrer armen Einfalt zur Verbesserung
II. Ausg.: allein, zur Verbesserung . . . SW, B, W ohne Angabe der Var.; R giebt die Var.

S. 271. S. 32. I. u. II. Ausg.: Spielerey auch *könnte*
Spielerey doch *könnte* . . . SW ohne Ang. des Originaltextes.

S. 275. Z. 9. I. Ausg.: er enthält . . . B, W ohne Angabe der Var.
II. Ausg.: er erhält . . . SW, R ohne Angabe der Var.

S. 279. Z. 34. I. Ausg.: wieder emporsteigend
II. Ausg.: wieder hervorsteigend . . . SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

S. 280. Z. 36. I. u. II. Ausg.: ähnlichen Vorbereitung nämlich
ähnlichen Grundlage nämlich . . . SW, W ohne Angabe des Originaltextes.

S. 281. Z. 40. I. Ausg.: Studien?
II. Ausg.: Seiten . . . SW, B, R, W ohne Ang. der Var.

S. 281. Z. 1. 4. 8. 15. I. u. II. Ausg.: frägt
fragt . . . SW, W ohne Angabe des Originaltextes.

S. 282. Z. 24—29. I. Ausg.: Das ABC der Anschauung . . . . Zurückbehaltene nachgesendet werden
II. Ausg.: In der 2. Ausg. fehlt dieser Abschnitt.

S. 282. Z. 25. I. Ausg.: ist nur noch ein
ist noch ein . . . SW, B, W ohne Angabe des Original-Wortlautes

S. 282. Z. 26. I. Ausg.: Händen, sich auf seine
Händen, auf sein . . . SW, B, W ohne Angabe des Original-Wortlautes.

S. 282. Z. 28—29. I. Ausg.: Zurückbehaltne
Zurückbehaltene . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Original-Wortlautes.

S. 287. Z. 43. II. Ausg.: seyn
seien . . . B, R, W (sein SW), ohne Angabe des Original-Wortlautes.

S. 290. Z. 34. II. Ausg.: synthesischen
synthetischen . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Druckfehlers im Original.

S. 295. Z. 22—23. II. Ausg.: Erhehung
Erhebung . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Druckfehlers im Original.

S. 296. S. 39. II. Ausg.: *ἠδονη*
ἡδονη . . . SW, B, R, W ohne Angabe des Druckfehlers im Original.

S. 299. Z. 23. II. Ausg.: als einzigen Spruches
als einen Spruches SW.

S. 300. Z. 26. II. Ausg.: im einen Fall
in einem Fall SW.

S. 300. Z. 41 [40]. II. Ausg.: längst gestanden hätte
längst gefunden hätte SW.

S. 301. Z. 11 [12]. II. Ausg.: dass es sich nicht
dass es nicht SW, Kl Sch, B, R, W ohne Angabe des Original-Wortlautes.

S. 304. Z. 22. II. Ausg.: rückkehrenden
zurückkehrenden SW, W.

Paginirung. Im Texte ist die Paginirung des Grundtextes angegeben, also bis S. 282 diejenige der I. Ausgabe, von S. 281 an, wo

die „Nachschrift zur zweyten Auflage“ beginnt, diejenige der II. Ausgabe. Unter dem Texte ist die Paginirung der Ausgaben SW, B, R, W angegeben; dazu tritt noch für die angehängte Abhandlung: Ueber die aesthetische Darstellung etc. S. 292—309 die Paginirung von KlSch.

VII.

Thesen zur Promotion und Habilitation [1802]. S. 313—316.

Nach damaliger Sitte genügte an der Universität Göttingen zur Promotion und Habilitation ein mündliches Examen nebst Disputation. Eine Dissertation wurde weder für die Promotion noch für die Habilitation verlangt.

Ueber den Werth der Thesen urtheilt Hartenstein (SW XII, S. XI): „Jeder der Sätze, die sie (sc. die Thesen) enthalten, ist der Ausdruck eines in seiner Sphäre zur Reife gediehenen Denkens; keinen derselben hat Herbart später zurückzunehmen sich veranlasst gefunden, und mit ihnen kann die Periode der Vorbereitung als abgeschlossen angesehen werden. Sie zeigen, dass, die Principien der Ethik ausgenommen, er damals schon über das Verhältniss der verschiedenen Gebiete der philosophischen Untersuchung sammt den Grundgedanken der Metaphysik und Psychologie mit sich ins Reine gekommen war.“ R. Zimmermann ist derselben Meinung. „Mit den Thesen ist Herbart's philosophische Wanderzeit zu Ende; sein Geist tritt in die Meisterjahre ein.“ Sitzungsberichte der [Wiener]Akademie der Wissenschaften, (philos.-histor. Classe) Bd. 83, Jahrg. 1876. S. 225 u. 226.

Manuscript. Das Manuscript der Thesen befindet sich in den Dekanats-Acten der philos. Facultät zu Göttingen Fasc. 86 (1802—1803).

Drucke. Die Thesen sind vollständig in SW XII, S. 58 u. 59. u. KlSch I, LVIII und LIX abgedruckt.

Grundlage. Das Manuscript.

Varianten:

S. 315. Z. 9.	Msc.:	philosophia, totum (Komma)
	SW:	philosophia totum (ohne Komma) KlSch.
S. 315. Z. 12.	Msc.:	Sed, si (Komma)
	SW:	Sed si (ohne Komma) KlSch.
S. 315. Z. 13.	Msc.:	nec plene
	SW:	nec plane KlSch.
S. 316. Z. 9.	Msc.:	agnitio, animique (Komma)
	SW:	agnitio animique (ohne Komma) KlSch.
S. 316. Z. 11.	Msc.:	rursus exoritur
	SW:	rursum exoritur (KlSch).

Ausserdem variiren SW u. KlSch noch dadurch vom Msc., dass sie einige der lateinischen Substantiva, welche Herbart mit grossen Anfangsbuchstaben schreibt, mit kleinen Buchstaben drucken.

Paginirung. Unter dem Texte ist die entsprechende Paginirung von SW u. KlSch angegeben.

VIII.

Zwei Vorlesungen über Pädagogik [1802].

Diese Vorlesungen sind die ersten, welche Herbart in seinem Colleg über Pädagogik im ersten Semester (1802) seiner Wirksamkeit gehalten hat. Für das erste Semester hatte er angekündigt: „Pädagogik nach Dictaten mit Beifügung einer besondern Unterhaltungsstunde.“ Hartenstein lässt in KlSch I, S. lxiv dahin gestellt, ob das Jahr 1802 „ganz genau ist“. Dass die Reden aber „in die erste Zeit seiner akademischen Wirksamkeit fallen“, ist ihm gewiss. Ebenso erklärt er SW XI, S. vii, dass sie jedenfalls „in die allererste Zeit seiner akademischen Thätigkeit“ zu setzen seien, vielleicht in das Jahr 1802. In dem chronologischen Verzeichniss der Werke Herbarts SW XII, S. 785 sind die Vorlesungen in das Jahr 1802, dagegen SW XI, S. 61 auf dem Titelblatte in das Jahr 1803 gesetzt worden. B, R, W stellen die Vorlesungen unter das Jahr 1802.

Herbart las erst wieder Pädagogik im Wintersemester 1803/1804. Gegen ein Verlegen der Vorlesungen in dieses Jahr ist geltend zu machen, dass Herbart (S. 322) die Kenntniss seiner Habilitationsthesen voraussetzt, eine Voraussetzung, welche er 1 Jahr später schwerlich mehr machen durfte; er erwähnt ferner (S. 327), dass er „Psychologie und Moral“ nicht voraussetzen könne. Im Wintersemester 1803/1804 aber konnte er Moral voraussetzen, denn im Sommersemester 1803 hatte er: „praktische Philosophie oder Moral etc.“ gelesen. Diese Gründe führt auch Willmann an. Dazu tritt aber noch ein dringenderer. S. 328 zeigt Herbart (dies fehlt in allen übrigen Ausgaben) seinen Zuhörern an, dass er, um Collision mit Dr. Winkelmann zu vermeiden, seine Vorlesungen verlegen werde. Eine solche Collision konnte nur im Wintersemester 1802/1803 stattfinden, da Winkelmann bereits 1803 die Universität Göttingen verliess und nach Braunschweig übersiedelte. Vielleicht hätte auch die Angabe der Wohnung S. 328, Z. 27 einen weiteren Anhaltepunkt geben können, allein trotz aller Recherchen in Göttingen gelang es nicht, zu erfahren, wo Herbart in dem Jahre 1802 gewohnt und wie der im Msc. undeutlich geschriebene Name des Vermiethers gelautet habe.

Manuscript. Das Msc., welches leider die 2. Vorlesung nur im Fragment enthält, befindet sich auf der Königsberger Universitätsbibliothek. Es besteht aus 12 Bl. Von Bl. 10 ist die Rückseite nicht beschrieben, mit Bl. 11 beginnt die 2. Rede. Es enthält vielfach Spuren von Hartensteins redactioneller Thätigkeit. Viele Ergänzungen der Herbart'schen Abkürzungen, die für den Setzer gültigen Bemerkungen am Rande rühren von Hartenstein her. Den Anfang der Vorlesung hat Herbart stilistisch nicht ausgearbeitet. Unter der Ueberschrift „Pädagogik" folgen als erste Zeile die Stichworte: „Keine Definition, — Lobrede, — Geschichte, — Ueberblick". Am oberen rechten Rande der Handschrift hat Herbart angefangen, die Stichworte in Sätze aufzulösen; er hat dies jedoch nur mit dem ersten Worte gethan. Der Satz lautet: „An der Spitze dieser Vorlesungen erwarten Sie, m. H., vielleicht vor allem andern die Definition meines Gegenstandes, erwarten sodann . . . ." Das Msc. schliesst mit den Worten: „Zwey Eigen . . ."

Druck. Die Vorlesungen sind abgedruckt in SW XI, S. 61—74, KlSch I, S. 1—16, B II, S. 67—78, R II, S. 269—280, W I, S. 224—242 unter dem Titel: Rede bei Eröffnung der Vorlesungen über Pädagogik; W hat den Zusatz: „nebst einem Bruchstück aus der zweiten Vorlesung". Ganz vollständig ist das vorhandene Msc. bis jetzt noch nicht abgedruckt worden. Die Ausgaben B, R, W geben den gekürzten Text von SW u. KlSch. Die Kürzungen s. Varianten.

Grundlage. Das Manuscript.

Textveränderungen. Die erwähnten Stichworte sind in einen vollständigen Satz umgewandelt worden: „An der Spitze dieser Vorlesungen erwarten Sie, m. H., vielleicht vor allem Andern die Definition meines Gegenstandes, erwarten sodann eine Lobrede, eine Geschichte, einen Ueberblick desselben". S. 323, 16 zum wenigsten statt . . . zum wenigstens.

Varianten.

S. 320. Z. 9.	Msc.:	gewiss der Pädagogik
	SW:	gewiss für die Pädagogik KlSch, B, R, W.
S. 320. Z. 29.	Msc.:	sehn
	SW:	sehen KlSch, B, R, W.
S. 321. Z. 5.	Msc.:	von dem Einfluss
	SW:	von dem Einflusse KlSch, B, R, W.
S. 322. Z. 35.	Msc.:	Unsre
	SW:	Unsere KlSch, B, R, W.
S. 323. Z. 16.	Msc.:	zum wenigstens
	SW:	zum wenigsten KlSch, B, R, W.
S. 323. Z. 19.	Msc.:	geschehn
	SW:	geschehen KlSch, B, R, W.
S. 323. Z. 20.	Msc.:	er gehabt hätte
	SW:	es gehabt hätte KlSch, B, R.

S. 323. Z. 21—22. Msc.: ihm vielleicht nur nicht
SW: ihm nur nicht KlSch, B, R.
S. 323. Z. 31. Msc.: ahnden
SW: ahnen B.
S. 323. Z. 36. Msc.: andre
SW: andere KlSch, B, R.
S. 325. Z. 2. Msc.: vestsetzen werde?
SW: vestsetzen (resp. festsetzen) wird? B, R, W.
S. 325. Z. 6 u. 10. Msc.: unsre
SW: unsere KlSch, B, R, W.
S. 325. Z. 13. Msc.: unsrer
SW: unserer KlSch, B, R, W.
S. 326. Z. 20. Msc.: mancher Anregung
SW: manchen Anregungen KlSch, B, R, W.
S. 326. Z. 23. Msc.: nur Anfangs
SW: nun Anfangs KlSch, B, R, W.
S. 327. Z. 27—28 des Msc. hat einen Absatz, ebenso W; SW, B, R haben dagegen keinen Absatz.
S. 328. Z. 17—30. Msc.: Bey jedem Vortrage, der sich dem philosophischen nähert .... Freytags um diese Stunde lesen werde.
In SW sowie auch in KlSch, B, R, W fehlt dieser Schlusssatz.
S. 330. Z. 25—34. Msc.: Lassen Sie uns jetzt den Begriff .... Zwey Eigen ....
In SW sowie auch in KlSch, B, R, W fehlt dieser Abschnitt.
S. 323. Z. 19—20. Der Satz: „wenn er anders gehandelt, welchen Erfolg er gehabt hätte“, fehlt in W.

Paginirung. Im Texte ist die entsprechende Paginirung des Manuscriptes angegeben, unter dem Texte diejenige von SW, KlSch, B, R, u. W.

IX.

Kurze Darstellung eines Plans zu philosophischen Vorlesungen 1804. S. 331—340.

In der Vorrede zur 2. Auflage des Lehrbuchs zur Einleitung in die Philosophie giebt Herbart den Beweggrund für die Abfassung vorliegender Schrift an: „Als ich in Göttingen anfing, philosophische Vorträge zu halten, wurde mir der wohlwollende Rath ertheilt: was auch mein Collegium sein möge, Logik und Metaphysik müsse es heissen,

um in Gang zu kommen. Für diese Zusammenstellung des Leichtesten und des Schwersten hatte und habe ich keinen Sinn; beinahe ebenso gut könnte man ein Collegium über Regel de tri und Integralrechnung ankündigen. Darum entwarf ich im Jahre 1804 den Plan zu einer Einleitung in die Philosophie, welche das Selbstdenken der Anfänger möglichst vollständig zu den Problemen hinführen sollte; und wobei ich die Winke benutzte, welche über den natürlichsten Gang des Denkens die ältere Geschichte der griechischen Philosophie darbietet."

Titel:

Kurze | Darstellung eines Plans | zu | philosophischen Vorlesungen. | Von | Johann Friedrich Herbart. | Göttingen, | gedruckt bey Johann Friedrich Röwer. | 1804. | 23 S. 8°.

Diese Original-Ausgabe (O) ist sehr selten und wahrscheinlich nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt worden. Hartenstein erwähnt ausdrücklich in KlSch I, cxv, dass sie „wohl den meisten" von Herbarts Freunden ganz unbekannt sei. In Voigdts Verzeichniss der Herbart'schen Schriften fehlt sie. Erst durch eine Anzeige in den Göttinger gelehrten Anzeigen ist Hartenstein auf dieselbe aufmerksam geworden.

Drucke. Abgedruckt ist die Schrift in SW I, 361—371, KlSch I, 17—28, W I, 243—255.

Grundlage. Die Original-Ausgabe (O), Göttingen 1804.

Varianten. S. 338. Z. 27. O: zwischen seiner KlSch
SW: zwischen einer W.
S. 333. Z. 8. O: Ahndung KlSch
SW: Ahnung W.
S. 339. Z. 26. O: Un-Verständigste
SW: Unvernünftige KlSch, W.
S. 340. Z. 7. O: sobald man nur die KlSch
SW: sobald man die W.

Paginirung. Im Texte ist die Paginirung des Originals (O), unter dem Texte diejenige von SW, KlSch, W angegeben.

X.

Ueber den Standpunkt der Beurtheilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode. S. 341—350.

Eine Gastvorlesung gehalten im Museum zu Bremen 1804.

Dass Herbart schon während seines Bremer Aufenthalts sich viel mit Pestalozzi beschäftigte; dass er in Bremen das Interesse für die Pestalozzischen Bestrebungen zu wecken und zu erhalten suchte, ist

schon erwähnt (s. S. XVII). Smidt war bei seiner Reform des Bremer Schulwesens auf die Einführung der Pestalozzischen Methode bedacht. Ein Zögling des Bremer Waisenhauses, Blendermann, war zu Pestalozzi geschickt worden, um nach seiner Rückkehr die Einführung dieser Methode in der Elementarclasse des Gymnasiums zu bewirken. Aus einem undatirten Briefe Herbarts an Smidt aus dem Jahre 1802 geht hervor, dass Herbart im Auftrage Smidts an Pestalozzi geschrieben und ihn um Empfehlung eines geeigneten Lehrers für Bremen gebeten hat.

Der obige Vortrag ist im Jahre 1804 gehalten worden. Noch in demselben Jahre erschien derselbe als Brochüre. Titel:

Ueber den | Standpunct der Beurtheilung | der | Pestalozzischen Unterrichts-methode | eine Gastvorlesung | gehalten im Museum zu Bremen | von | J. F. Herbart | Dr. der Philosophie | Bremen, | bei Carl Seyffert | 1804. | 23 S. 8°.

Drucke. Der Vortrag ist gedruckt in SW XI, 343—354. KlSch I, 29—40. B II, 207—216. R II, 259—268. W I, 299—311.

Grundlage: Der Originaldruck (O).

Textveränderungen:
S. 343. Z. 26. dass sie sich aus . . . statt . . . dass sie aus
S. 344. Z. 42. seyen . . . statt . . . seyn

Varianten:

S. 343. Z. 26.	O:	dass sie aus
	SW:	dass sie sich aus KlSch, B, R, W.
S. 344. Z. 42.	O:	seyn (SW: sein)
		seyen (resp. seien) KlSch, B, R, W.
S. 346. Z. 8.	O:	gemachet
	SW:	gemacht KlSch, B, R, W.
S. 347. Z. 5.	O:	in sich selbst die
	SW:	in sich die KlSch, B, R, W.
S. 347. Z. 28.	O:	immer anders und anders baut KlSch, R, W.
	SW:	immer anders baut B.
S. 348. Z. 13.	O:	solle? (Fragezeichen), KlSch, R.
	SW:	solle, (Komma) B.
		(W hat ein Semikolon.)
S. 350. Z. 19.	O:	vom Basedow.
	SW:	von Basedow KlSch, B, R, W.

Paginirung. Im Texte ist die entsprechende Paginirung des Originaldruckes, unter dem Texte diejenige von SW, KlSch, B, R, W angegeben.

XI.

De Platonici systematis fundamento commentatio. 1805.

S. 351—375.

Dazu:

Anhang 1: **Herbarts Selbstanzeige der vorliegenden Abhandlung.** S. 376—377.

„ 2: **Böckhs Recension der vorliegenden Abhandlung.** S. 378—387.

„ 3: **Herbarts Replik gegen Böckhs Recension.** S. 388—394.

Am 28. März 1805 wurde von der Hannöverschen Regierung der Universität Göttingen mitgetheilt, dass Herbart „wegen angerühmten guten Lehrgaben und Talente“[1] zum Extraordinarius ernannt worden sei. Diese Ernennung war Herbart bereits am 14. Febr. 1805 „in Rücksicht seiner bekannten Lehrgaben und Talente“[1] unter der Bedingung, dass er den Ruf nach Heidelberg ablehne, in Aussicht gestellt worden.

Als Einladungsschrift zu der üblichen Antrittsvorlesung verfasste er die obige Abhandlung, die nebst dem deutschen Anhange, der in der Einladungsschrift fehlte, im Buchhandel erschien. Der genaue Titel dieser Abhandlung lautet:

De | Platonici systematis | fundamento | commentatio. | Professoris Philosophiae Extraordinarii | in | Academia Georgia Augusta | muneris | rite adeundi gratia | conscripta | auctore | Joanne Friderico Herbart. | Gottingae, | typis Roeverianis. | 1805. | 63 S. 8°.

Als Anhang und zugleich als Erläuterung der vorliegenden Abhandlung sind Herbarts Selbstanzeige derselben, die Böckh'sche Recension und die von Herbart gegen die letztere verfasste Replik beigefügt worden.

Die „Selbstanzeige“ erschien erst im Jahre 1806 in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (G. g. A.) Nr. 76.

Die Recension Böckh's, deren Verfasser in SW XII, S. XIII nicht genannt wird und wahrscheinlich Hartenstein auch nicht bekannt war,[2] erschien im Jahrgang 1808 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (JL) Nr. 224 und 225.

---

[1] Nach den Curatorial-Acten von Göttingen. Einige der Actenstücke werden zum Abdrucke gelangen.

[2] Die Autorschaft Böckhs ist nach der Ausgabe von Böckhs gesammelten kleineren Schriften Bd. VII, S. 80—92 herausgegeben von F. Ascherson und Paul Eichholz, Leipzig, Teubner, 1872, unzweifelhaft.

Die Replik erschien darauf in demselben Jahre im Intelligenzblatt der Neuen Leipziger Literatur-Zeitung (LLZ) Nr. 43.

Die strenge Zugehörigkeit zur obigen Abhandlung ist der Grund einer Abweichung von der chronologischen Anordnung.

Drucke. Die Abhandlung De Platonici etc. ist abgedruckt in SW XII, 63—88 und KlSch I, 69—97.

Die „Selbstanzeige" ist in SW XII, XI—XII; die Böckh'sche Recension in Böckhs Kleineren Schriften, Bd. VII, S. 80—92, Leipzig, Teubner, 1872; die Replik in SW XII, 88—96 nachgedruckt worden.

Grundlage. Dem Text der Abhandlung: De Platonici etc. liegt der Originaltext, Gottingae 1805, zu Grunde.

Für Anhang 1, 2 und 3 liegen die entsprechenden Originaltexte von G. g. A. Nr. 76, JL Nr. 224 und 225, LLZ Nr. 43 zu Grunde.

Textveränderungen:

S. 356. Z. 31. cum iuvene . . . statt cum invene
S. 357. Z. 18. *τα'υτα* . . statt . . *ταυτα*
S. 357. Z. 22. *αυτϑ,* — (Komma) . . statt . . *αυτϑ* — (ohne Komma)
S. 357. Z. 31. *λεκτεον· ὁιον* . . statt *λεκτεον. ὁιον*
S. 358. Z. 26. *εσχεν* . . statt *εχεν*
S. 360. Z. 23. *επισκεψιν* . . statt *επισκεπψιν*
S. 360. Z. 29. *τε και νοησιν* . . statt . . *τε νοησιν*
S. 360. Z. 38. *ταὐτον* . . statt *ταυτον*
S. 361. Z. 7. *ΤΩιΔΕ* statt *ΤΩΔΕ*
S. 362. Z. 9. *Ἑτερῳ* statt *Ετερω*
S. 362. Z. 30. *ταὐτα* . . statt *ταυτα*
S. 363. Z. 32. illud Unum . . statt . . illum Unum
S. 364. Z. 14. *εχομεν*; *και* . . statt . . *εχομεν, και* (das Komma haben auch SW, KlSch, Steph., Bip.; nur Bekk. hat Fragezeichen).
S. 364. Z. 17. *δη περι* statt *δη, περι* (der Platonische Text lautet: *δη, Παρμενιδη, περι, κ. τ. λ.*) KlSch hat das Komma beibehalten, SW dasselbe aber getilgt.
S. 367. Z. 12. *το τε* . . statt . . *το, τε*
S. 368. Z. 4. *ουσιας*; — statt *ουσιας.* (den Punkt haben auch SW, KlSch; das Fragezeichen haben Steph., Bip., Bekk.)
S. 373. Z. 10. . . Gleiche!") statt Gleiche!)

Zu Anhang 3. Replik Herbarts in der Leipziger Literatur-Zeitung (LLZ).

S. 391. Z. 26. zu offenbarendem) . . statt zu offenbarenden)
S. 392. Z. 23—24. *διισχυρισαιμην* statt *δεισχυρισιαιμην*

Den Platonischen Text citirt Herbart nach der Bipontiner Plato-Ausgabe. Nach dem Beispiele Hartensteins sind im vorliegenden Drucke bei allen Citaten die entsprechenden Stellen der Plato-Ausgabe von H. Stephanus hinzugefügt worden.

Bei den Varianten, welche den platonischen Text betreffen, ist ausserdem die Plato-Ausgabe von Immanuel Bekker herangezogen worden.

Wenn die Citate Rede und Gegenrede enthalten, so sind der Deutlichkeit halber die Worte des Gegenredners in ⸏:⸏ . . . ⸏:⸏ eingeschlossen worden.

Varianten. Hartenstein hat in SW und KlSch den griechischen Text der vorliegenden Abhandlung accentuirt (freilich oft fehlerhaft), ebenso hat er in den instrumentalen Bildungen (*παντη, ουδαμη* etc.) das Jota subscr. gesetzt, wo Herbart weder accentuirt noch subscribirt. Die hierauf bezüglichen Varianten sind im vorliegenden Drucke, der genau dem Originale folgt und nur über die von *ὁ αὐτός* vorkommenden Formen das Zeichen der Krasis setzt, nicht angemerkt worden.

S. 355. Z. 36. O: *μετα νȣ καταφανȣς* (resp. *μετὰ νοῦ καταφανοῦς* KlSch, Steph., Bip., Bekk.)
SW: *μετὰ τοῦ καταφανοῦς*
S. 356. Z. 28. O: quid? quod KlSch
SW: quid, quod
S. 357. Z. 18. O: *κατα ταυτα*
SW: *κατὰ ταυτὰ* KlSch cf. SW u. KlSch S. 360, Z. 38 *ταυτόν*, dagegen S. 362 Z. 30 *ταὐτά* (bald mit, bald ohne Koronis)
S. 357. Z. 34. O: ad eam KlSch
SW: at eam
S. 358. Z. 32. O: dialogicae elegantiae
SW: dialogicae degantiae
S. 359. Z. 21. O: diligentia, certi
SW: diligentia certi
S. 361. Z. 29—30. O: *Τι δε εςιν ὁ,τι*
SW: *Τί δὲ; ἔστιν ὅτι* Bekk.
S. 361. Z. 33. O: *παντα, τῳ* (resp. *πάντα, τῷ* KlSch, Steph., Bip.)
SW: *πάντα τῷ*
S. 361. Z. 39. O: reiicienda, sint (sic)
SW: reiicienda sint KlSch
S. 362. Z. 12. O: *καλα, εκεινȣ* KlSch
SW: *καλὰ ἐκείνου* (kein Komma)
S. 362. Z. 30. O: *ταυτα*
SW: *ταὐτά* KlSch (Akut)
S. 363. Z. 32. O: illum Unum (s. Textveränderungen)
SW: illud Unum KlSch
S. 367. Z. 12. O: *το, τε* (nach Steph., Bip.) (s. Textveränderungen)
SW: *τὸ* (sic) *τε* (*τό τε* Bekk.)
S. 367. Z. 23. O: *αλληλων, ὑπο*
SW: *ἀλλήλων ὑπὸ* (ohne Komma) Bekk.

S. 367. Z. 24. O: ξυνημμενην· και
SW: ξυνημμένην, καὶ (Komma) Bekk.

S. 367. Z. 26. O: γενος, (Komma Bip.) KlSch
SW: γένος (ohne Komma) Steph., Bip.

S. 373. Z. 11. O: Verschiedne
SW: Verschiedene

Zu Anhang 1. Herbarts Selbstanzeige in G. g. A.

S. 376. Z. 7. G. g. A.: Urheber selbst
SW: Urheber derselben selbst

S. 376. Z. 12. G. g. G.: Philosophen. Beyspiele sind häufig. Kant's
SW: Philosophen. Kant's

S. 376. Z. 27—28. G. g. A.: *Αγαθον· αιτιον*
SW: *ἀγαθόν αἴτιον* (kein Kolon)

S. 376. Z. 28. G. g. A.: Plato
SW: Platon

S. 377. Z. 2. G. g. A.: Ausdruck
SW: Ausdrucke

S. 377. Z. 4. G. g. A.: Platonischen System
SW: platonischen Systeme

S. 377. Z. 12. G. g. A.: Plato
SW: Platon

Zu Anhang 3: Replik Herbarts in der Neuen Leipziger Literatur-Zeitung (LLZ).

S. 388. Z. 6. LLZ: Jenaer A. L. Z.
SW: jenaer allg. Lit. Zeitung

S. 388. Z. 21. LLZ: insbesondre
SW: insbesondere

S. 389. Z. 26. LLZ: in deren Lösung
SW: in dieser Lösung

S. 390. Z. 5. LLZ: Heracl. *γεν.* in *ουσ. P.*
SW: Heracliti *γένεσις* in *οὐσίαν* Parmenidis

S. 390. Z. 5. LLZ: divide Her.
SW: divide Heracliti

S. 390. Z. 17. LLZ: (des Seyn)
SW: (das Seyn)

S. 391. Z. 26. LLZ: zu offenbarenden (s. Textveränder. S. LXXIX)
SW: zu offenbarendem

S. 391. Z. 34. LLZ: einem Urbegriff
SW: einem Unbegriff

S. 391. Z. 41. LLZ: *ὁ δε*
SW: *ὃ δὴ*

S. 392. Z. 23. LLZ: *δεισχυρισιαιμην* (s. Textveränderungen)
SW: *δεισχυρισαίμην*

S. 392. Z. 32. LLZ: letztre
SW: letztere
S. 392. Z. 40. LLZ: angezogen
SW: ausgezogen
S. 393. Z. 18. LLZ: vollkommner
SW: vollkommen
S. 393. Z. 38. LLZ: und der Vernunft
SW: und Vernunft
S. 394. Z. 11. LLZ: stehn
SW: stehen
S. 394. Z. 28. LLZ: Kategorieentafeln
SW: Kategorientafeln.

Paginirung. Im Texte der Abhandlung: De Platonici etc. ist die Paginirung des Originals angegeben, unter dem Texte diejenige der Nachdrucke in SW XII, 63—88 und KlSch I, 69—97.

Unter dem Texte der „Selbstanzeige“ steht die Paginirung des Nachdruckes in SW XII, xi—xii. Im Texte der Böckhschen „Recension“ steht die Angabe der ‚Spalten‘ des Originaldruckes. Im Texte der „Replik“ steht die Paginirung des Originaldruckes, unter dem Texte diejenige des Nachdruckes in SW XII, 88—96.

Supplemente.

I.

Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in den Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken.

Herbarts Glückwunschrede an die Abiturienten des Gymnasiums von Oldenburg, gehalten Ostern 1793. S. 397—407.

In dem Osterprogramme (1793) des Gymnasiums zu Oldenburg berichtet der Rector J. S. Manso, nachdem er die Namen der valedicierenden Abiturienten genannt, folgendermassen: „Ihnen wird Johann Friedrich Herbart, aus Oldenburg, antworten, zu ihrem Vorhaben Glück wünschen, und dabey die allgemeinen Ursachen auseinandersetzen, welche in Staaten das Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken.“

Da Manso im Programm von 1794 (S. 35) ausdrücklich erklärt, dass er „weder an der Wahl der Materien noch an der Ausführung einigen Antheil habe“, dass vielmehr alles was „gut und nicht gut sein möchte in diesen Reden auf Rechnung der Redner komme“, so ist anzunehmen, dass die Rede von Herbart ganz selbständig abgefasst worden ist.

Die Rede erregte grossen Beifall und dieser war die Ursache, dass die Herausgeber der „Blätter vermischten Inhalts", zu welchen auch G. A. von Halem, der spätere väterliche Freund Herbarts, gehörte, beschlossen, sie in dem genannten Organe zu publiciren. Merkwürdigerweise erschien sie daselbst erst im 6. Bande, 1797. Welches die Gründe dieses späten Druckes gewesen sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Sie ist die früheste von Herbarts im Drucke erschienenen Schriften, zugleich aber auch überhaupt die einzige, welche aus Herbarts Schülerzeit noch vollständig erhalten ist.

Drucke. Es existirt nur der eine Abdruck in den „Blättern vermischten Inhalts" Bd. VI, S. 60—79.

Grundlage. Der Text in den „Blättern vermischten Inhalts."

Textveränderungen.

S. 401. Z. 39. Wenn der Gärtner . . . statt . . . Wen der Gärtner.
S. 404. Z. 36. auch den Tyrannen . . . statt . . . auf den Tyrannen.

Paginirung. Im Texte ist die Paginirung des Originaltextes angegeben worden.

II.

1) Hartensteins Mittheilungen über Herbarts Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit" [1790].
2) Herbarts Selbstkritik über seinen Aufsatz: „Etwas über die Lehre etc." [1800]. S. 409—413.

Da der Aufsatz: Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit, welchen Herbart in seinem 14. Lebensjahre niederschrieb, nicht mehr erhalten zu sein scheint, denn trotz aller Recherchen ist es mir nicht gelungen seiner habhaft zu werden, so gebe ich das Fragment desselben, wie es in den Mittheilungen von Hartenstein (Kl Sch I, ix) vorliegt.

Als Ergänzung dieses Aufsatzes und zugleich als ein Dokument von Herbarts Entwickelungsstufe, die er 10 Jahre nach Abfassung des genannten Aufsatzes einnahm, dient die Selbstkritik über denselben Aufsatz. Auch das Manuscript zu diesem Aufsatze konnte nicht mehr aufgefunden werden. Es ist daher der von Hartenstein in Kl Sch I, S. x—xii überlieferte Text, welcher die einzige Ueberlieferung ist, nachgedruckt worden.

III.

Joh. Rists Aufsatz: Ueber moralische und ästhetische Ideale. 1796. S. 415—420.

Dieser kleine von Rist der literarischen Gesellschaft in Jena eingesandte Aufsatz, den Gries kritisirte, ist deshalb wichtig, weil er das

Verständniss von Herbarts Aufsatz über den Begriff des Ideals (S. 5—8 vorl. Ausg.) wesentlich erleichtert. In dem genannten Aufsatze nahm Herbart seinen Freund Rist gegen die Angriffe von Gries in Schutz.

Das Manuscript zu dem obigen Aufsatze von Rist ist in dem Rist'schen Nachlasse nicht mehr aufzufinden. Herr G. Poel, der Herausgeber von Rists Autobiographie, dem ich die übrigen im Rist'schen Nachlasse noch vorhandenen Herbartiana verdanke, konnte über den Verbleib des Manuscriptes keine Auskunft ertheilen.

Drucke. Der Aufsatz ist nur einmal abgedruckt und zwar im Anhange von R. Zimmermanns Abhandlung über die „Perioden in Herbart's philosophischem Geistesgang" (Sitzungsberichte der (Wiener) Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Classe, Bd. 83, Jahrg. 1876, S. 227—231.

Grundlage. Dieser von Zimmermann überlieferte Abdruck hat als Grundlage des Textes vorliegender Ausgabe gedient.

Paginirung. Im Texte ist die entsprechende Paginirung der „Sitzungsberichte etc." angegeben.

IV.

1) Herbarts Meldeschreiben zur Promotion und Habilitation.
2) Herbarts curriculum vitae. S. 421—424.

Beide Schriftstücke, von denen das curriculum das wichtigere ist, sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Der philosophischen Facultät in Göttingen, welche mir die auf Herbart bezüglichen Akten zur Verfügung stellte, verdanke ich ihre Mittheilung. Herr Dr. Ehrenfeuchter, Custos an der Göttinger Universitätsbibliothek, war, da ich zur Zeit an einer Reise nach Göttingen verhindert war, so gütig, die obigen Schriftstücke für mich auszuziehen.

Leipzig, September 1881.

Dr. Karl Kehrbach.

I.

Aus der Studienzeit in Jena.

1794—1796.

1. Bemerkungen zu Fichtes Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre [1794]. — 2. Einige Bemerkungen über den Begriff des Ideals, in Rücksicht auf Rists Aufsatz über moralische und ästhetische Ideale [1796]. — 3. Spinoza und Schelling, eine Skizze [1796]. — 4. Versuch einer Beurtheilung von Schellings Schrift: Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt [1796]. — 5. Ueber Schellings Schrift: Vom Ich, oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen [1796]. — 6. Ein Augenblick meines Lebens [1796]. — 7. Gedicht: „Gieb es mir, o Natur" [1796].

Citirte Ausgaben.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von G. Hartenstein.
Kl Sch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften*, herausgegeben von G. Hartenstein.

1.

Bemerkungen zu Fichtes Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre S. 17 fgg. (Werke, Bd. I, S. 101.)

[1794.]

Text nach SW XII, 3 u. 4.

I. $-A$ *nicht* $= A$ heisst doch wohl: das Entgegengesetzte ist nicht gleich dem, welchem es entgegengesetzt ist. Nicht gleich sein, und entgegengesetzt sein, scheint gleichbedeutend; man könnte also vielleicht auch sagen: das Entgegengesetzte ist entgegengesetzt dem, welchem es entgegengesetzt ist. Aber der letztere Zusatz: dem, welchem es entgegengesetzt ist, scheint ganz überflüssig, er giebt dem Prädicate: *ist entgegengesetzt*, keine neue Bestimmung; der Begriff *entgegengesetzt* enthält schon den Begriff eines solchen, welchem es entgegengesetzt sein soll. Das Prädicat und folglich der ganze Satz bleibt also unverändert, wenn ich sage: das Entgegengesetzte ist entgegengesetzt. Hier ist Subject und Prädicat gleich, es hiesse in Buchstaben: $-A = -A$. Diesem Satze wäre als jener: $-A$ *nicht* $= A$ ganz gleich. Dann würde aber das unbedingte Zugestehn desselben nichts anderes sein, als das Zugestehn von $A = A$. (Verstehe ich die Wissenschaftslehre nicht unrecht, so ist dies ihre eigene Behauptung.) *Wenn* $-A$ gesetzt ist, *so* ist es gesetzt, so ist es sich selbst gleich. Der nothwendige Zusammenhang zwischen jenem *Wenn* und diesem *So* wäre zugestanden, aber noch nicht die Denkbarkeit eines solchen Subjects wie $-A$, also auch nicht die Denkbarkeit der Handlung des Entgegensetzens überhaupt.

II. Nachdem der erste Zweifel gelöst ist, scheint noch ein zweiter entstehn zu können. — Das Entgegengesetzte ist ein Gesetztes nicht. Das Gesetzte sei A, so ist das Entgegengesetzte $=$ *nicht* A. Aber ist *Nicht-A* nothwendig $= -A$? Könnte es nicht auch sein $= 0A$ (Null mal A)? Auch von diesem würde [4] dann der Satz gelten: $0A$ nicht $= A$. Es gäbe nun zweierlei Arten des Entgegensetzens, die zwei verschiedene

Handlungen des Entgegensetzens ausmachten. Könnte man nun nicht auch sagen: so gewiss das unbedingte Zugestehn der absoluten Gewissheit des Satzes: $0A$ *nicht* $= A$ unter den Thatsachen des empirischen Bewusstseins vorkommt, so gewiss wird dem Ich entgegengesetzt ein 0Ich? — Solch ein 0Ich aber würde Widersprüche mit dem Ich machen, die nicht durch Quantität oder überhaupt durch Nichts zu vereinigen wären; das 0Ich würde das Ich nicht begrenzen, sondern völlig aufheben. Es scheint also, man müsse den Satz: dem Ich wird entgegengesetzt ein 0Ich, als sich durchaus widersprechend verwerfen. Dann wäre die Folgerung dieses Satzes aus jenem: $0A$ *nicht* $= A$ mit verworfen. Aber die Folgerung: es wird unbedingt zugestanden, $-A$ sei *nicht* $= A$, also wird dem Ich entgegengesetzt ein $-$Ich, scheint jener ganz analog. Sollte man daher nicht auch an ihrer Richtigkeit zweifeln können?

Um die Lösung dieser Zweifel bittet gehorsamst

J. F. Herbart.

KlSch I, xvi.

2.

Einige Bemerkungen über den Begriff des Ideals, in Rücksicht auf Rists Aufsatz über mor[alische] undästh[etische] Ideale.

[1796.]

Text bis S. 6 Z. 22 nach dem Manuscript aus Rists Nachlass, von S. 6 Z. 23 bis zu Ende nach SW XII, 4—7.

Eine der grössten Schwierigkeiten des phi[losophischen] Studiums liegt darin, dass man, um nur erst den Standpunct des Zeitalters zu erreichen, und den Gewinn der frühern Arbeiten zu theilen, sich eine Zeitlang fremder Leitung unterwerfen, aus den Schriften andrer Philosophen sich unterrichten muss, und dass man dennoch diese nie eher völlig versteht, als bis man sich über sie erhoben hat. Das phi[losophische] Genie schwingt sich oft mit unglaublicher Schnelle in die Lüfte; aber ehe es sich nach allen Seiten umgesehn, alle Gegenstände genau ins Auge gefasst hat, ermatten seine Kräfte, es sinkt nieder, und das Andenken an das, was es sah, ist ihm nicht viel mehr als die Erinnerung an ein[en] Traum. Seine Erzählungen können unsern Gesichtskreis nicht erweitern, sie können uns nur auffordern, uns ein vestes Gerüst zu erbauen, dann hinaufzusteigen, und nach unsern vollständigern Beobachtungen jene zu bestätigen, aber auch zugleich zu berichtigen und zu ergänzen. Ehe uns dieses gelingt, werden wir daher auch keine strenge Prüfung unternehmen, wir werden uns wohl Zweifel, aber kein absprechendes Urtheil erlauben. Ueber ein rhapsodisches Räsonnement lassen sich, bis man es von einem höhern Standpuncte aus übersieht, auch nur rhapsodische Bemerkungen machen. Unvollständigkeiten, Inconsequenzen und scheinbare Widersprüche nachweisen, heisst noch lange nicht widerlegen. Im Gegentheil, je härter die Inconsequenzen, je scheinbarer

2—4 Der Titel lautet in SW: „Bruchstück einer Abhandlung aus dem Jahre 1794.“ — 8 Der Text von Z. 8 bis S. 6 Z. 24 „Eine der grössten Schwierigkeiten . . . . . . Hauptideen derselben zu erinnern.“ fehlt in SW.

die Widersprüche sind, desto mehr wächst die Vermuthung, wenn anders der gesunde Verstand des Verfassers einiges Zutrauen verdient, dass hier ein ganz andrer Sinn, ein ganz andrer Zusammenhang verborgen liege; dass irgend ein guter Geist die Paradoxie des Buchstabens werde verschwinden machen können. — Ohne diese Voraussetzung, ohne den Versuch, diesen guten Geist zu beschwören, sind von jeher alle grossen Männer aller Zeiten misverstanden worden und werden noch jetzt misverstanden. Wievielmehr müssen ohne ihn nicht die unvollkommenen philosophischen Rhapsodieen, welche wir einander in unsern gesellschaftlichen Zusammenkünften vorlegen, unrichtigen Deutungen unterworfen seyn. Daher erfordert der Zweck unsrer Verbindung, zuvörderst das unzusammenhängende, inconsequente in denselben darzulegen, dann aber auch das Band aufzusuchen, welches sie im Kopfe des Verfassers verknüpft haben musste. Ihr wisst, m. Fr., dass ich Rists Aufsatz im Sinne habe. Wir sind unserm Freunde jenes beydes schuldig. Nur das erste scheint mir Gries vor acht Tagen geleistet zu haben; ich wage mich heute an das zweyte. Ich habe wohl Ursache zu sagen, ich wage; denn räthselhaft war Euch allen R.s eigentliche Meinung, und auch ich bin nicht im Stande gewesen, hier allenthalben Licht zu sehen. — Rists Hauptfrage war die: Kann es überhaupt Ideale geben? Er glaubte sie verneinen zu müssen; und wandte nun seine Antwort an auf mor[alische] und ästh[etische] Ideale. Seine Behauptung, sowohl im allgemeinen, als im einzelnen, stützen sich unverkennbar auf Begriffe der Wiss[en]sch[afts]l[ehre]; es sey daher erlaubt, an einige Hauptideen derselben zu erinnern.

[4] Wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? Das ist die grosse Frage, in welcher Kant das ganze Bedürfniss der Vernunft zusammenfasst. Auf Synthesis geht unser ganzes Streben aus, sowohl unser wissenschaftliches Forschen, als unser Handeln in der Sinnenwelt. Neue Vorstellungen wollen wir mit unsern bisherigen, Antworten mit unsern Fragen verbinden, die Grenzen unseres Gesichtskreises wollen wir erweitern; das ist die Forderung unserer Wissbegierde. Unsern Zustand wollen wir verändern, einen neuen wollen wir an den jetzigen anknüpfen; dahin geht unsere Tendenz im praktischen Leben. Beides wissen wir nicht immer anzufangen; daher wird uns eine Wissenschaft Bedürfniss, welche uns zeige, ob es nicht etwa in unsrer Gewalt sei, jenes Streben zu befriedigen, ob nicht etwa das Ganze unseres bisherigen Gedankenkreises schon die Bedingungen seiner Erweiterung enthalte, ob wir nicht etwa [5] schon in diesem Augenblick das Vermögen besitzen, welches den folgenden Moment und unsern Zustand in demselben unserer freien Bestimmung unterwerfe. Mit einem Wort: Synthesis ist das Wesen dieser Wissenschaft; sie selbst wird daher auch, wenn sie nur überhaupt ganz so, wie sie gefordert wird, möglich ist, in allen ihren Theilen synthetisch zusammenhängen, von Einem Puncte wird man sie ganz durchlaufen können, Ein Grundsatz wird ihre ganze Sphäre und den ganzen Inhalt

derselben bezeichnen. In diesem Grundsatze wird daher vor allen Dingen die ganze Idee der Wissenschaft concentrirt sein; er wird selbst die reinste Synthesis sein und zu allen übrigen Synthesen führen müssen. Eine vollständige Deduction wäre hier nicht an ihrem Ort; aber eine einigermaassen aufmerksame Betrachtung des Begriffs des Ich muss es klar vor Augen legen, dass er und nur er allein die völlig reine Synthesis, welche zu allen übrigen führt, enthalte. *Das, was* zusammengesetzt wird, ist der Synthesis zufällig; *das Licht brennt hell*, ist so gut eine Synthesis als: der menschliche Geist ist unsterblich. Eben so zufällig ist es, ob ich, oder ein andrer in dieser Gesellschaft oder irgend ein höherer Geist den Begriff des Lichts mit dem des Hellbrennens, oder die Vorstellung des menschlichen Geistes mit der der Unsterblichkeit verbindet. Alle diese Zufälligkeiten werden aus der reinsten Synthesis verbannt bleiben müssen, wenn diese im strengsten Sinne Einen Grundsatz, Einen Gedanken ausmachen, und nicht etwa erstlich den Gedanken einer Synthesis, und zweitens noch die Vorstellung von dem, was in der Synthesis nun gerade zufälliger Weise verknüpft sei, und endlich drittens den des verknüpfenden Wesens enthalten soll. Der Begriff des Ich enthält, rein gedacht, nur den des sich selbst Vorstellens; das Vorstellende und das Vorgestellte sind die beiden Verbundenen, aber beide sind Eins und eben Dasselbe; und so musste es sein, wenn nicht eine der Synthesis zufällige Verschiedenheit den beiden verbundenen Gliedern eingemischt werden sollte. Eben dieses Eine und Dasselbe ist uns das Verknüpfende; ich bin es selbst, der sich selbst mit seiner Vorstellung von sich selbst verbindet. Allein eben darum ist auch diese Synthese für sich allein gar nicht denkbar, sie ist nicht Synthese, es kann nichts zusammengestezt werden, wenn nichts Verschiedenes da ist. *Ich* stelle *Mich* vor, hier sind Ich und Mich zusammengesetzt; aber ich stelle *Mich Selbst* vor, Ich [6] und Mich sind nicht verschieden, folglich ist auch keine Zusammensetzung da. Daher muss nun dieses Mich, dieses vorgestellte Ich in einer gewissen Rücksicht ein anderes sein, eine neue Synthese eingehen, in der die vereinigten Glieder nicht eins und dasselbe sind. (Ich stelle z. B. mich vor als denjenigen, der hier sitzt und liest, so und so gekleidet ist, so alt ist u. s. w.) Und so musste es wieder kommen, denn wenn der Grundsatz in sich selbst Vollständigkeit und Abgeschlossenheit hätte, so würde er nicht die Wissenschaft in eine Reihe von ihm verschiedener Sätze führen. — Durch eine neue Synthesis also soll die Wissenschaft ihren Grundsatz denkbar machen. Das Ich muss gewisse Verbindungen mit dem Nicht-Ich eingehen. Allein es darf seine Einheit, sein Zusammengesetztsein mit sich selbst durch sich selbst dadurch nicht verlieren, sonst wäre es nicht mehr Ich. Die Wissenschaft muss es daher wieder aus der Verbindung lostrennen. Sie muss zeigen, wie ich dazu komme, mich nicht bloss als den, der hier sitzt u. s. w., sondern als Ich, als den sich selbst Vorstellenden zu setzen. Man sieht

leicht, dass hier ein unendlicher Cirkel entsteht, denn ich kann mich setzen, als den, der sich selbst — als sich selbst Vorstellenden vorstellt, und indem ich hiervon rede, bin ich es wieder, der *sich* diesen Cirkel vorstellt; ich falle also wieder in ihn hinein und indem ich davon rede, bin ich noch einmal selbst der Vorstellende, und so ins Unendliche; die Synthesis läuft ewig in sich selbst zurück. Auch hierher muss die Wissenschaft das Ich verfolgen, und jetzt ist ihr nur noch der letzte Schritt übrig. Jene Unendlichkeit muss erschöpft werden, sie kann nicht bloss Aufgabe bleiben, weil sonst das Ich selbst nur Aufgabe wäre. Das geschieht nun, indem das Ich sich die Aufgabe selbst, die ganze Unendlichkeit in Einem Begriffe vorstellt, indem ich es mir sage, dass ich mich selbst in einem ewigen Cirkel als mich selbst vorstellend u. s. w. vorstellen müsse. Das Begreifen, Umfassen der Unendlichkeit wird also durch den Begriff des Ich postulirt; hat die Wissenschaft dies Postulat erklärt, so ist ihr Problem gelöst. ... Das Ideal ist die Idee der Unendlichkeit. Das Ideal der Moralität ist die ganze unendliche Menge von moralischen Gesinnungen, welche wir in Ewigkeit in unendlich veränderten Lagen und Umständen bei aller Mannigfaltigkeit der Einwirkungen von aussen in uns hervorbringen werden. Die blosse [7] Reflexion auf unsern reinen Trieb, unsern Willen selbst, rein gedacht, welcher sich auf die unendliche Menge der Objecte nur als *Ein* Wille richtet, d. h. sich in seinen empirischen Bestimmungen nie widerstreitet, so dass alle diese Bestimmungen als Ein consequentes Ganze aufgefasst werden können, wäre das theoretische Ideal, wovon *Rist* redet. ... Das praktische Ideal, welches er leugnet, würde darin bestehen, wenn alle diese unendlichen Bestimmungen selbst angegeben und deducirt werden könnten, wenn die unendliche Menge von Objecten, welchen der consequente Wille in Ewigkeit seine Form geben wird, aufgewiesen würde. So etwas widerspricht sich selbst, wenn man nicht etwa die Unendlichkeit der Natur leugnen wollte. *Rists* Gedanke war also im Ganzen richtig. Was ihn aber veranlasste, das Wort Ideal zu missdeuten, lässt sich aus seinem unvollkommenen Studium der Wissenschaftslehre erklären. Er sah, dass das Vernunftwesen nur durch Anstoss von aussen, und dass dieser Anstoss nur durch ein ins Unendliche über ihn hinaus gehendes Streben denkbar sei. Diese Unendlichkeit des Strebens und die ins Unendliche veränderliche Mannigfaltigkeit des Anstosses wollte er nicht beschränkt wissen. Allein er sah noch nicht, wie die Wissenschaftslehre ihr Problem lösen werde; er sah nicht den strengen Beweis, dass die Unendlichkeit in *Einen* Begriff aufgefasst werden müsse. Daher war ihm der Begriff des Ideals räthselhaft und verdächtig; er glaubte die Unendlichkeit verloren, sobald sie begriffen würde; bloss weil er mit dem Sinne dieses Begreifens nicht vertraut war.

KL SCH I, XXII—XXIII.

3.

Spinoza und Schelling; eine Skizze.

[1796.]

Text nach dem Manuscript aus Rists Nachlass.

Wenn die Behauptung mehrerer angesehener Schriftsteller richtig ist, dass Spinoza's Lehre für die consequenteste und vollendetste Darstellung des Dogmatismus, oder objectiven Realismus gelten könne, — Fichte, Schelling, Maimon und Jacobi stimmen, so verschieden auch ihre Systeme sonst sind, hierin überein, — so kann ich kaum noch zweifeln, Schellings System, das offenbare Gegenstück des Spinozismus, für eine sehr ausgeführte Darstellung — nicht des Kriticismus, wie S. selbst behauptet, sondern des Idealismus zu halten. Consequenz macht jeden Denker achtungswürdig, und wenn er ihr in einem Systeme getreu blieb, das für die Vernunft auf einem gewissen Standpuncte nothwendig ist, so kann seine Arbeit nicht anders als ein sehr willkommenes Geschenk für die ganze Philosophie seyn. Auf den Dank den ein solches Geschenk verdient, darf, glaube ich, auch S. Anspruch machen.

Die Art wie er auf sein System gerieth, lässt sich wol leicht begreifen. Er hatte Spinoza sehr sorgfältig studirt, hatte das irrige desselben eingesehn, was war natürlicher, als dass er von einem Extrem philosophischer Einseitigkeit zum andern überging, zudem da auch Kant und noch mehr Fichte einen solchen Uebergang einigermaassen zu begünstigen schienen. Daher ist fast jede seiner Behauptungen ein Gegensatz gegen ein bestimmtes Theorem des Spinozismus. — Der letztere sucht das allgemeine und höchste Bedürfniss jeder Wissenschaft, die Vollendung der systematischen Form durch Eine allumfassende unbedingte Einheit, so zu befriedigen, dass er die Mannigfaltigkeit der Welt zugleich als Ein Continuum u[nd] als Ein System darstellt, dessen Theile

---

13 Systeme treu blieb SW.

SW XII, 7—8.

in so inniger Verknüpfung mit einander stehen, dass jeder einzelne ohne alle übrige völlig unmöglich und undenkbar wäre, dass nur in dem allgemeinen Eingreifen aller in alle, in dem ewigen, vor aller Zeit als nothwendig bestimmten Wechsel, jedem seine Existenz gesichert ist, dass das Ganze nur Eine absolute Substanz ausmacht, in welcher alles Ausgedehnte in Einen Körper, alle Geister in Ein einziges Bewusstseyn zusammenfliessen. Diese grosse, erhabene Idee hat den auffallenden Fehler, der allem Realismus gemein ist, dass man nicht begreift, wie *wir* denn zu der Erkenntniss dieser Welt, die nur *ausser uns* Realität haben, dieses unendlichen Alls, von dem wir selbst nur ein Theil, das nur ausser uns *Eins* seyn soll, — wie wir eingeschränkten Wesen zur Vorstellung dieser Unbeschränktheit gelangt sind? — Durch eine einzige kühne Wendung vernichtet S. die ganze Schwierigkeit. Jene Erkenntniss selbst, sagt er, ist dies Weltall, wir selbst, unser inneres Ich, das *durch intellectuale Anschauung* seiner selbst sich selbst *erzeugt*, dieses nämliche Ich schafft auch durch einen freyen Act seiner absoluten *Allmacht* für sich selbst dies weite Universum; das Ich selbst ist die absolute Substanz, ist alle Realität, ist unendlich, ist untheilbar und unveränderlich, ist auch schlechthin nur Eins, und wer von mehreren absoluten Ichs redet, weiss nichts vom Ich. Um aber auch den gemeinen Menschenverstand u[nd] d[ie] Erfahrung mit sich auszusöhnen, fährt er weiter so fort: Jenes Universum, welches das Ich sich entgegensetzt, ist eben durch diese *Entgegen*setzung ein Nicht-Ich; d. h. ursprünglich absolut nichts; denn so wie das Ich unendl[iche] Fülle, so muss sein Gegentheil unendl[iche] Leere seyn. Allein wenn es so bliebe, so würde das Ich, eben in wie fern es zugleich unendl[iche] Fülle und unendl[iche] Leere setzt, eins durchs andre aufheben, sich selbst widersprechen, sich selbst vernichten. Darum müssen sowohl die Realität als die Negation ihre Unendlichkeit aufopfern; um den Kampf beyder, in welchem sie sich gänzlich aufreiben würden, zu stillen, muss das Ich durch einen neuen Machtspruch Frieden gebieten, und die Totalität des Seyns unter beyde theilen. So finden wir uns alle in der wirklichen Welt; nicht unser absolutes Selbst ist es, was das gemeine Bewusstseyn uns darstellt; wir haben uns beschränkt durch eine Aussenwelt, die ewig die ihr gesetzten Grenzen zu überschreiten droht, und ewig an der eigensten, unmittelbarsten Kraft des Ich einen Widerstand findet. Dieser letztern widerstehenden Kraft gilt der Zuruf des Moralgesetzes, sie ist das Ringen der Tugend, ihr ursprüngliches Eigenthum, die Unendlichkeit, wieder zu erobern; und die höchste Aufgabe der Menschheit, durch Vernichtung alles Objects, aller Aussenwelt, zu lösen.

1—2 ohne alle übrigen SW. — 14 „*durch*" in SW nicht gesperrt gedruckt. — 14 *intellectuelle* SW. — 15 selbst sich *erzeugt* SW. — 16 „*Allmacht*" ist in SW nicht gesperrt gedruckt. — 22 [ist eben durch] ist aber durch SW. — 22 *Entgegensetzung* in SW statt *Entgegen*setzung (Manuscript). — 31 Totalität unter beide SW — 36 Dieser letzten SW.

SW XII, 8—9.

Ich behalte mir vor, dies merkwürdige System, dem auch unser Hülsen so sehr geneigt ist, künftig genauer ins Auge zu fassen. Vorläufig nur die einzige Frage: Wie kommt das Ich dazu, durch seine absolute Macht einen Kampf in sich zu begründen, dessen Endigung für die ganze Ewigkeit seine Beschäftigung ist, und der doch wol mehr Spiel als Beschäftigung zu heissen verdient, da er ein selbstgebotener Kampf mit einem *selbstgeschaffenen Feinde* ist? Wie kommt das Ich dazu, sich selbst in zwey streitende Partheyen zu theilen; und warum blieb die ursprüngliche Negation nicht, was sie war, unendliche Leere d. i. *unendliche Ohnmacht?* Und endlich, wie wird S[chelling] seine intellectuale Anschauung von diesem Ich, das er nicht einmal *sein* Ich nennen kann, — denn das absolute Ich sollte ja nicht Individuum, nicht der Geist eines einzelnen Menschen unter den vielen, sondern schlechthin Eins seyn, — wie wird er, sage ich, diese intellectuale Anschauung irgend jemanden mittheilen, wie sie nur sich selbst, sich als Schelling, als Individuum bewähren können?

Eine bessere Vorbereitung zur Wissensch[afts]l[ehre] kann es übrigens wol nicht geben, als das Studium des Schellingschen Systems; mir wenigstens ist dadurch das Bedürfniss einer Synthese zwisch[en] Idealism und Realism doppelt fühlbar und dringend geworden.

---

10 u. 11 intellectuelle SW. — 19—20 Idealismus und Realismus SW.

SW XII, 9—10.

4.

Versuch einer Beurtheilung von Schellings Schrift: Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt.[1]

[1796.]

Text nach dem Msc. No. 2053 [I] der Königsberger Universitätsbibliothek.

Vielleicht würde keine Untersuchung der Darstellung eines philosophischen Systems zweckmässiger vorangeschickt werden, und geraderen Weges in sie einleiten können, als die über die Möglichkeit einer Form der Philosophie. Erst durch das Bedürfniss einer philosophischen, oder streng systematischen *Form* unsres Wissens wird das Bestreben, den *Inhalt* desselben zu vermehren, herbeygeführt. Denn um etwas wissen zu wollen, muss man schon einen Begriff vom Wissen haben, und dieser setzt selbst schon ein Wissen voraus. Also an ein schon vorhandnes Wissen will man ein neues *anschliessen*, man will Lücken ausfüllen, Fragen beantworten, Zweifel lösen, Unbegreiflichkeiten erklären. Man will die Aphorismen, durch welche die Natur uns lehrt, systematisch verknüpfen, ihre zerstreuten Blätter als eine fortlaufende Schrift lesen können. — Nur um eine Form zu realisiren, suchen wir einen Inhalt;

[1] Diese Schellingsche Schrift ist 1795 (Tübingen, bei Jakob Friedrich Heerbrandt) erschienen. Die Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe. Ein Neudruck der kleinen Schrift erfolgte in Friedr. Wilh. Joseph von Schellings sämmtliche Werke, Stuttgart u. Augsburg, Cotta, 1856, Abtheil. I Bd. 1 S. 85—112. Die entsprechenden Seitenzahlen dieser Ausgabe sind in [] immer den von Herbart angegebenen Seitenzahlen beigefügt worden. Der Herausgeber.

3. In SW ist von dem Herausgeber folgende Anmerkung zur Ueberschrift gemacht worden: „Diese älteste Schrift Schellings ist nicht mit in dessen „philosophische Schriften“ (Landshut, 1809) aufgenommen worden; die Seitenzahlen beziehen sich daher auf die erste, und meines Wissens einzige Ausgabe (Tübingen, J. Fr. Heerbrandt, 1795). In der Kritik der zweiten Schrift „vom Ich als Princip der Philosophie“ sind hier den Seitenzahlen der ersten Ausgabe (ebendas. 1795) die des Abdrucks in den „ philosophischen Schriften“ hinzugefügt worden.“

SW XII, 10. — Kl Sch III, 43.

nur wozu der *Mensch* den Inhalt sucht, wird die *Wissenschaft* ihn suchen dürfen.

Die Idee der systematischen Form ist durch das Bedürfniss gegeben; diese Form ganz auszufüllen, ist der Endzweck der Philosophie. Nach der blossen Idee dieser Form denjenigen Inhalt aufsuchen, von welchem aus sie nothwendig auf allen andern Inhalt übergehn müsste, — ein *Princip* für die Wissenschaft erforschen, — wird das erste Geschäft des Philosophen seyn. Findet sich ein Inhalt, der dem Begriffe des Princips entspricht, so ist Hoffnung da, dass jenes Bedürfniss Befriedigung finden werde, dass *eine Form der Philosophie möglich sey.* Hier schliesst die Einleitung, und das System beginnt. —

Um zu untersuchen, ob Schelling seine Bahn eben so glücklich verfolgt als betreten habe, werden die folgenden Bemerkungen ihn begleiten; und, so gut sie können, jede Abweichung von der geraden Richtung andeuten.

1) S. 9, oben. [90] Ein Ganzes hat allemal die Form der Einheit; es ist Ein Inbegriff von Theilen. Dieser kann auch ein Aggregat seyn, (eine simple Entgegensetzung und Gleichsetzung eines Mannigfaltigen, wobey aber nur die letztre, die Gleichsetzung, unmittelbar in der Reflexion vorkommt;) und ein Aggregat soll die Wissenschaft doch wol nicht seyn? — *Einer* Bedingung sind die Theile auch bey diesem *untergeordnet;* aber die Bedingung ist denn auch nichts weiter, als die durch sie alle fortlaufende *Eine* Synthesis und Antithesis. Nehmen wir nun ein Aggregat von Sätzen, das ganz willkührlich seyn kann, so wird doch die *Aggregation,* eben jene Handlung unsres Geistes, nicht wissenschaftlicher Grundsatz heissen sollen? — Der Grundsatz soll sich die abgeleiteten Sätze nicht bloss unterordnen, er soll ihnen nicht bloss eine, sondern alle Bestimmungen *geben,* sie ganz und gar aus sich hervorbringen. Sonst ist jenes Bedürfniss einer systematischen Form, dem wir doch *wo möglich* ganz abzuhelfen *suchen* müssen, nur halb befriedigt. Denn wie sollen wir die Lücken unsres Wissens ausfüllen, wenn nicht unser bisheriges Wissen schon durch irgend eine Combination die einzuschiebenden Sätze ganz und völlig anzugeben vermag? Ist dies nicht möglich, so hängen wir von der Willkühr des Zufalls ab; ob das nothwendig sey und sich nicht ändern lasse, muss doch vor allen Dingen zuerst durch den Versuch, wie weit man durch eigne Kräfte komme, entschieden werden. — Ob übrigens *Ein* Grundsatz jener Forderung gewachsen seyn könne, ist eine andre Frage; Sch[elling] berührt sie gleich im Folgenden.

2) S. 10. [91] Es wird hier noch deutlicher, dass Sch[elling] gar nicht die gleich Anfangs angegebne und so eben genauer bestimmte Idee zum Grunde lege. Ein Grundsatz, der sich die Sätze der Wissenschaft bloss unterordnet, drückt freylich nur ihren Zusammenhang aus, und dieser kann unstreitig nur Einer seyn. Gäbe es mehrere Grundsätze, die sich *wechselseitig auf einander* bezögen, in einander eingriffen, so würde eben

SW XII, 11—12. — Kl Sch III, 44—45.

dieses Beziehen, dieses Eingreifen, dieser Zusammenhang der Mehrern ein höheres Drittes, der alleinige Grundsatz in Sch[elling]s Sinne seyn. So muss man wol den etwas unverständlichen Ausdruck auslegen: sich *wechselseitig* auf ein *Drittes* beziehn. Doch die gleich folgende Stelle wird diese Auslegung zweifelhaft machen; und daher wird es nöthig seyn, gleich hier darauf zu dringen, dass jener Beweis für die Einzigkeit des Grundsatzes dann nicht passe, wenn er den *gesammten Inhalt* der Philosophie begründen soll. Mehrere schlechthin gewisse Sätze können sich auf einander beziehen, ohne sich in einander zu verlieren. Will z. B. die Kantische Schule consequent seyn, so muss sie, welche sich die Mannigfaltigkeit der Erfahrung durch Empfindung geben, und durch die Empfindung das denkende Wesen, zusammt seinen reinen Anschauungen, Categorien und Ideen, erst erwachen lässt (s. S. 1 der Cr. d. r. V.), alle einzelnen Empfindungen als Absolute (schlechthin gewisse, die in der Wissenschaft durch keinen Beweis bedingt werden), annehmen, welche sich in einem, gleichfals unbedingten, dem Vernunftwesen, vereinigen, und erst in dieser Vereinigung alles Denken möglich machen; und von welchen daher in der Wissenschaft, die das Denken genetisch erklärt, ebenfals als von *absolutis* ausgegangen werden muss. Mag ihr Verfahren immerhin fehlerhaft seyn, in dem blossen Begriffe mehrerer sich auf einander beziehender absoluten liegt der Fehler nicht; man muss nur das a b s o l u t e, u n b e d i n g t e, nicht mit dem u n e n d l i c h e n verwechseln.

Eine vollständige Causalreihe, oder ein All von Bedingungen verhält sich zu einem Unendlichen wie ein System zum Aggregate. — Es giebt eine unendliche Natur, d. h. die Natur lässt sich durch den Einen Begriff der Unendlichkeit denken, auch wenn es kein System der Natur, keine so nothwendige Verknüpfung ihrer Elemente giebt, dass jedes einzelne die Existenz aller übrigen bedingt. — Ein Aggregat ist endlich, wenn die Aggregation vollendet werden kann, es ist unendlich, wenn sie sich in keiner bestimmten Zeit endigen lässt. — In einem Aggregate sind alle einzelnen Theile *absoluta*, denn ein mannigfaltiges, das durch das Verhältniss des Bedingten zur Bedingung zur Einheit gebracht werden kann, entzieht sich dem Gesetze der Aggregation, welches keine in einander verfliessende Elemente duldet. Man kann nur Einheiten addiren, aber die Elemente eines Systems sind keine Einheiten, sie sind, jedes einzeln genommen, gar nichts. Ein Aggregat hat nie eher eine andre als eine willkührliche Totalität, bis es unendlich ist, d. h. es lässt sich nur unter dem Begriffe der Unendlichkeit als ein abgeschlossnes Ganzes fassen. Denn Aggregation kennt kein andres Gesetz als das der Zahlen.

3) S. 12. [91—92] Hier kommt ein jenem ganz ähnliches Räsonnement wieder vor.

4) S. 13. [92] Wir befinden uns noch auf gar keinem Gebiete irgend einer Wissenschaft, denn wir wissen noch nicht, wie wir die systematische

Form durch einen Inhalt realisiren sollen. Noch leitet uns kein Princip, sondern ein Bedürfniss.

5) S. 16. [93] Schelling beweis't hier sehr klar, dass er unrecht habe, den Satz d[es] B[ewusstseyns] einen bloss materialen Satz zu nennen. Eben weil sich von einer synthetischen Einheit, — und diese muss der Grundsatz auf jeden Fall enthalten, obgleich Sch[elling] dies nicht bewiesen hat, — die Form der Synthesis, und weil sich von einem Gesetzten die Form des Gesetztseyns nicht trennen lässt, so versteht es sich von selbst, dass derjenige, der jenen Inhalt setzt, auch zugleich diese Form setze.

6) Der magische Kreis, S. 18 [94], wird verschwinden, wenn wir bedenken, dass wir nur eines *materialen* unbedingten Grundsatzes bedürfen, dass sich seine Form mit ihm zugleich finden werde; dass eine blosse Form, die durch keinen Inhalt bedingt wäre, ein innerer Widerspruch sey. Auch um den unbedingten Inhalt dürften wir gar nicht verlegen seyn, denn die ganze Sphäre unsrer Empfindungen steht mit unserm Selbstbewusstseyn in jedem Moment unsres Daseyns völlig unbedingt in uns da. Aber wie wir *Einen* alles *bedingenden* Inhalt finden, wie wir den grossen Ueberfluss des andern unbedingten Inhalts durch jenen bedingen sollen, das ist die grosse Frage.

7) S. 19. [94—95] Was heisst die Form der Verbindung des Inhalts und der Form? Giebt es nicht etwa auch noch eine Form jener Form der Verbindung, und dann wieder eine Form dieser Form, und so ins Unendliche? — Die Form eines Inhalts ist eine Abstraction von demselben, von dieser lässt sich dann wieder etwas neues abstrahiren, und das giebt die Form der Form, und so fort; aber was nützen willkührliche Abstractionen der Philosophie? Giebt es noch eine andre Grenze zwischen Speculation und Spitzfindigkeit, als die der nothwendigen und der willkührlichen Abstraction? — Man sieht wenigstens im folgenden nicht, wohin jene Form der Verbindung führen, wie sie das Räsonnement fördern solle.

8) S. 22. [96] Was heisst die Stelle: *Wir müssten nothwendig von disjunctiven Sätzen ausgehn;* und wie soll das folgende sie erklären? Vielleicht so: Wir würden uns auf dem vorgeschlagenem Wege der Untersuchung gleich in einem Dilemma gefangen finden; denn jeder Grundsatz wäre *entweder* durch sich selbst *oder* durch einen andern bestimmt, — nun aber höbe der erste Fall die Untersuchung geradezu auf, weil jener Satz dann selbst der höchste wäre; und im andern Falle wäre der Punct, an den wir anknüpfen wollten, gar nicht vest, und die Untersuchung daher wieder nicht möglich. — Dies Räsonnement ist hier um so mehr consequent, da nirgends die Nothwendigkeit nachgewiesen worden, in der Wissenschaft manches durch Beweise zu bedingen, das dennoch im gemeinen Bewusstseyn unbedingt da ist. — Aber überhaupt ist das vorgeschlagne Verfahren unmöglich. Von einem gewissen Satze müsste

30 *Wir müssen* SW.

SW XII, 13—14. — Kl Sch III, 46—48.

es ausgehn; aber wie sollte man ihn wählen? Sollte man aus den vielen an sich gewissen durch blinde Willkühr einen herausgreifen? Träfe man nicht gerade den rechten, so hätte man nun eine in sich *vollendete abgeschlossene Thesis, die allemal das Ende der Speculation ist.* Aus ihr kann man weder rückwärts noch vorwärts, wenn man nicht eine willkührliche Gedankenfolge zusammenreihen will; denn sie *fordert* weder Bedingungen noch Folgen; und wie kann irgend eine ächt philosophische Untersuchung von einem Princip ausgehn, das nicht in sie hinein *treibt?* Jedes Princip muss an sich, d. h. ohne das System, *gewiss,* und dennoch ohne dasselbe *unmöglich* seyn. Aus der Auflösung dieses Widerspruchs muss das allgemeine Princip sich ergeben.

9) S. 23. [96] Dass ein Princip, welches *nur* das Merkmal der Unbedingtheit hätte, kein Princip wäre, folgt aus (8.) Dass das Merkmal der Unbedingtheit alle andre Merkmale ausschliesse oder schon in sich fasse, diese Behauptung lässt sich vielleicht als eine Folge der Verwechselung des Unbedingten mit dem Unendlichen (2) ansehn. — Ein unbedingter Grundsatz muss einen unbedingten Inhalt haben; d. h. das was in dem Grundsatze gesetzt wird, muss schlechthin, unabhängig von andern Sätzen gesetzt werden; — dies ist ein identischer Satz. Denn darin liegt das Wesen des *Grund*satzes, dass andre Sätze durch ihn, er aber nicht durch *sie* bedingt sey. Aber dass nun das unbedingt gesetzte, das *für uns an sich gewisse,* — sich selbst setzen solle, — welcher ungeheure Sprung: Etwas muss gesetzt werden können, ohne dass etwas andres voraus *gesetzt werde,* — heisst das: etwas muss gesetzt werden, ohne dass etwas anderes das *setzende* sei? — Doch die Schrift *über das Ich* ist darüber klärer und so dürfen es auch dort die Bemerkungen seyn.

10) S. 25. [97] Nach unsrer Aufgabe sollte die Form der Philosophie den Inhalt derselben, folglich auch die Form ihres Princips den Inhalt von diesem angeben. Sch. findet hingegen umgekehrt erst den Inhalt desselben, und lässt sich nachher durch diesen die Form bestimmen. — Der Satz $A = A$ lässt sich übrigens ohne Zweifel vom Begriff des Ich abstrahiren, (denn das Setzende und das Gesetzte sind gleich) und in wiefern derselbe das Fundament der Philosophie ausmacht, wird jener durch ihn eingeführt, obgleich die Uebertragung der Form $A = A$ vom Princip, von welchem sie abstrahirt ward, auch auf andre Sätze, noch einer fernern Legitimation bedarf. Indessen ist diese Form weit entfernt, den eigenthümlichen Charakter des Ich anzudeuten, will man daher ja den Grund*begriff* der Philosophie, (die absolute Synthese, von der alle andre ausgeht,) in einen Grund*satz* verwandeln, so würde die Tautologie: das Ich setzt sich selbst, doch noch bedeutender und daher erträglicher seyn, als die: Ich ist Ich.

11) S. 27. [98] Ein *zweiter Grund*satz (Anfangs sollte nur Einer möglich seyn) ist seinem Inhalt, und dadurch auch seiner Form nach *durch* den ersten *gegeben?* — Und wie giebt denn das Ich ein Nicht-Ich? Zwar

SW XII, 15—16. — KlSch III, 48—49.

liegt im Ich eine Entgegensetzung seiner Elemente, des Setzenden und des Gesetzten; aber ein Nicht Ich würde grade dieser Entgegensetzung selbst, in welcher das Ich besteht, entgegengesetzt seyn.

12) S. 29. [99] Das Räsonnement ist hier sehr consequent; aber es *begründet* wieder einen *Grundsatz*, dessen Formel man umsonst sucht! —

13) Die logischen Bemerkungen, welche die Schrift schliessen, würden nur in Verbindung mit dem letzten § des Buchs *über das Ich* geprüft werden können. —

SW XII, 16. — KlSch III, 49.

5.

Ueber Schellings Schrift: Vom Ich, oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen.[1]

[1796.]

Text nach dem Msc. No. 2053 [II] der Königsberger Universitätsbibliothek.

---

14) S. 1. [1] [162] *Entweder* — Wissen ohne Realität, *oder* — Ein letzter Punct der Realität —? Man kann hinzufügen: *oder* — eben so *mannigfaltige Realität des Wissens*, als es *Mannigfaltigkeit des Wissens* giebt. Allein, unser ganzes Wissen hänge auch, (wie Sch. vorauszusetzen scheint,) wie Grund und Folge zusammen, warum nicht mehrere Gründe für Eine Folge? Mehrere Anhängepuncte für Eine Kette? — Die Logik bedarf zweyer Prämissen für Eine Conclusion. Die Mathematik demonstrirt die Congruenz der Triangel aus drey gleichen Bestimmungen derselben. — Zu zeigen, dass man dennoch für die Philosophie eines einzigen Princips bedürfe, dazu ist hier der Ort nicht; es ist genug, das mangelhafte in Schellings Beweisen zu bemerken.

15) S. 1, 2. „*Eine* — Ur-*Realität* soll alles andre bedingen, allem andern Realität ertheilen." Allein *jedes Bedingte setzt zwey Bedingungen*

[1] Diese Schrift Schellings, deren genauer Titel lautet: „Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen", (Tübingen, Heerbrandt 1795) ist wieder abgedruckt

1. mit einigen Aenderungen in F. W. J. Schellings philosophischen Schriften. Bd. I. Landshut, Krüll 1809. S. 1—114.

2. in Fr. W. J. v. Schellings sämmtliche Werke. Stuttgart u. Augsburg, Cotta, 1856. Bd. I. S. 149—244.

Der Wiederabdruck in den „Sämmtlichen Werken" giebt den Text von 1809 (philosophische Schriften) unter Beifügung der Varianten der Ausgabe von 1795. — Die Seitenzahlen in der vorliegenden Herbartschen Kritik beziehen sich natürlich auf den Druck von 1795. Zur Erleichterung für den Leser sind noch die entsprechenden Seitenzahlen des 2. u. 3. Abdruckes in [] zugefügt worden. Der Herausgeber.

SW XII, 16. — KL SCH III, 49—50.

voraus[a]. Gesetzt, es sey nur durch Eine Bedingung hervorgebracht, so müsste es gänzlich in derselben enthalten seyn, und könnte nie etwas *von ihr verschiedenes* werden. Die Abstraction würde es höchstens als eine *Eigenschaft*, (die sogenannten *wesentlichen* Eigenschaften, die nichts andres sind, als das Ding selbst, durch verschiedne abgezogene Begriffe gedacht,) aber nie als ein *Bewirktes* vorstellen können. Soll jemals eine absolute Realität Bedingung werden, d. h. etwas ihr entgegen zu setzendes hervorbringen, so muss, eben für die Möglichkeit, dass sie selbst aus sich herausgehn könne, ohne dass dieses *ausser-ihr* sie selbst sey, — welche Möglichkeit *an sich* undenkbar ist, — noch ein Drittes hinzukommen, welches schon ausser ihr sey; welches, als Substanz, das Bedingte als Accidens in sich aufnehme, und es von der Bedingung getrennt erhalte. — So führt der Begriff der Causalität auf den der Substanzialität. — Warum man aus diesem Satze nicht gegen die Einheit des philosophischen Princips argumentiren könne, gehört nicht hieher.

Uebrigens ist es sehr befremdend, wie hier, wo einem Princip des Wissens, d. h. einem *Wissen* schlechthin, von welchem alle Gewissheit ausgehe, nachgeforscht werden sollte, von einer *Realität* schlechthin, die alles Daseyn begründe, die Rede seyn könne[b]. Wir alle unterscheiden Seyn und Wissen, also auch Seyn schlechthin von unmittelbarer Gewissheit; dass ein gewisses System kein andres als ein gewusstes Seyn anerkenne, geht uns hier theils noch nichts an, theils *unterscheidet* auch eben diese Philosophie, in wiefern sie Seyn und Wissen *verbindet*, selbst diese Begriffe, denn nur verschiedene lassen sich verbinden. Sie dürfen daher gar nicht gleich Anfangs als gleichbedeutend verwechselt werden, vielmehr werden Beweise einen Uebergang von einem zum andern bahnen müssen.

16) S. 3. [2] [163] Die Verwechselung dauert fort. Das *in medias rapere res* ist zwar gar nicht der Wahlspruch der Philosophie; allein hier sind wir mitten in einem Systeme, welches Seyn und Wissen verbindet, ohne durch etwas andres als durch die Zweydeutigkeit jenes Ausdrucks eingeführt zu seyn: „wer etwas wissen will, will zugleich, dass sein Wissen Realität habe.“ Allerdings will ich das, allein mir heisst das nichts weiter, als: ich will, dass die Befugniss, mein Wissen auf ein Seyn zu beziehn, unmittelbar Statt habe[c], ich will durch einen Einzigen Schritt aus dem Gebiete des problematischen Denkens in das Reich des Seyns (oder des

[a] *F[ichte]: Was heisst bedingen?*
Bedingen heisst aus sich herausgehen; *seyn*, was und wo man *nicht ist.* Dies widerspricht sich, wenn man nicht heraus *gelockt* wird. Ein solches herauslocken ist gegenseitig.

[b] *F.: Ungeschickt ist ein solcher Weg, aber nicht falsch.*
Die genauere Erläuterung giebt das folgende.

[c] *F.: Ist dies etwas anders?*
Das sollte das folgende zeigen.

SW XII, 17—18. — KlSch III, 50—51.

nothwendigen Denkens) hinübertreten[d]. Es springt in die Augen, dass ich diese meine Forderung selbst übertreten würde, wenn ich zugleich die Erkenntniss verlangte: diejenige Realität, welche mit meinem Wissen in absoluter Verbindung steht, ist auch ohne Rücksicht auf diese Verbindung, innerlich, im Reiche der Realitäten selbst, unbedingt. Sch. zwar würde dies nicht als einen Sprung anerkennen, denn in seinem Systeme, (in welchem wir aber hier, wol zu merken, noch nicht eingeschlossen sind, da wir noch in den Vorhöfen desselben verweilen, und nach dem Eingange suchen,) in seinem System giebts nur Eine Realität; von einem Reiche der Realitäten, von einer Bedingtheit einer durch die andre, weiss er nichts. Allein man muss nichts halb thun. Will er über den Gesichtspunct des gemeinen Verstandes, welcher das obige Räsonnement billigen wird, weil er allerdings ein Reich der Realitäten anerkennt[e], — will S[ch.] hierüber hinausgehn, so ist es ihm überhaupt nicht vergönnt, gleich Anfangs von einem Unterschiede zwischen Wissen und Realität zu reden, auch die Realität, die er Anfangs in Schutz nahm, und die er, vermöge einer völligen Umkehrung der Begriffe, sich selbst durch ihr Denken hervorbringen lässt (S. 4), [2.] [163] verschwindet nun gänzlich; er vergönne nun, seinen ersten Satz ganz bestimmt so auszudrücken, wie wir ihn zugaben, wie er auch unser erster seyn konnte[f]: Wer etwas wissen

---

[d] *F.: Einen solchen Uebertritt giebt es überhaupt nicht, denn das letzte ist eher als das erste.*

Ohne Zweifel; nur wird das *nothwendige* Denken erst in der Folge, durch den Gegensatz gegen das *willkührliche*, als ein *nothwendiges* erkannt. Nun erst wird das Denken von dem Gedachten unterschieden, nun erst entsteht ein Object, nun erst bedarf der Mensch der Gewissheit, die er vorhin hatte, ohne sie zu kennen, eben weil er nur sie hatte; nun entsteht auch durch Schlüsse ein nothwendiges Denken; nun fordert der Mensch eine Wissenschaft, deren Princip kein Schluss sey, wo das *durch die Reflexionsgesetze* getrennte nothw. und willkührl. Denken sich von selbst verbinde — mehr sollte der Uebertritt nicht andeuten.

[e] *F.: keineswegs.*

Diese Anmerkung muss ein Missverstand veranlasst haben. Das Buch, das hier auf dem Tische liegt, sehe ich und sieht der gesunde Menschenverstand *unmittelbar* in diesem *bestimmten* Raume, ohne dass es des Schlusses bedürfte: der Tisch ist undurchdringlich, folglich muss das Buch auf demselben liegen bleiben, und kann nicht zur Erde fallen. Hier ist unmittelbare Gewissheit von etwas, das dem gemeinen Mensch[en]v[erstande] als ohne sein Zuthun vorhanden erscheint. Dennoch wird dieser hinterher auch jenen Schluss hinzufügen; er wird sagen: ich *erkenne* unmittelbar und *absolut*, dass dies Buch hier liegt, allein im Reiche der Realitäten ist diese Lage des Buchs *bedingt* durch die Undurchdringlichkeit des Tisches. (— Die Richtigkeit des Beispiels hat Fichte im mündlichen Gespräch zugegeben, wenn gleich nicht geradezu diese einzelne Anmerkung widerrufen, da er sich überhaupt nicht auf die einzelnen Stellen einliess.)

[f] *F.: Ist weit mehr abgeleitet.*

Dennoch gab F. mündlich zu, dass die folgende Veränderung der Formel an sich mit dem vorhergehenden gleichbedeutend, und zugleich nöthig sey, um nicht bloss mit dem gemeinen Menschenverstande, sondern auch mit gewissen Philosophen von einem und demselben Gesichtspuncte auszugehen.

SW XII, 18—19. — KlSch III, 51—53.

will, will zugleich, dass sein Wissen unwillkührlich, und in allen seinen Bestimmungen nothwendig sey. Daher muss wenigstens Ein Gedanke sich unmittelbar aufdringen, und sich so ankündigen, dass aller Verdacht einer willkührlichen Erfindung ohne alles weitere Nachdenken gänzlich unmöglich werde. Das Gedachte soll also *dem Versuche, es wegzudenken,* Nothwendigkeit und Zwang *entgegen*setzen; — folgt daraus, dass unter den Merkmalen, *welche gedacht werden,* Nothwendigkeit, Unbedingtheit vorkomme? Unser philosophisches Princip sey nun ein blosses, aber nothwendiges Product unsrer Einbildungskraft, oder es entspreche ihm eine von ihm noch unterscheidbare Realität: — ist es ein richtiger Schluss: weil die Einbildungskraft unbedingt nothwendig *produciren muss,* oder weil eine gewisse Realität unbedingt nothwendig *erkannt wird,* darum ist oder enthält das *Product* oder die *Realität selbst* Nothwendigkeit und Unbedingtheit[g] —? Sollte die Unterscheidung, die hier gemacht ist, auf einen Augenblick eine trügliche Subtilität scheinen, weil es nicht ganz leicht ist, sie genau vestzuhalten: so darf man sich nur erinnern, dass ein Princip schlechterdings nichts in sich abgeschlossenes[h] seyn

[g] *F.: In einer transscendentalen Philosophie ist beydes Eins und Dasselbe. — Diese Unterscheidung ist die ganz gewöhnliche des Dogmatismus.*

F. hielt aus Misverstand diese Scheidung für die zwischen Seyn und Wissen, da sie doch schlechterdings keine andre ist, als die zwischen verschiedenen Reflexionspuncten. Die Sache verhält sich so: Durch die absolute Thesis auf dem ersten, untersten Reflexionspuncte kommt vor ein mit Zwang und Nothwendigkeit so und so bestimmtes Gefühl; und hier ist die Quelle aller unmittelbaren unbedingten Gewissheit. Allein diese Unbedingtheit wird durch die absolute Thesis noch ganz und gar nicht mit gesetzt, sondern erst muss auf einem höhern R[eflections]p[uncte] *Bedingtheit* gesetzt seyn, dann erst wird auf einem *noch höhern* R[eflections]p[uncte] jene erste Thesis als unbedingt, d. h. als jener Bedingtheit entgegengesetzt, *weiter* bestimmt. Hierin liegt der Unterschied zwischen unbedingtem Gedachtwerden und gedachter Unbedingtheit. *Für* den Philosophen ist jenes ursprüngliche Gedachtwerden unbedingt, allein nur er, der Philosoph, denkt die Unbedingtheit hinzu. Das *Merkmal* Unbedingtheit schliesst von dem Unbedingten die *Eigenschaft* Unbedingtheit gänzlich aus, sonst wäre das Unbedingte durch das Bedingte, und durch den Gegensatz gegen dasselbe, bedingt. Merkmal und Eigenschaft sind verschieden, wie niedrer und höherer R[eflections]p[uncte].

[h] *F.: Die Ichheit ist abgeschlossen ihrem Seyn nach, nicht abgeschlossen den Bedingung*[*en*] *nach.*

Deutlicher nach der mündlichen Erklärung: In sofern das Ich überhaupt gesetzt wird, und setzbar ist, wird mit ihm zugleich die ganze Philosophie und alles Seyn gesetzt; in so fern ist es zugleich Princip, Verfolg, und Resultat. In sofern steht es auch auf allen Reflexionspuncten zugleich, in so fern kann man ihm gleich Anfangs Unbedingtheit und Unendlichkeit zuschreiben. Denn mit dem Ich ist — wenigstens wofern überhaupt ein allumfassendes System möglich ist — zugleich das ganze System unbedingt gesetzt. Allein in so fern das Ich bloss als Princip betrachtet wird, und so muss es der Wissenschaftslehrer einzig und allein betrachten, in so

26 gar nicht gesetzt SW.

darf, dass also, statt der Unbedingtheit, welche nach Sch. selbst das unbedingt vorgestellte seyn oder doch *als Merkmal* ihm anhängen müsste, — oder, nach seiner Darstellung, statt dass die, *unbedingt gewusste* Realität selbst *unbedingte Realität* seyn müsste, — der Charakter *der* Vorstellung, welche Princip seyn soll, vielmehr Unmöglichkeit und Widerspruch wird seyn müssen; welcher sich dann in die Nothwendigkeit verwandelt, fortzuschreiten zu Postulaten, die den Widerspruch lösen. Wie soll denn sonst das Unbedingte dazu kommen, etwas zu bedingen[1]? Es zeigt sich in der Folge, wie Sch. in die Schlinge fällt, die er sich selbst legte.

17) S. 4—16. [3—16] [163—68] Sch's. Princip war dieses: Es muss eine schlechthin unbedingte Realität des Wissens geben; das ist das Bedürfniss des bedingten Wissens. Nun verwechselt er Realität des Wissens und absolutes Seyn, (Unbedingtheit des Gedachtwerdens mit gedachter Unbedingtheit,) *er verwechselt sie, als ob sie eins und dasselbe wären.* Folglich kann dasjenige ihm nicht Princip des Wissens seyn, dessen Erkanntwerden seinem Seyn noch entgegengesetzt ist, bey dem das *Seyn ausser dem Wissen* liegt. Alsdann liegt auch das *Wissen ausser dem Seyn*, ausser der Realität, d. h. (nach Sch.) es hat keine Realität, wenigstens keine innere und unbedingte. Dies ist der Fall bey allem Objectiven, dem zwar Realität, aber nur *ausser* der Erkenntniss des Subjects zugeschrieben wird; dessen Erkenntniss also ausser oder ohne Realität ist. Das Subject ist vollends blosses Correlat des Objects, taugt also eben so wenig zum Princip. Nun lässt sich auf die ganze Natur der Begriff des Objects anwenden, und das Ich, welches jetzt nur noch allein übrig bleibt, scheint so wenig als sie dem Begriffe des Princips Genüge zu leisten, denn es ist im Gegensatze gegen sie Subject; ja es kann selbst Object des Denkens werden. Allein der eigentliche Begriff des Ich ist der des Object-Subjects, die Synthese beyder; und *in sofern* erfüllt er gerade jene Forderung. — Will man dies Räsonnement auf die vorhin (16) angegebene Art vom Realismus befreyen, so darf man nur statt *Erkenntniss* des Objects, nothwendige Vorstellung desselben setzen. Nun *folgt* nach Sch.s Verwechselung *aus der Unbedingtheit, womit* das Princip gedacht werden muss, auch, dass *in ihm* unbedingte Nothwendigkeit vorgestellt werde; folglich geht das Räsonnement sehr consequent folgendermaassen weiter: alle Vorstellungen, welche uns Dinge an sich kennen zu lehren scheinen, sind *uns* zwar einerseits unmittelbar nothwendig, und

fern er nun anfangen will, sein System allmählig aus dem Ich abzuleiten, — ist es nicht abgeschlossen, ja es ist gar nicht denkbar, noch setzbar, es ist unmöglich und widersprechend, und diesen Widerspruch muss der Philosoph auf das allersorgfältigste entwickeln, weil er nur grade soviel als der Widerspruch beträgt, Recht und Stoff zu Folgerungen hat.

[1] *F.: Ist gut gefragt.*

Und von F. gerade so wie von mir beantwortet.

SW XII, 20—21. — KlSch III, 54—55.

stellen auch andrerseits einen Gegenstand so dar, als ob *er* Unbedingtheit zum Merkmal hätte, als ob er etwas an sich wäre; allein jenes ist eine subjective und dieses eine scheinbar objective Unbedingtheit, beyde sind von einander unabhängig, statt dass nach der Forderung die eine aus der andern und diese aus jener folgen sollte. Die Unbedingtheit des *Setzens* (d[ie] subj[ective]) soll die des *Gesetzten* (d[ie] obj[ective]) herbeiführen, beyde sollen unzertrennlich verbunden seyn, nur Eins ausmachen (sonst liesse sich, was doch Sch. will, von einer nicht auf die andre unmittelbar schliessen.) Folglich müssen *Setzen* und *gesetztes* nur Ein unbedingtes, — das *Ich* seyn. — Der nämliche Schluss findet sich in der ersten Schrift Schellings S. 23. siehe (9).

Zwey Unbedingtheiten, die *verbunden*, aber nicht *vereinigt* sind, bedingen sich gegenseitig. So lange sich der subj[ectiven] Nothw[endigkeit] und Unbed[ing]theit noch eine andre gegenüber stellen lässt, mit welcher sie sich nicht vermischen kann, so lange ist sie nicht vollständig. Eben weil der Gegenstand als unbedingt *an sich* erscheint, ist er es nicht für uns und in unserm Wissen. Dies ist auch umgekehrt gültig; so lange die obj[ective] Nothw[endigkeit] und [Unbedingtheit] im Gegensatz gegen die subjective steht :und eben indem ich sage: Ding *an sich*, setze ich es ja dem Dinge *für mich* entgegen,) so lange ist sie nicht Unbedingtheit, sie ist unvollständig und durch den Gegensatz selbst bedingt. Der Gegensatz muss wegfallen; beyde, die subjective u[nd] d[ie] objective Unbedht. müssen völlig in einander fliessen (damit die Verwechselung nicht *als Verwechselung* auffalle).

Man sieht diesem Räsonnement deutlich an, dass S[ch.] das Resultat eher hatte, als den Beweis. Hätte er nicht den Begriff des Ich, der die verwechselten Begriffe wirklich in sich vereinigt, schon im voraus im Sinne gehabt, wäre er selbst den Weg gegangen, den er uns führt, so hätte er seine Verwechselung selbst finden müssen.[k]

18) S. 18—20. [11 u. 12] [169—170] Hier findet sich keine neue Erläuterung, sondern nur eine Wiederhohlung. Denn das Räsonnement war gleich Anfangs durch disjunctive Schlüsse gegangen, es durchlief erst die ganze Natur, um im Ich den einzig möglichen Ruhepunct zu finden.

19) S. 25. [15] [172] Es ist für S[ch.] consequent, eine Thatsache als

---

[k] *F.: Schellings Fehler, und so vieler andern, ist, wie es mir scheint, der, dass sie erweisen wollen, die Ichheit sey Princip. Das geht nun nicht, ohne die Resultate sogar der transscendentalen Phil[osophie] schon vorauszusetzen.*

Dieser Vorwurf dürfte doch Sch. nicht treffen. Er fängt S. 1 mit einem *Entweder — Oder* an, das ihn losspricht. F. giebt zu, dass das, was Sch. leisten will, sich *auf einem andern Wege* leisten lasse, nämlich der Beweis: *wenn* es ein Princip geben könne, — und die Idee des Princips wird uns durch das Bedürfniss aufgedrungen, — *so* sey das einzige mögliche das Ich. Ob dieser Satz je seine Bedingtheit verlieren werde, wissen wir alle noch nicht, denn das Endresultat der W[issen]sch[afts]l[ehre] ist noch nicht gefunden.

SW XII, 21—23. — Kl Sch III, 55—57.

etwas Bedingtes vorzustellen; allein es verrückt den Gesichtspunct für Reinholds Philosophie, die nur einen unmittelbar gewissen, aber keinen, ein absolutes Seyn ausdrückenden Grundsatz verlangt. Daher trifft auch die ganze Widerlegung nicht im geringsten. Indessen zeigen sich besonders S. 30 und 31 [17. 18] [174] die beyden Grundkräfte des Schellingschen Systems in ihrer vollen Wirksamkeit; das Bedürfniss nach vollendeter systematischer Form dringt auf absolute Einheit, und der Missverstand, welcher dies Bedürfniss von der Form auf den Gegenstand überträgt, erlaubt nicht, ein mannigfaltiges ursprüngliches Seyn in Wechselwirkung anzunehmen, wodurch freylich, eben weil nur ein *mannigfaltiges Seyn*, nur *ein Seyn in Wechselwirkung*, d. h. ein Seyn das sich gegenseitig äussert, offenbart, erscheint, angenommen würde, alles Ding an sich von Grund aus zerstört, und die systematische Form, die vermöge der Erscheinung von einem zum andern übergehen kann, im strengsten Sinne erhalten worden[1] wäre. Die Frage, die sich Sch. S. 34 [19. 20] [175] aufgiebt, ist freylich der Ort, wo wir ihn erwarten, und wo es sich zeigen muss, wie gewogen im Grunde seine eigne Phil[osophie] dem *Ich an sich* ist.

20) S. 38. [22] [177] S[ch.] fährt hier und im Folgenden mit der grössten Consequenz fort, seine einmal angegebne Hauptidee zu entwickeln. — Abstrahirt man von dieser, so wird es freylich unbegreiflich, wie Identität die Form des reinen Seyns seyn könne.[m] $A=A$ bezeichnet eine Verdoppelung derselben unveränderten Position. Wie nun, wenn die erste Position nicht absolut war? — Die Form des reinen Seyns ist Unbedingtheit, sie fordert also ein Setzen, das durch kein anderes Setzen bedingt ist, sie fordert nur Ein Setzen. Müsste dieses verdoppelt werden, so wäre das ein Beweis, dass das erste Setzen nicht absolut gewesen sey. Allein dann würde es auch das zweyte nicht seyn, welches ja vom ersten schlechterdings nicht verschieden seyn soll. Daher gehören Substanzen und Accidenzen, mögliche und widersprechende Begriffe, ja das leere Nichts selbst für den Satz $A = A$. — Eben so wenig Bedeutung würde ausser Sch.s System *der* Satz haben: „Nur das, was *durch sich selbst* ist, giebt sich selbst die Form der Identität, — da hingegen die Existenz jedes andern Existirenden, — durch etwas ausser seiner Identität bestimmt ist.“ Was heisst durch sich selbst seyn.? Wenn etwas sich

[1] *F.: Dieser Schein beruht auf der Wechselwirkung des Endlichen und Unendlichen im Ich.*

Allein diese Wechselwirkung und ein mannigfaltiges Seyn in Wechselwirkung sind eins und dasselbe; folglich ist die letztre kein Schein. — Der Idealismus ist wahr und richtig, nur dann nicht, wann er polemisch gegen den Realismus auftritt.

[m] *F.: Der Ausdruck ist dunkel. Ich glaube, dass das Sich Selbst Setzen, die Identität des Setzenden und des Gesetzten, dadurch angedeutet werde. — Es kömmt nicht auf A, sondern auf = an, und dies ist ja wol absolut.*

12 angenommen wird SW. — 19 „fährt“ statt „fort“ im Msc. — 39 wenn er SW

SW XII, 23—24. — KlSch III, 57—58.

selbst bedingt, so *ist* es auch durch sich selbst *bedingt*, und von einem *Bedingtseyn*, sei es von welcher Art es wolle, ist beym absoluten Seyn gar nicht die Rede. Auch passt die Idee: etwas ist *durch* sich selbst, gar nicht zu der: es ist sich selbst gleich. Denn im ersten Falle wird es unter widerstreitenden Prädicaten, Bedingen und Bedingtseyn, im zweyten unter denselben Prädicaten verdoppelt gesetzt.[n] Ferner ist es nach (15) schon ungereimt, von einem Bedingten zu reden, das nur Eine Bedingung habe.[o] Wieviel unrichtiger wird es, wenn vollends Bedingtes und Bedingung für identisch erklärt wird. — Freylich wenn man einmal *Strahlen des Daseyns* hat (S. 41), [23] dann bedarf es einer Centripetal-Kraft, um der Centrifugal-Kraft das Gleichgewicht zu halten. Allein beym absoluten Seyn, welches die vollkommenste Einfachheit der Position, das völligste *Zureichen* des leisesten Denkens erfordert, kann eine Centrifugalkraft, wie metaphorisch der Ausdruck auch genommen werden mag, nicht die allerentfernteste Bedeutung haben. Absolutes Seyn ist absolute Ruhe und Stille; es ist das feyerlichste Schweigen über der Spiegelfläche des völlig ruhenden Meeres; niemand darf es wagen, diesen Spiegel nur durch die kleinsten Kreise zu trüben. — Gerade umgekehrt ist das Ich ein wenig aus sich heraus und in sich zurückarbeitender Strudel. Ruhe wäre der Tod des Ich', Thätigkeit ist sein einziges Seyn.[p] Aus dieser Quelle sind auch alle jene Vorstellungsarten hervorgegangen, jene Form der Identität und jenes Bedingtseyn durch sich selbst. Der Begriff des Ich entsteht auch bei Sch. nach (17) durch zwey vereinigte Momente, die aber doch selbst in ihrer innigsten Vereinigung für die Reflexion noch unterscheidbar seyn müssen und also der Form der Identität bedürfen, um zusammengehalten zu werden. Dem Begriff des Ich

---

[n] *F.: Einmal wird es unter dem Prädicate des Bedingens, dann unter dem des Bedingtseyns gesetzt.*

[o] *F.: Siehe die obige Frage (bey 15). Auch ist dies grade Charakter der Identität, des Ich.*

[p] *F.: NB. Von diesem allen verstehe ich nur soviel: man hat sich nicht bey dem Seyn des Ich aufzuhalten, daraus wird nichts; man gehe zu seiner Thätigkeit — und damit bin ich ganz einverstanden.*

Meine ganze Bemerkung unter (20) hat die einzige Absicht, F.s Behauptung, dass das *durch sich selbst* und das *Sich gleich seyn* Formeln des Ich seyen, zu beweisen; zugleich aber auch klar zu machen, dass diese beyde Formen sich sowohl untereinander, als dem absoluten Seyn widersprechen, dass folglich das Ich *seinem Begriffe* nach *gar nicht sey.* Die angegebenen Beweise bedürfen keiner Schärfung. — Das = ist übrigens allerdings absolut, aber nur in wiefern dadurch das Ich, gesetzt wird, von dem es eine *Eigenschaft* anzeigt, die auf alles Nicht Ich *nur* als *Merkmal* übertragen werden kann. Eine Logik wie sie seyn sollte, und noch lange nicht ist, würde dies alles klärer darstellen, weil sie den ganzen Zusammenhang aller Ansichten, die uns möglich sind, vor Augen legen würde.

---

29 *bey 15* (*Anm.* a) SW.

SW XII, 24—25. — KlSch III, 58—59.

gehört der des sich selbst Setzens, des sich selbst Erzeugens wesentlich zu; und eben weil dieser Begriff in sich widersprechend ist und nur in wiefern er dafür anerkannt wird, ist es möglich, eine Philosophie von ihm abzuleiten, oder vielmehr an ihn anzuknüpfen. Ist nun aber einmal mit ihm der Begriff des absoluten Seyns verwechselt, so sind jene Vorstellungsarten, wie fruchtbar sie auch sonst für die Philosophie seyn würden, für dieselbe so gut wie verloren; sie sinken wenigstens zu blossen genauern *Bestimmungen* herab, aus denen weiter nichts folgt, als was in ihnen unmittelbar enthalten ist;[q] und *hier* liegt der Grund, warum S[ch.] sein Ich in der Folge nur durch eine Reihe von Prädicaten durchführen kann, anstatt uns eine Geschichte des menschlichen Geistes und der Natur *a priori* vorzuzeichnen. Denn sobald jene widersprechenden Begriffe den Stempel des absoluten Seyns erhalten haben, sind die Widersprüche in ihnen durch Machtsprüche vernichtet, und die philosophirende Vernunft hat ihr Recht verloren, ihnen noch etwas zuzusetzen, wodurch sie *erklärbar* würden. Wer kann denn das absolute Seyn noch erklären?[r]

21) S. 64 [36] [187] in der Note findet sich die grosse Inconsequenz, die in Sch.s System, wenn es nicht alles empirische Bewusstseyn, alle Erfahrung geradezu wegläugnen wollte, unvermeidlich war; die Inconsequenz, welche das Ich dieses Systems zum *Dinge an sich* macht, und die ganze Unrichtigkeit desselben in sich concentrirt.

Man rufe das vorhergehende Räsonnement zurück. Unser Wissen muss Realität haben; das heisst — in Schellings Sinne — es muss ein *absolutes Seyn enthalten.* Nun erlaubt sich Sch. die Ungereimtheit nicht, die absolute Realität durch ein Fenster in unsre Seele *von aussen* hereinsteigen zu lassen (oder mit Jacobi eine unmittelbare Offenbarung der Dinge anzunehmen). Folglich muss das absolute Seyn nur *in* unserm Wissen stattfinden. Wissen und Seyn müssen im strengsten Sinne zusammenfallen. Das giebt den Begriff des Ich (siehe 17). Die Realität weiss sich selbst, und, da das Wissen als eine Thätigkeit gedacht wird, die Realität ist in und durch die Thätigkeit, sie erzeugt sich selbst in ihrer Thätigkeit, sie ist nichts andres als diese Thätigkeit. Folglich ist durch das Sich Selbst Setzen der ganze Umkreis des absoluten Seyns erschöpft. Das Sich-Selbst-Setzen ist alle Realität (siehe S. 61). [35] Oder vielmehr, es kann von einem Umkreise hier nicht eigentlich die Rede seyn, im Ich ist keine Vielheit, sondern eine einzige Handlung macht sein ganzes Wesen aus; also ist das Ich schlechthin Einheit, und zwar nicht

(von [q]—[r]) *F.: Sehr gut.*
Dieser Beyfall würde, wenn der vorige Tadel meinen Sinn träfe, sehr inconsequent seyn.

36 Rede sein kann SW.

etwa Einheit im Gegensatz gegen Vielheit, denn die beschriebene Handlung steht nicht in der geringsten Verbindung mit etwas ausser ihr, sie ist gar keinem andern entgegengesetzt; sie wird nicht von aussen afficirt, und geht auch nicht aus sich heraus, sondern in sich zurück (siehe S. 50). [29] [182] Die Kenntniss, die das Ich von sich selbst hat, kann daher nicht *Begriff* heissen, denn hier ist keine Vielheit zu umfassen (S. 55); [32] sie kann nicht *sinnliche* Anschauung heissen (S. 48. 49), [28] denn hier ist *das Medium* der Sinnlichkeit weder nöthig noch möglich; sie kann also nur eine unmittelbare Kenntniss des erkennenden Vermögens selbst *(intellectus)*, eine *intellectuale Anschauung* heissen. Auch ist *Freyheit* der Charakter des Ich (S. 43), [25] [179] denn die Handlung, in der sein ganzes Seyn besteht, muss wol unbeschränkt und unbedingt seyn, da *sie* ja die einzige und zugleich alle Realität ist. — Kann nach allen diesen Bestimmungen, deren höchste Consequenz unmittelbar einleuchtet, etwas befremdender seyn, als plötzlich jene Allheit der Realität noch vermehrt, jene Einheit überschritten zu sehn? Denn nun auf einmal geht aus jenem absoluten Seyn, das sich in der einzigen Handlung des sich selbst Erzeugens erschöpfte, *ohne weitern Grund* (S. 64 unten [36]) noch eine zweyte Handlung hervor; nun auf einmal wird *erst* das *Wissen* grösser als das *Seyn*, denn das Ich setzt sich eine absolute Negation entgegen, die *nichts ist* (S. 67); [38] [188] und *dann* zerreisst die Theilung des Wissens auch sogar die *absolute*. *Eine* Realität, denn das Nicht-Ich, welches, ob es gleich *nichts ist*, doch die *Macht* hat, das Ich aufzuheben, wird nun selbst ins Ich gesetzt, ihm wird, damit es nicht alles verwüste, und am Ende — allein übrig bleibe? — ein Theil der Realität abgetreten[s] (S. 69). [39] [189] Wenn zu diesem ganzen Kriege

[s] *F.: So erklärt verfällt Sch. eigentlich in die Unerweislichkeit, die bey Spinoza stattfindet, und die Jacobi ins Licht setzt: woher denn die Beschränktheit des Alls? — Ich sehe aber nicht ein, warum man Sch. so erklären müsse. Wer auch nur ein Streben annimmt, welches Sp[inoza] bei dem Unendlichen nicht annimmt, der nimmt ja wohl eine ursprüngliche Beschränktheit an. Sie ist absolut, und kann nicht weiter abgeleitet werden. — Dass sie durch ein Nicht-Ich erklärt werde, davon liegt der Grund im Ich, in seinen Reflexionsgesetzen.*

Ich rede nicht von Dogmen und Resultaten, sondern von der Consequenz; nicht vom annehmen, sondern vom folgern. Streben und Beschränktheit und Nicht Ich sind Eins; aber Sch. widerspricht sich durch die Annahme desselben. Denn erst ist ihm das Sich Setzen alle Realität, und dann besteht einige Realität von diesem *sich Setzen*, vom Ich, im *sich nicht setzen*. — Die Beschränktheit, (oder das gegenseitig einander beschränkende Ich und N[icht] I[ch],) *ist* absolut, *wird* und *muss* und *kann* aber dennoch *abgeleitet* werden; da hingegen das Ich nicht absolut *ist*, aber dennoch (NB. vom Philosophen*) absolut gesetzt wird, und nicht abzuleiten ist. Ich habe mich hinlänglich im Aufsatze darüber erklärt, sowohl dass sonst kein System möglich ist, als auch darüber, dass der Begriff des Ich es so mit sich bringt.

* Der Philosoph setzt bey denen die er seinen Weg führen will, den Reflexionspunct der Ideen, auf welchem die Vorstellung Ich erst vollendet wird,

39 absolut ist SW. („*ist*“ in SW. nicht gesperrt gedruckt).

SW XII, 26—27. — KlSch III, 61—62.

zusammt dem nothgedrungenen Frieden, — der wie gewöhnlich, selbst zufolge der praktischen Philosophie, den Stoff zu neuem ewigen Streite enthält (S. 73), [41] [191] — der Grund, und zwar, wie sich beym All der Realität von selbst versteht, der ganze, völlige Grund, in jenem absoluten Ich, jenem *ἓν καὶ πᾶν* enthalten war: so musste doch wol Vielheit in demselben zu unterscheiden, und durch einen *Begriff* zusammen zu fassen seyn; oder, wenn ungeachtet und neben dieser Vielheit doch auch *nicht Vielheit*, sondern absolute Einheit im Ich seyn sollte, so musste doch wol der Satz $A = A$ seine Form nicht ganz erschöpfen, sondern die Formel müsste heissen: $(A = A) = (A > A)$. Denn das absolute Ich, das $A = A$, soll es *selbst* seyn, welches sich selbst durch absolute Negation aufhebt, und dann *zum Theil* wieder herstellt, d. h. welches $A > A$ ist. Ein Widerspruch lässt sich vielleicht noch lösen; allein behaupten, dass ein Widerspruch auch kein Widerspruch sey, (der Sinn jener Formel,) das dürfte doch die philosophische Kühnheit ein wenig zu weit treiben.

Schellings Realität soll im Wissen selbst enthalten seyn; die unmittelbare Folge davon war bekanntlich, dass das Wissen die Realität nicht *ausser sich* (dem Wissen), sondern in sich setzen, dass es in einem Sich Selbst Setzen bestehen, dass es das Ich seyn musste. Weichen wir mit S[ch.] von diesem Hauptgedanken dahin ab, dass dies sich selbst Setzen zugleich ein Sich-nicht-selbst-Setzen sey, so wird die Realität, die eben in ihrem Setzen bestand, auch mit demselben wachsen. Sie *ist* nun nicht mehr bloss, in wiefern sie *sich*, sondern auch in wiefern sie ihr Nichtseyn setzt.[t] Nun wird der Begriff des Ich durch den des Sich Setzens erschöpft; folglich ist jene Realität mehr als das Ich, folglich ist Schellings absolutes Ich noch etwas ausser dem Ich, folglich in sofern ein *Ding an sich.*

Dieses Ding an sich oder diese absolute Realität wächst mit der Menge des unter dem Prädicate eines Nicht-Ich Gesetzten, wird auch mit dieser

---

schon voraus. Darum kann er etwas absolut setzen, d. h. etwas als unmittelbar gewiss und keines Beweises bedürftig zum Grunde legen, was dennoch erst nach vielen Vorbereitungen ursprünglich im menschlichen Geiste producirt wird, und welches eben deshalb auf diese Vorbereitungen zurückweist. Ein Beispiel wird es klärer machen. Der unendliche Raum steht gleichfalls auf dem Reflexionspuncte der Idee, und es mag mancher Mensch gelebt haben, der nie den Raum bis in die Unendlichkeit hin verfolgte. Dennoch darf man diese Idee nur in uns hervorrufen, und sie ist uns sogleich unmittelbar nothwendig gewiss, daher auch Kant eben daraus ihre Priorität beweis't.

[t] *F.: Sie ist doch nur, in wiefern sie setzt. Ich kenne die hier vorkommende Bedeutung des Ausdrucks Ding an sich nicht. D[ing] a[n] s[ich] ist etwas unabhängig von einem Setzen existirendes.*

Ich verlange den Ausdruck: Ding an sich, nicht zu behaupten. Ohnehin hat ihn die neuere Philosophie ziemlich willkührlich gestempelt. Sch.s Ich bleibt dennoch immer ein Ich = Nicht Ich. — Eigentlich sollte Ding an sich wol heissen: ein völlig isolirtes Ding, ein Inneres ohne Aeusseres, also, etwas das in kein System passt, und deswegen in keiner Philosophie vorkommen kann.

Menge *unendlich.* (Von einem Wachsen in der Zeit ist gar nicht die Rede; für uns, die wir philosophiren, wächst sie, denn wir durchdenken jene Menge successiv.) Die Dinge im Raume, und alle endliche Dinge überhaupt haben in ihr und durch sie Realität; abstrahirt man von ihr, so sind jene schlechthin nichts; allein in wiefern sie von ihr gesetzt werden, haben sie allerdings Realität. Allein das Eine, unendliche Ding an sich ist nicht zu trennen von dem absoluten Ich, (d. h. von der intellectualen Anschauung, welche ja nicht zu verwechseln ist, mit einem empirischen Bewusstseyn,) beydes ist gänzlich Eins und Dasselbe. Sch. hebt die Realität der Objecte auf, um sie ganz in der des Ich verschwinden zu lassen. Allein dies ist nicht das Ich, *in sofern es Ich ist.* Am allerwenigsten nach [Schellings] Darstellung; denn aus dieser folgt unmittelbar, dass es nicht nur keine Dinge an sich geben, sondern dass auch schlechthin *keine Objecte gesetzt und vorgestellt* werden können — denn alle Realität war die des Ich nach (17), und dieses Ich bestand bloss im *sich* setzen, und ging gar nicht aus sich heraus. Es ist also das Ich, in wiefern es *Nicht-Ich* ist; das Ich hat 1) als Ich, 2) als Nicht-Ich Realität. Die ganze Welt des realen Nicht-Ich geht also nur deswegen auf der einen Seite unter, um sich auf der andern wieder zu erheben.

Kann man hier noch Spinoza's unendliche Substanz, seinen *Gott* verkennen? Dieser Gott ist ebenfalls ein absolutes Ich, er denkt sich selbst; und, sobald man von diesem Denken Gottes abstrahirt, fallen die Begriffe der einzelnen Dinge, und mit ihnen die Dinge selbst, gänzlich weg; der Gedanke derselben wird sogar gänzlich sinnlos. Wiederum ist Schellings Ich auch ein *ἑν και παν*, auch eine unendliche Substanz; sie ist gar nicht bloss (was der Ausdruck *Ich* eigentlich andeuten würde) die *Einheit* des *Sich Setzens,* sondern auch *zugleich* und *in* dieser Einheit die *Allheit* des Setzens eines unendlich mannigfaltigen Nicht-Ich. Dieses mannigfaltige Nicht-Ich begreift ohne Zweifel auch die vielen individuellen *Ich's,* die einzelnen Menschen und Geister, welche durch Gegensatz unter einander numerisch bestimmbar sind, dahingegen das absolute Ich, wie Sp[inoza']s Gott, schlechthin Eins ohne Gegensatz ist. Die Individuen werden also auch schwerlich eine andre Kenntniss des absoluten Ichs, (dessen intellectuale Anschauung sich doch nicht unter die Vielen theilen lässt,[u]

[u] *F.: Intellectuale Anschauung theilen? Alle haben sie ganz. Sie ist eben keine Substanz. Dieser Theil der Kritik ist bey weitem der schwächste.*

Bey Sch. ist die unendl. Subst. = Ich; aber Ich = intellect. Ansch., folglich unendl. S[ubstanz] = int[ellectuale] Ansch[auung]. Um diesen Theil der Critik zu würdigen, sollte man etwas genauer den Grund von Sch.s Atheismus aufsuchen, so würde sich finden, dass Sch.s absolutes Ich sich kein andres absolutes und unendliches Ich entgegensetzen kann. Allein dann kann es überhaupt kein Ich entgegen-

13 an sich gebe SW.

SW XII, 28—30. — Kl Sch III, 63—65.

da auf ihr als solcher die Einheit des absoluten beruht,) besitzen können, als diejenige, welche Sp[inoza] sich und seinen Mitmenschen von Gott zuschrieb. — Doch es wird sich eine bequemere Gelegenheit darbieten, diese Parallele zu vollenden, und den Endpunct derselben, von wo beyde Systeme eine verschiedene Richtung annehmen, zu bestimmen.

22) S. 65 unten in der Note. [37] [187] Hier zeigt es sich, wie wenig scharf Sch. die Idee eines Systems fasst. Ein *Progressus*, der bey jedem neuen Satze etwas *schlechthin* einschiebt, kann nie die Bedürfnisse einer Wissenschaft befriedigen.[v] Es bleibt immer ungewiss, ob man das Einzuschiebende gerade treffen werde; und es ist unmöglich, der Wissenschaft absolute Totalität zu sichern. Jeder Satz muss seine Richtigkeit selbst verbürgen, denn selbst das, was vom ersten Grundsatze auf ihn übergeht, *wird ihm* nicht von diesen *gegeben*, sondern *er nimmt* es sich von demselben, und die Befugniss des Nehmens liegt bloss in ihm selbst. Der erste Grundsatz wird gänzlich unnütz, da er das nicht leistet, was von ihm gefordert wird, nämlich, uns mit Sicherheit durch das ganze Gebiet desjenigen Wissens herdurch zu führen, welches in unsrer Macht ist, und nicht von äussern Erscheinungen oder zufälligen Ideenassociationen abhängt. — Der Vorwurf dieses unwissenschaftlichen Progressus trifft die ganze Schellingische Schrift, denn selbst die Analyse, welche einen so grossen Theil desselben einnimmt, — die Bestimmung der Prädicate des absoluten Ich, — soll dem Grundgesetze eines Systems gehorchen, auch nicht den kleinsten Schritt zu thun, nicht das geringste Merkmal zu entwickeln, bis das Bedürfniss der Wissenschaft sie ganz bestimmt dazu auffordert. Die Vernachlässigung dieses Gesetzes führt nicht bloss die Aufmerksamkeit des Philosophen vom Wege ab, sondern verleitet auch zu einseitigen Ansichten und übereilten Schlüssen.

23) S. 71. [40] [190] Man erwartet hier die Widerlegung des Spinozismus, oder des objectiven Inbegriffs aller Realität ausser dem Ich. Sch. giebt zuförderst zu, dass der Spinozismus das Ende der theoretischen Philosophie sey. Der Gang der theoretischen Phil[osophie] ist nicht angezeigt; es dürfte aber wol *der* seyn, dass die Synthese zwischen dem Ich und

---

setzen, denn ein endliches Ich lässt sich nach Sch. nicht denken, ohne dass dasselbe zugleich ein unendliches sey.

[v] *F.: Richtig; wiewohl es Sch. nicht trifft. Antithesis muss seyn, sagt er, und wo ist denn das willkührlich eingeschoben?*

Ich rede nicht vom *willkührlich* einschieben, sondern vom *schlechthin* einschieben. Das letztre ist aber freylich in Rücksicht auf das, was im System dem Einschiebsel vorhergeht, willkührlich; sonst war es gewiss nicht willkührlich, dass Sch. hier die Antithesis herbey führte; denn die Erfahrung, welche eine Antithesis gegen das Ich macht, konnte er nicht wegläugnen, obgleich er es im Grunde durch die Art, wie er sein Princip aufstellte, schon gethan hatte.

---

36 *das willkührlich Eingeschobene?* SW.

N[icht]-I[ch] gerade so durch eine Reihe von Prädicaten durchgeführt würde, wie es in dieser Schrift mit dem Ich geschieht (s. die Ueberschrift). Denn um den Spinozismus zu enthalten und als letztes Resultat aufzustellen, darf sie gar keine fernern Synthesen eingehn, er liegt schon in ihr nach (21). Nur muss er bey Sch. ein charakteristisches Merkmal annehmen, wodurch er *hier* unfähig wird, letztes Resultat *aller* Philosophie zu seyn. Es ist nämlich hier kein ruhiger, vester, sondern ein sich selbst *zerstörender* Inbegriff aller Realität, „kein δοχειον widerstreitender Realität;“ (S. 73) er muss einen Widerspruch in sich aufnehmen, weil er auf ein ihm geradezu widersprechendes Princip ohne weitere Vermittelung aufgepfropft ward; dies Princip, das sich *als solches* in seiner entscheidenden Macht zu behaupten sucht, droht ihm beständig den Untergang durch diejenige von den widerstreitenden Partheyen, mit welcher er sich gleich Anfangs vereinigt hatte. Beweisen, dass das ἐν και παν des Sp[inoza] nothwendig diesen innern Streit in sich dulden müsse, hiesse freylich ihn durch Sch.s System widerlegen. — Durch folgende Bemerkung wird das ganze klärer werden:

1) In der Betrachtung über das absolute Seyn, in wiefern es dem Wechsel zum Grunde liegt, kommt man unvermeidlich auf den Spinozismus, oder wenigstens auf sein wichtigstes Dogma, das ἐν και παν. Denn die Körper haben nur eine Kraft *nach aussen* zu wirken, die Geister nur ein Vermögen *äussre* Gegenstände anzuschauen, und ihre in sich zurückgehende Thätigkeit, das Ich, ist ohne jenes Vermögen gänzlich undenkbar; — *ist aber jedes Einzelne durch ein andres Einzelne, als Gegenstand seiner Thätigkeit, bedingt, so ist nur das All unbedingt.* Diese Behauptung streitet nicht im geringsten gegen (19.) Denn ein mannigfaltiges Seyn, das aber nur in seiner Wechselwirkung ein Seyn ist, lässt sich nur durch das absolute Setzen dieser Einen Wechselwirkung als Eine Realität setzen. Eben so ist das unbedingte ἐν κ[αὶ] π[ᾶν] nur in sofern ein solches, als in ihm ein Wechsel, eine Mannigfaltigkeit ursprünglich stattfindet. — Die Einwürfe des Idealismus werden den Philosophen in dieser Ueberzeugung nicht stören können. Denn das Wort: absolutes Seyn, sagt ihm nichts mehr, als die letzte absolute, durch Vernunft für ihn nothwendige Thesis; er weiss, dass man von einer andern Realität weder *für* noch *wider* reden könne.

2) In der Betrachtung *unsrer Erkenntniss* des absoluten Seyns wird

2 „(s. die Ueberschrift)“ fehlt in SW. — 8 ein δοχεῖον SW. — Die Worte: „kein δοχειον“ fehlen in dem Wiederabdruck der Schelling'schen Schrift von 1809, Landshut; in der Gesammtausgabe der Werke Schellings sind sie als Variante unter dem Texte abgedruckt (Bd. I S. 191). — Hartenstein macht in SW zu diesen Worten folgende Anmerkung unter dem Text (S. 31).: „Dieser Ausdruck ist in dem Wiederabdruck der Schellingschen Schrift weggeblieben. Der Satz S. 41 lautete ursprünglich so: „. . . also wäre auch keine Synthesis, und kein objectiver Inbegriff, kein δοχεῖον widerstreitender Realität nothwendig.“

SW XII, 31—32. — KlSch III, 66—67.

man leicht zu Schellings System verleitet. Denn das All, die Realität, die Welt, ist ein Erkanntes, ist Object, und in sofern bedingt durch das Subject. Dieses ist hingegen nicht blosses Correlatum von jenem, es ist zugleich *Ich*, ein inneres, und kein äusseres. Auf den ersten Blick scheint daher das letztere Basis von allem, das alleinige Unbedingte, die ganze Realität selbst zu sein. — Allein, — abgerechnet fürs erste, dass ein reines Ich unmöglich ist, — so muss doch ein Bedingtes zwey Bedingungen haben. Das Ich aber ist Eins, also auch nur Eine Bedingung. Nun giebt es zwischen Ich und Nicht-Ich kein Mittleres, das N[icht]-I[ch] müsste also selbst die andre Bedingung enthalten, es müsste ein zwiefaches, Bedingtes und Bedingendes zugleich seyn. Und so ist es. Wir sind jetzt wieder wo wir waren; das N[icht]-I[ch] ist nur *als Nicht-Ich* bedingt, es war aber ferner gleich Anfangs absolute Realität, und als solche muss es Bedingung seyn. Es ist zugleich Substanz und Accidens, und freylich musste wol eine Substanz da seyn, wenigstens gedacht werden, wenn eine Wirkung des Ich, eine Bestimmung, die vom Ich ausginge, — und das ist ja das Merkmal *Nicht-Ich*, — denkbar seyn sollte. Eine Antithesis, die schlechthin bloss und allein von der Thesis ausginge, würde keine *Anti*thesis seyn[w]. Eine Causalität der keine Substanzialität gegenüber steht, ist nicht Causalität. — Durch die Betrachtung der Widersprüche im reinen Ich, welche es klar machen müssen, dass dasselbe sogleich seine Reinheit verliert, und zum Nicht-Ich wird, sobald man es von seiner Unmöglichkeit und *Undenkbarkeit* befreyen, und ihm nur die geringste Realität geben will, — fällt ohnehin das Ich in das All der Realität mit hinein.

Bleibt man bey 2), so fällt man in die unter (21) gerügte Ungereimtheit. Dem Philosophen verschwindet sein eignes Ich, sein Individuum, welches doch allein dem *Begriff*[,] *von dem er ausging, eine künftig zu entdeckende* Realität (absolute Setzbarkeit) *versprach*. Das Ich wird Nicht Ich, die ganze absolute Realität wandert nur auf die andre Seite herüber, und das System bleibt so realistisch wie zuvor. — Doch kommt dann jener Widerstreit herein. Dieser Widerstreit deutet denn freylich, wie Sch. S. 72 [41] bemerkt, dahin zurück, dass Eins von Beyden, entweder Ich oder Nicht Ich vorher als absolutes entscheidendes Princip gesetzt seyn müsse; und nach den vorigen Behauptungen Sch.'s kann dies nicht das N[icht]-I[ch], also muss es das Ich seyn.

24) S. 89 u. f. [48 u. f.] [196 f.] Sch. erklärt sich hier gegen diejenigen, welche empirische Glückseligkeit in das höchste Gut aufnehmen wollen. Aber

---

[w] *F.: Richtig.*
Und doch ist dies nur ein andrer Ausdruck für jenen Satz: ein Bedingtes muss zwei Bedingungen haben.

---

32 dann freilich SW.

SW XII, 32—33. — KlSch III, 67—69.

sollte er in seinem Systeme nicht den Begriff derselben als ganz undenkbar verwerfen? Kann denn die Natur *zufällig* mit dem Ich übereinstimmen S. 91 [49] [197] in der Note; kann sie uns *begünstigen*, S. 93 [50] gleichfalls in d. N., — ohne dass dadurch das Nicht-Ich aufhört absolut gesetzt zu seyn? Wenn die Natur nur durch das Ich und in demselben ist, wenn ihr nur durch eine absolute Handlung des Ich ein gewisses Quantum Realität mitgetheilt ist, (S. 69,) [39] [189] kann sie denn mehr oder weniger haben, als das Ich ihr durch sein ursprüngliches Setzen und durch sein moralisches Streben giebt und nimmt?[x]

25) S. 99. [54] [200] Alles vorhergehende zugegeben, dürfte doch gegen den *Fortschritt* viel zu erinnern seyn. — Das Wesen des Ich lässt es, nach Sch., nicht zu, das Nicht-Ich, welches es in sich setzte, ruhig zu dulden; es strebt alle Realität wieder zu erhalten. Ohne dies Streben könnte es nicht ursprünglich absolutes Ich seyn. So wie dem absoluten Ich die Identität, so ist dem Subject das Streben nach derselben Naturgesetz. Man kann nicht sagen: es *muss* streben; denn Sch.s Ich *muss* nichts, weil es keine äussre Causalität für dasselbe giebt; eben so wenig könnte es wol auch nicht streben, denn es *ist schlechthin* ein absolutes Ich, es *setzt sich schlechthin* ein Nicht Ich entgegen, und das absolute Ich duldet dasselbe s c h l e c h t h i n nicht; — also nur, *es strebt schlechthin.* Ferner, es *ist* nicht, was es erstrebt; soll es daher das Erstrebte, und sich, als dasselbe erreicht habend, theoretisch setzen, so muss es dies als in einem künftigen Momente setzen. Es setzt also 1) sich als das Endliche im jetzigen, 2) sich als das Unendliche (denn Unendlichkeit ist das Erstrebte)[y] im folgenden Momente. Also — ist zuvörderst kein Grund, sich im folgenden Momente *fortschreitend*, d. h. *weniger endlich* zu setzen, denn die Forderung lässt sich auf kein Mehr oder Weniger ein, sie giebt von der Unendlichkeit nichts nach. — Zweytens, das Erstrebte, und folglich der künftige Moment, wird nicht als das was *ist*, sondern bestimmt als das, was *nicht ist*, gesetzt; um ein Streben setzen zu können, muss das Erstrebte und der künftige Moment *problematisch* gesetzt werden; wird beydes aber auf irgend eine Weise assertorisch gesetzt, so verschwindet in sofern der Begriff des Strebens[z]. — Drittens, jene 3 Handlungen,

---

[x] *F.: Gute Bemerkung.*

[y] *F.: Unendlichk[ei]t ist nie das erstrebte. Eine solche Behauptung wäre widersprechend. Das erstrebte ist ein bestimmtes endliches, welches auf dem Wege des Annäherns zum Unendlichen, (dasselbe, wie es allein gedacht werden kann, durch die Regel seines Beschreibens gedacht,) liegt.*

[z] *F.: Man nehme nur die Zeit dazu, so verschwindet er nicht.*

Beyde Noten sind mir nicht deutlich; auch ist hier diese Untersuchung noch nicht gehörig vorbereitet. Soviel ist klar, dass *bey Schelling* Unendlichkeit das Erstrebte ist. Denn das empirische Ich strebt dem absolut[en] gleich zu werd[en], das letztre aber ist unendl[ich].

---

20 schlechthin nicht SW („schlechthin" ist in SW nicht gesperrt gedruckt).

SW XII, 33—34. — KlSch III, 69—70.

wodurch das Ich sich absolut, beschränkt, und der Beschränkung widerstrebend setzt, sind demselben wesentlich und folglich von ihm nicht zu trennen. Die zweyte würde aber zum Theil von ihm getrennt, wenn sie zum Theil zu Gunsten der dritten nachliesse. Alles *steht* daher unwandelbar vest wie es *ist;* kein Ausweg aus dem absoluten Seyn und Gegeneinanderstreben in den Wechsel; die Zeit wird problematisch d. h. als das was nicht ist, gesetzt, und folglich *ist* sie auch nicht und *wird* nicht. Das Gegeneinanderstreben ist nichts weniger als Wechsel, dasselbe darf schlechthin nicht in der Zeit gedacht werden, so wenig wie der reine Begriff der Causalität (s. Jacobi über Id[ealismus] u[nd] Real[ismus])[aa]. — Es ist wunderbar, wie Sch., der den Sprung vom Streben zum nothwendigen Fürwahrhalten, das sogenannte Postuliren der praktischen Vernunft, in Ansehung des Daseyns Gottes so sehr tadelt — (und die eben vorher versuchten Beweise würden ihm hier Recht geben) — denselben Sprung zur Annahme der Unsterblichkeit machen kann.

25) S. 106 [58] [203] in der Note. Der Begriff des Daseyns in der Zeit scheint eine neue Stütze zu bekommen. Aber das *Ausser aller Zeit gesetzt Seyn* soll doch wol dem absoluten Ich nicht als Merkmal zukommen? Die Negation der Zeit ist bedingt durch die Zeit selbst, denn keine Antithesis ohne Thesis, folglich wäre das absolute Ich durch die Zeit bedingt —?[bb] Das Ich ist ausserhalb der Zeit gesetzt, heisst nicht: es ist der Zeit *gegenüber* gesetzt, sondern, jeder Versuch, ihm ein Merkmal, worin Zeit vorkommt, zuzuschreiben, ist abgewiesen. Eben so beym absoluten Nicht Ich. Dieses hat folglich auch kein solches Merkmal zu verlieren, kann daher auch niemals ein, demjenigen, das es nicht hatte, entgegengesetztes annehmen, und so fällt der ganze Schluss weg. Das Merkmal der reinen Ewigkeit, *aeternitatis*, ist indessen auf jene Weise erschlichen. Sch. weiss es nicht anders zu erklären, noch zu beschreiben, denn durch den Gegensatz gegen die Zeit. Soll es also die Urform des absoluten Ich seyn, so macht dasselbe eine ursprüngliche Antithesis gegen die Zeit als Thesis; die Zeit ist schlechthin, das Ich ist *ursprünglich* ewig = *Nicht-Zeit.* — Spinoza's Auctorität kann einen solchen Schlussfehler höchstens entschuldigen, der freylich wol einigen Schein haben

[aa] *F.: Ist ganz richtig, die Zeit entsteht uns überhaupt nur im Reflectiren, ist nur Form der Anschauung. Was aber daraus folgen möge, sehe ich nicht ein.* Dass nach Sch. wenn er consequent sein will, Zeit und Wechsel zwar als nicht wirklich, niemals aber als wirklich gesetzt werden können.

[bb] *F.: Die Bemerkung ist an sich richtig und scharfsinnig. 1) Will Sch. dadurch die Zeit ableiten, wie ich nicht glaube, so hat er Unrecht, und sie trifft ihn, so wie Hülsen, wenn er aus dem Gegensatze des Nichtandersseyns das Andere ableitet. 2) Aber soll nur der Begriff der aeternitas bestimmt werden, so kann das gar nicht anders geschehn, als wie es geschehen ist. Können wir denn das reine Ich anders als durch Gegensatz bestimmen? Dies Merkmal in ihm ist nicht erschlichen. Folgern lässt sich daraus freylich nicht.*

muss, da ein ganz ähnlicher auch das Princip von Hülsens System (siehe dessen *Prüfung* etc. S. 36) ausmacht, wo auch eine *Negation* in eine *absolute Thesis*, das Merkmal des *Selbst = Nichts andres* Seins in das Absolute Princip der Philosophie aufgenommen wird.

26) S. 128 und f. [71] [211] In der Lehre von Idealismus und Realismus muss ohne Zweifel ein Idealist, der diesen Namen nicht haben will, läugnen, dass es überhaupt Idealismus gebe; er muss den Begriff so stellen, dass er unmöglich werde[cc]. Dies thut Sch. hier S. 130. In seinen Briefen in Nieth[ammer's] Journal S. 179 bekennt er sich zu einem objectiven Idealismus oder subjectiven Realismus. Aller Idealismus muss subjectiver Realismuss seyn; denn man muss sich wenigstens zu Einem in jeder Rücksicht absolut d. h. als Realität gesetzten bekennen, weil man sonst gar nichts setzt. Uebrigens dürfte es nicht leicht einen consequentern Idealisten als Sch. gegeben haben. — Die hier unterschiedenen Idealismen und Realismen sind nur so viele verschiedene Ansichten einer und derselben Sache, und fallen in sofern wieder zusammen. M[an] sehe die Wissensch[afts]l[ehre,] wo der Beweis für die Identität des Id[ealismus] und R[ealismus] allgemein geführt worden.

27) S. 142. [78] [216] Unter den hier folgenden logischen Betrachtungen sind die bis S. 154 [85] [221] ohne Zweifel hier sehr consequent; zu ihrer Beurtheilung finden sich übrigens unter (20) einige Bemerkungen. — S. 156 [86] giebt Sch. eine andre, wie er sagt, eigentliche Formel für thetische Sätze, die aber an *sein* System sich nicht so gut anschliessen dürfte. Sie ist eigentlich gar keine Formel, da sie das blosse Setzen, und gar keine Bestimmung desselben andeutet; und das wäre freylich ausser Sch.s System wol sehr richtig siehe (20). Die antithetische Formel $A > -A$ gilt gleichfals für Sch.; da er einen *Progressus* von der Antithesis zur Synthesis annimmt. Seine Antithese geht nur auf Widersprüche und auf das Nichts, denn sein Nicht Ich ist vor der Synthesis absolute Negation, d. h. Nichts. Siehe S. 68. [38] [189] In einer Philosophie, die keine Antithesis oder Synthesis, noch diese ohne jene kennt, nach der sogar Widersprüche nicht ohne die Function der Synthesis möglich sind, würde die Formel heissen: $A > B$, so wie die für die Synthesis: $A = B$. Denn der Grund, warum Antithesis nicht ohne Synthesis seyn kann, ist der, weil man selbst das Ent-

[cc] *F.: Ich finde in Sch.s Beschreibung des Idealismus, dass bey ihm die Nöthigung wegfalle, sich etwas entgegenzusetzen, nichts zu tadeln. — Hier muss ich den Verf. in den Verdacht des Dogmatismus ziehn.*

Ich rede vom theoretischen Idealismus nach Sch.'s Erklärung, und bin mit Sch. darin einig, dass dieser unmöglich sey, weil er dem Bewusstseyn geradezu widerspricht. Fichte lässt in allen seinen Schriften den Idealismus sowohl als den Realismus, als auf gewissen R[eflections]puncten *nothwendige* Systeme zu; Beweises genug, dass auch die letzte Note durch einen Misverstand veranlasst ward.

5 vom Idealismus SW.

SW XII, 36—37. — KlSch III, 72—73.

gegengesetzte ***setzen*** muss, weil dieses Setzen nicht in dem ersten Setzen, der isolirten Thesis, enthalten ist, (sonst hätte das Bedingte, das *Entgegensetzen*, nur Eine Bedingung,) und weil demnach die erste und die zweite Thesis nothwendig in den Begriff des Gesetzten, in die allgemeine Form der Realität, wenigstens zum Versuch vereinigt werden müssen. Man kann nicht eher einen Widerspruch dafür erkennen, d. h. keine Synthese abweisen, bis man dieselbe wenigstens versucht hat. Jene zweyte Thesis, auf die Sch. keine Rücksicht nehmen *darf*, weil er die Entgegensetzung absolut aus dem absoluten Setzen, das Bedingte aus Einer Bedingung, hervorgehen lässt, jene zweyte Thesis wird durch B richtiger, als durch das für sich allein unmögliche — A angedeutet, welches ohnehin eine Tautologie mit der Copula $>$ macht. Denn es sollen doch wohl nicht *zwey* Negationen, (welche bejahen würden,) $>$ und $-$, durch die Formel ausgedrückt werden?

Die folgenden Bemerkungen über die Categorien würden zu ihrer Beurtheilung eine ganz neue Theorie dieses schwierigen Gegenstandes erfordern; u[nd] werden daher hier übergangen werden dürfen, da sie aus dem ganzen System Sch.s weder geradezu abzufliessen scheinen, noch mit demselben widerlegt seyn würden. —

Die Probleme von der transscendentalen Freyheit, der prästabilirten Harmonie, u. s. w. sind sehr consequent aufgelöst; und scheinen durch Sch.s System sogar von aller Schwierigkeit befreyt zu seyn; — aber freylich ist dafür die Schwierigkeit ganz in die Principien concentrirt.

SW XII, 37. — Kl Sch III, 73—74.

6.

Ein Augenblick meines Lebens.

1796.

Text nach dem Manuscript aus Rists Nachlass.

Düstrer Gedanken voll, ging ich einsam am Flusse. Umsonst bot mir die Natur ihren freundlichsten Morgengruss, umsonst lächelten mir die grünen Fluren, schimmerte mir der zarte Nebel der Frühe im milden Sonnenglanze; beschämt über mich selbst stand ich da; unmöglich konnt' ich den freundlichen Gruss erwiedern. — Auf dem hohen Felsenufer* stand ich still, und sah hinab in die Tiefe. Zwey Schritte, so sprach ich zu mir, nur zwei Schritte bis hinunter! — Der Fluss ist trübe wie Dein Sinn! Der heitre Sonnenstrahl ist nicht Dein Element! — Wozu in Deiner Brust der reinen Menschheit Bild? In nächtliches Dunkel gehüllt steht es da, unbewundert, kaum geahndet. Kann nicht der innern Wahrheit Sonne die Nacht durchbrechen, und es mit hellem Strahle beleuchten, — wohlan, so zerschell' es an diesem Felsen, so wirble der Fluss die Trümmer mit sich fort, so führ' er die grüblenden Fragen, die beklemmenden Zweifel mit ins weite Meer der Vergessenheit und des ewigen Schlafs! — Mein Blick irrte auf den Wellen umher. Bis in die Mitte war der Fluss vom Ufer beschattet, drüber sah ich meinen eignen Schatten schweben, er ahmte meine unsteten Bewegungen nach. — „So recht, du wirst an meiner Stelle hier wanken, wirst die Stäte meines Endes bezeichnen; wirst den Freunden meinen letzten Seufzer wiederhohlen, in ächzenden Lauten meinen Abschied, meine Wünsche

* An der Saale auf dem Wege nach Cuniz, am Fusse des Genzig's.

---

12 heitere SW. — 14 geahnet SW. — 17 grübelnden SW. — 20 drüber hinaus sah SW. — 25 Die Anmerkung: „An der Saale auf dem Wege nach Cuniz [Kunitz], am Fusse des Genzig's“ ist aus dem Manuscript ergänzt; sie fehlt in SW.

SW XII, 782—83. — Kl Sch I, xxix—xxx.

ihnen stammeln, ihnen sagen, wie mir war, und was ich ward; schauerlich wirst du ihnen tönen, wehmüthig, doch gern werden sie deiner Warnung horchen, und ihr folgen; nicht nach dem unerforschlichen fragen, nicht eigne unbetretene Wege suchen, nicht sich selbst sie führen wollen; auf der grossen Strasse werden sie bleiben, mit kindlichem Sinne werden sie kindlich sich freuen; sie werden nicht die Geschenke der Natur gegen selbsterungene Trophäen, nicht mehr Einfalt gegen Weisheit, noch Unschuld gegen Tugend vertauschen wollen. — O all' ihr Lieben, ihr Eltern, Verwandte, Freunde, all' ihr Lieben, Theuern, nah und fern! Wenn ihr wüsstet“ — Indem ich so zu mir redete, war ich unvermerkt fortgewandelt; höher war ich gestiegen; denn das Ufer erhob sich mehr und mehr. Ich wandte mich um nach meinem Schatten; siehe, da wandelte er am jenseitigen Ufer, auf blumigen Wiesen, freundlich scherzten mit ihm die schimmernden Tropfen des Thaus am nahen Gebüsche. Meinen Pfad hatt' ich verfolgt, die Höhe war erreicht, darum hatte ihn der Sonnenstrahl über die Wellen getragen. Es war ein schöner Augenblick. Die Fülle der Freude und des Muthes und der Hoffnung kehrte mir wieder. „So will ich höher und höher denn streben, mit feurigem Eifer rastlos kämpfen — bis die Gruft sich öffnet; Phöbus wird dann seinen Strahl mir nachsenden; nicht im morschen Nachen, nein, im Lichte der Wahrheit werd' ich dahinschweben über die heiligen Fluten, und Elysiums Fluren begrüssen.“

---

7 selbsterworbene SW. — 7 nicht Einfalt SW. — 10 Indem ich zu mir und den meinigen redete SW. — 13 auf blumigem Rasen SW. — 15 hatte ich SW. — 20 morschen Kahn SW.

SW XII, 783. — KlSch I, xxx—xxxi.

7.

Am 4ten Juni.

Text nach dem Manuscript aus Smidts Nachlass.

[1796.]

Gieb es mir, o Natur, mit *Einem* begeisterten Blicke,
Wonnetrunken zu schauen der Welt unendliche Einheit!
Breite dein ganzes Geweb' in Einer unendlichen Fläche
Vor dem Auge mir hin! — Jetzt zähl' ich zwar einzelne Fäden,
Werde des Zählens nie müd', und folge dem Rufe der Menschheit,
Freue mich dankend des Lohnes, wenn auch im einzelnen Faden
Spuren des zärtern Gespinnstes sich hie und da mir enthüllen.
Doch nach dem kleinsten zu spähn, verliehst du dem Würmchen im Staube
Schärferen Blick als mir. Und suchet mein Auge die Ferne —
Bläulicher Dunst verwischet entfernter Wirklichkeit Grenzen;
Raubt ihr die Farb', erniedrigt die Höhe, verkleinert die Grösse.
Freyer zwar wie das Thier, erhebt der Mensch zu dem Himmel,
Senkt er zur Erde das Haupt. Doch stolz verscheuchet am Tage
Phöbus zurück vom Himmel das blöde geblendete Auge.
Milder ist Luna, doch *sie* verwirrt der Erde Gestalten! —
Ist es denn nie vergönnt, das Ganze ganz zu umfassen?

---

2 4. Juni 1796 SW. — 9 müde SW.

SW XII, 783—84. — KlSch I, xxxi.

II.

Aus der Hauslehrerzeit in der Schweiz.

1797 bis 1799.

1. Fünf Berichte an Herrn von Steiger [1797—1798]. — 2. Gebete für die Steigerschen Knaben. — 3. Bericht über eine Reise in die Alpen [1798]. — 4. Ueber philosophisches Wissen und philosophisches Studium [1798]. — 5. Erster problematischer Entwurf der Wissenslehre [1798].

Citirte Ausgaben.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke,* herausgegeben von G. Hartenstein.
Kl Sch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften,* herausgegeben von G. Hartenstein.
B = J. F. Herbarts *pädagogische Schriften,* herausgegeben von Friedr. Bartholomäi.
W = J. F. Herbarts *pädagogische Schriften,* in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Otto Willmann.
HR = *Herbartische Reliquien,* herausgegeben von T. Ziller.

1.

Fünf Berichte an Herrn von Steiger.

[1797—1798.]

Text nach SW XI, 3—44 mit den in der Vorrede angegebenen Modificationen.

1.

Am 4. November 1797.

Ludwig hat jetzt das 21ste Buch im Livius, von 65 Capiteln, geendigt, ist im 22sten Buche bis zum 23sten Capitel gekommen, hat überdies die ersten 46 Capitel des 21sten Buches wiederholt, und ist in den Uebersetzungen merkwürdiger Stellen fortgefahren. Die letztere Uebung ist durch die Wiederholung für eine Zeitlang unterbrochen, wird aber, sobald diese geendigt ist, wieder anfangen.

Das Auszeichnende und Schwierigste der neueren chemischen Theorie, — dasjenige, warum ich sie zur Vorübung seiner Urtheilskraft wählte, — die Kenntniss der Grundstoffe und ihrer allgemeinsten Wirkungsgesetze, hat Ludwig jetzt gefasst. Da hievon alles Folgende in der Chemie nur Anwendung ist, so sehe ich jetzt nicht mehr diese Wissenschaft, sondern statt ihrer die Mathematik als Ludwig's Hauptstudium an. Nach meiner jetzigen Darstellung scheint sie ihm fasslicher zu sein, als ehemals. Die ersten Stunden versprachen mir viel; die folgenden, während 2 ganzer Wochen, nahmen mir beinahe alle Hoffnung; in den letzten aber habe ich sie wieder gewonnen. Hätte ich mit der Mathematik auch diesmal wieder abbrechen müssen, so wäre ein ganz anderer Plan nöthig geworden; daher habe ich mit diesem Aufsatze bis jetzt gezögert.

Carl und Rudolph haben das erste Buch der Odyssee von 444 Versen geendigt und wiederholt, und vom zweiten 300 Verse gelesen, auch schon eine Zeitlang das Gelesene täglich schriftlich übersetzt; — im Eutrop sind sie bis ans Ende des dritten Buchs gekommen; — in der Geographie haben wir die Schweiz, den östreichischen und bayrischen Kreis kennen gelernt, und sind jetzt, alle wohl zufrieden mit Carl's Vorbereitung, bis in die Mitte des schwäbischen Kreises gekommen.

B II, 9—10. — W I, 11—12.

Non multa, sed multum; — ist das Letztere, und darnach strebte ich, erreicht, so wird hoffentlich der Mangel des Ersteren entschädigt sein.

[4] Da in der Eintheilung unserer Zeit zuweilen Verwirrung zu herrschen schien, so ist auch darüber vielleicht einige Rechenschaft nöthig. Mein erster Stundenplan ward unbrauchbar, sobald Geschichte, Mathematik und grösstentheils das Griechische aus Ludwig's Arbeiten herausfielen, und besonders seitdem ich nöthig fand, ihn beinahe Alles gleich nach dem Vortrage aufschreiben zu lassen. Der Unterricht liess sich nicht an bestimmte Zeiten binden; um Ludwig's ungeübter Fassungskraft aufzuhelfen, musste ich ihn in so kleine Abschnitte, als möglich, theilen; aber diese konnten, wegen der Natur der Wissenschaften, nicht immer gleich ausfallen; und noch viel ungleicher war wegen Ludwig's veränderlicher Disposition die Zeit, die ich dabei verweilen musste, um ihm fasslich zu werden. Des Stoffs zum Aufschreiben führte die Gelegenheit bald mehr, bald weniger herbei, und Ludwig's Fleiss oder Unfleiss brachte bald längere, bald kürzere Zeit dabei zu. Eben so ungleich arbeiteten die Kleinen. Ueberdies liess ich alle gern ihre Erholungsstunden verdienen, also durch schnelleres Arbeiten verlängern, so wie das Versäumte darin nachholen. Es freute mich, dass Ludwig in den langen und heissen Tagen bereit war, Morgens früh um 5 Uhr zu thun, was eigentlich für den Nachmittag bestimmt war; wollte er in seinen besten Stunden auf die Jagd Verzicht thun, so überliess ich ihm gern alle die Zeit, wo ich ihn doch gewöhnlich völlig stumpf und unbrauchbar fand. — Jetzt gebe ich ihm die Stunde, die Anfangs Nachmittags für ihn bestimmt war, meistens Abends. Dies ist zwar für mich äusserst unbequem, denn es raubt mir alle zusammenhängende Zeit für mich selbst; aber theils ist Ludwig dann gewöhnlich vorzüglich aufgelegt, theils und hauptsächlich möchte ich ihn um vieles nicht Abends müssig wissen. In Bern hätte ich sehr gern *einen* Abend wöchentlich frei; nicht für eine L'hombreparthie, sondern für einen sehr engen Kreis von Freunden, dem ich unendlich viel verdanke, und dem ich mich nicht ohne grossen Nachtheil für mich selbst, — vielleicht also auch für meine Zöglinge, — entziehen zu können glaube. Liesse es sich aber nicht einrichten, ohne dass ich für Ludwig fürchten müsste, so würde ich aufhören, es zu wünschen; und besonders dann, wenn es die mindeste Unzufriedenheit von Seiten Ew. Wohlgeboren veranlassen könnte. — Noch muss ich zweier vester Arbeitsstunden für Ludwig erwähnen, die sich jetzt, seitdem sich Ludwig in der Chemie durch eigne Lectüre forthelfen kann, [5] genauer bestimmen lassen, als bisher. Es sind die von 8—9 Morgens, und von 3—4 Nachmittags. In der letztern hat Ludwig sich auf den Livius vorzubereiten, in jener ein chemisches Lehrbuch zu lesen, und mir nachher das Gelesene wieder zu erzählen. Da ich in dieser Zeit mich mit den Kleinen beschäftige, so kann ich nicht wissen, wie er sie anwendet; und ich habe Ursache, mich hierin, — ob ich gleich auch bisher, wenigstens Morgens,

B II, 10—11. — W I, 12—13.

immer für Arbeit sorgte, — nicht auf ihn zu verlassen. Dürfte ich diese Stunden einigermaassen der Aufsicht Ew. Wohlgeboren empfehlen? Wenigstens wenn Sie ihn zufälliger Weise unbeschäftigt finden sollten, so bitte ich um eine Erinnerung an die angegebenen Arbeiten. — Im Ganzen kann, wie es mir scheint, eine Stundenregel nur dazu dienen, dass man nie eine Stunde über der Ungewissheit, was man damit anfangen solle, verliere; zu ängstliche Befolgung derselben würde nicht nur manchmal ausserordentlichen, gerade jetzt nöthigen oder zweckmässigen Beschäftigungen in den Weg treten, sondern auch verursachen, dass die Zöglinge eben so präcis würden endigen wollen, als der Lehrer anfing, und dass ihre Aufmerksamkeit auf den Glockenschlag ihm nicht erlauben würde, den Unterricht des Zusammenhangs wegen über die Zeit zu verlängern.

Im Griechischen habe ich Ludwig zuweilen geübt; doch viel zu selten, als dass ich es unter seinen Arbeiten hätte anführen können. Ich fand seine Kenntnisse darin so äusserst oberflächlich und dürftig, dass kaum etwas zu vergessen war. Die Cyropädie, die er schon ehemals angefangen hatte, und die ich blos darum mit ihm fortsetzte, schien mir bald höchst unzweckmässig; es ist mehr Raisonnement als Erzählung, er fand das langweilig und ich unnütz; denn der Geist jenes Buches ist ihm viel zu fremd, und die Grundsätze dünken mich im Ganzen nicht einmal empfehlungswerth. Auf den Rath eines Freundes liess ich den Rückzug der zehntausend Griechen kommen, eine musterhafte Erzählung einer wahren Geschichte, die ihr Held, Xenophon, der Anführer jenes Rückzugs, selbst beschrieb. Sie befriedigt mich ganz; ich möchte sie mit Ludwig lesen, aber ich weiss nur noch nicht, wann. Wir haben sonst so viel zu thun! — Das Griechische rechne ich zwar zu den wesentlichen Kenntnissen jedes Menschen, der Zeit und Gelegenheit hat, sich vollständig zu bilden. Aber, wenn man, wie Ludwig schon viele Zeit [6] verloren hat, und wenn man denkt und fühlt, wie er, so zweifle ich, dass es das *Erste* und *Nächste* sei. Ich würde damit eilen, wenn Ludwig Sinn hätte für den hohen Werth, der dem griechischen Geiste, der griechischen Poesie besonders, eigenthümlich ist; oder wenn es leicht wäre, ihm jetzt diesen Sinn zu geben, oder wenn ich nicht hoffte, ihm denselben noch künftig, zu einer Zeit, wo es gerade nöthig seyn wird, einzuflössen. Jetzt möchte ich, ohne etwas im voraus zu bestimmen, warten, bis Ludwig's nähere Bedürfnisse weniger drängen, bis sie Zeit übrig lassen zu einem, seinen jetzigen Arbeiten fremden, ganz neuen Studium, denn so sehe ich für ihn das Griechische an.

Er verspricht sich jetzt Nutzen von der Mathematik und findet Freude an den Naturwissenschaften. Trotz des vielen Misslingens experimentirt er doch für sich, und fordert mich dazu auf. Dass ich dabei nicht auch in den Handgriffen sein Lehrer sein kann, dafür hoffe ich Nachsicht; denn ich hatte nicht, wie er, das seltene Glück, mir diese

B II, 11—12. — W I, 13—14.

Geschicklichkeit in meiner Jugend erwerben zu können. Uebrigens ist mir das Misslingen gar nicht leid. Es lehrt ihn, wie schwer es sei, auch die richtigsten Theorien recht und mit Erfolg anzuwenden. An seine jetzigen verunglückten Versuche werde ich ihn einst erinnern können, wenn unter uns von den Theorien über die Staatsverfassungen oder dergl. die Rede sein wird. — Unsere Versuche werden uns aber auch endlich glücken; das wird ihn wieder überzeugen, dass man aus dem Mangel des Erfolgs bei unvorsichtiger Anwendung nicht auf die Unrichtigkeit einer Theorie schliessen dürfe. So, hoffe ich, können diese Experimente etwas dazu beitragen, ihm den wachsamen Untersuchungsgeist zu geben, der neue Ideen und alte Erfahrungen gleich unpartheyisch schätzt und prüft.

Dürfte ich Ew. Wohlgeboren bitten, für die Materialien zu den Experimenten jetzt ein bestimmtes monatliches Geld auszusetzen? Wie klein oder wie gross, — darüber würde jeder Vorschlag von meiner Seite unbescheiden sein. Wir richten uns auf jeden Fall darnach ein. Ich wünschte nur, dass es zwischen mir und Ludwig gleich getheilt würde. Er könnte dann nach eigner Lust und eigner Erfindung sich selbst üben, und das würde seine Liebe zur Wissenschaft und seine Aufmerksamkeit auf ihre Lehren befördern; ich machte von meinem Antheile diejenigen Versuche, die ich vorzüglich wichtig und [7] zur Erläuterung des Vortrags nöthig finde. Unvorsichtigkeiten, Zerbrechen der Gefässe u. s. w. muss jeder aus seinem eigenen Vermögen ersetzen. Ueber jenes von Ihnen ausgesetzte Geld aber würden wir Beide monatliche Rechnung ablegen. Die Zeit, welche ihn die Versuche kosten, habe ich bisher weniger einschränken zu dürfen geglaubt, weil sie noch eine Art von Arbeit für ihn sind; je leichter und angenehmer sie ihm aber werden, desto mehr wird er sie als Erholung ansehen müssen.

Ludwig hat mir angelegentlich den Wunsch geäussert, diesen Winter an Hrn. Pfarrer Wyttenbach's Vorlesungen über die Naturgeschichte Theil zu nehmen, und ich würde mich ausserordentlich freuen, wenn sich Ihnen dieser Wunsch so wie mir empfehlen könnte. Ich wüsste nichts, was seiner Fassungskraft jetzt so vorzüglich, ja beinahe einzig angemessen wäre, als die Naturwissenschaften. Ich kann mir eben so wenig in seinem ganzen künftigen Leben einen Zeitpunct denken, wo sie so sehr seine Hauptbeschäftigung sein *dürften*, als eben das nächste Jahr. Jetzt ist er noch frei von allen den Verhältnissen, die ihn bald von der Natur ab zu den Menschen hinüber ziehen werden. Jetzt ist er gerade mit der Mathematik und Chemie beschäftigt, die durch ihre enge Verbindung mit den übrigen Naturwissenschaften denselben höheres Interesse geben, und es von ihnen empfangen. Was bei weitem am meisten Gewicht hat, — jetzt wünscht er es. Dieser Wunsch dürfte, wenn er jetzt nicht vestgehalten wird, künftig eben so wenig wiederkehren, als die Lust, mit der Ludwig in Carl's Alter den Homer gelesen haben würde. Eigene

traurige Erfahrung lässt es mich täglich bedauern, dass man in meiner Jugend auf solche Wünsche so wenig Rücksicht nahm. — Mir würde es sehr lieb sein, aus Ludwigs Lehrer sein Mitschüler zu werden. Mein Beispiel dürfte hierin wenigstens eben so viel werth sein, als mein Unterricht. — Für Ueberhäufung ist mir nicht bange, wenn Ludwig nur nicht, noch jetzt schon obendrein Zeichnen lernt. Dies steht jetzt nicht so sehr mit seinen übrigen Studien in Verbindung; es möchte daher im künftigen Winter noch früh genug seyn. — Carl wünsche ich Glück, wenn bei ihm die Malerei den Mangel der Musik ersetzen kann. Ueberdas scheint es mir ein Vortheil, wenn Brüder sich verschiedenartige Kenntnisse erwerben. Jeder hat dann beständig vor Augen, was ihm fehlt, und gewöhnt sich [8] frühzeitig, gegen fremdes Verdienst gerecht zu sein, es neben sich zu dulden, und ihm dennoch nachzueifern. —

Im Ganzen genommen, so weit ich Ludwig bis jetzt kenne, glaube ich, man müsse alle Hoffnung auf seinen Verstand gründen. Er ist vielleicht zu gesund, fühlt sich zu wohl, hat ein zu fröhliches Temperament, um, bis jetzt, zarter Empfindlichkeit, Innigkeit, Reizbarkeit, vester Anhänglichkeit an irgend einen Menschen oder eine Wissenschaft oder einen Lieblingsgedanken Raum in seinem Herzen zu lassen. Dadurch ist er gewiss gegen jede denkbare Art von *Schwärmerei*, sie sei welche sie wolle, völlig gesichert. Dagegen ist er heftig in seinen Begierden und nicht gewohnt, sich ihnen selbst freiwillig zu widersetzen; bei seinem schnell heranwachsenden Körper fürchte ich daher nach ein paar Jahren von der Seite der thierischen Sinnlichkeit einen gewaltigen Sturm. Sich selbst überlassen würde er durch diese Lebhaftigkeit der Begierden ein *Egoist*, und da sein natürlicher Verstand weder durch Liebe, noch Ehrgeiz, noch Wissbegierde, noch irgend eine andere herrschende Neigung dieser Art verdunkelt würde, ein sehr *kluger*, *überlegter*, *consequenter* Egoist werden. Durch eine Leitung hingegen, wie sie sein sollte, liesse sich ein solche Disposition zu der vortrefflichsten Vielseitigkeit des Interesse, zur hellsten Klarheit des Verstandes, — eben wegen jener Freiheit von allen bestimmteren Neigungen und aller Schwärmerei, — und zu einer grossen Energie des Charakters, — wegen des wahrscheinlich bevorstehenden harten Kampfes mit der Sinnlichkeit, — endlich wegen seines heitern Temperaments, zu einer glücklichen Empfänglichkeit für Freuden aller Art ausbilden. Aber welche unendlich schwere Aufgabe! Man müsste ihn doch irgendwo fassen können, um ihn zu führen! Man muss doch Wind haben, um zu segeln! Man bedarf doch einer Triebfeder, um Thätigkeit hervorzubringen! Da sich *in* ihm solche Triebfedern nicht regen, und da die Geschenke des Glücks ihn den Sporn *äusserer* Verhältnisse, der Kinder dürftiger Eltern oft so mächtig vorwärts treibt, nicht fühlen lassen, — was bleibt übrig, als sein Verstand, — als das *leidende* Vermögen, aufzunehmen, was man ihm langsam, und vorher wohl verarbeitet, darreicht, — und die Hoffnung, dass an diesem schwachen Funken sich

einst *thätiges* Selbstdenken, und das Streben, seinen *Einsichten* gemäss zu *leben* entzünden werde? Diese Hoffnung stärkt bei [9] mir das sichtbare Wachsen seiner Aufmerksamkeit, seitdem ich mich mit ihm beschäftigte. Die tödtliche Langeweile, die ihn Anfangs oft in den Lehrstunden begleitete, ist jetzt verschwunden. Es scheint ihm mehr als sonst wehe zu thun, wenn er etwas nicht fassen kann. Zwar überwiegt die Schwierigkeit, meinem Unterrichte zu folgen, bei ihm noch immer das Interesse daran; desto angenehmer wird ihn, hoffe ich, die leichtere Naturgeschichte dünken. Aber die Bahn, die ich ihn führe, wird nicht immer in dem Verhältnisse steiler werden, als sein Fuss an Uebung gewinnt.

Ein paar Bemerkungen über Carl und Rudolf möchte ich hier einschalten. Jener entwickelt immer mehr Fassungskraft und Wissbegierde. Die Spuren tieferer Empfindung versprachen mir viel für seinen Charakter. Nur fürchte ich, seine Bedächtigkeit könnte in Kleinigkeitsgeist und Beschränktheit ausarten, darum möchte ich ihn früh zu heben suchen, und seinen Beschäftigungen eine gewisse Wichtigkeit geben. Dies ist, ausser der Ersparung der Zeit für mich selbst, der Grund, warum ich ihm die Vorbereitung und den Unterricht in der Geographie übertragen habe, den er, wenn ich ihn nur von ferne leite, gerade so gut als ich besorgen kann, da es hier nur auf Auswendiglernen des Lehrbuchs und Aufsuchen auf der Karte ankommt. Durch Aufzählung von Merkwürdigkeiten und weitläufige statistische Beschreibungen möchte ich die Geographie nicht noch mehr verwickeln und verlängern, so leicht sich jene aus dem Büsching ausziehen liessen. Diese Wissenschaft legt ohnehin dem Gedächtniss eine grosse Bürde auf, kostet ohnehin Jahre, ehe sie geendet ist, und wird nur verwirrt durch eine Menge von Anmerkungen, welche ohne viele historische, politische, technologische und naturgeschichtliche Kenntnisse nie verständlich sein können. — Der Anschein von Trockenheit dieser Methode verschwindet, wenn man sieht, wie jetzt, seitdem in dieser Stunde nur blos auswendig gelernt wird, alles von Ludwig bis Rudolf belebt und froh ist.

Rudolf ist noch ganz Kind, und ein Kind, wie man es wünschen kann. Mit seiner Flüchtigkeit habe ich viel mehr Geduld, als es manchmal scheinen mag; ich bedaure ihn wegen der Strenge, deren ich zuweilen nicht entbehren kann. Könnte ich ihm Zeit genug widmen, so würde er mich kein hartes Wort kosten; so aber muss ich ihn manchmal treiben, damit er in dem Augen[10]blicke, der gerade für ihn frei ist, ergreife, was er bedarf. Ein Schaden ist dies immer, ich hoffe aber dafür zu sorgen, dass er nicht gar zu beträchtlich werde.

Ich kehre zu Ludwig zurück. Da ich oft bemerkte, dass dasjenige, was Anfangs seine Geduld ermüdete, ihm hinterher, nachdem lange Anwendung ihm die Begriffe vertraut gemacht hatte, merkwürdig ward, so schrecken mich alle Schwierigkeiten nicht von meinem Plane zurück. Wir fahren also fort in dem, was ihm zwar Anfangs lästig scheint, aber

doch bald verständlich, deutlich und daher angenehm werden muss; so fehlt es ihm weder an Anstrengung, noch an interessanter Beschäftigung. Jener bedarf er so sehr, als dieser, wofern er nicht auf immer hinter seinen Jahren zurückbleiben soll. Dagegen aber muss ich noch für lange Zeit um Aufschub bitten für alles das, was unmittelbar auf sein Herz wirken soll. Dahin rechne ich vorzüglich den historischen, religiösen und moralischen Unterricht.

Wenn es darauf ankäme, einem kalten ungerührten Zuschauer eine bunte Reihe von allerlei Menschenfiguren vorüber zu führen, damit er ihre Bilder und ihre Ordnung ins Gedächtniss fasste, und über ihre Thorheiten in Gesellschaften, wie über Stadtneuigkeiten, mit lachen und spotten könnte: so liesse sich die Geschichte in jedem Alter ohne Rücksicht auf Umstände und ohne Vorbereitung lernen. Aber wenn etwas an unsere innigste Theilnahme Anspruch hat, und uns in den tiefsten Ernst versenken soll, so ist es doch wol das Handeln und Leiden aller der Menschen, die unsern jetzigen Standpunct bestimmten, die uns gesellschaftliche Sicherheit und Kunst und Wissenschaft bereitet haben, in deren unendlich mannigfaltigen Gestalten wir selbst dargestellt sind mit Allem, was wir oder die Umstände Gutes und Schlechtes aus uns hätten machen können. Allein wird derjenige, der sich selbst noch so gar nicht kennt, in dessen Busen noch so viele menschliche Empfindungen schlafen, mit aufrichtigem Gefühl sprechen können: *homo sum; humani nihil a me alienum puto —?* — Wo sollen wir die Gewalt des Schicksals fürchten, wo eine weise Vorsehung suchen und ahnen, als im Heiligthume der Geschichte? Aber was soll hier der Ungeweihte, der noch nie seine Beschränktheit fühlte, weil er noch nie etwas Grosses wollte, der Gott von Hörensagen kennt, ohne seiner je bedurft zu haben? — Soll [11] etwa ein dürres chronologisches Skelet ihm den Inhalt des grossen Schauspiels verrathen, ehe er noch Sinn dafür hat? — Lassen Sie mich wenigstens *versuchen*, ob ich zuvor seinen Blick mit Aufmerksamkeit auf ihn selbst richten kann, dass er seinen Reichthum und seine Armuth, was er Alles *kann* und was er Alles *nicht ist* und nicht leistet, erkenne, und in Demuth der unsichtbaren Macht nachforsche, die über uns und unsere Väter waltete.

Aber auch dazu scheint mir seine Kraft jetzt noch nicht völlig gereift. — Ich suchte bisher in Rücksicht auf Moralität und Religion nur zu beobachten, und ganz beiläufig meine eigene Hochachtung für diese erhabenen Gegenstände zu äussern. Ich hatte gehofft, in zufälligen Gesprächen Beides den Herzen meiner Zöglinge dringender empfehlen zu können, als in einem ordentlichen Unterrichte. Aber solche Gespräche brachen immer ab, wenigstens bei Ludwig und Rudolf; sie brachen schon ab, indem ich sie nur von ferne vorbereitete. Zu Rudolf habe ich ein paarmal in Augenblicken, wo ich selbst lebhaft gerührt war, so gesprochen, dass es ihn, wie mich dünkt, hätte ergreifen müssen, wenn ihm der Gedanke an Gott nicht schon vorher langweilig oder widerlich gewesen wäre. Er

B II, 15—16. — W I, 18—19.

that solche Querfragen, dass ich grosse Mühe hatte, an mich zu halten, und nicht durch Härte hier Alles vollends zu verderben. Von Carl sind mir einige abgebrochene Aeusserungen viel werth gewesen, unter andern jener Brief an Robinson. Ludwig's lange trockne Predigt aber war mir ein unangenehmer Beweis von seinem wenigen Mitgefühl und von seiner Neigung, auf Anderer Fehler mehr, als auf alles Uebrige, was sie betrifft, zu merken und ohne Schonung darüber herzufallen. Züge dieser Art sieht man zwar täglich von ihm; ich hüte mich aber aufs sorgfältigste, ihm darüber Vorwürfe zu machen, vest überzeugt, dass er darin nur meine Härte und nicht sein Unrecht sehen würde. Sanfte Vorstellungen möchten wirken können; doch war in einigen Fällen, wo ich sie mit der äussersten mir möglichen Sorgfalt versuchte, der Eindruck entweder sehr zweideutig, oder doch sehr vorübergehend. Er liebt mich noch nicht; ich kann zu wenig in seine Art, sich zu vergnügen, einstimmen, und bin ihm noch durch meinen Unterricht mehr lästig als angenehm. So lange er mich nicht liebt, wage ich nur selten mein Urtheil zu äussern und mag mich nicht als immer wachsamer Sittenrichter bei ihm [12] eindringen. Um ihn in äusserer Ordnung zu halten, dazu bedürfen Ew. Wohlgeboren gewiss keines Gehülfen und würden ihn in mir nicht suchen wollen.

Uebrigens sehe ich zwar Gefahr, aber durchaus keine entschiedene Unsittlichkeit in Ludwig's Charakter: *Grundsätze* hat er sich noch nicht gebildet, weder gute noch schlechte. Er würde aber, fürchte ich, das Letztere thun, wenn man hier nicht durch *Unterricht* zuvorkäme, den ich jetzt, seitdem ich von zufälligen Gesprächen nur so wenig erwarten kann, als nothwendig anerkenne.

Das Erste, was ich in dieser Rücksicht thun möchte, wäre, allen Dreien jetzt die Gebete zu übergeben, die ich schon ehemals für sie geschrieben habe. Sollten sie nicht aufgehoben sein, so lassen sich leicht neue schreiben; sonst erbitte ich mir jene zurück, um sie zuvor durchzusehen. Da ich gesehen habe, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Kleinen noch immer Abends beten, so möchte ich versuchen, den bisher für sie vielleicht ziemlich leeren Formeln so viel Bedeutung als möglich zu verschaffen. Jetzt dürfte das eher gelingen können, als Anfangs, da ich mit meinen Zöglingen und sie mit mir noch unbekannt waren. Ludwig möchte ich nur einige Gedanken zur öftern Erwägung empfehlen, die er vielleicht sonst gar verachten könnte; als ob sie nur für Kinder gehörten, und als ob er ihnen entwachsen sei.

Aber auch einer zusammenhängenden, vollständigen Darstellung der menschlichen Pflichten wird er bedürfen. Gründet sich unsere Hoffnung auf seinen Verstand, so müssen die Vorschriften der Sittlichkeit ihn durch ihre *Evidenz* zwingen. Durch ihre Klarheit und durch seine vollkommene Einsicht in sie müssen sie ihm lieb werden. Die Tugend muss sich ihm durch ihre *Regelmässigkeit* empfehlen: das Unrecht muss ihm als eine

B II, 16—17. — W I, 19—20.

Ungereimtheit verächtlich werden. Dahin führt auch der Weg durch die Schule der Mathematik. — Dann wird er fühlen, dass *er* selbst, seine eigene Ueberzeugung, es ist, welche ihm die Lehren der Moralität zu Gesetzen macht. Nur so kann er sittlich gut sein; sonst wäre es ein Anderer, der durch ihn, wie durch eine Maschine, handelte. Oder vielmehr, das Letzte ist bei einem so lebhaften Temperamente, wie Ludwig's, nicht zu hoffen. Er hat viel zu viel eigene Kraft, um seinen Geist je unter das Joch fremder, uneingesehener Lehren und blos eingedrückter Gewohnheiten zu beugen.

[13] Je mehr man sich nun, auch in Rücksicht seines Herzens, auf seinen Kopf allein verlassen muss, je mehr auf jenen Unterricht, auf dessen Deutlichkeit und völlige Anschaulichkeit ankommt, desto sorgfältiger müssen Ludwig und ich dazu vorbereitet sein. Er wird mir wahrscheinlich Zeit genug dazu lassen; denn seine Fassungskräfte müssen bis dahin noch sehr beträchtlich wachsen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass ich Ludwig eine *Pflicht* auf eben die Weise begreiflich machen sollte, wie jetzt einen mathematischen Satz. Bei den letztern schreckt es mich nicht, die gleiche Sache drei Tage und länger nach der Reihe vorzutragen, und ihn so viele vergebliche Versuche machen zu lassen, bis es ihm endlich gelingt, den Vortrag recht aufzuschreiben. Wenn aber der Begriff einer Pflicht eben so viele Anstrengung brauchte, um sich in Ludwig's Kopfe einen Platz zu verschaffen, wie könnte sie noch Kraft genug behalten, auf das Herz zu wirken? Gleichwohl würde ich nicht umhin können, dies zu verlangen. Ludwig würde es nicht leisten können; wir würden gegen einander bitter werden, und unser bisheriges gegenseitiges Wohlwollen würde sich in ein unerträglich drückendes Verhältniss verwandeln. Anstatt die ganze Schwere der Pflicht sich selbst freiwillig aufzulegen, anstatt in dieser Demüthigung vor seiner eigenen Einsicht, in dieser Herrschaft über sich selbst seine wahrste Grösse zu finden, würde er den Lehrer, der das von ihm verlangte, der ihm anmuthete, sich so gleichsam mit eigener Hand zu schlagen, als den ärgsten, ungerechtesten aller Tyrannen ansehen.

Hier thürmt sich nun wieder eine grosse Schwierigkeit auf. Wenn der Sittlichkeit bei Ludwig Ueberzeugung vorangehn, und wenn dieser noch so viele Uebungen seines Verstandes vorarbeiten müssen: so bleibt zwischen hier und dort eine lange, leere Zeit, die mit mehr als einer Gefahr droht. Jeden Gewinn an Leichtigkeit und Schärfe des Nachdenkens wird Ludwig doch unmittelbar für die Beurtheilung aller seiner Verhältnisse im gemeinen Leben anwenden. Da in ihm noch keine feineren, edleren Gefühle entwickelt sind, die ihn hiebei leiten könnten, — was ist natürlicher, als dass er sich immer bestimmtere Maximen des Egoismus bildet? Ehe er also die Stimme der Sittlichkeit hört, wird dieser als Richter über Alles entschieden haben. Dann kommt die stürmische Zeit, wo das Camp und die mannigfaltigen damit verbundenen Zer-

B II, 17—18. — W I, 20—21.

streuungen, — wo der Zu[14]tritt zu mancherlei Gesellschaften, — wo die erwachenden Begierden seinen Geist auf tausendfache Weise beunruhigen werden. Wie soll alsdann möglich sein, was vorher nicht hat gelingen wollen? Wird der übermüthige Jüngling ein Gesetz anerkennen, unter welches man den an Unterwerfung gewöhnten Knaben nicht beugen konnte? In diesem Zeitpuncte, wo die Bande der elterlichen Strenge und des Lehreransehens immer mehr nachlassen, um die künftige völlige Ungebundenheit vorzubereiten, soll er nun durch eigene Kraft stehn; die Klarheit seiner Grundsätze, die Geläufigkeit, sie anzuwenden, soll jeden Augenblick bereit sein, ihm zu helfen; Einsicht soll Charakter, Tugend Gewohnheit geworden sein: wie kann das geschehen, wenn erst jetzt diese Einsicht erworben werden soll, wenn diese Gewohnheit noch gänzlich fehlt? —

Bei solchen Umständen müsste ohne Zweifel mein Vorschlag, ihn Schauspiele, Gedichte und ähnliche Werke lesen zu lassen, äusserst befremden. Scheint es nicht, ich wolle ihn den gefährlichsten aller Zerstreuungen, dem Wirbel aller Leidenschaften preisgeben? Es ist gewiss, man kann keine Thorheit, keine Schwärmerei, keinen Unsinn, keine Art von Verdorbenheit des Charakters und des Geschmacks erdenken, die nicht in tausend Schriften dieser Art Veranlassung und Nahrung fände. Es ist eben so gewiss, dass sie für Ludwig kaum in irgend einem Alter mehr Gefahr drohen, als gerade jetzt beim Eintritt in die Jünglingsjahre, die über seine ganze Zukunft entscheiden; gerade jetzt, wo die ernsten Wissenschaften, auf denen alle unsere Hoffnungen ruhen, so viel Mühe haben, ihm ein wenig Liebe abzugewinnen.

Ist es nicht Unbescheidenheit, einen solchen Vorschlag nach mehreren Aeusserungen Ihres Missfallens noch einmal zu nennen? — Ich glaube von einer sehr wichtigen Sache zu reden: von einem unentbehrlichen, schwerlich durch irgend etwas anderes zu ersetzenden Hülfsmittel der Erziehung, gerade von dem Mittelgliede, das in jene leere Zeit, die mich so besorgt macht, eingeschoben werden muss. Die über alles gütige Aufnahme, welche bisher Alles gefunden hat, wofür ich mir die Prüfung Ew. Wohlgeboren erbat, würde mir auch nicht den Schein eines Vorwandes übrig lassen, wenn ich Ueberzeugungen, auf die ich einiges Gewicht lege, zurückhalten wollte. Hier also meine Gründe.

[15] Die Gefahr verschwindet; denn Ludwig wählt unter jenen Büchern nicht selbst. Er hat in Bern viel Arbeit; ich werde ihn streng dazu anhalten; durch die Art der Arbeit selbst bleibt er beständig an die ernsthaftesten Beschäftigungen gewöhnt. Setzen wir den äussersten Fall, dass er selbst heimlich aus den Leseläden die schlüpfrigsten Sachen holte; schwerlich würde er unsrer Aufsicht, die doch in der Stadt viel genauer sein wird, als hier, eine nur irgend bedeutende Zeit lang entgehen. Und wie vielen andern, viel grössern und ihm viel näher

B II, 18—19. — W I, 21—22.

liegenden Verführungen ist er ausgesetzt, denen man nicht so leicht auf die Spur kommen würde!

Die Gefahr selbst ist ein Grund: denn irgend einmal tritt sie wieder ein. — Erziehung würde Tyrannei sein, wenn sie nicht zur Freiheit führte. Aber des Gebrauchs dieser Freiheit soll sie sich im voraus zu versichern suchen. Daher halte ich es für Pflicht, ihm jetzt das Schöne und das Gute zuzuführen, auf dass ihn künftig das Geschmacklose und Unsittliche durch sich selbst zurückstosse.

Es giebt so viele vortreffliche Schriften, mehrere unsterbliche Meisterwerke unter jener zahlreichen Klasse, die nur zu vieles unendlich Verschiedenes in *Ein* Fach einschliesst. Der allervorzüglichste Theil der alten Classiker gehört ja selbst hieher. Doch dass man manche unter den Alten den Jünglingen in die Hände giebt, scheint blos in gutem Vertrauen auf die Schwierigkeiten der Sprache zu geschehen. Sonst begreife ich wenigstens nicht, wie man einen Terenz und Plautus mit ihnen lesen kann. Ueber den letztern mag ich kein Wort verlieren; Terenz, so voll er von den herrlichsten Grundsätzen ist, macht doch allenthalben öffentliche Buhlerinnen zu seinen Hauptpersonen, und durch deren Anblick möchte ich die Schamhaftigkeit eines Jünglings nicht abstumpfen. Selbst den Horaz hätte Ludwig in seinem vierzehnten Jahre durch mich nicht erhalten. So gefährlich soll das, was er mit mir liest, noch lange nicht sein.

Entscheidend dünkt mich der Grundsatz: man soll keine menschliche Kraft lähmen; unter dem Schutze des sittlichen Gesetzes und unter seiner milden Herrschaft sollen alle gedeihen. Also auch der Geschmack fordert Nahrung und Bildung. Wenn wir uns nicht jede Naturanlage heilig sein lassen, wo wollen wir dann aufhören nach Willkür zu ändern, zu künsteln? Darf man mehr, darf man etwas Anderes thun, als [16] die Umstände so leiten, dass Alles sich gleichmässig entwickeln könne?

Fühlbarkeit für das Schöne macht glückliche Menschen; ohne diese — welcher Genuss lohnt den rechtschaffensten, edelsten, geschicktesten, thätigsten Geschäftsmann? Für alle andere Menschen wird er leben, nur für sich nicht. Man wird ihn bewundern, ihn hochachten, ihn segnen; er aber wird in Allem, was er thut, nur die Erfüllung seiner Schuldigkeit sehen. — Welche Freuden sind reiner, unschuldiger, welche mittheilbarer und geselliger, welche erheben den Geist mehr zu allem Grossen und öffnen das Herz mehr für alles Gute, — als die dem Chor der Musen zu horchen?

Wenn man täglich mit der wirklichen Welt lebt und beständig seine eigenen und fremde Schwachheiten vor Augen hat, so glaube ich, bedarf man es zu Zeiten, ein richtig und stark gezeichnetes Bild von dem zu betrachten, was die Menschheit überhaupt sein könnte und sollte. Alle erdichtete grosse Charaktere, alle Schilderungen der Un-

B II, 19—20. — W I, 22—23.

schuldswelt und der Wohnungen der Seligen sind doch im Grunde nur Versuche, den Menschen in seiner Vollendung darzustellen. Wählen wir die gelungensten dieser Versuche aus, und lassen das Heer der übrigen unbeachtet! — Es wäre freilich schlimm, wenn dann über das entfernte Grosse die nahe Schuldigkeit vergessen würde. Ich setze aber immer voraus, dass wir am Tage gearbeitet haben, und nur überlegen, wie wir Abends am erquickendsten und wohlthätigsten ruhen können.

Zwischen dem Robinson und einem Shakespeare ist übrigens noch ein unendlicher Zwischenraum. Für den letzteren und seines Gleichen müssen Ludwig und seinen Brüdern erst noch Flügel wachsen. Die Art von Lectüre, welche ich zunächst wünschte, waren Schauspiele im Geschmack der ifflandischen und leichter verständliche Gedichte und Erzählungen. Hier würden ihnen allerlei erdichtete Charaktere, mit hellen Farben, — mitunter mit etwas groben Zügen, aber das thut ungeübten Augen wohl, — zur Beurtheilung, zur Warnung und zur Nachahmung vorgelegt.

Inspicere, tanquam in speculum, in vitas aliorum.

Dafür schrieb Iffland offenbar alle seine Stücke. Durch ihre Sittenschilderungen allein können sie interessiren; von Liebesintriguen ist gar wenig darin zu finden, und am allerwenigsten darf die Verführung sich ungestraft den Namen der Liebe an[17]massen, oder Eltern und Vormünder betrügen wollen. Häusliche Verhältnisse, Pflichten der Kinder gegen die Eltern, der Gatten und Geschwister unter einander, das ist's, worum sich bei ihm alles dreht; Familienglück wird hier über alles andere gepriesen. Gutes und Böses und Lächerliches ist stark und kenntlich gezeichnet, und die poëtische Gerechtigkeit ist unerbittlich.

Vorausgesetzt, dass die Verwickelung dieser Schauspiele für Ludwig immer anziehend genug wäre, — dafür möchte ich nicht immer bürgen, — wüsste ich keinen reicheren Stoff und keine ungezwungenere Veranlassung herbeizuführen, um ihn in moralischen Urtheilen zu üben, als eine solche Abendlectüre. Wo er noch schwankte, würde unser Gespräch nachhelfen. Damit er so viel dreister und strenger urtheilen möchte, wären Anfangs alle ausdrückliche Beziehungen auf ihn zu vermeiden. — Die eigentlichen Kinderschriften, z. B. der Robinson, sind zwar für *Kinder* vortrefflich, aber die Absicht, Alles auf Moral und Religion zurück zu führen, blickt doch zu deutlich durch, als dass Ludwig sich ihrem Eindrucke unbefangen hingeben könnte. Dort liegt der Zweck des Verfassers nicht ganz so am Tage, und wird soviel sicherer erreicht. Biographien und wahre Geschichte würden noch weniger, als die Kinderschriften, die gewünschten Dienste leisten. Wirkliche Charaktere haben immer zu viel Schwankung und Veränderlichkeit, die Verschiedenheiten derselben sind zu fein, die sittlichen Triebfedern sind zu sehr zusammengesetzt; — die historischen Ueberlieferungen von ihnen sind vollends viel zu unverständlich und verstümmelt, als dass man dem, der *den*

Menschen noch nicht kennt, und ihn noch nicht in einzelnen Aeusserungen ahnet, die Deutung solcher Hieroglyphen ansinnen könnte. Nachdem man aber erst bei Gelegenheit erdichteter Personen, die sich (wenigstens in allen erträglichen Schauspielen) viel mehr gleich bleiben, und deren Farbe, eben weil sie *geschminkt* sind, viel lebhafter ist, — sich allerlei *mögliche* Menschen vorstellen, in ihre Lage, Sinnesart und Empfindungsweise eingehen lernte: jetzt wird man leichter, richtiger, theilnehmender und billiger über historische Personen urtheilen. Verzerrte und unmögliche Charaktere, schiefe oder unsittliche Räsonnements, unbestrafte und glänzende Intrigue dürfen sich freilich den Augen der Jünglinge nicht darstellen; sie würden gerade das Entgegengesetzte wirken. [18] Darum ist Auswahl nöthig; Schriftsteller, wie z. B. Kotzebue, werden daher auch durch mich hier nie Zutritt finden, es wäre denn, dass, nachdem richtige Grundsätze schon vest gewurzelt sind, wir uns in der Kritik eines schlechten Dichters üben wollten. — Von der Darstellung häuslicher Verhältnisse und häuslichen Glücks verspreche ich mir bei Ludwig Dankbarkeit gegen sein glückliches Schicksal und näheres, liebevolleres Anschliessen an die Seinen. — Die Bekanntschaft mit der Liebe — nämlich aus Büchern — scheint mir für ihn nicht gefährlich, sondern wohlthätig. Von wirklicher Liebe, wie von aller Schwärmerei, halte ich ihn unendlich entfernt; aber von seiner Begierde fürchte ich Alles. Und wer wird geneigter sein, das andere Geschlecht zu missbrauchen, als wer *nicht begreift*, dass man es lieben könne? Wer aber die Würde der Frauen kennt und fühlt und hochachtet, den werden feile, verworfene Geschöpfe anekeln. Uebrigens wünschte ich doch, dass in Ludwig's Lectüre die Liebe noch lange nicht die Hauptsache wäre, denn ich traue ihm noch nicht zu, dass er auch nur ihre Möglichkeit fassen werde. Hierin genügen mir die meisten ifflandischen Schauspiele. Das Gehässige der Verführung hingegen würde er schon fassen können; Gelegenheiten, es ihm mit recht schwarzen Farben geschildert zu zeigen, möchte ich nicht abweisen. — Ueber Heirathen räsonniren leider schon die kleinsten Kinder und entwerfen sich Systeme des Egoismus. Aber was kann sicherer die Reinheit der Sitten bewahren, als solche Darstellungen ehelicher Verhältnisse, die schon Jünglingen tiefe Achtung dafür einflössen müssen?

Uebrigens müsste ich erst Beobachtungen sammeln, um zu wissen, in wiefern dies Alles jetzt schon auf Ludwig passt oder nicht. Daher bitte ich vorläufig nur um Erlaubniss für einige Versuche. Sollte sich aber alsdann zeigen, dass er wirklich das Gelesene nach meinem Wunsche auffasste, und gelänge es mir, die Anordnung ganz zweckmässig zu treffen, so würde mein moralischer und historischer Unterricht noch gerade früh genug eintreten können. Jenen möchte ich gern zugleich mit der religiösen Vorbereitung zur Admission geben, und diesen dem Studium der Staatswissenschaften voranschicken, damit Beides gleich in

B II, 21—22. — W I, 25—26.

der Anwendung Wichtigkeit erhielte. Wenigstens so fern ich jetzt in die Zukunft sehen kann, scheint mir diese Einrichtung allen Rücksichten am meisten zu genügen. Für die [19] Zwischenzeit wäre denn auch gesorgt; das sittliche Gefühl fände Veranlassung, sich zu entwickeln, und mir selbst würde nicht mehr Stoff und Gelegenheit fehlen, es durch mündliche Unterhaltungen weiter auszubilden. Diese Gespräche bewahrten vorläufig sein Herz, und in der Folge, wenn bald der Strom der Welt einzubrechen drohte, baute der Unterricht einen vesteren Damm.

Es könnte sein, dass auf einige äussere Verhältnisse, die mir unbekannt sind, oder die ich aus falschen Gesichtspunkten ansah, Rücksicht genommen werden müsste. Ew. Wohlgeboren werden mich darüber belehren. Ich übergebe dass Ganze mit der vesten, freudigen Gewissheit, die mich immer bei meinen Arbeiten stärkt und belebt, dass die Entscheidung darüber, wie sie auch ausfallen mag, von der äussersten Milde und von der unbefangensten Prüfung gesprochen werden wird. Es sei denn auch endlich der Feder erlaubt, was der Mund nicht laut sprechen durfte, meine volle Dankbarkeit zu bekennen für das beneidenswerthe Loos, den Vater und die Mutter des Hauses nicht blos meinen Zöglingen als ihre Vorbilder darstellen, sondern selbst für sie die wahrste, reinste, tiefste Hochachtung empfinden zu können. Oft, wenn ich mich wankend, schwach, leidenschaftlich fühle, demüthige ich im Stillen vor dem Muster, das vor mir dasteht, oft danke ich der schweigenden Nachsicht, die meine Uebereilungen verzeiht; — an mir selbst und an der Ausführung dessen, was ich anfing, soll hoffentlich das grosse Beispiel der Consequenz nicht ganz verloren sein. Ich fühle es, wie viel dazu gehört, aller der Güte werth zu sein, die mir entgegen kam, und die so ununterbrochen für mich fortdauert.

2.

[Januar 1798.]

... [27] Der Zweck der Erziehung ist, meiner Meinung nach, die Kinder dem Spiele des Zufalls zu entreissen. Wäre es nicht die *Ungewissheit,* der man nicht Raum geben darf, so sollte man lieber an gar keine absichtliche Bildung junger Leute denken; denn oft erzieht der Zufall viel besser, als die grösste Sorgfalt der Eltern und Lehrer. Der Erziehung giebt also die Zuverlässigkeit ihres Planes ihren Werth; immer muss sie ihren Erfolg wo nicht mit Gewissheit, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhersehen; giebt sie sich ohne die äusserste Noth blossen Möglichkeiten preis, so hört sie auf Erziehung zu sein. — Ich hatte einen Plan entworfen, den ich für so sicher als möglich hielt, und der, wenn er zwei Jahre aufs strengste [28] beobachtet wurde, eine dauerhafte Wirkung versprach, die *dann* allenfalls bei veränderten Umständen sich

hätte erhalten können, von der ich aber viel lieber hoffte, dass sie mir als Grundlage eines vollendeten Baues in der fernen Zukunft dienen würde. In jedem andern Verhältnisse, ausser in dem, worein Ew. Wohlgeboren mich zu setzen schienen, wäre es Schwachheit gewesen, so etwas nur zu denken, und grosse Thorheit, dafür meine besten Kräfte und meine wenigen übrigen Stunden aufzuopfern. Aber ich wusste und weiss es noch, dass ich in einem Hause lebe, wie es nur äusserst wenige giebt, und ich glaubte mein Glück, besonders nach der so gütigen Aufnahme meines letzten Aufsatzes, so vollkommen, dass ich meinen Wunsch, alles mir Mögliche zu thun, als einen wirklichen Plan ansehn dürfe.

Jetzt sehe ich, dass ich zwar bei geringen Angelegenheiten, aber nicht bei wichtigen Ereignissen, die auf die Erziehung den wesentlichsten Einfluss haben, meine Meinung sagen darf. Ich sehe eben so deutlich ein, dass mir dadurch nicht im mindesten Unrecht geschieht und ich bin daher weit entfernt, mich über etwas zu *beklagen.* Im Gegentheil kann ein Irrthum, der mich zu einer Idee verleitete, womit z. B. jene Störung schlechterdings nicht vereinbar gewesen wäre, gar wohl das Missfallen Ew. Wohlgeboren erregt haben und ich bitte also deshalb hiermit um Verzeihung. *Befremdet* hat mich indessen in hohem Grade, dass von den Grundsätzen, nach welchen Ludwig bisher unter so strenger Aufsicht gehalten wurde, nun so plötzlich und so weit abgesprungen, dass er, dem bisher der Umgang mit *Knaben* versagt war, nun ohne Wahl den Bekanntschaften *junger Männer* mit allen damit verbundenen, unabsehlichen, vielleicht für's ganze Leben entscheidenden Folgen ausgesetzt werden soll. Die Fürsorge eines vortrefflichen Freundes ist doch immer nicht eine so wachsame Aufsicht, dass dadurch andern Gesellschaften aller Zugang gesperrt wäre. Und kann jemals die Verführung eine gefährlichere Nahrung finden, als die Langeweile auf dem Posten und in den Quartieren? Fällt auf diesen Zunder nur ein Fünkchen, das der regelmässige häusliche Fleiss sogleich erstickt hätte, so kann ein Feuer entstehen, das vielleicht lange im Verborgenen glimmt, aber dessen Flammen nachher nie eher zu löschen sind, als bis sie Alles verzehrt haben. Ueberdies kannte ich nie Jemanden, der so [29] völlig charakterlos, so gänzlich weder gut noch böse gewesen wäre. Die Schalen stehen im Gleichgewicht, aber das geringste Gewicht kann die eine tief niederdrücken. (Was da Alles vorzugehen pflegt, wo viele unbeschäftigte junge Leute beisammen sind, ist mir von der Universität noch gar zu erinnerlich; gern glaube ich, dass hier von dieser Seite die Gefahr bei weitem nicht so gross sei; aber auch den zehnten Theil jenes Gräuels nur von weitem anzusehn, wäre im jetzigen Zeitpunkte gewiss hinreichend, Ludwig ganz zu verderben.)[1]

[1] Die eingeklammerten Worte sind in der Handschrift durchstrichen. (Anmerk. von G. Hartenstein in SW.)

B II, 23—24. — W I, 27—29.

Bei einer so wichtigen Veränderung in seinem Leben, jetzt, da er zum erstenmal seinen Werth als Staatsbürger fühlen sollte, da er mit der Montirung das *point d'honneur* des Soldaten anziehen musste, hätten sich unausbleiblich seine Begriffe über Recht, Ehre, Tugend bestimmt, sein Charakter hätte für sein ganzes Leben eine Richtung gewonnen? Und welche Richtung, das sollte dem Chaos aller der zufälligen Eindrücke, die auf ihn einstürmen mussten, überlassen werden? Soll denn Ludwig auf dem Wege, wie die Meisten, werden wie die Meisten? Darf man es denn darauf ankommen lassen, ob Ludwig zu den Wenigen gehören werde, welche sich auf diesem Wege zu vortrefflichen Menschen bilden? oder erscheint nicht neben solchen ungeheuern Sprüngen die ehemalige Sorgfalt der Erziehung, die ihn nicht einmal Sonnabend Abends seinen Gesellschaften überlassen wollte und die mich freilich sehr consequent dünkte, als kleinliche Aengstlichkeit?

Doch ich sollte voraussetzen, dass dies Alles die eigenen Betrachtungen Ew. Wohlgeboren waren. Aber die Bürgerpflicht sprach, und der Vater musste vergessen, dass er *Vater* ist. Wiewohl ich nur ein Deutscher bin, — und Deutsche haben, wie sie auch sprechen mögen, kein Vaterland, — so achte und schätze ich den Patriotismus hoch genug, um tiefe Ehrfurcht vor dem eines Schweizers zu fühlen. Ich beuge mich gern vor dieser entscheidenden Macht, die zwischen Vater und Sohn nur das Verhältniss der Mitbürger übrig lässt, die Alles gleich macht und in Eine Reihe stellt: die der Retter des Vaterlands, — *gern*, sage ich beuge ich mich ihr in einem Falle, an dessen Möglichkeit man zwar erinnert wurde, der aber, Gottlob! noch lange nicht eingetreten war. Auch die [30] ehemaligen beiläufigen Aeusserungen Ew. Wohlgeboren waren mir nur unter Voraussetzung eines allgemeinen Landsturms verständlich. Die Erhebung des Geistes im *wirklich heissen* Kampf für's Vaterland ist selbst für Charakterbildung unendlich mehr werth, als Alles, was Lehre und Unterricht jemals leisten können. Aber welcher Unterschied zwischen heldenmüthiger Verachtung aller Schrecken des Todes mitten im Gewühl der verzweifelten Schlacht für Recht und Pflicht, — und den Prahlereien, den herztödtenden Zeitvertreiben eines müssigen Observationscorps! Wahrlich, auch ich hätte Ihnen Glück gewünscht, wäre aus einem solchen Gefecht, wie die alten Schweizerschlachten, mit dem Kranze der Ehre geschmückt, die Leiche Ihres Sohnes heimgetragen worden; — aber hätten ihn die Gespräche, die Beispiele der Kameraden Herz und Unschuld geraubt, hätte er dann Keime der Unsittlichkeit zurück gebracht, ich hätte trostlos geschwiegen, meine Hände sinken lassen und Sie und ihn und mich bedauert.

Doch hier ist nicht der Ort, meine Empfindung ausbrechen zu lassen. Kalte Ueberlegung zwingt mich zu bekennen, dass mein bisheriger Plan jetzt eine wahre Ungereimtheit geworden ist und dass ich ihn nie gehabt haben sollte. Was soll doch ein junger Mann, der in's

Feld geht, mit Chemie und Botanik? Dass er dies bei so langer Unterbrechung vergessen würde, ist noch das Wenigste. Gerade das wäre ihm Bedürfniss gewesen, was ich am meisten vermied. Religiöser Schrecken vor dieser oder jener Handlung, zu der die Gelegenheit einladen könnte, — gleichviel ob auf Vernunft oder Unvernunft gegründet, — wäre ihm Noth gewesen. Sollten die schimmernden Beispiele des Unrechts seinen Augen einmal nicht so lange verborgen bleiben, bis er im Stande sein würde, Recht und Unrecht *hell* zu unterscheiden, so wäre es ja wol klüger gewesen, ihn vorläufig durch eingezwungene Lehrsätze ohne Beweis für Beides *blind* zu machen, gesetzt auch man könnte ihm nachher nie wieder zu einem scharfen Gesichte verhelfen.

Was einmal geschah, kann wieder geschehen. Durfte ein unvorhergesehener Fall meine Arbeit bei Ludwig vernichten, so muss ich das auch bei den Kleinen fürchten. Bei solcher Ungewissheit findet kein Plan statt. Ich habe also fernerhin keinen mehr. Ich kehre mit Vorbehalt der Abänderungen, die etwa Ew. Wohlgeboren gutfinden möchten, zur alten gewöhn[31]lichen Heerstrasse zurück, auf der, eben weil schwerlich eine Spur eines wahren Planes da ist, auch kein Zufall sonderlich ungelegen sein kann. Leider muss ich dabei nur zu sehr meinen eigenen Vortheil in Anschlag bringen, dass ich Zeit und Kraft spare; denn freilich, im ausgefahrenen Gleise geht Alles leichter, als auf einem Wege, den man selbst erst bahnen muss. Mehr, als Jemand wusste, verlangte, gebilligt hätte, versäumte ich bisher die Sorge für meinen künftigen Beruf. Mein Plan würde, lange genug verfolgt, mich künftig mit grossem Gewinn zu meinen eigenen Studien zurückgeführt haben und überdies hätte eine gelungene Ausführung innere Ruhe und Zufriedenheit über mein ganzes Leben verbreitet. Jetzt macht die Pflicht gegen mich selbst neue Ansprüche und lässt sich mit abgerissenen, bestimmungslosen Arbeiten nicht mehr wohl vereinigen.

Was also zuvörderst die Veränderungen im Unterrichte betrifft, so habe ich gegen den früheren Vortrag über Moral, Religion, Geschichte und gegen das frühere Rechnenlernen weiter keine Einwendungen. Erwerben wir nicht erst klare Einsicht durch die Hülfe der Mathematik! Das Rechnen ist nothwendig, der Handgriff ist im gemeinen Leben nützlicher, als die Kenntniss seiner Gründe. — Hoffen wir nicht auf grosse Gedanken und tiefgreifende, herzergreifende Betrachtungen über menschliche Schwäche und menschliche Grösse, über Schicksal und Vorsehung bei Gelegenheit der Geschichte. Sie wird uns einige Jahre amusiren, eine chronologische Tabelle wird einige Jahre hindurch im Gedächtniss hängen bleiben, nachher wird über wichtigeren Geschäften vergessen werden, was nicht zum täglichen Gebrauch nöthig ist. — Religion und Moral mögen so lange Schildwache gegen Versuchung stehen, bis das erwachsene Alter nach herrschender Sitte erlaubt, ihrer nicht mehr zu achten, — oder als furchtbare Gespenster zu gewisssen

B II, 25—26. — W I, 30—31.

der Andacht bestimmten Stunden im Kopfe herumspuken und sich am Tage nicht sehen lassen. Oder, wer weiss, vielleicht wird das gute Glück, das so oft die Fehler der Erziehung bessert, — obgleich es freilich bisher bei Ludwig nicht eben den Mangel der Arbeit, der Anstrengung, der Leitung zu ersetzen schien, — sich künftig auch ihm günstiger zeigen, auswendig gelernte Worte in Begriffe und Gefühle, eingeprägte Furcht in Gewissenhaftigkeit verwandeln. Geschieht es nicht, so bekommen [32] die Söhne künftig die gewöhnlichen Aemter, lassen Andre für sich arbeiten, geniessen des Lebens und dürfen am Ende desselben sich sagen: sie seien doch eben so gut gewesen, als der grössere Haufe. Will man sich nicht zum unverbrüchlichen Gesetze machen, mit Aufopferungen aller Nebenrücksichten *dem Höchsten* nachzustreben, so ist bei Geburt und Vermögen immer auf der einen Seite wenig zu verlieren, auf der andern dennoch vom Ungefähr vielleicht dies und jenes zu hoffen.

Ich fange also baldmöglichst mit Moral, Geschichte und Rechnen an, und zwar bei allen meinen Zöglingen. Da aber dies nebst dem Lateinischen und der Geographie, die auch mehr Stunden haben muss, uns ganz beschäftigt, so müssen vor allen Dingen die chemischen Geräthe bei Seite geschafft werden, wenn nicht Ludwig dann und wann in seinen Freistunden damit zu spielen Lust haben sollte. Das ganze Gefolge der Naturwissenschaften muss ich jetzt auch bis auf künftige Zeiten entfernen. Die Mathematik kann warten, bis wir wenigstens mit Geographie und Rechnen fertig sind. Der Homer, der einmal den Beifall Ew. Wohlgeboren erhalten hat, kann bleiben, aber täglich gelesen würde er zu viel Zeit rauben. Ueberdas muss er auf die Nachmittagsstunden verlegt werden, damit dem Lateinischen sein herkömmliches Recht bleibt, damit die Kleinen darauf die besseren Morgenstunden und die Zeit, wo sie zu repetiren und zu übersetzen pflegen, verwenden. Am Abend von halb 8 bis halb 9 Uhr wechseln Musik und Lesestunden. Den Unterricht, den ich Abends um 6 Uhr anzufangen pflegte, bitte ich um Erlaubniss auf die Stunde von 2—3 verlegen zu dürfen, um etwas mehr zusammenhängende Zeit für eigene Arbeiten zu erübrigen. Von 8—11, von 2—4 und von halb 8 — halb 9 sind 6 ordentliche Lehrstunden, wovon diejenigen ausfallen, die für schriftliche Uebungen nöthig sind. Zwischen 6 und halb 8 werden die Knaben still und ohne mich zu stören in meiner Gesellschaft, wie Ew. Wohlgeboren gleich Anfangs verlangten, arbeiten können. Mein Unterricht besteht künftig in Erklärung und Erläuterung entweder von Ihnen bestimmter oder von mir, so gut ich kann, ausgewählter Bücher, nicht mehr im Entwerfen eigener Leitfäden, deren ich mich bisher bei der Mathematik bediente und für Moral und zur ferneren Erklärung des Homer aufzusetzen im Begriff war. Vielleicht, [33] — und ich wünsche es, befinden sich Ihre Söhne dabei um so viel besser, auf jeden Fall nicht schlimmer, als die Zög-

linge der meisten andern Lehrer. Ich lerne dann aus dem Erfolge, was für junge Leute zweckmässig, was nachtheilig sei, statt dass ich vorher, um nicht auf ihre Kosten zu lernen, es durch meine Berechnungen vorauszusehn suchte. Die Stunden werden gleich präcis angefangen und geschlossen.

Vielleicht finden Ew. Wohlgeboren diese Abänderungen zum Theil unbedeutend, zum Theil nützlich. Möchten sie es wirklich sein! Wenigstens wird hoffentlich das, was ich jetzt thue, nicht kindischer Eigensinn scheinen. Vergönnen Sie mir darüber noch einige Worte. Nur das Gefühl der dringenden Nothwendigkeit kann mir eine Lieblingsidee entreissen, von der ich die Freude meines Lebens ahnete und die zuerst Ihre so ganz ausgezeichnete Güte in mir weckte. Da ich kam, dachte ich nur nach dem alten Sprüchwort durch Lehren zu lernen, und besonders mir meine noch übrigen Universitätsjahre für ein reiferes Alter zu sparen. Ich dachte nur an mich; für Ihre Söhne glaubte ich eben so gut zu sein, wie die andern jungen Männer, die damals in Jena sich gerade darboten. Ob und wie viel Interesse ich an meiner Arbeit würde nehmen können, erwarte ich als eine Zugabe von der Lage, in die man mich setzen würde. Mehr und mehr aber, oft ehe meine Wünsche laut wurden, schienen sie mit Ihren Gesinnungen und Absichten wunderbar zusammenzutreffen. Ich konnte mich manchmal in mein Glück nicht finden; ich zweifelte, ich fürchtete; eins nach dem andern schien sich in vollkommene Harmonie aufzulösen. Mein Muth wuchs, ich ging den Folgerungen aus meinen ersten Grundsätzen, die so freien Wirkungskreis fanden, weiter nach, kam auf manche mir selbst neue Idee, und immer mehr nahm in mir der Einklang, die Klarheit, die Evidenz meiner Ueberzeugung zu. Schienen zuweilen die Aussagen der Erfahrung nicht günstig, so überraschte mich dann auch wieder plötzlich ein Beweis von Erfolg, wenn ich ihn am wenigsten erwartete. Ganz kürzlich noch hat sich gezeigt, wie Ludwig gegen seine Brüder und sie gegen ihn gerade das als das vorzüglich Nützliche erhoben, was jeder für sich gelernt hat, und es scheint, so viel ich bemerken konnte, nicht, dass Jemand seine Studien gegen andere zu vertauschen Lust habe. Uebersehe ich die ganze jetzt doch schon nicht ganz [34] unbeträchtliche Reihe von Erfahrungen, die ich an Ihren Söhnen gemacht habe, so glaube ich alle die Perioden, wo ich mit ihnen weniger zufrieden sein musste, von zufälligen Zerstreuungen, Unterbrechungen, also von Abweichungen von meinem Plane herleiten zu können. Die Reise nach Kirchberg, die Zeit, da wir in die Stadt zogen, das Herumlaufen, um Buonaparte zu sehen, das gab in allen Lehrstunden fühlbare Erschütterungen. Nach einer Reihe wohl angewandter Tage hingegen schien jeder seiner Arbeit, statt dadurch ermüdet zu werden, mehr Geschmack abzugewinnen, besonders zeigt sich Ludwig oft auffallend milder und sanfter in seinem ganzen Betragen. Was blieb mir zu wünschen übrig als: so möchte es immer

mit schnellern Schritten fortgehn? Was musste ich mehr fürchten als Störung, deren auch die kleinste sich gefährlich bewiesen?

So lange ich im Hause Ew. Wohlgeboren bin, habe ich nichts sorgfältiger zu vermeiden gesucht, als dies: durch angemaasste Autorität den Rechten des Vaters irgend in den Weg zu treten. Ich kenne nicht nur die Grenzen, worin Eltern, wenn sie wollen, den Lehrer einschliessen können, sondern auch die, innerhalb deren er sich auf jeden Fall selbst halten muss. Beständig habe ich unter Ihren Augen gehandelt; nicht von der Klarheit meiner Ueberzeugungen, sondern von Ihrer Billigung habe ich mein Recht hergeleitet, von denselben beim Unterricht und bei der Erziehung Gebrauch zu machen. Um auch den *Schein* der Unbescheidenheit zu meiden, habe ich die Veranlassung dieses Aufsatzes erst völlig vorübergehen lassen, ehe ich ihn übergab. An dem Abend des Tages, wo diese Veranlassung gegeben war, habe ich mit Ludwig von seiner militärischen Bestimmung als von einer gewissen Sache geredet. Erst am folgenden Tage, weil ich auf Veranlassung der Frau Landvoigtin ein Billet an Ew. Wohlgeboren geschrieben hatte, von dem ich glaubte, es würde gleich übergeben werden, fand ich nöthig, Ludwig zum Beweise meiner Aufrichtigkeit davon zu benachrichtigen, und da er selbst, zutraulicher als ich erwartete, das Gespräch verlängerte, meiner Gründe zu erwähnen. Ueberzeugen oder überreden wollte ich ihn nicht; dann hätte ich eine ganz andere Sprache geführt; dazu werden Ew. Wohlgeboren mich auch weder für unklug, noch für unredlich genug halten, übrigens aber es mir aufs Wort geradezu *glauben.*

[35] Jetzt also nachdem Alles vergessen ist, nachdem an gar keinen Einfluss von meiner Seite auf das völlig Vergangene mehr zu denken ist, jetzt darf ich und muss ich zu Ew. Wohlgeboren von dem veränderten Verhältnisse, in das Sie mich durch Ihren Schritt gesetzt haben, reden. Sie werden sich einigermaassen in die Empfindung versetzen können, mit welcher ich jetzt dennoch spreche: ich muss abbrechen. Die Ursachen habe ich angegeben. Die eine: haben Ihre Söhne nicht Zeit, meinen langsamen Weg zu endigen, sind sie in einer Lage, wo sie einer gewissen Reife bedürfen, so muss ich schon ihretwegen eilen und mich mit halber Arbeit begnügen. Die andre: habe ich keine Sicherheit für das, was ich bei Andern ausrichte und ist diese Arbeit mit der für mich selbst nicht, wie bisher, eine und dieselbe, so muss ich Beides sorgfältig trennen, und mir wenigstens *meine* fernern Studien sichern. Ew. Wohlgeboren selbst würden mich verachten, wenn ich sorglos von einem Tage zum andern fortlebte, ohne des Endes zu gedenken. Könnte ich das Gewicht dieser Gründe vernichten, wie gern würde ich, auch aufs Gerathewohl hin, wenigstens bei den Kleinen alles Mögliche versuchen. Aber was es mich auch kosten mag, Pläne, denen keine consequente Anwendung gestattet ist, müssen dahin fahren. — Ich weiss zu wem ich rede; es ist kein Spiel; der Ernst Ew. Wohlgeboren wird

B II, 28—29. — W I, 33—34.

eben so gross sein als Ihre Güte. Obgleich ich Ihre Bestätigung der hier angegebenen Veränderungen erwarte, so wird sie mich doch wie eine Verurtheilung darniederschlagen. Ich bitte Sie, mich ohne Schonung Ihre ganze Unzufriedenheit erblicken zu lassen. Vielleicht erhält in der Folge die treue Erfüllung auch weniger schmeichelhafter Pflichten wieder Ihren Beifall. Wollen Sie nur immer gleich mich selbst der ersten Nachricht von allem würdigen, was in meinem Verfahren Ihnen bedenklich oder missfällig ist, so hoffe ich wenigstens das Allernothwendigste unter uns aufrecht halten zu können: Zuverlässigkeit und Sicherheit.

3.

[Frühling 1798.]

Ludwig prüfte ich sorgfältig; ich glaube noch, ich hatte den engen Pfad gefunden und den einzigen, auf dem seine verirrte Lebhaftigkeit in den weiten Raum, den die Natur ihr bestimmt [36] hatte, wieder zurückzuführen hoffen konnte, sofern er im häuslichen Kreise bleiben sollte. Eigentlich trieb seine ganze Thätigkeit ihn aus demselben hinaus; wer mit ihm hätte herausspringen und die Welt durchstreifen, ihn zugleich hüten und spornen, übertreffen, ermüden, in Gefahr stürzen und retten können, würde ihn vielleicht stark und besänftigt zugleich zurückgeführt haben, in die Familie, zu den Wissenschaften und zu ernster, regelmässiger Arbeit für Bürger und Mitmenschen. Das war weit über mein Vermögen und ganz gegen meine Bestimmung, überhaupt nicht ausführbar. Immer neues, zuweilen für ihn schmerzhaftes Anregen seines Verstandes konnte seine Gewohnheit langsam umbeugen, das Schlafende in ihm konnte allmälig geweckt werden, wenn das Wachende dagegen einschlief. Dazu aber gehörte durchaus äusserer Friede. — Er kam zurück; ich sammelte noch einmal alle meine Kraft auf ihn, arbeitete, redete, drängte in ihn hinein, hob und drückte ihn wechselsweise, suchte ihn Gutes und Schlimmes in sich unterscheiden zu lehren, damit er dieses neben jenem nicht mehr leiden sollte; — Thränen konnte ich fliessen machen, aber nicht Gedanken; Nachgiebigkeit, Augenblicke voll guten Willens konnte ich hervorrufen, aber kein anhaltendes, zutrauenvolles Mitarbeiten. Ich konnte wenig mit ihm empfinden, und musste desto mehr für ihn denken. (Gesellschaft des Lehrers, wenn sie nicht unterhaltend sein kann, ist beschwerlich und entfernt statt zu nähern.) — Er war schon etwas gewesen; jetzt wollte er wenigstens wissen, was er künftig sein werde; von allen den Arbeiten wollte er wenigstens Ende, Zweck und Ziel sehen. Ich dachte an keins und wünschte keins; aber dass er das nicht glauben, nicht begreifen konnte, begreife ich sehr wohl. Er glaubte das Schreckbild des Gelehrten im Hintergrunde zu sehen. Nun war schnelle Hülfe nöthig; und Dank sei es Ew. Wohlgeboren,

dass sie dieselbe auf die erste Veranlassung schafften; dem künftigen Forstmanne kann man nun wenigstens eine befriedigende Rechenschaft von der Anordnung seiner Beschäftigungen ablegen.

Carl und Rudolph übersah ich; sie waren mir zu unbedeutend neben Ludwig; jede Vernachlässigung schien mir leicht zu ersetzen. Ich *regierte*, statt zu erziehen. Jenes ist nur ein zuweilen nothwendiges Uebel, besser freilich als Anarchie; aber es schwächt, tödtet die Kraft, Erziehung lenkt und hebt sie. Je mehr man [37] regiert, desto mehr Freiheit muss man lassen. Erklärung der Erscheinungen bei Rudolph und Carl; der Eigensinn des letztern, der sich jetzt in die äusserste Folgsamkeit verwandelt hat; die Verwirrung im erstern, der aus zu grosser Empfänglichkeit nicht eigenen Sinn genug hat, um sich selbst etwas als Regel vorzuschreiben. Er wird von allen Eindrücken und von seinen eigenen Neigungen und Einfällen täglich mehrmals hin- und hergebogen, und hätte, wenn man ihn so lassen wollte, alle Anlage, ein schwacher, eitler, listiger und doch leicht zu überlistender Mensch zu werden. Aber jene Mannigfaltigkeit in ihm ist Stoff für die künftige Erziehung; er ist ausgeweitet, und was mich sehr wichtig dünkt, einer ziemlich anhaltenden Anstrengung fähig geworden.

Weder an die Jahre, noch an die Eigenthümlichkeit eines jeden schloss mein Unterricht und mein Betragen sich genau genug an. Ueberhaupt war meine Stimmung den ganzen Winter zu düster für Carl's Liebe und Rudolph's Fröhlichkeit. Geselligkeit fehlte mir von jeher; was ich noch davon hatte, rostete vollends ein. Mein äusseres Betragen ward nachlässig; darf ich wohl aufrichtig fragen, ob Sie nicht manchmal ein übles Beispiel davon gefürchtet? Ueberhaupt raubt mir oft *ein* Gedanke das Bewusstsein aller meiner andern Verhältnisse, leider mehr durch das Streben ihn zu ergründen, als durch seine Lebhaftigkeit. Kann ich mir wohl schmeicheln, dass Sie das nicht blos äusserlich dulden, sondern auch in Ihrem Herzen ohne Widerwillen verzeihen? oder, dass Sie wenigstens einer vielleicht langsamen Besserung gern Zeit gönnen werden?

Erst im Oberlande fühlte ich, was ich bei meinen Zöglingen vermöchte; schon vorher hatte ich an Rüdi bemerkt, wie sehr er meiner bedürfe. Dennoch ging der Homer wenigstens *rasch* fort. Bei dem andern Unterricht war die Uebung in der Anstrengung der Hauptgewinn. Traf ich vielleicht nicht stets den Punkt, wo die Anstrengung aufhören sollte, so war das von der Regierung unzertrennlich. Dass mir das, was ich verlangte und lehrte, ihrentwegen wichtig sei, haben hoffentlich meine Zöglinge immer bemerkt, und mich daher wohl nicht eigensinnig geglaubt, wenn ich auch streng war. Aber so lange ich einen Plan hatte, mag ich ihnen kalt geschienen haben, weil ich meine Besonnenheit zu mühsam behauptete, und während der Zeit meiner provisorischen Regierung wirkte ich vielleicht [38] kräftiger, mehr mit fühlbarer

[38] Wärme, weil ich meiner Empfindung freien Lauf liess, aber weniger regelmässig, überlegt, gleichförmig. Ich sprach zu viel, beobachtete zu wenig, verlor, überwältigt vom Druck des Winters, das feine Gefühl, was die Zeit des Redens oder des Redenlassens, den Augenblick, wo der Lehrer dem Zögling einen Gedanken geben, ein Gefühl einflössen, von jenem, wo er den eignen Begriffen des letztern nur gleichsam die Geburtshülfe leisten, und von noch andern, wo jede Hülfe die Thätigkeit des Zöglings hemmen würde, unterscheidet. Es fehlt mir nur zu sehr an schnell durchdringendem Blick und an steter Gegenwart des Geistes, um mühsam erdachte Pläne und mit ihnen mein gewohntes Betragen unerwarteten Umständen bald und genau genug anzupassen. Viel Kunstgriffe zur Erleichterung des Unterrichts waren mir nicht geläufig genug. Die Vorbereitung auf den Unterricht kostet mir sehr viel Zeit. Die Masse der Kenntnisse, die ich im Gedächtniss habe, ist nicht gross; meine Stärke bestand von jeher mehr im Denken als im Lernen. Des letztern hätte bei gleicher Anstrengung weit mehr sein können, und noch weit mehr, was ich schon wusste, würde mir nicht wieder entfallen sein, hätte ich einen planmässigen Unterricht empfangen.

Bei genauerer Selbstprüfung würde ich meine Arbeit vom letzten Jahre vielleicht noch strenger beurtheilen. Ew. Wohlgeboren und die Frau Landvoigtin werden, es kann kaum fehlen, Manches, was ich nicht ganz übersah, doch viel stärker und lästiger empfunden haben. Ich erneuere meine Bitte, mich immer den ersten sein zu lassen, der Alles, was Sie über mein Verfahren besorgt oder Ihnen meine Person unangenehm machen könnte, in bestimmten Erklärungen von Ihnen erfährt. Sollte ich mich öfter übereilen, so wären immer nachdrücklicher wiederholte Erinnerungen die grösste Güte. Winke oder Seitenblicke könnten mir theils unbemerkt vorübergehen, theils würde ich sie für zufällige Aeusserungen halten, um wenigstens irgend etwas Wesentliches darin zu ändern; theils fürchte ich mich vor mir selber; ich möchte sie vielleicht nicht ganz so aufnehmen, wie ich es Allem, was von Ihnen kömmt, schuldig bin. Es wäre mir sehr Leid, wenn das Letztere diesen Winter ein paarmal gegen die Frau Landvoigtin der Fall gewesen sein sollte. Ich erinnere mich nur noch einer Bemerkung über die Aufsicht auf die Zöglinge ausser den Stunden. [39] Da dieselbe eine der ersten wesentlichen Forderungen Ew. Wohlgeboren ausmacht, so bin ich hierüber vor allen Dingen Rechenschaft schuldig.

Ich konnte viel Zeit verlieren, und doch jedem von Dreien nur wenig Gesellschaft leisten. Meine Arbeit aber war für uns Alle. Die letztere gab ein entscheidendes Uebergewicht, oder liess es hoffen; jene nicht. Gesellschaft des Lehrers kann zwar sehr nützlich werden durch Erhaltung fortdauernder Thätigkeit, auch beim Spielen, und des beständigen Frohsinns ohne Ungezogenheit. Aber hier muss der Lehrer sehr vorbereitet und gewandt sein, um durch die mannigfaltigste Unter-

B II, 31—32. — W I, 39—41.

haltung *alle* Langeweile zu verbannen. Dies würde mehr Vorbereitung kosten als aller Unterricht, und dabei den Lehrer unendlich abspannen. Sonst *schwächt* der Umgang des Lehrers unendlich. Viele Arten von Entwicklung, starker Kraft und Empfindung sind an sich nicht schädlich, würden es aber werden, wenn es nicht schiene, als ob der Lehrer davon nichts wüsste. Daher die Kraftlosigkeit der neumodisch Erzogenen. Auch in Ansehung des moralischen Unterrichts ist es eine sehr wichtige Frage: kann man die Kraft, die er hemmt, die Lebhaftigkeit des Gefühls, die er unterdrückt, auf andre Art ersetzen? — Die *Sicherheit* vor Verführung, die man durch Aufsicht erreichen will, verschwindet, wenn man unter Drei sich theilen muss. Von dem was schon geschehen ist, werden sich entweder die Spuren im ganzen Betragen des Zöglings kenntlich äussern, oder lassen sich auch ausser den Stunden schwer bemerken.

Bei einem Unterrichte, der seine Grundsätze in allen Rücksichten streng geltend macht, müsste Ueberzeugung, Befolgung und Gefühl nothwendig eins sein. Wie könnte ich z. B. die Raufereien auf dem Kirchhofe länger dulden, nachdem ich einmal von falschem Ehrgeize, Zorn, Schadenfreude gewarnt, Liebe zu allen Menschen, edelmüthiges Verzeihen, Verachtung aller niedrigen Vergnügungen gepredigt hatte? —

Die natürlichen Neigungen des Menschen sind nicht von selbst sittlich, es ist nicht umsonst, nicht ohne tiefe Bedeutung, wenn unsre Religion von Erbsünde redet. Die Moral rückt also mit einem Machtgriff den Menschen aus seiner anfänglichen Natur in die Geisterwelt. Aber ein kräftiger Geist fordert eine kräftige Natur, auf die er sich stützen und gegen die er sich [40] stemmen könne. Daher möchte ich die Periode, wo der Knabe noch seine Naturkraft übt und stärkt, ohne viel darauf zu merken, ob er gut oder böse handelt, die Periode, wo er noch nicht Anspruch darauf macht, consequent zu sein und nach Grundsätzen zu handeln, dieses Knabenalter, über das der Jüngling sich nachher so gern erhaben denkt, dessen Gesinnungen er schon, um seinen Werth zu fühlen, so gern mit andern vertauscht, nicht voreilig und gewaltsam endigen. Die Arbeit des Lehrers soll hier, dünkt mich, nur vorzüglich Kraft aller Art durch Anstrengung hervorzurufen suchen, und hierin das Werk der äussern Umstände, die meistens nur Körperkräfte stärken und leidenschaftliche Triebfedern ins Spiel setzen, dadurch ergänzen, dass er zugleich die Denkkraft in Thätigkeit setzt, ihr eine Lebhaftigkeit, Schnelle, Dauer und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen verschafft, von der er sich nachher ein entschiedenes Uebergewicht versprechen kann. So wird im Kampfe mit der entgegenstrebenden Leidenschaft selbst die Sittlichkeit stärker werden, durch die Stärke des besiegten Feindes.

Folgerung aus diesem Allen: Moral, aber eine mehr umherblickende, die Anfangs den Zöglingen weniger unmittelbare Vorschriften giebt; eine mehr einleuchtende, Verstand und Einbildungskraft angenehm beschäf-

tigende, rührende, als ernste und strafende; mehr Gedanken erzeugende, als das Gewissen drückende. Mögen die Zöglinge immerhin manche Anwendungen im Leben übersehen, wenn es der Lehrer nur nicht sieht und stillschweigend zu billigen scheint.

Unsere neuesten Erziehungsschriften schrecken den, welchen sie belehren wollen, durch eine solche *Menge* von Pflichten, fordern neben der Vorbereitung auf den Unterricht so viel Aufsicht, Leitung, so viel immer gleichen Frohsinn, so viel Sorge für eigene Sittlichkeit, eignen Fortschritt in Kenntnissen, und mit der wachsenden Cultur der Zeit, so viel Theilnahme am häuslichen Cirkel und selbst am Umgange mit der äussern Welt, dass der Trost: man dürfe ruhig sein, wenn man sein Möglichstes gethan, am Ende ungefähr so viel heisst: man möge es ruhig ansehn, von jeder unter den mannigfaltigen strengen Forderungen ein klein wenig gethan, von seinen Erziehungsplänen eine unbedeutende Spur eingedrückt zu haben. Dass man so wenig zeigt, wie Eins *durch* das Andre geschehen könne, scheint mir [41] ein trauriger Beweis, wie sehr gewöhnlich den Lehrern die Hände gebunden werden, oder wie viel lieber die Menschen gewöhnlich eine undankbare und hoffnungslose Mühe übernehmen, als über die Mittel zu ihren Zwecken nachdenken mögen.

Sichtbarkeit des Menschen ist Homer's Anschaulichkeit in der Erkenntniss und Stärke des Gefühls der griechischen Historiker und Philosophen Charakter. Sie erfinden erst ihre Sprache; die Kunst unsers Zeitalters, im Vertrauen auf die Vollkommenheit der Zeichen Buchstaben statt Gedanken nach gelernten Regeln zu combiniren ist ihnen noch unbekannt. Daher verweilen sie lange, wo wir schnell überweg eilen. Daher müssen sie durchaus von Knaben, oder von Männern, die ihres Irrthums sich bewusst, gern zur Quelle zurückkehren, nicht aber von verwöhnten Jünglingen gelesen werden. Wo mein übriger Unterricht meine Knaben schon weiter gebracht hat, mögen sie doch in sich den Theil desselben durch die griechische Lectüre am meisten versichtbart und im Gefühle am meisten vertieft erhalten, der ihren Jahren am angemessensten ist, und dann in Ergänzungen der Griechen versuchen, wie Carl schon thut. Trefflich, wenn sie sich jenen überlegen fühlen, schlimm, wenn sie Langeweile dabei haben. Doch bei Sophokles wenigstens hat es für Verständige mit der Langenweile keine Noth. — Herodot, Plato, Xenophon, Sophokles gehören ganz wesentlich in meinen Plan; mit den politisirenden und künstlich beredten römischen Historikern und Philosophen weiss ich noch nichts anzufangen; nach Jahren aber werden sie gerade ihren Platz finden. Ihre Neugierde zu befriedigen mögen die Zöglinge darum immerhin römische und neuere Geschichte kennen lernen, *wenn sie wollen.* Gut, wenn es bei der griechischen Lectüre der Vergleichungspuncte mehrere beut; für sich allein wird es dem Gefühl weder viel schaden noch nützen; aber es kann eine

unschuldige Beschäftigung sein. Auch das Neuere wird seine Zeit finden, wo es Hauptsache ist, wo die Alten zwar aus Neigung fortgelesen werden mögen, aber nicht mehr das Uebergewicht haben. Aber ja nicht den verwirrenden *Reiz* der arabischen Märchen! Wer erst Shakespeare's ordnende Kraft hat, mag künftig in einer solchen Wunderwelt Stoff sammeln.

Dieser Gang bezweckt Vertiefung des Gefühls, Hineinfühlen in menschliche Charaktere, Verweilen des Herzens bei ein[42]fachen Begriffen, damit die vielfach zusammengesetzten unserer Zeit auch nachher vielfache Wirkung hervorbringen mögen. Bei blosen Verstandeswissenschaften ist es anders; darum ist alte Mathematik mehr Amusement, als nothwendiges Studium.

4.

. . . [Herbst 1798.]

. . . [19] Seit einem Jahre, da ich Mathematik mit Ludwig anfing, habe ich ihm die Theorie der eigentlichen Arithmetik wissenschaftlich vorgetragen, ihn dann im Zahlenrechnen geübt und die geometrischen Lehren von den Flächen beinahe mit ihm geendigt. Bei seinen Anfangs äusserst langsamen Fortschritten, den häufigen, dadurch nöthig gemachten Wiederholungen, der bekannten nachtheiligen Unterbrechung und ihrer so lange bemerkbaren Folgen, was es möglich, dass Carl ihm mit Hülfe einiger [20] ausserordentlicher Lehrstunden in der Arithmetik nachfolgen konnte. Doch hat der letztere sich im Zahlenrechnen noch nicht so viel Fertigkeit erworben, als Ludwig. — In der Buchstabenrechnung hingegen hatte er durchs Lesen von Häseler's Anfangsgründen schon weitere Fortschritte gemacht und ich würde durch eine Wiederholung dem Vergessen zuvorgekommen sein, hätte nicht die Uebung in der gewöhnlichen Zahlenrechnung uns wider alle meine Erwartung lange aufgehalten. — Dass ich mich im Anfange allenthalben bei den strengen Beweisen jedes arithmetischen Verfahrens so lange verweilte, kam daher, weil ich damals noch die Mathematik hauptsächlich als Verstandesübung für Ludwig betrachtete. Bei Carl wollte ich einer gewissen Bequemlichkeit dadurch zuvorkommen, die zwar das mechanische Rechnen zu lernen wünschte, aber sich gar zu gern überredete, dass man die Beweise nicht brauche. Bei Rudolph, den alles Neue interessirt, darf ich das nicht fürchten; überdies hat mich die Erfahrung gelehrt, wie nöthig es ist, dass nicht nur die Beweise dem Verstande, sondern auch eine lange Uebung dem Gedächtnisse sich einpräge; daher möchte ich bei Rudolph die Einsicht mehr mit der Fertigkeit gleichen Schritt gehen lassen. Im letzten Vierteljahr waren Ludwig's Fortschritte in der Geometrie ungleich schneller, als er sie bis dahin in irgend einer Wissenschaft gemacht

B II, 34 u. 37—38. — W I, 43 u. 49—51.

hatte; so wie ich überhaupt zuweilen lebhaft zu bedauern veranlasst bin, dass er bei seinem jetzigen helleren Geiste nicht um ein paar Jahre jünger sein kann.

Dass ich zu dem *moralischen* Unterrichte, den ich Ludwig gebe, gar nicht auf dem Wege gekommen bin, wie ich's vor einem Jahre hoffte und wünschte, wissen Ew. Wohlgeboren, und die Folgen davon zeigen sich deutlich genug. Zu einem aufgehellten, von manchen Seiten her vorbereiteten Verstande wollte ich reden; und dass es in einer ruhigen Zeit hätte gelingen können, diesen Verstand einer vesten, und zum Willen redenden Ueberzeugung fähig zu machen, beweist mir das, was trotz der Revolution gelungen ist. Zu einer Zeit, wo leider wenig mehr zu verlieren übrig schien, wo ich nicht wusste, welcher Zufall uns jeden Tag trennen könnte, aus Furcht etwas zu versäumen, das zwar schwerlich nützen, aber das Uebel vielleicht verringern könnte, und in der Erwartung, durch meinen Vorschlag dem ausdrücklichen Verlangen Ew. Wohlgeboren nur [21] zuvorzukommen, fing ich meinen ersten moralischen Unterricht im Frühjahr an, ohne Zeit zu einer Vorbereitung zu haben, die meinen ehemaligen Vorsätzen auch nur von fern ähnlich gewesen wäre. Der Erfolg zeigte bald, dass ich mich über die Art, wie Ludwig damals gefasst werden konnte, völlig getäuscht hatte; wahrscheinlich hätten dazu Kunstgriffe gehört, die, wenn ich sie auch verstanden hätte, die Umstände durchaus nicht in meine Gewalt gaben. Ich musste also wieder aufhören. Ludwig's Leichtsinn kam zu wohlthätigen Ausbrüchen, so erscheint mir das, was uns Allen, als es geschah, so vielen Kummer machte. Die Reue, die er darnach empfand, erschütterte ihn durch und durch, und machte ihn empfindlich gegen den *Schreck vor dem Bösen.* Diese Triebfeder glaube ich noch in seinem Handeln deutlich wahrzunehmen, und sie könnte viel Gutes wirken, wenn das Blicken und Sehnen in die Zukunft, was die Revolution veranlasst hat, nicht unwillkürlich dem stillen Interesse an dem gegenwärtigen Thun und Lernen entgegenwirkte. Dieser Schreck ist das Sicherste, woran ich mich jetzt zu halten weiss; daher suche ich ihn zu stärken und wende die Moral oft gegen Ludwig's eigene Person. Er glaubt zwar, scheint es, wenig meinen Warnungen: nicht viel mehr glaubte ich in frühern Jahren von den Gefahren, die man meinem Charakter drohte. Sieht man aber dann, dass einige Prophezeiungen anfangen einzutreffen, so fürchtet man die übrigen; das macht vorsichtig und so bin ich wenigstens manchen grösseren Verführungen glücklich entgangen. Ludwig will jetzt, im Ganzen genommen, meine Moral gern *lernen,* ohne dass die Betrachtungen selbst ihn interessiren; sie sind ihm zu neu, darum kann er sie nicht behalten, und sie verwirren ihn um so viel mehr, je lieber er nicht nur für den Augenblick nachfolgen, sondern das Ganze ins Gedächtniss fassen möchte. Ob und wie Hr. St. auf Ludwig wirken wird, das wird mir ebenfalls lehrreich sein und Weisungen fürs Künftige geben.

B II, 38—39. — W I, 51—52.

In der Geographie haben wir den ersten Cursus geendigt, welches weit früher geschehen wäre, wenn mir nicht die äusserst bequemen Handbücher, die wir jetzt gebrauchen, zu spät bekannt geworden wären. Sehr auffallenden Nutzen hat Rudolph von diesen Stunden gehabt, der es Anfangs lange nicht dahin bringen konnte, zwei Landkarten mit einander vergleichen zu lernen. Aber auch bei Ludwig zeigte es sich, dass Manches in die[22]sem ersten Cursus ihm noch neu war. Der zweite ist angefangen; ich werde ihn mit häufigen Wiederholungen verbinden und so dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen suchen. — Dass wir in der Odyssee seit einem Jahre 15 Bücher gelesen haben, wissen Ew. Wohlgeboren; ob diese Lectüre allen den ausgedehnten Nutzen haben werde, den ich mir davon verspreche, kann sich erst nach Jahren zeigen.

In der Clavierstunde macht Rudolph glückliche Fortschritte. Sie ist mir für ihn sehr wichtig; schon wegen der trefflichen Beschäftigung in müssigen Stunden, wenn ich auch nicht aus Erfahrung die mannigfaltigen Freuden und Vortheile für Einsamkeit und Geselligkeit kennte, welche die sorgfältige Ausbildung der musikalischen Anlage gewährt. Ludwig hat hier nicht die Sorgfalt, die nöthig sein würde, um manche angenommene üble Gewohnheit abzulegen; er ist schon über die Jahre hinaus, wo eigentlich feines Gehör sich bildet. Aus Furcht, ihn und mich unnütz zu plagen, habe ich ihn vielleicht in den letzten Wochen hierin zu sehr vernachlässigt. Verlangen es Ew. Wohlgeboren, so muss ich suchen, es nachzuholen; sonst dünkt mich hätte es jetzt, wenigstens für den Winter, noch Zeit. Gut wäre es vielleicht, ihm einige leichte Handstücke zu kaufen; der alten ist er müde und Sonaten recht zu lernen, hat er auch nicht Geduld genug.

Für mannigfaltige Betrachtungen und nöthige Vorkenntnisse hauptsächlich über den Menschen und seine Verhältnisse, und zur Entwickelung und Leitung eigener Ideen bei meinen Zöglingen dient mir die Vorbereitung zur Moral und Religion. Was ich hier vortrage, ist bisher meistens für alle drei zugleich neu und fasslich gewesen. Die drei Morgenstunden, welche Ludwig im Winter bei Hrn. St. zubringen wird, kann ich vielleicht am zweckmässigsten dazu nutzen, die jüngern im Aufschreiben dieses Unterrichts anzuleiten, was sie doch für sich allein schwerlich lernen würden und was als Wiederholung zugleich das Weitergehen erleichtert.

Das sind die gegenwärtigen Lehrstunden nach folgender Stundenordnung.[1] — Wenn ich von dieser Ordnung zuweilen nach den Umständen abweiche, so hoffe ich Ihre Billigung noch vom vorigen Jahre her, wegen der damals angeführten Gründe [23] zu besitzen. Im Ganzen rechne ich wird sie auf ein Jahr ungefähr so bleiben können, ausser

[1] Der hier in der Handschrift folgende Stundenplan ist weggelassen. [Hartenstein.]

17 gewährte SW und B — gewährt[e] W.

B II, 39—40. — W I, 52—53.

dass in die Stelle der Odyssee, die im Frühjahr geendigt sein kann, ein anderer griechischer Schriftsteller und in die der Moral eine andere ähnliche Lectüre treten wird. Kaum lässt sich irgend eine jener Arbeiten ohne grossen Schaden früher abbrechen. Unmittelbar nach der Communion Ludwigs Beschäftigung von der Moral und Religion abwenden, das werden Ew. Wohlgeboren gewiss nicht wollen. In der Mathematik wird er nur mit Mühe im nächsten Jahre die gewöhnlichen Anfangsgründe endigen, und wenn auch das ihm bestimmte Fach ihm diese Wissenschaft weniger zur Pflicht machte, so müsste sie schon darum in einem gewissen Sinne geendigt werden, damit nicht sein ganzer Unterricht Stückwerk bleibe. Um seinen Kenntnissen Zusammenhang zu geben und seiner Neigung treu zu bleiben, haben aber auch nachher die abgebrochene Naturgeschichte, Chemie und Physik die nächsten Ansprüche an seine Zeit. Französisch und Latein wird er, nachdem die Religionshefte abgeschrieben sind, bei einigem Fleisse mit Nutzen für sich allein in den Abendstunden fortsetzen können. Das Studium der Geschichte scheint freilich sehr weit zurückgesetzt zu werden. Eigentlich sehe ich nur einen Grund, weshalb das unangenehm sein könnte; die Unwissenheit hierin bringt keine Ehre in Gesellschaft. Sollte Ludwig jetzt schon an grössern Cirkeln theilnehmen, oder bald das väterliche Haus verlassen, so müsste man eilen, ihm den Faden der Hauptbegebenheiten bekannt zu machen. Ausserdem — warum sollten die schon besetzten Lehrstunden in ihrer Folge gestört werden? — Römische Geschichte, von einem sehr allgemein beliebten Schriftsteller (Kosegarten) für junge Leute als Lesebuch so gut bearbeitet, dass ich mir nicht schmeichle, in einem eignen Vortrage nur halb so anziehend zu erzählen, haben wir im vorigen Sommer mit einander gelesen. Es interessirte Carl; daher lasse ich ihn mit der Feder in der Hand das Buch noch einmal lesen; Ludwig eilte immer nur weiter, aber ich habe nicht bemerkt, dass auch nur ein einziger grosser Charakter mehr als kalte Bewunderung bei ihm erregt hätte. Auch studirt man in spätern Jahren wohl keine Wissenschaft so gern und so leicht für sich nach, als gerade die Geschichte. Menschen eines sehr entfernten Zeitalters sich deutlich in ihrer Lebensart und ihrer Gesinnung vorzustellen ist [24] jungen Leuten schwer. Homer lehrt es Carl und Rudolph und Herodot wird in seiner griechischen Geschichte, die bis in die persischen Kriege reicht, hier fortfahren. Ueberhaupt denke ich mir den ganzen Unterricht der jüngern an zwei neben einander fortlaufende Hauptfäden geknüpft, einen für den Verstand, den andern für die Empfindung und die Einbildungskraft. Den Verstand üben schwere Anstrengungen; aber damit er nicht irre geleitet werde, müssen die Wahrheiten, die ihn bilden sollen, sicher und vest sein; daher gehört für ihn die Mathematik und die durch sie zum grossen Theil vorbereitete Physik, von welcher aus man in die übrigen Naturwissenschaften nach Willkür fortschreiten

kann. Das Herz wird, glaube ich, am besten durch allmäliges Umherleiten in allerlei Empfindungen und durch eine Anfangs dem Kindesalter angemessene, mit den Jahren immer mehr berichtigte Sittenlehre gebildet, die dem Verstande *nie Schwierigkeit machen* muss, damit sie geradezu Gefühl und Gewohnheit werde, die nirgends *abbrechen* darf, weil das sittliche Gefühl beständig Nahrung und immer bessere Nahrung verlangt, die sich in einer grossen fortlaufenden Reihe von allerlei interessanten *Bildern* dasstellen muss, welche durch die Betrachtungen, zu denen sie einladen, durch den *Beifall* und *Tadel*, den sie auf sich ziehen, den jungen Geist veranlassen, sich selbst Maximen zu bilden und vest einzuprägen, und sich so zum künftigen systematischen Vortrage der Moral, welche dieselben nur läutern und vester bestimmen soll, vorzubereiten. Und um diesen Weg der Charakterbildung zu finden, was können wir Besseres thun, als den Spuren der moralischen Bildung des Menschengeschlechts selbst nachgehen? uns an der Hand der griechischen Geschichte in die Schule des Sokrates einführen lassen, hier unter Menschen, die wir nun schon kennen und gern vor uns haben, deren Sitten und Charaktere wir eben in der Geschichte vor unsern Augen haben entstehen sehen, eine Zeit lang verweilen, dann mit sehr willigem, ehrfurchtsvollem Gemüthe in die Mitte der Jünger Christi treten, und nachdem wir ihm mit unsern Augen und Herzen gen Himmel gefolgt sind, nun mit erhobenem Geiste dem Gange der Weltgeschichte weiter zusehen, die Spuren der Vorsehung in dem langsamen, ernsten, oft und doch immer nur scheinbar rückwärts irrenden Fortschritte zum Bessern erkennen, und bei den Ereignissen unserer Tage den Blick weit [25] vorwärts werfen, den Muth aufrecht halten, und unser eigenes Herz gegen die mannigfaltigen verderblichen Einflüsse des Zeitalters verwahren lernen?

So habe ich mir vorgesetzt, selbst die Geschichte zu studiren und ich halte es für möglich, dass es mit meinen jungen Freunden gemeinschaftlich und mit gemeinschaftlicher Freude geschehen könne. Ich habe es nun schon manchmal erfahren, dass Dinge, derenwegen mich der Schulgebrauch geradezu einen unbesonnenen Neuerer gescholten hätte, sich oft gerade am leichtesten ausführen; während nichts meine Geduld auf so peinliche Proben gestellt hat, als die gewöhnlichen Regeln der griechischen Grammatik und die *Handgriffe* der Bruchrechnung, welches Beides man Knaben von Carls Alter doch in allen Schulen anzumuthen pflegt. Die Schwierigkeiten der Sprache mindern sich immer schneller, nnd ich denke ohne Scheu an Herodot, einige Werke des Xenophon und Plato, einige Stücke der Tragiker, Plutarchs Biographien, das neue Testament mit Hülfe irgend einer gut erläuternden Schrift, an Livius, Cicero, Tacitus. Für die letztern muss uns aller-

13 sollen SW und B — soll[en] W.

B II, 41—42. — W I, 54—55.

dings die lateinische Sprache einigermassen geläufig sein, und ich kann Ew. Wohlgeboren in dieser Rücksicht nicht genug danken für Ihre gütige Beihülfe, wie weit Sie auch dieselbe werden ausdehnen oder einschränken wollen. Ohne Zweifel wird von selbst die Zeit kommen, wo die Ungeduld der jungen Leute einen Abriss der Universalgeschichte von mir fordern wird. Sie werden des Alterthums einmal müde werden, und wie sie zur Welt heranwachsen, so auch der Kenntniss derselben sich nähern wollen. Mögen sie dann den Schlüssel zur neuern Welt, die neuern Sprachen aufsuchen. Für jetzt wenigstens scheint mir nach genauerer Ueberlegung selbst das Französische für sie nicht Bedürfniss. Ist das, was man lieber französisch sagt, für sie? Wenn sie sich von der Gesellschaft der Erwachsenen noch abgesondert zu sich und ihren Beschäftigungen zurückgewiesen fühlen, schadet das wohl? Ihnen giebt es vielleicht Bescheidenheit, während es ihrem Lehrer manchen Tadel zuzieht.

Den Hauptvortheil beim Unterricht glaube ich nicht etwa in einer künstlich erleichternden, die Schwierigkeiten umgehenden Lehrart zu finden; diese bildet kein wahres Nachdenken und keine kräftigen Menschen; und gegen den Ueberdruss, dem gar zu grosse Schwierigkeiten drohen, habe ich bei Carl und Rudolph noch [26] immer das Mittel sich bewähren sehen, durch vordoppelte Anstrengung die Freude des Gelingens erobern zu lassen. Vielmehr scheint mir darin jener Hauptvortheil zu bestehn, wenn das eigne Interesse des Lehrers den jedesmaligen Gegenständen des Unterrichts immer recht nahe bleiben kann. Die Sorgfalt, die Gegenwart der Gedanken, die Lebhaftigkeit und Wärme, die mit denselben unwillkürlich kommt und geht, lässt sich schwerlich durch den guten Willen ersetzen. Deswegen suche ich meine eigenen Arbeiten so viel wie möglich so einzurichten, dass die Wissenschaften, welche jedesmal die Hauptarbeiten der Zöglinge sind, auch mich selbst vorzugsweise beschäftigen. Deswegen trieb ich bisher am meisten Mathematik, und denke darin noch so lange fortzufahren, als sie den Hauptgegenstand meines Unterrichts ausmacht. Nachher hoffe ich meine Zeit grossentheils der Geschichte und besonders den alten Schriftstellern widmen zu können. Manches, dessen Ihre Söhne noch längerhin nicht bedürfen, verschiebe ich auch für mich in noch spätere Zeiten. Auf die Möglichkeit eines solchen Zusammenhangs unserer Arbeiten gründet sich hauptsächlich meine Hoffnung, dass ich ihnen eine längere Reihe von Jahren hindurch werde nützlich sein können. Es schadet vielleicht noch mehr beim Lehrer als beim Schüler, wenn seine Aufmerksamkeit sich ausser den Stunden auf ganz fremde Dinge richtet und so beständig hin- und hergerissen wird. Meine Forderungen an mich selbst werden dabei immer steigen, sich immer auf mehrere Rücksichten ausdehnen müssen. Jemehr eigne Kraft mit den zunehmenden Jahren in den jungen Leuten sich entwickelt, desto eher können sie sich selbst

B II, 42. — W I, 55—56.

unterrichten, desto eher aber auch unter der unendlichen Menge von Gegenständen des Wissens unzeitig wählen, desto leichter, weiter und trauriger kann jene Kraft sich verirren oder im blinden unruhigen Umhergreifen sich ermüden und verzehren, desto wichtiger wird also ein verständiger Rath, ein Wink zur rechten Zeit. Jemehr der Lehrer sich in den täglichen Gesellschafter verwandelt, desto mehr liegt daran, dass er sich nicht *erschöpft* habe, dass diese Gesellschaft noch immer ein Quelle von neuer Belehrung, besonders zu *jedem* Guten und Schönen neue *Stärkung* sein könne; — mit einem Wort, dass des Lehrer nicht ein Buch oder eine Compilation aus Büchern, sondern ein gebildeter Mensch sei. Ich glaube daher nicht meinen Zöglingen die Zeit zu entziehen, [27] die ich auf mich selbst verwende. Aber die Art, wie ich zunächst noch an mir selbst arbeiten muss, könnte Ihnen eine sonderbare Meinung von mir beibringen. Ich sehe einige Arbeiten vor mir, deren grösste Schwierigkeiten zwar schon überwunden scheinen, aber durch die ich schlechterdings ganz durchdringen muss, wenn ich zur völligen Ruhe und Besinnung kommen soll. Ich merke, dass meine Aufmerksamkeit, die nicht für Vieles auf einmal stark genug ist, dadurch wider meinen Willen von manchem Aeussern immer mehr abgezogen wird, und fürchte, dass ich zuweilen einem Träumenden ähnlicher sehe, als einem Wachenden. Kann das wohl noch eine Zeitlang Nachsicht finden? Hoffentlich wird die Zeit, wo ich das Vergessene desto sorgfältiger werde bedenken können, nicht gar zu spät kommen. Fürs nächste Jahr halte ich es für meine Pflicht, mich ausser meinen sechs täglichen Stunden in mich selbst zurückzuziehn; und ich bitte Sie sehr, daraus eher alles Andre, als ein verringertes Interesse an meinem Erziehungsgeschäft zu schliessen. Von der Anwendung jener Stunden werden Ew. Wohlgeboren, die auf Ihren Befehl alle zwei Monate abzulegende Rechenschaft desto pünctlicher verlangen; ungern werde ich Ihre Erinnerung nöthig machen; im Fall der Nachlässigkeit aber bitte ich Sie, dieselbe nicht zu sparen. Für Beschäftigung in den Abendstunden glaube ich auch in dem Falle gesorgt zu haben, dass Ew. Wohlgeboren die lateinische Lection aussetzen wollen.

5.

. . . [Spätherbst 1798.]

. . . [42] Nicht genug kann ich Ew. Wohlgeboren danken für den Muth, den Sie mir seit einiger Zeit zurückgegeben haben. Mit aller Freimüthigkeit werde ich jetzt, da ich von neuem ans Werk gehe, Ihnen meine Gründe für den zunächst zu befolgenden Plan und das, was ich als dazu erforderlich ansehe, vorlegen.

Mehr als ein Jahr hatte mich Ludwig beschäftigt; kaum ein Jahr war Carl der Gegenstand meiner vorzüglichen Sorge. Schon ist der

B II, 43. — W I, 56—58.

Letztere auf dem Puncte ihrer minder zu bedürfen; unter dem Schutze Ew. Wohlgeboren kann vielleicht noch Manches gedeihen, was ich in Ludwig einsenkte und was zuweilen unsichtbar wurde. Es kommt darauf an, ihn jetzt zu *halten.*

Dringend nothwendig aber wird es, endlich einmal Rudolph wirklich zu erziehen. Ich wusste immer, dass ich ihn bisher nicht erzog, und hätte mir Vorwürfe darüber gemacht, wenn ich ihn eher als gerade jetzt hätte erziehen können. Er hat Manches gelernt, ist vor Manchem gehütet; ich darf auch sagen, dass ihm mancher einzelne gute starke Eindruck tief in die Seele gegangen ist; aber auch manche Wirkung musste ihn schief treffen, manche Nothhülfe des Augenblicks war darauf berechnet, einst berichtigt zu werden; noch schwankt er, seine innere Richtung ist gänzlich unsicher; unterdessen sind Jahre und Kräfte gekommen und es gilt kein Säumen mehr. Wahrscheinlich ist jetzt leicht, was bei 14- und 15jährigen Jünglingen fast unmöglich wird.

Der Druck und die Strenge des ganzen Hauses haben auf ihm gelastet; wie viel Lebhaftigkeit haben wir wohl da eingesperrt? und mit welchen Explosionen würde sie sich einmal Luft machen, wenn man ihr nicht wieder Answege öffnete, die sichtbar entstandene Reizbarkeit linderte, den zurückgeschreckten Charakter wieder hervorlockte und ihn mit seinem *guten Willen* den Gegenständen vertraut machte, an denen er sich üben, stärken und veredeln soll?

Was Carl geworden ist, ward er in den Stunden, wo wir allein
[43] waren; allein mit einander eine Hauptarbeit trieben. Da gab es täglich Gelegenheit, in seine Seele zu reden, das Unrechte nach und nach herauszuschaffen, den wilden Ungestüm einzuschläfern, und die ersten, in seltenen Augenblicken schon früh hervorglänzenden sittlichen Gefühle, — die, ich bekenne es gern, nicht mein Werk sind, — allmälig anzuregen, zu erweitern, zu vervielfältigen, und sie endlich zur Haupttriebfeder seines ganzen Handelns und Denkens zu machen. Er gewann bald meine Liebe, und ich schüttete sie ganz warm wieder in sein Herz, verhehlte ihm keine Freude, kein Entzücken, aber auch jeden Grad des Tadels, von der leisesten Berührung bis zur äussersten Härte, hat er empfinden müssen. Meine Strenge gegen ihn schien mehrmals Ludwig zu erschrecken, und ich selbst erschrak ein paarmal über die hoffnungslose Zerschlagenheit, in die es ihn niederstürzte, wenn ich von den zertrümmerten Hoffnungen oder vom Verlust meiner Zuneignng sprach. Solchen Sturm habe ich nicht muthwillig erregt; aber aller Achtung und Verachtung habe ich, wie ich sie fühlte, ihren wahren Ausdruck gegeben. Und wie wahr und ganz Carl denselben fast jedesmal empfunden, — daran zurückzudenken ist mir unaussprechliche Freude.

Dazu ist Rudolph noch lange nicht fähig. Wie viel unrechte, in den Winkel gedrängte Empfindung werde ich geduldig wieder hervorkriechen sehn müssen, ehe ich sie wieder herauswinden kann! Wie man-

B II, 43—44. — W I, 58—59.

ches falsche Urtheil werde ich in seiner ganzen Ungestalt auswachsen lassen müssen, bis der Irrthum gross genug wird, um sich selbst deutlich im Spiegel zu erblicken! Auch wir Beiden werden unsere Stunden haben müssen, wo wir allein sind, wo ihm meine ganze Geduld allein gehört und wo er auch meine ganze Rückwirkung erfährt, so wie er sie durch sein Betragen selbst erzeugt hat. Unterricht wird die Veranlassung sein uns zusammenzubringen; es bedarf dafür etwas, das Interesse, Gewicht, Zusammenhung und Mannigfaltigkeit vereinigt, um die Aufmerksamkeit zu halten und zu üben und der Belehrung vielfach veränderte Gestalten zu leihen; die Schwierigkeiten dürfen nicht zu gross und zu neu, der Gegenstand darf unseren bisherigen und künftigen Arbeiten nicht fremd sein.

Schon diese Rücksichten erinnern an die Iliade; es kommt hinzu, dass Rudolph über den Homer noch nicht hinaus ist, wie seine ganze Sinnesart zeigt; dass bei der Odyssee Carl ihm immer zuvoreilte, ihn dadurch unthätiger machte, ihm den Einfluss des Buchs grossentheils vorwegnahm.[1] . . .

Ew. Wohlgeboren werden bei der Stundentabelle bemerken, dass ich für Freitag von 3—4 und Sonnabend von 2—4 keinen Unterricht angezeigt habe. Gegen diese drei Stunden würden, [44] wenn es Ihnen so gefällig ist, regelmässig die bemerkten vier Abendlectionen eintreten. Ich mache mir einige Hoffnung, dass das mit Ihrem und der Frau Landvoigtin Gutfinden eben sowohl übereinstimmen würde, als mit meiner eigenen Zeiteintheilung. Wünschen es Ew. Wohlgeboren, so werden die Knaben in diesen Stunden sich sehr leicht beschäftigen können; in meinem ganzen Vorschlage ist von eigener Lectüre noch nichts erwähnt. — Im verflossenen Sommer habe ich Carl manchen ganzen Nachmittag preisgegeben. Wie sehr es mir aber nothwendig sei, mich mit Sorgfalt einzurichten, hat mich ein ernster Blick auf mich selbst erst noch kürzlich tief fühlen gemacht. Leicht war die ganze Ueberzeugung wieder lebendig, dass ich unter den gemachten Voraussetzungen und Verabredungen mich mit Recht glücklich schätze, an Ihren Vatersorgen theilzunehmen. Aber ich fand auch jene Verabredungen genau dem angemessen, was ich theils für meine Person, theils als Lehrer bedarf. Aus diesen Bedürfnissen waren schon vor anderthalb Jahren meine Bitten an Ew. Wohlgeboren hergeleitet, und einer Täuschung in Rücksicht auf ein Zuviel oder Zuwenig kann ich mich auch bis jetzt nicht zeihen. Wenn ich zu den $2^1/_2$ Wochen meiner letzten Abwesenheit auch die einzelnen Tage rechne, die vorher hin und wieder für mich ausfallen konnten, so bleibt doch von 6 Wochen noch fast die Hälfte übrig. Eine neue längere Entfernung noch während des Laufs des bevorstehenden

[1] Die hier in der Handschrift folgende Angabe des Stundenplans ist ohne allgemeines Interesse und deshalb hier weggeblieben. [Anmerk. v. Hartenstein in SW.]

B II, 44—45. — W I, 59—60.

Winters, könnte sie auch mit der Convenienz Ew. Wohlgeboren sich reimen, würde mir besonders Rudolphs wegen gar nicht erwünscht sein; aber 2—4 Tage dann und wann herausgehoben, um eine eigene Arbeit zu fördern oder eine günstige Stimmung zu nützen, können leicht in eine Zeit treffen, wo gerade eine Uebersetzung und eine Wiederholung zu machen ist und können mir sehr bedeutend werden. Es dürfte auch seine Vortheile haben, dass solche Entfernungen nicht eben durch besondere Folgen sehr auffallen würden. Eine leise Nachfrage, ob es Ihnen nicht etwa gerade ungelegen sei, könnte wohl nur dadurch lästig werden, dass sie sich jeden Monat einmal wiederholen würde; darf ich hoffen, dass Ew. Wohlgeboren auch das entschuldigen würden?

Noch eine Kleinigkeit habe ich beizufügen. Ich rechne für Rudolph sehr auf Carl. Aber Carl ist mir ein viel zu strenger Hofmeister und seine Ermahnungen werden fast Neckereien dadurch, dass sie nicht prompt Gehorsam finden und sich so viel mehr vervielfältigen. Mancher Zank wird vermieden und Beide werden vielleicht milder gegen einander, wenn sie sich beim Aufstehen und Schlafengehen nicht sehn. Darum möchte ich, wenn Sie es gut finden, wünschen, dass Rudolph auf eine Zeitlang mit mir zusammenschliefe.

B II, 45—46. — W I, 60—61.

2.

Gebete für die Steigerschen Knaben.

Text nach den Manuscripten.

[Msc. zu [1] u. [2] im Besitze des Herrn A. von Steiger in Bern; Msc. zu [3—8] im Besitze des Herrn Professors Dr. Hartenstein in Jena.]

[1.]

Für Carln.

Morgens.

„Herr! Gott! Vater! lieber Vater im Himmel! Nimm Dich meiner an! Ich bin Dein Kind, und möchte gern gut werden. Hilf mir dazu!

Lass mich das alle Tage immer reiner und stärker empfinden, was recht ist, und was unrecht, was tugendhaft, was lasterhaft ist. Wenn ich von jemandem etwas verlange, so lass mich recht fühlen, ob ich etwas billiges oder etwas unbilliges verlange. Wenn ich etwas sprechen oder thun will, so lass mich vorher recht genau bemerken, ob es auch wohl unedel, unanständig, oder gar unredlich sey?

Lass mir meine Arbeit gelingen! Segne meinen Fleiss! Gib meinen Eltern, meinen Brüdern, und allen andern Menschen so viel Freude und so viel Gutes, als möglich ist, Du gütiger himmlischer Vater!“

[2.]

Abends.

„Wie ist der Tag verflossen? Gut? Oder schlimm? Oder so mittelmässig? — O Gott, lass es mich recht einsehen, wie viel besser ich hätte seyn sollen; wie viel mehr ich hätte thun können.

Bin ich träge, oder fleissig gewesen? In welchen Stunden? Bei welchen Arbeiten?

Habe ich gescholten, gelernt? — Habe ich jemandem etwas zuwider gethan? — Habe ich innerlich in meinem Herzen jemandem etwas böses gewünscht?

---

17 HR hat keinen Absatz. — 28 W schlägt vor statt „gelernt“ zu setzen: „gelärmt“. Msc. und HR haben „gelernt“.

HR 52. — W I, 19—20.

Gott! Du kennst die Herzen der Menschen; Du weisst alle ihre Empfindungen, auch wenn sie sie gar nicht aussprechen! Dir kann kein Herz wohlgefallen, das nicht allen andern Menschen wohl will, und ihnen Gutes wünscht. Selbst unsre Feinde sollen wir lieben, hast Du gesagt. — Mit den Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens lass mich denn einschlafen und morgen wieder erwachen.“

[3.]

Morgens.

Gott! — Unendlicher! Allmächtiger! So viele Menschen beten zu Dir; und Du erhörst sie; höre auch meine Bitte. Gerecht und gut, verständig und geschickt möchte ich werden. Meinen guten Eltern, denen ich alles zu danken habe, möchte ich Freude machen. Aber ich vergesse zuweilen, was ich thun muss, und was meine Eltern wollen. Gieb Du, gütiger Vater, mir immer mehr Verstand! Lass mich nicht älter werden, lass mich nicht länger leben, ohne täglich besser und klüger zu werden.

[4.]

Abends.

Der Tag ist hin, seine Freude auch, und die Arbeit auch. Dieser Tag kömmt nun nie wieder. Die vergnügten Stunden auch nicht. Aber die Arbeit bleibt. Was ich gelernt habe, das weiss ich morgen noch. Das, was ich lernen muss, wird immer weniger; das, was ich weiss, nimmt immer zu, wenn ich nur alle Tage fleissig bin. Habe ich heute wol genug gelernt? — Bin ich auch folgsam gewesen gegen meine Eltern? Freundlich gegen Schwestern und Brüder? Wenn ich immer recht folgsam und freundlich wäre, so würden die andern wol auch freundlich seyn, und mich immer lieber haben, und dann würden wir immer recht vergnügt zusammen seyn.

Lieber Gott! Du hast mir ja soviel Gutes gegeben, und hast die ganze Welt gemacht. Hilf mir nun auch noch, dass ich immer besser und klüger werde; ich will mir selbst auch alle Mühe geben, und Dir für alle Deine Wohlthaten immer recht dankbar seyn.

[5.]

[Abends.]

Ich danke Euch, meine lieben Eltern, dass ihr mir ein Bett gegeben habt, worin ich nun ausschlafen kann. Sonst müsste ich auf der harten Erde schlafen. Ich danke Euch auch, dass ihr mir zu essen

1 HR hat keinen Absatz. — 37 Msc.: Ich danke ich Euch.

HR 53. — W I, 20.

und zu trinken gegeben habt, als ich durstig und hungrig war. Ihr müsst mich wol recht lieb haben, dass ihr das thut, denn es zwingt euch niemand dazu. Wenn ihr nur immer gleich freundlich und zufrieden mit mir wäret! Morgen will ich mich recht gut aufführen, und recht fleissig seyn, und recht zuhören, wenn ich lerne. Der liebe Gott, der mich gemacht hat, und Euch und alle die anderen Menschen auch, und der das Essen und Trinken hervorbringt, der wird mich wol auch gut schlafen lassen, und machen, dass ich morgen gesund und lustig aufwache, und dass mir das Lernen nicht gar zu schwer wird.

[6.]

Morgens.

Nun lustig und rasch zur Arbeit! Der liebe Gott sieht alles was ich thue. Was sollte er wol davon denken, wenn ich nicht fleissig wäre? — Er kann den Müssigang nicht leiden; denn er thut in jedem Augenblick so vielen tausendmal tausend Menschen Gutes, und macht, dass ich alle Tage Speise und Trank und Leben und Gesundheit habe.

Ich will recht aufmerksam seyn beym Lernen, und gehorsam gegen Vater und Mutter, und freundlich gegen meine Schwestern und Brüder. Dann haben sie mich alle lieb, und der liebe Gott ist mit mir zufrieden, und ich kann nachher herumlaufen und vergnügt seyn.

[7.]

Wesen aller Wesen! Erhabener Vater der Welt und der Menschen! Darf ich Dir mich nahen? —

Danken möcht ich Dir für Leben und Nahrung und Gesundheit, und für die Kraft zu arbeiten und zu geniesen,* und für den Platz in der grossen menschlichen Gesellschaft, den Du mir, gleich gütig sorgend für meine Bildung und meine Freude, angewiesen hast! —

Bitten möcht ich Dich, ferner mein Schicksal so zu leiten, dass ich leichter, sicherer, rascher fortgehen könne auf dem Wege, den die Pflicht mich führt; den Eltern und Freunde mir ebnen, den grosse und gute Menschen voranwandelten, auf den auch ich schwächern Brüdern voranzugehen schuldig bin. —

Aber darf ich danken? Können Worte Dir danken? — Thaten willst Du. Erfüllung der Pflicht willst Du. Und was habe ich denn gethan, das Dir ein Dank seyn könnte! —

Darf ich bitten? Wie darf der bitten, der, was Du ungebeten gabst, noch so wenig benuzte?

12—16 von „Nun lustig ...... Gesundheit habe." ist im Msc. einmal senkrecht durchstrichen.

Kennte ich sie nur erst, alle die unermesslichen Schätze, die Du vor mir ausgebreitet hast in dem Reichthum Deiner Natur! Sähe ich nur erst mit hellerem Blicke hinab in die unergründliche Tiefe meines eigenen Wesens. Wie viele unbekannte Anlagen und Kräfte mögen da noch ruhen in tiefem, schwerem Schlafe! Wie viel Pflichten, wie viele Freuden, welcher Wechsel von Empfindungen, für die ich noch keinen Namen habe, mag mir in ihnen bereitet seyn! Wann werden sie erwachen? In welche neue Welt werden sie mich führen? — — —

Eine bedeutende Zeit steht nahe bevor. Die gleichgültigern Jahre einer einförmigen Kindheit nehmen Abschied. Schon zeigen sich in der Ferne die Vorboten des reiferen Alters. Mit furchtbaren Stürmen, sagt man, komme es herangezogen; mit eben so grossen Forderungen sey es begleitet; und für die Erfüllung derselben verspreche es noch schönere Früchte. — Wohl wäre mir der Frühling des Lebens willkommen, aber wie soll ich seinem Gewittern entgegen gehen?

Jeder Augenblick wird nun kostbar. Immer näher rückt der Lohn jeder Anstrengung. Immer drohender wird die Gefahr jeder müssigen Minute.

Wo blieben die verflossenen Jahre? Wo die verflossenen Monate Wochen, Tage? Wo der heutige Tag? Hat er mich rückwärts oder vorwärts geführt? Habe ich Fehler gemacht, oder gebessert? Habe ich Uebereilungen begangen oder gemieden? — Wie viel Augenblicke habe ich verloren? Wie viel Kenntnisse hätte ich mehr erwerben können, als ich gewonnen habe? — Habe ich Eltern, Geschwistern, Freunden wohl, oder wehe gethan? Mit welcher Erinnerung an mich legen sie sich heute wohl schlafen? — — — — —

Mit welchen Gesinnungen übergebe ich mich der nächtlichen Ruhe? — —

Werden vestere Vorsätze, lebendigere Ueberzeugungen morgen mit mir erwachen? Werden sie stark genug seyn, mich rasch vorwärts zu spornen, und mich den Tag über in zweckmässiger, nützlicher Thätigkeit zu erhalten?

Ist es denn wirklich wahr, dass ich **gut seyn will??** — —

Du weisst es, Vater im Himmel, ob das wahr ist. Dein Auge sieht Alles, was in dem Herzen der Menschen ist. Was sie sich leichtsinnig verzeihen, ist in Deiner grossen Rechnung für die Ewigkeit angeschrieben. —

Vater — verzeih, und hilf!

[8.]

Bruchstück eines Gebetes.

Wenn man ohne die Menschen leben könnte, so könnte man ihrer Beobachtung entgehn. Aber ist es möglich, ohne Menschen angenehm

zu leben, und auch nur die täglichen nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen? Und kann man irgendwo aus der menschlichen Gesellschaft herausgehn? Oder wie wärs, wenn ich, wie Robinson, mich auf einer wüsten Insel anbaute, wo ich ganz allein wäre?

Wie erfahre ichs wol, was die Menschen von mir urtheilen?

Wie mache ich es, dass sie so von mir urtheilen, wie ich es will?

Wie machen es doch einige Menschen, dass sie gefallen, und wie geht es zu, dass manche andre so sehr misfallen? Liegt es in ihrer Gemüthsart? In ihrem Anstande? In ihren Sitten? In ihrer Gefälligkeit oder Grobheit? In ihren Kenntnissen oder ihrer Unwissenheit? Oder liegt es in allem diesen zusammengenommen?

3.

Bericht über eine Reise in die Alpen.

[1798.]

[Text nach dem Msc. Nr. 2075 der Königsberger Universitätsbibliothek.]

Wo der ewige Winter in tiefe Thäler hinabsteigt — wo aus nächtlichem Dunkel das Metall bey der Lampe des Bergmanns hervorglänzt — wo die äussersten Wohnungen der Menschen die letzten Zufluchtsörter der Gemsen begränzen: da bin ich gewesen. Ich habe gesehn, wie milde Regenbogen in brausenden Wasserfällen schimmern; wie eine stärkere Menschengattung den rauhesten Klippen Nahrung abzwingt, wie Wohlstand und Frohsinn den Kampf mit der Natur belohnen. Ich selbst fühle mich rascher, stärker; kaum konnten mich die Höhen der Scheideck und der Wengernalp ermüden; die drei gepriesenen Thäler Lauterbrunn, Grindelwald und Hasli, gaben auch mir neues Leben.

In der Nähe des Brienzer Sees hatte ein reissender Waldstrom ein ganzes Dorf verwüstet; dies gab die Veranlassung zu meiner Wanderung. Der Hr. Landvogt Steiger, der ehemals jene Gegend verwaltete, und zu dem man noch oft von dorther wallfahrtet, um einen „väterlichen Rath" zu hohlen, reiste dahin, um im Namen der Regierung den Unglücklichen zu helfen. Er liess sich von seinen beiden ältesten Söhnen und mir bis Interlaken begleiten. Hier ist der Eingang zu den Bergklüften, worin jene Thäler liegen, und von hier aus setzten wir unsre Reise allein weiter fort.

Ungefähr 8 Tage vorher, ehe wir unsern Weg antraten, gab der Hr. Landvogt die Erlaubniss dazu. Nun wurden Bücher, Landkarten, Zeichnungen zu Rathe gezogen, mit den Nachrichten der Bücher verglichen die Knaben, was sie sich von ihrem ehemaligen Aufenthalte daselbst erinnerten; Herr Pfarrer Wyttenbach zeigte uns seine mineralogischen Merkwürdigkeiten aus der dortigen Gegend; und vorzüglich wurde täglich über das Wetter Rath gehalten. Schon hatte die Dürre 14 Tage

---

13 Wangernalp HR.

HR 73—74.

lang angehalten, noch immer zeigte sich kein Wölkchen; der Himmel schien uns allen Regen aufzusparen. Erst am Tage vor unsrer Abreise überzog er sich, ein heftiger Wind drohte mit einem furchtbaren Wetter. Es ward wieder nichts; am letzten Julius morgens früh fuhren wir bei völliger Heitre von Märchligen aus. Zwischen fruchtbaren Feldern und Wiesen, auf denen hie und da schöne Landhäuser zerstreut liegen, durch eine Allee von Kirschbäumen, die nur von wohlhabenden Dörfern unterbrochen wird, kamen wir den hohen Schneespitzen immer näher, von denen die aufgehende Sonne zurückstrahlte. In Thun sahen wir die Aussicht vom Schloss, auf den Ausfluss der Aar aus dem See; die Stadt selbst zieht durch ihr Aeussres die Aufmerksamkeit wenig auf sich. Wir setzten uns zu Schiffe, und fuhren vor Oberhofen vorbey, wo die Eltern meines Freundes May wohnen; meine neugierigen Augen suchten sie umsonst am Fenster. Die beyden Ufer des Sees machen einen reizenden Contrast; an der einen Seite senken sich sanfte Wiesen, Rebhügel, und Wäldchen herab, längs der andern zieht sich die steile Felsenkette des Stockhorn hin. Bald war sie hinter uns, auch das Schloss Spietz, das Dorf Aeschi; die triangelförmige Fläche des hohen Niessen ging neben uns vorbey; die Aussicht auf den Eiger und den Weg über die Gemmi verlor sich hinter den nähern Bergen, während eines heitern Gesprächs, wodurch der Hr. Landvogt den Weg verkürzte. Der See war zurückgelegt, beym neuen Hause am Ufer empfing uns eine alte Kutsche, die sich seit einiger Zeit in Interlaken von einem Landvogte auf den andern fortgeerbt hat; und brachte uns bequem und schnell dorthin. Ein Bekannter erschien nach dem andern; Freude, Zutrauen, herzliche Anhänglichkeit war auf ihren Mienen und in ihren Reden; einer drängte den andern mit seinen Erzählungen, und Hr. Steiger ging mit solcher Gefälligkeit in alles ein, dass er für die armen Schüsseln, deren der Wirth eine unendliche Zahl aufsetzte, gar keine Zeit übrig behielt. Ein Stück gebratene Gems ward eingepackt, um nach seiner Heimath zurückzukehren, und oben auf der Wengernalp von uns verzehrt zu werden. Nach Tische fanden wir nun alles mit Wolken bedeckt, der lang gefürchtete Regen strömte von den Bergen herab. Nachmittags um 5 Uhr gab indess ein Sonnenblick das Zeichen zum Aufbruch, wir nahmen Abschied von Hrn. Steiger, und traten in das enge Lauterbrunner Thal ein. Dieses läuft rechtwinklicht aus dem von Interlaken südwärts, dahingegen das letztre von Westen nach Osten gerichtet ist und vom Brienzer- und Thunersee eingeengt wird, welche von beyden Seiten zwischen den parallellaufenden Gebürgen hereintreten. Unser Weg führte an der Lütschine hinauf, deren ganzer Lauf beynahe nur eine Cascade ist, und die beständig einen starken Dampf und einen kalten Wind vor sich her treibt. Durch die hohen bewaldeten Felsenmauern blickte an-

18 gingen HR. — 31 Wangern-Alp HR. — 37 letztere HR. — 40 Lütschinen Msc. HR 74—75.

fangs der nackte Scheitel der Jungfrau herdurch; schade nur, dass alles sich bald in feuchten Nebel einhüllte. Karl war beständig mit frohen Erinnerungen aus seiner Kindheit beschäftigt, er hatte unaufhörlich zu erzählen, und machte mir viel Freude. Als es aber immer dunkler wurde und der Nebel unsre Kleider immer mehr durchdrang, verstummten wir einer nach dem andern, und eilten dem Wirthshause zu, das uns mit Speise und Trank und Schlaf viel besser erquickte, als man in einer solchen Schlucht hätte erwarten sollen. Aber die Nähe des Staubbaches, den man vom Fenster aus sieht, hat hier, seitdem das Reisen Sitte geworden ist, Tisch und Bette gar mächtig reformirt, sowie man überhaupt in der Schweiz im Ganzen weit besser und weit kostbarer bewirthet ist, wie in Deutschland; nur muss man sich schlechtmöblirte, ungemalte Zimmer mit hölzernen Decken gefallen lassen, welches so viel unangenehmer ist, je mehr die Natur das Auge des Fremden an das Schöne gewöhnt. — In der Nähe des Wirthshauses zu Lauterbrunn sind einige herrliche Standpunkte, um die Hütten, die Wäldchen von Laubholz am Strom und auf der Höhe der Gebirge, mit den senkrecht ins Thal herabsteigenden Kalkfelsen, und den vielen herabstürzenden Wasserbächen, zu schönen Landschaftsparthien vereinigt zu sehen. Vorzüglich freute mich die Aussicht vor der Chorbalmhöhle, die dem Staubbach gerade gegenüber liegt; unter ihrer Wölbung, welche die Landschaft wie ein Rahmen einfasste, sah ich das berühmte Farbenspiel im Staubbach, einen der stärksten Fälle der Lütschine, das Dorf Lauterbrunn, und einige der schönsten Felsen und Baum-Gruppen. Die Chorbalmhöhle selbst — das erste, was wir am folgenden Morgen besuchten, — soll von einem Menschen, der hier grosse Crystalle zu finden hoffte, in den Berg gegraben sein. Wahrscheinlich verführten ihn zu dieser Hoffnung die vortrefflichen Kalkspathe, die man hier in grosser Menge findet, und die unsre Mineralien-Säcke, welche vorzüglich für das Bergwerk mitgenommen waren, schon fast halb füllten. Denn Ludwig und Karl fanden nach jedem schönen Steine einen noch schönern, und wollten lieber ihre Schnupftücher zu Hülfe nehmen, als von den schon gesammelten etwas zurücklassen. In das Innere der Höhle hineinzugehen, verhinderte uns der enge, steile, verschüttete, und vom durchsinternden Wasser feuchte Weg; auch eilten wir lieber zum Bergwerke, das 2 Stunden weiter hinten im Thale liegt. Der Weg dahin erhebt sich nach und nach; allmählich verschwinden die Erlen, Buchen, und Ahornen; rechts sieht man ungeheure, von den Höhen herabgestürzte Granitblöcke liegen; das Gebürge selbst hat hier statt des Kalks, Gneiss und Hornstein, worin die Bleyerze brechen; auch ist weisser Schwerspath eingemischt. Dem Fusse der Schneespitzen gegenüber, in einer von Tannen spärlich besetzten, wilden Gegend liegt das Bergwerk, welches hauptsächlich Bley, zum Theil Silber, auch Zink, giebt, den man aber nicht benutzt. Die Erzgänge haben sich aber jetzt verloren; man unternimmt eine lange und

kostbare Arbeit, um sie wieder zu finden. Von dem grössten Stollen aus, der horizontal in den Berg hineingeht, macht man hinten zwey Kreuzwege nach beyden Seiten hin; alles wird mit Pulver gesprengt, wobey ein solcher Wind durch den Stollen fährt, dass alle unsre Lämpchen bey einem solchen Schusse verlöschten, ungeachtet wir nach der Warnung der Bergleute die Hände vorhielten. Schon seit 4 Wochen arbeitete man Tag und Nacht an den Kreuzgängen, und doch waren nur erst wenige Schritte gewonnen. Vor dem Eingange des Stollens, auf der sogenannten Halde, liegt das ausgegrabne Erz, und erwartet die Zeit, da man genug gefunden haben wird, um es mit Vortheil auszuschmelzen. Vorläufig steht es den Mineraliensammlern offen; wir wurden hier so reich, dass wir unsre Schätze kaum nach Hause tragen konnten, und dass uns die Wirthin gleich noch einen Sack nähen musste, damit auf unserer fernern Reise den Taschen und Schnupftüchern nicht gar zu viel zugemuthet würde. — Der Bergwerksaufseher, Hr. Schlatter, zeigte uns mit vieler Gefälligkeit die Schmelzöfen, und beschrieb uns, so gut als möglich, die verschiedenen Arbeiten, wodurch das Erz dazu vorbereitet wird, das Pochen, Schlichen, und Rösten. — Auf dem Rückwege liessen Karl und ich uns noch vom Regen des Staubbachs durchnässen; der, unten am Fall gesehen, so klein er auch diesmal war, der erstaunlichen Höhe wegen, die über 900 Fuss beträgt, doch einen grossen Eindruck macht.

Nach einer zweyten Nacht, die wir in Lauterbrunn zubrachten, machten wir uns früh Morgens auf den Weg über die Wengernalp, wobey man von der Höhe die schönsten Aussichten auf die Kette der Berner Eisgebirge haben soll. Wir erblickten statt dessen, einige Parthien des Thales abgerechnet, wodurch der erste Anfang des Weges interessant ward, fast nur ungeheure Wolkengebirge, unter und neben und über uns, die der Wind beständig hin und her trieb, und durch welche hie und da wunderbare Sonnenlichter auf die Gegend fielen. Die erste steile Wand, welche an der einen Seite das Lauterbrunner Thal einschliesst, ist bald erstiegen, und der schwierigste Theil des Weges ist in der That jetzt zurückgelegt; denn nun wendet er sich seitwärts durch eine schmale, aber lange, grüne, gegen das Thal hin nur wenig abhängige Flur; näher der Spitze, wo die Wälder aufhören, wird er wieder steiler, und oben findet man einen gewölbten Bergrücken, der immer noch mit dem schönsten Futter für das Vieh bewachsen ist. Hier, in einer Höhe von ungefähr 9000 bis 10,000 Fuss über der Meeresfläche, etwa $^2/_3$ von der Höhe des Mont-blanc's, und auf ähnlichen umliegenden Gipfeln, werden die Käse verfertigt, welche so weit umher von lüsternen Gaumen verschrieben werden. Die Sommerpalais der Hirten dort oben bestehen aus einem Quadrat, welches für

24 Wangern-Alp HR.

HR 76—78.

einen ungeheuren Milchkessel, einiges hölzernes Geräthe, und 2 oder 3 Männer gross genug ist; davor sind an 2 Seiten noch ein Paar kleine Hallen. Um uns zu Mittag mit Rahm, Käsemilch, und Zieger zu bewirthen, setzte man statt des Tisches ein dickes, oben ebnes Stück von einem Baumstamm in die Halle, bedeckte es mit einem reinen Tuche von grober grauer Leinwand, brachte mit dem Rahm und Zieger (einer Art weichen Käses) 3 hölzerne Löffel und 1 kleines Messer, das ehemals von einer Hobelbank verworfen zu seyn schien, und 3 Stühle — ja die Stühle muss ich, trotz ihrer ausserordentlichen Simplicität, etwas genauer beschreiben. Man denke sich die Hälfte von einem cirkelrunden Brette, in der unten ein ganz kurzer Stock oder Stab steckt, und die zu beyden Seiten mit Bändern versehen ist, welche man nach Gefallen um den Leib binden, und dann mit seinem Stuhle laufen kann wohin man will. Der Stock macht mit den beyden Füssen des Sitzenden 3 Füsse, und so ist man nun in einer glücklichen Mitte zwischen Stehen und Sitzen, wovon diejenigen, die nie andre als vierfüssige Stühle kannten, schlechthin keine Idee haben können. Frey und gelenkig kann man sich links und rechts drehen und schaukeln; nur ein wenig Vorsicht bedarf's, damit das hölzerne Bein nicht gleite. — Man ist hier am Fusse der nackten und völlig schroffen, an ihren abhängenden Seitenflächen mit Gletschern und Schnee bedeckten Felsen, welche das Jungfrauenhorn ausmachen. So nahe man auch die Spitzen der Jungfrau, des Mönchs und Eigers hier hat, so selten liess der vorbeywehende Nebel sie durchschimmern. Das Spiel des Windes trieb ihn nach allen Richtungen, oft nach entgegenstehenden zugleich, hin und her. Uebrigens schienen mir diese Berge hier und in Grindelwald bey weitem weniger schön, als in Märchligen, wo man die Häupter der ganzen Kette, an heitern Tagen gleich unkörperlichen Lichtgestalten über einem feinen Dunste schweben sieht, der den Fuss verbirgt, und das Auge fast eine Durchsicht in eine unendliche Ferne glauben macht. Aber man muss in Märchligen gewohnt haben, um zu begreifen, wie jemand auf jenen Höhen noch schwer zu befriedigen seyn könne! — Freylich kann ich nur ahnden, was ich wol gesehen haben möchte, hätte mir der Nebel einen freyen Blick vergönnt. Auf der Spitze wurden wir von ihm so völlig umzogen, dass unser Führer selbst sich verirrte, und wer weiss, wohin wir gekommen wären, wenn dies länger als einige Minuten gedauert hätte. Der Himmel erleichterte sich durch einen heftigen Gewitterregen. Durchnässt stiegen wir nach und nach in das vor uns ausgebreitete Grindelwaldthal hinab. Der erste Eindruck desselben auf mich war gar nicht günstig, auch hat es mich überhaupt am wenigsten interessirt. Zwar besteht der Hintergrund desselben aus breiten, colossalischen Felsmassen, welche die berühmten Gipfel des Eigers, Schreckhorns, und Wetterhorns tragen; zwar senken

1 einiges hölzerne Geräth HR.

HR 78—79.

sich zwischen denselben vom obern Eismeere die beyden Gletscher herab; zwar werden diese von der sanftesten grünen Flur aufgenommen, die mit Häusern und Bäumen allenthalben besäet ist, und von der schwarzen Lütschine durchschnitten wird. Aber — abgerechnet, dass die Luft während meines dortigen Aufenthaltes nie völlig rein war — so vermisse ich hier neben der wildesten Grösse, und der lachendsten Sanftheit, das wesentlichste Verbindungsglied beyder, das eigentliche edle Schöne. Es sind hier keine Gruppen von Wäldern, Wiesen, Dörfern; eine bunte, aber sich allenthalben gleiche und einförmige Mischung von diesem allem deckt das ganze Thal, und das Auge kann auf der weiten Ausdehnung desselben lange herumirren, ohne einen vesten Punct zu finden. — Nach einer kurzen Ruhe von dem 7stündigen Wege über die Wengernalp gingen Karl und ich noch am nämlichen Abend zum untern Gletscher, kletterten die ungeheuren Steinhaufen, die ihn umgeben, hinan, und fanden statt des ehemaligen prächtigen Eisgewölbes, aus welchem die Lütschine hervorgebraust seyn soll, — das aber jetzt, beym jährlichen Abnehmen des Gletschers, weggeschmolzen ist, — einen andern trefflichen Anblick. Zwischen 2 Felsen steigt das Eis, das sich von oben herüberkrümmt, als eine mächtige Säule in die Tiefe hinunter; neben ihr, wo der eine Felsen hervorspringt, regnet das geschmolzene Wasser hinab in einen Schlund, den es sich selbst in das Eis gegraben hat; in diesen Regen sandte die scheidende Sonne zum Abschiedsgrusse den schönsten Regenbogen hinab, den ich je gesehen habe. Wir rissen uns mit Mühe von diesem Platze weg, um noch die höher liegenden Eisthürme, Zacken, und Spalten, aus denen der Gletscher selbst — denn jenes war sein Ende — besteht, genauer zu sehn. In eine dieser Spalten gingen wir hinein; es war uns unbeschreiblich wohl in dieser glatten, klaren, wunderbar gewölbten, an den Seiten durchscheinenden, hinten in dunkelblaue Klüfte sich verlierenden Höhle; mit kindlichem Behagen liessen wir uns von dem herabtriefenden Wasser benetzen. Ein kleines Mädchen war uns nachgeklettert über die Steine; schweigend folgte sie uns auf und ab auf dem äusserst beschwerlichen Gange, der mit einem Wege keine Aehnlichkeit hatte; da wir herunter waren, gesellte sie sich zu einer Frau, die uns freundlich grüsste, und Gott dankte, dass wir und das Mädchen wieder da seyen; schon habe sie uns verloren geglaubt; schon sey sie im Begriff gewesen, den Vater des Mädchens zu hohlen, damit er wenigstens unsre Leichen aus dem Schutte hervorsuchen solle. Nach dieser Einleitung bot sie uns einen Straus Erdbeeren an; und bat nach der Bezahlung höflichst, wir möchten doch dem Mädchen, das ihn habe pflücken helfen, auch etwas geben. Dergleichen feinere Betteleyen sind in Grindelwald äusserst häufig; auf den Wegen nach den Gletschern warten allenthalben Weiber und Mädchen mit Rosen, oder mit Crystallen

13 Wangern-Alp HR.

HR 79—80.

auf die vorübergehenden; auch bieten sie mit der ernsthaftesten Miene Gold für ein paar Batzen (Groschen) zum Verkauf an, als ob sie gar nicht wüssten, dass es nur Markasiten sind, die sich hier sehr häufig finden, und die in der Farbe und im Glanze mit jenem einige Aehnlichkeit haben. Beym Abendessen fanden wir noch einige andre Reisende; und der Wirth unterhielt die Gesellschaft mit einer fürchterlichen Geschichte, die ihm selbst begegnet ist.' Er verfolgt auf einem der beiden Gletscher einen Bock; indem er über eine Schlucht im Eise springen will, fehlt er, und fällt — seiner Angabe nach — 64 Fuss tief hinab. Mehrere Stunden lang kriecht er in den Höhlen, die mit mancherley Krümmungen unter dem Eise fortlaufen, herum; kömmt 2 Mal wieder an denselben Platz, wo er niedergefallen war; und findet endlich einen Weg durch die Oeffnung, welche das im Gletscher geschmolzene Wasser herauslässt. Erst jetzt bemerkt er, dass er den Arm gebrochen habe. Dieser ist doch in der Folge glücklich geheilt. Die Geschichte machte auf uns alle grossen Eindruck; besonders aber wurde ein österreichischer General, der neben mir sass, davon durch Mark und Bein erschüttert. Vorher hatte er in stolzer Ruhe sich, seinem Reisegefährten, und einer Dame aus allen Schüsseln zuerst vorgelegt, und dann der übrigen Gesellschaft erlaubt, sich selbst zu serviren; und mir, da ich ihn bedauerte, dass er den Regenbogen im Staubbach nicht gesehn habe, sehr trocken geantwortet, „man könne sich das hinzudenken". Jetzt konnte er gar nicht aufhören, sich selbst zu der Situation des Wirths hinzuzudenken, und sich mit demselben unter dem Eise in einem ewigen Cirkel herumzudrehen. Ganz anders wirkte die nämliche Geschichte auf einen Rathsherrn von Zürich, den sie zu einer psychologischen Untersuchung zu veranlassen schien; denn er fragte mit übergeschlagenen Beinen und Armen und einer äusserst tiefsinnigen Miene den Wirth: „was in dem Augenblicke, da er niedergefallen, seine allererste Empfindung oder Gedanke gewesen sei?" Dieser wusste darüber keine Auskunft zu geben, die nur von weitem einem Beytrage zum Magazin der Erfahrungsseelenkunde ähnlich gesehn hätte.

Der folgende Tag, den wir ganz in Grindelwald zubrachten, war der mühsamste von allen, aber bey weitem nicht der belohnendste. Ein Führer erbot sich, uns aufs Eismeer zu geleiten. Ungefähr 2 Stunden lang ging der Weg den Mettenberg hinan, durch einen Tannenwald am untern Gletscher, auf welchen man von oben herab sieht. Es ist bey weitem der steilste Weg, den ich bis jetzt kenne. Dann mussten wir an der Hand des Führers auf Absätzen des Felsen fortgehn, wo oft nur Raum genug war, den Fuss halb hinzustellen, daneben die steilste Höhe, und die jäheste Tiefe. Da wir endlich an den Platz kamen, wo man aufs Eis hinab steigt, fand er den Gletscher so tief hinab weg-

7 verfolgte HR. — 32 gesehen HR. — Wettenberg HR.

HR 80—81.

geschmolzen, dass er Karln und mir nicht rieth, ihm zu folgen; Ludwig aber, der nach seinem Zeugnisse „wie eine Gems“ klettert, kam glücklich hinunter. Dies Eismeer ist übrigens, wie man auch von meinem Standpunkte aus deutlich sah, von Schlünden so zerrissen, und überdas von Steinen und Schmutz durch die herabstürzenden Lauinen so bedeckt, dass es der Vorstellung einer unendlichen spiegelglatten Fläche, zu der die Benennung verleitet, nicht im mindesten entspricht. Ludwig brachte als Trophäen einige artige Crystallisationen zurück, und damit stiegen wir wieder hinab. An dem obern Gletscher, den Karl und ich den Nachmittag noch besuchten, sahen wir nichts, was gestern der untere uns nicht schon schöner gezeigt hatte.

Unsre Hoffnung, am nächsten Morgen auf der Scheideck Ersatz zu finden, für das, was wir durch die ungünstige Witterung auf der Wengernalp verloren hatten, war wieder vergebens; der Nebel liess nur selten einzelne Schneeberge durchblicken und uns nie das ganze grosse Schauspiel auf einmal sehen. Wir eilten so viel lieber hinab ins Haslithal. Brausend und schäumend stürzt von Klippe auf Klippe neben dem Wege der Reichenbach, in einer anziehend wilden Gegend; bald erscheinen nun auch die kühnen Felsenparthien jenes Thals mit ihren grünen, allmählich zu noch höhern Bergen sich aufthürmenden Decken von Fluren und Wäldern; endlich erblickt man tief unten das schöne Dorf Meyringen, in einer schmalen, aber langen, völlig flachen, von der Aar durchflossenen Ebene; die gegenüber stehenden Felsen sind durch drey herabschäumende, der Gegend oft gefährliche Bäche verziert. Der Weg verlässt jetzt den Reichenbach; bald aber führt ein Fusssteig wieder zu ihm hinan, ein heftigeres Brausen verkündigt seinen ersten grossen Fall, und auf einmal ist man mitten in seinem Regen, der weit umher die Wiese benetzt. Je herrlicher der Anblick ist, hier, und beynahe noch mehr beym untern Fall, wo der Bach sich ganz ins Thal hinabstürzt, — je trefflicher sich die ganze Umgebung von Laub und Felsen mit dem stäubenden Wasser und seinem 3fachen Regenbogen zum schönsten Ganzen vereinigt, desto weniger werde ich den eiteln Versuch einer Beschreibung wagen. Träume habe ich dort geträumt — für mich so schön wie die Farben des bunten Bogens, nur dass nicht jede heitre Morgensonne sie mir, wie dem Wasser dort, erneuert. Aber dass ich ihn wiedersehn wolle, darauf habe ich dem Reichenbach mein Wort gegeben; — wann, davon weiss ich nichts; irgend einmal, das ist gewiss.

Wir waren kaum im Wirthshause, so hatte sich Ludwig schon mit Mineralien und ihren Verkäufern umringt; es war das erste, wornach er den Wirth fragte, und das ganze Dorf schien diese Frage gehört zu haben. Es scheint, dass die dort häufigen Crystalle noch häufiger Lieb-

1 Carl HR. — 14 Wangern-Alp HR. — 40 wonach HR.

HR 81—83.

haber unter den Fremden finden. Nachher schlug man uns vor, in die Kirche zu gehen, die eben so artig ist, als die Häuser des Dorfs, welche den Wohlstand desselben schon von aussen deutlich durch ihre Verzierungen zeigen, ob sie gleich meistens nur von Holz sind. Unterwegens erkannte die Frau des Landammanns von Hasli die jungen Steiger, wir wurden heraufgerufen und ganz mit derjenigen offenen, aber sorgfältigen Freundlichkeit empfangen, die wohlhabenden Landleuten in ähnlichen Fällen so besonders eigen ist. Wir fanden beym Landammann den Pfarrer und ein Paar Herrn von Bern, diese alle begleiteten uns nachher in die Kirche mit noch einigen andern aus dem Dorfe. Der Schulmeister war so höflich, uns auf der Orgel zu spielen und spielen zu lassen. Endlich wurden wir zum Frühstück auf den folgenden Morgen vom Landammann eingeladen. Wir gingen nun nach Hause,

Und erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,

legte ich mich so behaglich als möglich ins Fenster; die Bilder alles des Schönen, was ich am Tage gesehn hatte, traten mit hellen Farben vor meine Seele; ich freute mich lebhaft, gleich von so vielen wohlwollenden Mienen in Meyringen empfangen zu seyn, und öffnete alle Sinne dem Genusse des schönen Abends. Ein paar weibliche Stimmen mir gerade gegenüber begannen ein sanftes Lied; Ludwig, der im andern Fenster stand, und der sehr artig flötet, fiel mit ein, und das Lied tönte noch so viel süsser. Ich horchte lange zu; nur Schade, ich verstand die Worte nicht. Ohne Zweifel wars eine Scene aus der Idyllenwelt, was die Schönen dieser Hirtenflur so lieblich besangen. In den Wendungen des Liedes lag so etwas schalkhafttriumphirendes; ein Dichter hätte vielleicht die Stimmen zweyer Bräute zu hören geglaubt, die einer Spröden Amors nahen Sieg prophezeyhten. Wer weiss, wohin meine Phantasie sich verloren haben würde, wäre nicht Ludwig zu mir getreten, mit einer sehr fröhlichen Miene, und mit den Worten: „Es ist das à la mort Lied, man bläst es, wenn man einen Hasen geschossen hat.“ Unwillkürlich richtete ich mich auf, drehte mich um, ging zur Thüre hinaus, ging draussen auf und ab, setzte mich auf der Gallerie an der andern Seite des Hauses, wo man das Rauschen des Reichenbachs hört: — vergebens! der Aerger wollte nicht weichen. Ich sah das zappelnde Thier in der blutigen Hand des Jägers, sah ihn, wie er es in seiner Schadenfreude mit plattem Hohnlächeln anblickt, wie er sich für einen ganzen verlornen Tag nun überflüssig belohnt fühlt. Der Lohn sey ihm gegönnt; aber darf er, um seinen armseligen Triumph der ganzen Gegend zu verkünden, solche Melodieen entweihen? Lässt dazu der Musik heilige Göttin sich misbrauchen? Und wohin hat sich die Weiblichkeit verirrt, die mit ihrer sanften Kehle so die Wildheit des Jägers verherrlicht?

4—5 Unterwegs HR. — 9 Herren HR. — 19 Sinnen Msc.
HR 83—84.

Die mit Sirenengesange einen armen Fremdling, der den Gesner in der Tasche trägt, so bitter täuscht? Konnte das hier, hier in Hasli, hier in Arkadien geschehn? — Solche Gedanken warfen mich noch eine Viertelstunde lang im Bette hin und her. Ich Thor! wozu sollten denn den Jünglingen von Hasli ihre schnellen, sichern Beine, und ihre markigen Knochen, als um Gemsen zu schiessen und, wenn sie nichts Besseres finden, Hasen? Und sollten denn die Mädchen von Meiringen ihr Arkadien lieber zur Einöde werden lassen, um nur die rüstigen Jungen fein empfindsam zu hassen?

Ich lasse den geneigten Leser — den ich aus Bescheidenheit nur im singulari anrede — über mich lächeln und schleiche mich still fort zu den Spaziergängen, die mich Tags darauf so herrlich erfreuten, am Reichenbach, und der tiefen, engen Felsschlucht, welche der gewaltigen Aar den Eingang ins Thal öffnet. Allein gehe ich die geheimnissvollen Wege, durch die Wälder, durch die Dornen, zu dem Hügel, wo ich endlich den dumpfbrausenden Strom tief unter mir entdeckte. Ohnehin bin ich's müde, Landschaften mit der Feder zu kritzeln.

Zu höflich bin ich ferner, den Leser an der üblen Laune Theil nehmen zu lassen, womit ich den nächsten Morgen auf einem rasselnden Wagen Meiringen verliess und mich von Brienz aus über den mit hohen waldigen, aber etwas einförmigen Gebirgen umgebenen See nach Interlaken überschiffen liess. Der schöne Kreis war nun durchlaufen, der Eingang ins Lauterbrunner Thal lag wieder vor mir, aber umsonst winkte die herüberblickende Jungfrau. Nachmittags schloss mich der Regen ins Zimmer ein; ich schwatzte mit Steck vom Hasli. Noch ein schöner Augenblick war mir bestimmt. Der Hr. Landvogt war so gütig gewesen, ein Billet dort zurückzulassen, das mich am Ufer des Brienzer See's hinauf zum Schatten von einem Paare alter Nussbäume leitete, wo der See eine breite blaue Fläche vor mir ausstreckte, umkränzt von Dörfern, Wäldern, nahen und fernen Gebirgen: — aber ich wollte ja nicht mehr Landschaften kritzeln! — Lange ruhte mein Auge auf der blauen Fläche, und ich dankte meinem Führer — dann machte ich mich auf, pflegte des Leibes zu Interlaken, half mich über den Thunersee zurückrudern — und am andern Morgen in aller Frühe, 8 Tage nach unsrer Abreise kehrten wir von Thun wieder nach Märchligen wieder zurück.

14 öffnen Msc. — 18 ferner, denselben an Msc. — 35 Thun nach HR. HR 84—85.

4.

Ueber philosophisches Wissen und philosophisches Studium.

[1798.]

[Text nach HR 231—246.]

---

[231] Reicht mir die Hände, Ihr Freunde! So als Freunde gesellt wollen wir dem Vorhofe einer heiligen Stätte entgegen gehen.

Gleiche Ahndungen hatten uns verbunden; in gleichen Vorgefühlen waren wir glücklich. Aber wir wollten mehr als ahnden; schauen wollten wir, und ausführen. Vielleicht weniger durch eines Jeden freien Entschluss, als durch die Verschiedenheit der Kräfte getrieben, die wir in uns zu finden glaubten, gingen wir eine Zeitlang auseinander, sahen und vernahmen uns weniger. Weiter als einen der Andern, hat sie mich abwärts geführt, jene ernste Muse, deren helle Stimme durch weite Fernen tönt und ruft, aber die vielleicht, einzig unter ihren Schwestern, nie die Erde betrat. Aus einer höhern Region, scheint es, klingt diese Stimme hernieder; oder soll ich etwas anders daraus schliessen, dass die Wege, auf denen sich unsere Zeitgenossen ihr zu nähern glauben, fast in entgegengesetzten Richtungen laufen? — Oft habt Ihr mich seitdem zu gemeinschaftlichen Erholungen eingeladen; mit froherm Muthe, als bisher, kann ich jetzt daran Theil nehmen. Heiterer kann ich Euch danken, wenn Ihr ein Lied mir singen, oder von dem, was Ihr lerntet und erfuhret, mir erzählen wollt. Versuchen wenigstens will ich, auch von meiner Seite Euch mitzutheilen, was ich gedacht habe, was ich jetzt klarer als ehemals zu denken glaube.

[232] Ich freue mich nicht wenig über den Grad von Uebereinstimmung unter uns, den das voraussetzt, dass Ihr für diese Stunden, die wir der Geselligkeit geben dürfen, statt leichterer Unterhaltungen — Untersuchungen bestimmtet. Herzlich danke ich Euch das Zutrauen oder die Freundschaft, die Euch Zeit und Mühe wagen heisst, um aus meinen Gedanken Wahrheit oder wenigstens mich herauszufinden. Zeit und

Mühe — und Geduld und Sorgfalt, manchmal auch peinliche Anstrengung — die, wisst Ihr, hat mich, was ich nun habe, gekostet. Seid Ihr bereit — seid Ihr gefasst, sie mit mir zu theilen? — Ohne Zweck und Absicht, ohne Plan, habe ich nicht gearbeitet; genügt Euch das zum Fortschreiten, dass Ihr wisst, warum, und warum gerade so unsere Schritte sich wenden, so werden wir hoffentlich nicht vor der Zeit ermüden. Auch das darf ich Euch sagen: die Kraft, die ich anwandte — jeder andere Genuss und Gewinn, dem ich für diese Arbeit entsagte, gereut mich nicht. Aber um eins lasst mich Euch bitten: um Vorsicht — oder wie soll ich sonst die sinnende Stille des Geistes nennen, die Verzichtleistung auf jede Willkürlichkeit im Denken, auf jeden blossen Einfall, der schneller als das regelmässige Forschen zum Ziele zu gelangen wähnt — die Hingebung an die nothwendige Folge der Gedanken; oder, wenn diese, wie es fast bei jedem Schritte zu geschehen pflegt, abbricht und sich nicht weiter spinnen will: das geduldige, auch Jahre durchharrende Warten, bis eine gute Secunde unsere Vorstellungen so gesellt, wie es der Forderung des Princips nun gerade gemäss ist. Nicht Zweifel, aber diese Vorsicht, möchte ich glauben, sei der Weisheit Anfang. Kein vorsätzlicher Verdacht wolle der Ueberzeugung wehren, wenn sich eine in uns erhebt; aber möchte doch beständig in uns eine unbestechliche Unterscheidungskraft wachen, zwischen dem, was genau dem Problem als seine Auflösung zugehört, und zwischen den fremden Ideen, welche die Phantasie unvermerkt in die Schlussfolge einzuschieben liebt, und wodurch sie den ganzen fernern Lauf derselben verfälscht. Wie äusserst leicht solche Täuschungen auch die grössten Denker übereilen, davon zeigt die Geschichte der Philosophie so viele Beispiele, von Demokrit's Atomen bis zu Leibnitzen's Monaden; und mich erinnern Kant's Formen des Anschauens und Denkens, und Fichte's Spontaneitäten, auch [233] unser Zeitalter und mich selbst dafür nicht sicherer zu halten. Könnt Ihr solche Täuschungen mir aufdecken, als Wohlthat werde ich das ehren, und gern vom Truge mich reinigen, sollte auch eine Menge vermeinten Wissens mit dahinschwinden; aber in keiner Eurer Bemerkungen, sie sei Beifall oder Tadel, würde ich jene Vorsicht ohne Bedauern vermissen können. Mir gilt jedes Urtheil, wenigstens eine Zeit lang; und es schmerzt mit, wenn ich mich gezwungen sehe, es gering zu schätzen. Ungern sehe ich irgend eine Stimme sich verdächtig machen; jede wünschte ich als ein Zeugniss für die Wahrheit anerkennen zu dürfen, und so auch für oder wider das, was mir als Wahrheit erscheint. — Denn ich bedarf der Zeugnisse; die Evidenz, deren schon so viele sich rühmten und rühmen, und die nothwendig bei jedem entstehen muss, der sich in seine Vorstellungsart erst eingesponnen hat, ist mir nichts weniger als hinreichend; und noch mehr scheue ich diejenige Verführung, die mich überreden will, ich hätte nicht geirrt, weil ich nicht gerade auf die Art geirrt haben würde, wie

dieser oder jener grosse Mann, dessen Behauptungen ich mir widerlegt habe. — Wenn ich ein philosophisches System in allen seinen Untersuchungen mit sich übereinstimmen, und an der Erfahrung, die es erklären soll, sich bewähren sähe; wenn es die vielen Fragen, die nun seit Jahrtausenden auf Antwort warten, unaufgefordert und gleichsam von selbst, in einer durch sein Princip bestimmten Ordnung durchginge und befriedigende Auskunft darüber gäbe; wenn es endlich jedes Urtheil, das nicht offenbar Missverstand zeigte, für sich gewonnen hätte, dann erst würde ich eingestehen, dass nun, nachdem jeder äussere Zweifel gehoben wäre, seine innern Gründe vollen Glauben verdienten. Das ist wirklich der Fall bei der Mathematik; und darum *glaube* ich ihr. Wundert Ihr Euch über diesen Ausdruck? Und ist es Euch vielleicht anstössig, scheint es Euch die Würde der Vernunft zu beleidigen, wenn äussern Zweifeln gegen innere Gründe so viel Gewicht eingeräumt, und von den letztern nicht das erwartet wird, was im strengsten Sinne Gewissheit heissen kann? Verweilen wir einige Augenblicke bei diesen Betrachtungen; es sind Vorblicke auf das Folgende.

Die innern Gründe, die Beweise eines Systems, sollen uns durch ihre Verknüpfung überzeugen. Aber vor unsern [234] Augen muss aus dem Grunde die Folge hervorspringen, oder sie ist nicht mehr Folge. Wer den einen Vordersatz des Schlusses aus den Augen verliert, indem er den andern betrachtet, der hat immer nur einen allein, und so ergiebt sich ihm nie die Conclusion, die nur beide vereinigt ihm abdringen, und dadurch rechtfertigen würden. Im weitern Fortschritt entwickelt nun das Räsonnement immer wieder Folgen aus Folgen; es rechnet dabei auf unsere unverwandte Aufmerksamkeit, die durch beständig fortgesetztes Zusammenfassen und Zusammenhalten, uns Einsicht verschaffen und durch diese noch künftige neue Einsicht vorbereiten soll. Und wie lange hält es wohl etwa der menschliche Geist aus, bei solchen fortschreitenden Reihen die ersten Folgen noch aus den ersten Gründen mit Ueberzeugung zu erkennen? — Der berühmte Hr. v. Segner, der, ich weiss nicht, welchen Prinzen in der Mathematik zu unterrichten angefangen hatte, brach beim Pythagoreischen Lehrsatz unwillig ab, weil er den Beweis dieses *Lehrers der Mathematik* vergessen hatte. Es bedarf übrigens nicht dieses Beispiels, auch keiner Erinnerung an die Logarithmen, oder der seitenlangen Gleichungen — denken wir nur an die Zuversicht, mit der wir die Regeln der gewöhnlichen Division zu befolgen pflegen; wie viel ist uns wohl dabei von den schon ziemlich verwickelten Betrachtungen gegenwärtig, ohne welche es unmöglich ist, hier von jedem Verfahren genaue Rechenschaft zu geben? — Ist jene Zuversicht Einsicht? Ist sie noch die Ueberzeugung, von der sie selbst sich herschreibt, welche wir damals fühlten, als man uns zuerst den Beweis führte? Und während wir diesem Beweise in seiner ganzen Länge zuhörten, liess nicht der Zwang der ersten Syllogismen, das heisst ihre Evidenz, in uns schon

nach, indem uns die letzten anstrengten? — Erinnerung, man sei ehemals überzeugt gewesen, ist nicht einerlei mit der Ueberzeugung selbst. Jene steht sogar mit dieser bei weitem nicht in dem Verhältnisse, wie diejenige Erinnerung, welche uns abwesende sinnliche Gegenstände darstellt, zu der Wahrnehmung, deren Bild sie ist. Denkt Euch das Aeussere dieses Hauses; die bestimmte Gestalt, die bestimmte Farbe desselben wird Euch ohne Eure Willkür sich vor Augen stellen; Ihr könnt den vom Anblick zurückgebliebenen Eindruck so wenig roth oder blau färben, als Ihr es roth oder blau sehen [235] konntet; will die Phantasie ein solches Bild entwerfen, so steht ihr das zwar frei, aber eine treue Erinnerung wird sich mit demselben nicht verwechselt wissen wollen. Der Zwang der Sinne also dauert fort, auch nach der Wahrnehmung. Aber denkt an den pythagoreischen Lehrsatz; zwingt Euch der Begriff von den Quadraten beider Katheten, noch sogleich, sie dem Quadrate der Hypotenuse gleich zu setzen? Könntet Ihr Euch alle Hülfslinien und alle Sätze des Beweises auf einmal vergegenwärtigen, so hättet Ihr mit dem Resultate auch seine Evidenz wieder; wo nicht, so werdet Ihr inne werden, dass das Band der Schlüsse gelöst ist, weil der Act des Schliessens aufgehört hat. Ihr seid hier in dem Falle des Reisenden, welcher weiss, dass er eine Stadt gesehen hat, deren Bild ihm entschwunden ist. Dass er in derselben manche bestimmte sinnliche Wahrnehmungen wirklich gehabt habe, wird er dieser Erinnerung oder seinem Reisejournale glauben; und so glauben wir an die Sätze der Mathematik, deren Beweise uns nicht mehr zu Gebote stehen, oder deren Gründe wir auch nur nicht in ihrer ganzen langen Reihe eben in diesem Augenblicke übersehen können, da wir irgend eine entfernte Folgerung in ihrer ganzen Nothwendigkeit erkennen möchten. Keinem Mathematiker schwebt seine ganze Schlusskette vor Augen; selbst gegen das, was der Blick der grössten speculativen Genies davon auf einmal fasst, wird ihre Ausdehnung noch ungeheuer bleiben. Wer sich der Rechnungsproben bedient, wer eine Rechnung von neuem durchgeht, oder von Andern wiederholen lässt — warum traut er diesem Versuch? Konnte er nicht mehrmals den gleichen Fehler machen, oder konnte nicht ein Versehen das andere decken? Das war möglich, aber gegen alle Wahrscheinlichkeit, also gar nicht glaublich. — Würde uns nur erst in der Philosophie ein ähnlicher Gedanke! Aber hier widersprechen sich die Untersuchungen, die einander als Proben bestätigen sollten, hier erhebt sich die Erfahrung gegen das Räsonnement, eine Ansicht gegen die andere, keiner sieht wie der andere, und wir selbst heute nicht so wie gestern. Die Unsinnlichkeit der Gegenstände, und die unvollkommene, weitschweifige und dadurch verwirrende Beziehungsart durch die Sprache erzeugen zugleich den Irrthum und den Verdacht des Irrthums; und jene äussern Bestätigungen wären hier gerade um so viel mehr Be-[236]dürfniss, je öfter wir sie vermissen. Die allgemeinen Begriffe, die hier den Gegenstand unserer Betrachtungen ausmachen, sind

ihrer Natur nach nur halbgeformte Schatten, deren Umrisse wir bald aussondern und einzeln erkennen, bald unter einander verschmelzen sollen. Doch das Aussondern der niedern und Verschmelzen in die höhern Begriffe, das Classificiren, gelingt noch ziemlich, wenn wir nämlich blos eine willkürlich gegebene Masse von Begriffen ordnen sollen, wo wir keine Vollzähligkeit weder der Arten, noch ihrer Abstufungen zu beweisen haben. Dann ist unsere Arbeit blosses Abstrahiren, blosses Vergleichen der gegebenen Begriffe, Absondern ihrer verschiedenen und Zusammenfassen ihrer gemeinschaftlichen Merkmale; und dazu bedarf es nur eines aufmerksamen Blicks auf das vorliegende Gegebene. Ein deutliches Beispiel giebt das System der Naturgeschichte. Die Schwierigkeit und der Streit über die Classification rührt hier nur daher, dass sich so viele Aehnlichkeiten der einzelnen Dinge darbieten, und dass folglich jedes zu mehreren Arten gehört; daraus ergeben sich viele mögliche Classificationen, unter welchen die Naturgeschichte eine Auswahl treffen will, die sie aber eigentlich alle aufstellen sollte und könnte. — Aeusserst verschieden von dieser Arbeit und ungleich schwieriger ist das Geschäft der Philosophie. Bei ihr ist das Abtrahiren nur Nebensache; sie soll erklären und beweisen. Man legt ihr nicht etwa einen Schatz schon vorhandener Wahrheit hin, dass sie ihn in Fächer ordne und aufstelle; sondern man giebt ihr Fragen auf, zu denen sie die Antworten selbst herbeischaffen soll. Will sie eintheilen, so ist man nicht zufrieden, wenn sie die Arten einer Gattung aufzählt, die zufälliger Weise bekannt sind; sie soll den Stoff selbst aufsuchen, und ehe sie sich der Ordnung rühmt, beweisen, dass das zu Ordnende vollständig da war. Jenes Sondern und Zusammenschmelzen der Begriffe hat hier eine ganz andere Bedeutung, der man bisher schwerlich genug nachgedacht haben möchte; wenigstens ist hier gerade der Punkt, von wo aus ich mich genöthigt geglaubt habe, die bisher gebahnten Wege zu verlassen und einen eigenen zu suchen. So viel ist gleich klar, dass in einer philosophischen Untersuchung die Begriffe nicht als Arten und Gattungen, sondern als Gründe und Folgen, als Beweise und Resultate in nothwendiger Verknüpfung stehen müssen. Sie sollen also einander nicht umfassen und enthal-[237]ten, sondern geben und an sich ziehen, oder wo sie einander noch nicht gefunden haben, wo also die Untersuchung noch bevorsteht, nach einander verlangen, einander bedürfen; so bestimmt bedürfen, dass sie auf einander zeigen und dass der aufmerksame Geist den Wink verstehen und sie gesellen könne. Ein organisches Ganzes soll er aus ihnen bilden — doch was sage ich? Schaffen soll er dies Ganze, von dem jetzt nur erst einige Glieder vorhanden sind, verstümmelte Theile eines schönen Körpers, die zu demselben ergänzt sein wollen — Fragen, Probleme, die durch ihre mannigfaltigen Beziehungen auf einander verständlich andeuten, dass sie alle nur in einer grossen Antwort Befriedigung finden können, dass nur ein System von

Ueberzeugungen, die sich gegenseitig erhellen, stärken, zu That und Empfindung beleben, unserm Kopfe und Herz Ruhe geben werde. — Doch ich eile mir zuvor. Es bedarf einer deutlichen Auseinandersetzung dessen, was wir eigentlich wollen, um dann überlegen zu können, wie wir unser Geschäft anzugreifen haben.

Wir wollen philosophiren. — Wie verschieden sind wir, wie wir uns zu diesem Beschlusse bestimmen, von demjenigen, dem es zuerst einfiel, dass die Welt wohl anders aussehen könnte — dass das Land wohl Meer, das Meer wohl Land sein könnte; den es zuerst wunderte, dass die Sonne und die Sterne so ordentlich zu bestimmten Zeiten am Himmel wechselten; der so auf einmal über das Wirkliche in die grenzenlose Möglichkeit hinausgeschleudert, sich selbst zum Begreifen dieser zufälligen Regelmässigkeit nur durch den Gedanken zurückführen konnte: dass „ein Gott oder die bessere Natur“ die an sich wilde Masse gebändigt, ihre tobende Gährung (in der sie alle Möglichkeiten durchlief, nur die Ordnung nicht traf) gestillt, und ihr Geist und Zweckmässigkeit eingehaucht habe. — Oder, wie verschieden sind wir auch von dem, der mit bedächtigem Sinne zuerst die einzelnen Handlungen der Menschen verglich und erwog, und, indem er mit einem Gefühle des Beifalls oder Tadels sie alle richtete, in ein Paar kräftige Worte ausbrach, die als allgemeiner Sittenspruch von Munde zu Munde gingen, und ihrem Urheber den Namen des Weisen erwarben. — Jene philosophirten, ehe sie es wussten und wollten; wir wollen es, aber wir besehen erst [238] von aussen die Schwierigkeiten, und wagen es noch nicht Hand anzulegen. Jene trieb ihr Gegenstand zum Denken; uns wird das Denken zum Gegenstande führen; — denn Ihr habt, soviel ich weiss und hoffe, unsern Betrachtungen keinen Stoff vorgeschrieben. Jene hatten sich in eine Frage verwickelt; sie mussten heraus, und halfen sich so gut sie konnten. Uns dringt in diesem Augenblicke keine Empfindung des Zwanges weder Wahrheit noch Irrthum auf. Wir haben jene ersten Schritte in das Labyrinth der Meinungen, und mit ihnen viele nachfolgende, schon wieder zurückgethan; weil wir wissen, dass man sich darin verirrt. Ganz neu, ganz unentschieden und unbefangen, möchten wir mit einem ersten, sichern Leitfaden von vorn an wieder hereingehen. Aber bei dieser unserer Unentschiedenheit — von welchem festen Punkte werden wir ausgehen? Von keiner bestimmten Frage nach keinem bestimmten Gegenstande zum Philosophiren gedrungen — was haben wir denn zur Absicht? Was sucht Ihr, meine Freunde? Warum wollt Ihr philosophiren? — Ich bitte Euch, den Blick in Euch zu wenden; Ihr wollt, aber welche wunderbare, dunkle Tiefe in diesem Wollen! — Vielleicht fällt Euch irgend eine bestimmte Absicht bei, aber Ihr werdet Euch bald besinnen, dass sie den geringsten Theil an Eurem

Entschlusse habe. Die mannigfaltigen Triebfedern desselben haben ihre Wirkung verschmolzen, und in derselben, wie es scheint, jede ihr Eigenthümliches — das, wodurch sie trieb — verloren. Irre ich mich, so verzeiht; ich wünschte, dass Euch so wäre. Hatte ich Recht, so werdet dessen inne, und haltet Eure Unbefangenheit fest, dass nicht ein Einfall sie störe.

Aus der Gesinnung geht das Werk hervor; und wie jene, so dieses. Damit sie so wenig als möglich ihm ihre Einseitigkeit aufpräge, lasst uns alle die Gründe, derentwegen wir etwa könnten philosophiren wollen, so vollständig es gelingen will, aufsuchen und durchdenken, um alsdann durch diejenigen uns wirklich zu bestimmen, welche uns die würdigsten scheinen werden. Steigen wir in dieser Betrachtung von unten auf; verschmähen wir es nicht, zuerst auch die kleinen Rücksichten, die hierbei mitwirken können, zu überlegen; und erheben wir uns nachher zu denen, welche dem Streben nach Menschenwürde am nächsten verwandt sind. Es wird sich dann zeigen, wie aus den verschiedenen Zwecken ver-[239]schiedene Methoden hervorgehen, und welchen Erfolg eine jede hoffen lässt.

Nichts kann wohl den Denker kleiner dünken, und sein Selbstgefühl mehr kränken, als wenn man ihn nach seinem Systeme, wie nach einer Neuigkeit fragt. Zu sehen, dass seine Untersuchungsn über das Gute und Schöne vernommen werden wie eine Zeitungsnachricht, um vergessen zu werden wie ein Stadtgespräch — das ist in der That ein schlechter Lohn für die schwere Verleugnung jeder vorgefassten Meinung, für das Zurückzwingen jedes daran hängenden Gefühls, welches ein aufrichtiges Forschen erheischt — für die Anstrengung, die man nur mit Gefahr seiner Ruhe, mit der Gefahr, seinen Geist in unauflösliche Knoten zu verwickeln, wagen kann. — Aber dennoch ist es natürlich und billig und gerecht, das Heer der Meinungen wie das der Neuigkeiten vor sich vorüber ziehen zu lassen — ihm gleichfalls einen Blick aus dem Fenster zu gönnen, mit dem Nachbar ein Paar Bemerkungen darüber zu tauschen und wieder an seine Geschäfte zu gehen. Wie sollte man nicht über den Wechsel der Systeme die Achseln zucken? Wer hat Zeit, sie alle zu studieren und zu prüfen? Nur fordert das gesellschaftliche Bedürfniss, einige Notiz von ihnen zu nehmen, denn sie machen den Gegenstand des Gesprächs aus, man muss tadelnd, rühmend, lachend, preisend oder wenigstens rathschlagend einstimmen, wenn man nicht den Faden der Unterhaltung fallen lassen will. In der That sind die Systeme Angelegenheit des Tages und als solche mehr oder minder bedeutend, je mehr oder weniger Anhänger sie haben. — Dass sie auch Angelegenheit der Freundschaft werden können, davon sehe ich hier das Beispiel. — Sie können Menschen trennen und verbinden, erwärmen und erkälten, für oder wider einander in Bewegung setzen. Diesen Einfluss kann man ihnen nicht nehmen; sie verlangen

ihn; sie wollen handeln, und würden sich selbst verächtlich erscheinen, wenn sie müssige Zuschauer blieben. Müssige Speculationen sind auch von jeher verachtet worden. Sollen gleiche Grundsätze Frieden stiften, so müssen entgegengesetzte Krieg hervorbringen, das ist nicht anders. Es befremde uns daher gar nicht, wenn rechtschaffene Männer, wenn Obrigkeiten sich manchmal deswegen für Systeme interessiren, um Haussuchung bei ihnen vorzunehmen, ob sie auch gefährliche Waffen verbergen. Dann [240] ist freilich der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien sehr nahe; und wir haben den traurigen Anblick zu fürchten, edle Gesinnungen auf beiden Seiten mit einander auf Leben und Tod kämpfen, und das Interesse der Menschheit, wenigstens für eine Zeitlang, dabei auf dem Spiele zu sehen. Lasst uns nun nicht: Friede! Friede! rufen, das ist unnütz, den können sie so nicht eingehen; ebenso wenig lasst uns selbst gleich auf eine Seite treten; sondern Waffenstillstand wollen wir vorschlagen — der gegenseitigen Sicherheit wegen mögen Truppen auf den Grenzen bleiben — Waffenstillstand, um Zeit zu gewinnen, damit jeder Theil seine und des Gegners Meinung prüfen könne, ehe er sie verfechte. Dann ist es an uns, zu dolmetschen, zu erklären, mit zu untersuchen, die gemeinschaftliche Entscheidung finden zu helfen. Können wir aber den Bruch nicht hindern, so lasst uns zurücktreten, ohne Heuchelei beiden Parteien unsere völlige Unthätigkeit zeigen, um uns ihr Zutrauen zu erhalten; denn sie werden sich nicht gänzlich vertilgen, die besiegte wird sich wieder erheben, und es wird noch eine Zeit kommen, wo unser friedliches Geschäft nöthig sein, wo es vielleicht eher gelingen kann.

Das Gegentheil dieses Betragens würde sein, wenn man auf jenes blos äussere Interesse an der Philosophie schmähen wollte. Ein neues System ist ein Fremder, der in die Gesellschaft eintritt, und der sich gar nicht wundern darf, wenn er als solcher die Aufmerksamkeit auf sich zieht, wenn man über ihn spricht, ihn beurtheilt, ihn vielleicht ausschliesst. Ich unterwerfe mich willig dieser Regel; Ihr werdet mir zuhören, um zu erfahren, wie es seither in meinem Kopfe gegangen ist, werdet aus dem Anfange beurtheilen, ob Ihr es der Mühe werth findet, das Folgende zu prüfen, und werdet mich aufhören heissen, sobald ich Euch Langeweile mache. Soll ich auch hinzusetzen: sobald ich gefährliche Grundsätze vortrage? Wie, wenn Ihr nun wüsstet, ich wolle dem Obscurantismus, dem Despotismus, dem Macchiavellismus das Wort reden; hättet Ihr Wahrheitsliebe genug, erst meine Gründe der Länge nach aufmerksam zu durchdenken, ehe Ihr mir die Freundschaft aufsagtet? Ich würde es wünschen, aber nicht fordern; ich würde Euch darum bitten und, so lange Ihr prüftet, auf jede thätige Anwendung meiner Grundsätze, die Euch interessiren könnte, Verzicht thun.

33 Mühe findet HR.

[241] Welchen Gang übrigens ein Studium nehmen werde, das die Philosophie nur historisch kennen lernen will, ist wohl von selbst klar. Es wird im Durchblättern der berühmtesten Werke bestehen, aus allen die Kunstwörter und Dogmen ausziehen und allenthalben an der Grenze des Selbstdenkens umkehren. Ich hatte daher vielleicht Unrecht, dies Interesse an der Philosophie unter den Beweggründen zum Philosophiren anzuführen.

Treten wir eine Stufe höher. Niemand irrt gern, wenn er auch sonst die Wahrheit eben nicht mühsam suchen mag oder kann. Aber jeder meint etwas, gerade über die schwierigsten Gegenstände der Philosophie; er muss daher fürchten, dass seine Meinungen mit ihren Untersuchungen in Collision kommen möchten. So wird ihm der Wunsch entstehen, sie zu kennen; theils um mit ihren Lehren seine schon entstehenden Ueberzeugungen auszugleichen, theils um, insofern er noch unbestimmt ist, für sein Denken gleich Anfangs ihre Leitung zu benutzen. Diese Absicht fordert zwar nicht unmittelbar zum eigenen Denken auf; sie führt vielmehr Lehrlinge zu Schriften und Hörsälen, doch duldet sie schon kein blosses Hören oder Lesen, sie will, dass man wenigstens versuche, den fremden Ideen nachzufolgen, sie sich zuzueignen. Sie ist vielleicht die gewöhnlichste Absicht der Anfänger; sie findet auch statt bei vielen Gelehrten, welche besorgen, ihre Unternehmungen in andern Fächern von der Philosophie einmal unerwartet Thorheiten gescholten zu hören, und welche eine so bedeutende oder wenigstens so anmassende, laute Stimme lieber für als wider sich haben möchten. Sie führt selbst einen Philosophen in das System eines andern, oder wenigstens zu demselben, wenn auch nicht in dessen geistiges Inneres. Der, welchen das erste System, das er studirte, nicht entweder abschreckte oder zu einem eignen Gange des Untersuchens leitete, treibt sie von einem Lehrgebäude zum andern, vielleicht durch die ganze philosophische Literatur, mit immer mehr gereiztem, aber hoffnungslosem Verlangen nach Beruhigung. Denn welchem Führer er auch folgen mag, wie sollte ihn irgend einer von der Furcht befreien können, dass ein anderer ihn des Irrthums zeihen werde, da alle diese Führer einander widersprechen? Der Charakter eines solchen Studiums ist Emsigkeit und sorglicher Fleiss; seine Frucht grosse [242] Bücherkenntniss. Aber diese Frucht enthält unter verschiedenen Umständen sehr verschiedenartigen Samen, woraus in der philosophischen Welt mancherlei auffallende Phänomene hervorgewachsen sind. Ich schweige davon, wenn eine solche gelehrte Kenntniss sich in Beiträge zur philosophischen Geschichte ergiesst; der nützlichste Fall, denn dergleichen Beiträge dürfen viele Wünsche unbefriedigt lassen, und sind doch willkommen wegen Armuth von classischen Werken der Art und wegen der unendlichen Schwierigkeit, den Geist philosophischer Systeme treu aufzufassen und mit historischer Kunst darzustellen. — Weit minder erwünscht

scheint es mir, wenn ein Mann von lebhafter Empfindung, für die er eine bestimmte Richtung durch viele Lectüre suchte und nicht fand, endlich ermüdet ihr selbst den Schiedsspruch erlaubt über Werth und Unwerth, Wichtigkeit und Unfruchtbarkeit, Sinn und Unsinn der Speculationen. Hätte diese Empfindung in ihrer ursprünglichen lautern Natürlichkeit uns gerührt, gewonnen, gebessert: so reizt sie jetzt durch ihren Lehrton den Verstand und nöthigt ihn zu erklären, dass Worte mit einer angenommenen Manier von Bündigkeit nicht Gründe sind. Ohne Zweifel fallen Euch hier mehrere berühmte Dichter ein. — „Weil wir doch ein metaphysisches System, sowie ein bewohnbares Haus, haben müssen“ — so fängt ein Anderer an, um uns zu erzählen, dass er für seinen Gebrauch zu seinem Katechismus — seinem alten Systeme zurückgekehrt sei, das er zwar voller Mängel, aber doch besser finde als die Neuern, die es verdrängen wollen. Glücklicherweise verjüngt sich die menschliche Vernunft immer in neuen Generationen; sonst freilich möchte sie mit der Zeit ihres Dornenlagers gewohnt werden, und es endlich gar nicht mehr fühlen. — Den Machtspruch, welchen hier die Anhänglichkeit an das am meisten geläufige System und welchen dort die Empfindung that, erlaubt sich wieder bei andern der sogenannte gesunde Menschenverstand — eigentlich ihre zufällig angenommene individuelle Vorstellungsart. Je weniger die letzte durch ihr Temperament, oder durch ihr Leben bestimmt ist — je kälteren Blutes sie lasen und lernten und je unparteiischer sie in der Mitte aller Systeme sich erhielten, um desto gewisser sind sie dem Totaleindruck derselben hingegeben; dieser ist das, was sie ihr eigenes Urtheil nennen. Unter ihrer Bearbei-[243]tung müssen dann die ähnlichen, meistens nur ähnlich lautenden Lehrsätze der frühern Selbstdenker, ohne Rücksicht auf ihren eigenthümlichen Sinn, sich in einem neuen, sogenannten eklektischen Systeme zusammen reimen. Aufschlüsse über die eigentlichen Schwierigkeiten darf man darin nicht suchen, an deren Stelle pflegt eine leichte Erzählung der verschiedenen Meinungen zu stehen, mit einem behaglichen non liquet unterschrieben. Wahre systematische Ordnung, sofern sie mehr ist als ein willkürliches Rubriciren — ist hier noch weniger möglich; wie könnten so ungleichartige, oft heimlich streitende Bestandtheile sich in eine Ordnung zusammenschieben. — Der laute Tadel, der sich neuerlich dagegen erhoben hat, möchte höchstens die Anmassung der Eklektiker dämpfen; ihrem Verfahren wird er schwerlich Einhalt thun, denn auch bei der aufrichtigsten Wahrheitsliebe ist jener Totaleindruck ein nothwendiger Erfolg jedes Studiums, das durch Vergleichung und Prüfung der verschiedenen fremden Systeme zur Einsicht zu gelangen hofft. Seiner Herrschaft entgeht nur der Muth, sich mit den nicht schwer zu bemerkenden Unrichtigkeiten aller bisherigen Systeme durchaus nicht zu versöhnen, sondern entweder Skeptiker zu bleiben oder sich durch eigenes Untersuchen bis zu einer völligen Ueberzeugung

oder völligen Selbsttäuschung durchzuarbeiten. — Die Periode der Eklektiker ist gewöhnlich die, wenn kurz vorher eine Reihe grosser Männer vorübergegangen ist, und jeder davon seinen ersten blendenden Glanz eben verloren hat, so dass eine ungezwungene Vergleichung derselben unter einander möglich wird. Dann erzeugen sich in schneller Folge Systeme aus Systemen; der erste Vermittler muss mit den Parteien, die er vermittelte, wieder vermittelt werden und die ersten Auswahlen vermehren das Bedürfniss, aus ihnen aufs neue auszuwählen. Dem denkenden Kopfe wird es immer schwerer, sich durch die grosse Zahl seiner Vorgänger durchzuarbeiten; und gewinnt er mühsam endlich das Freie, so lässt er sich's nur gar zu leicht wohl sein und hält die Originalität seiner Einfälle für die Frucht wahren Forschens. Augenscheinlich geräth unser Zeitalter immer tiefer in diese wirklich unglückliche Periode, je weniger gewissenhaft junge Männer mit ihren Probearbeiten hervortreten, je mehr sie das Ideal philosophischer Versuche — Versuche, so nannten auch Locke und Leibnitz ihre grossen [244] Werke — herabziehen, je mehr sich dadurch Philosophie in Gelehrsamkeit und ihr Studium in Bücherlesen verwandeln und je mehr Zeit also der Denker verlieren muss, um mit der Vorstellungsart seiner Zeitgenossen, denen er sich mittheilen will, bekannt zu werden.

An diese Betrachtungen über den Erfolg desjenigen Strebens, das, um nicht selbst zu irren, lieber durch Unterricht die Philosophie lernen möchte, schliessen sich andere an, die mit unserm Zwecke in näherer Verbindung stehen. Wenn grosse Köpfe sich frühzeitig in die Lehren anderer grosser oder grösserer Geister vertiefen, wenn es ihnen mit Mühe gelingt, das, was die letztern nur hinschütteten, zu übersehen, zu verdeutlichen und zu berichtigen, so halten sie fest an diesem Gewinn und bleiben im Ganzen in den Spuren ihrer Führer, die sie zu ebenen Wegen bahnen. So folgen auf grosse Erfinder treffliche Ordner; so dem Plato ein Aristoteles, so auf Leibnitz Wolf und auf Kant Reinhold. Wir finden hier wieder das Bedürfniss, auszugleichen, zu sichten, Licht in das Chaos der Lectüre zu bringen. Aber wir finden nicht mehr jene Schlaffheit des Denkens, jene Macht des Eindrucks; vielmehr ist hier der Ursprung der systematischen Form, der strengen Methode, des Strebens nach Gründlichkeit und Vollständigkeit. Definiren, dividiren, subordiniren, classificiren, das ist der Stolz dieser Methode. Durch solches Durch- und Durcharbeiten sucht sie ihren vorliegenden Stoff als Material fürs Lehrgebäude zuzurüsten; aber freilich werden so seine Mängel einem spähenden und nicht aus Vorliebe nachsichtigen Blicke bei weitem leichter offenbar. Schon in dieser Rücksicht erwirbt sie sich grosses Verdienst um die nachfolgenden Erfinder; noch grösseres dadurch, dass sie ihnen das Ziel weiter steckt und ihre Forschungen durch die Anforderungen der systematischen Form leitet. Aristoteles hatte dem Verstande Gesetze vorgeschrieben und Leibnitz durfte nicht mehr phantasiren wie Plato;

Wolf hatte die bisherigen Resultate aller Speculationen in einem festen Zusammenhange dargestellt, und Kant konnte es unternehmen, die Vernunft zu kritisiren. — Wer erkennt nicht so auch in Reinhold's Ableitungen aus dem Satze des Bewusstseins das Mittelglied zwischen Kant's zerstreuter Aufzählung der Formen des Anschauens und Denkens und zwischen Fichte's Deductionen aus [245] dem Ich? Die letzten sind vielleicht das erste Beispiel von Erfindungen, die ein Geist sich durch die Strenge seiner Methode abnöthigte. Ob sie das Geheiss derselben wirklich erfüllen, davon muss ich in der Folge sprechen. Mir hat Fichte's Methode die Idee der meinigen gegeben, und aus dieser Idee allein hat sich — so viel ich mir wenigstens bewusst werden konnte — das System entsponnen, in das wir uns jetzt den Eingang bereiten. Sehen wir hier zurück; vorhin bemerkte ich, wie das Bedürfniss, die schon vorhandenen Untersuchungen zu ordnen, zur Methode, wie der Inhalt zur Form führte; jetzt im Gegentheil gehen wir einer Wissenschaft entgegen, deren Inhalt aus ihrem Plan entsprang. Dieser Gegensatz kann Licht über unsere bevorstehenden Untersuchungen verbreiten. Der letzte grosse Anordner war Reinhold; verweilen wir bei seiner Beschreibung der systematischen Form, die den Hauptinhalt der meisten Aufsätze im ersten Bande seiner Beiträge ausmacht und aus ihnen zusammengenommen sich mit vieler Deutlichkeit ergiebt.

Auf allen Blättern, besonders in den Einleitungen und Schlüssen, ist der Drang des Herzens sichtbar, der diese Aufsätze schrieb. In der Voraussetzung, die wichtigsten Wahrheiten seien durch Kant entdeckt, und müssten allgemein einleuchten, wenn nur die allgemeine Verwirrung der Begriffe und der philosophischen Sprache gelöst wäre: war es eben das, was Reinhold als seine Arbeit ansah. Die Kantischen Beweise (sagt er bei allen Gelegenheiten in dem Aufsatze über das Verhältniss der Kr. d. r. V. zur Th. d. V. W.) sind richtig, sind merkwürdig, sind vortrefflich — aber sie überzeugen nur den, der sie versteht; — aber sie werden nothwendig missverstanden, wenn man sich die von Kant vorausgesetzten Grundbegriffe nicht vollkommen richtig, nicht vollkommen wie er selbst, bestimmt; — aber für diese richtigen Bestimmungen hat Kant nicht gesorgt, denn diese Grundbegriffe enthalten andere allgemeinere Begriffe in sich als Merkmale, und folglich können die einen nicht eher gehörig entwickelt werden, bis die andern entwickelt sind. Diese Forderung erneuert sich; die allgemeinern enthalten noch allgemeinere als Merkmale, die noch höhern wieder höhere u. s. f.; folglich müssen wir immer weiter heraufsteigen, bis wir den allerhöchsten Gattungsbegriff erreicht haben, nebst einem ihm zugehörigen [246] Prädicate, mit welchem verbunden er einen allgemeinen Satz bildet. Dieser Satz (Beitr. S. 356) kann entweder gar nicht oder er muss richtig gedacht werden, weil die Merkmale der Begriffe bei ihm nicht — als durch andere Sätze bestimmt — vorausgesetzt, sondern erst durch ihn selbst

bestimmt gesetzt werden. Er ist nur ein Einziger, denn nur Eine Gattung kann die höchste sein. Er muss unmittelbare Evidenz haben; und diese erhalten durch ihn alle ihm untergeordneten Sätze, in wiefern sie von ihm bestimmt werden; nach der Regel, was von der Gattung gilt, gilt auch von allen Arten (Beitr. S. 279). In wiefern hingegen die untergeordneten Sätze dem Gattungsmerkmale ihre specifischen Unterschiede hinzufügen, müssen sie eben so unmittelbar durch sich selbst einleuchten; „dasjenige, was sie zu diesem Merkmale hinzuthun, ist unmittelbar aus dem besondern Bewusstsein, welches sie ankündigen, geschöpft und insofern von allem Räsonnement unabhängig“ (Beitr. S. 283). Beim Unterordnen kommt es vor allen Dingen darauf an, dass man keine *nächsten* Arten überspringe, sonst wird der erste Grundsatz völlig unnütz (S. 361), weil es an den nöthigen Mittelbegriffen fehlen würde, wenn man streitige Sätze durch ihn bestimmen wollte. Vom Grundsatze erhält die Wissenschaft unmittelbar nur ihre Form; ihre Materialien aber nur insofern durch ihn, als er dazu dient, fremde Materialien auszuschliessen und die noch fehlenden aufzusuchen, welche nie in ihm selbst enthalten sein und also auch *nie durch ihn selbst geliefert werden können* (S. 117). Es würde eine lächerliche Einbildung sein, wenn man annehmen wollte, dass eine ganze Wissenschaft in ihrem ersten Grundsatze wie eine Iliade in einer Nussschale eingewickelt liege, und dass man nur den ersten Grundsatz zu besitzen brauche, um die ganze Wissenschaft in seiner Gewalt zu haben. Im Gegentheil wird man den ersten Grundsatz nur dann erst in dieser Eigenschaft kennen, wenn man den ganzen Inhalt der Wissenschaft wenigstens nach seinen wesentlichen Bestandtheilen kennt“ (S. 116).

5.

Erster problematischer Entwurf der Wissenslehre.

Engisstein Ende August 1798.

[Text nach SW XII, 38—57.]

Ich — was bedeutet das Wort? Ein-*Sich*-Sein-Ich-*Vorstellen.* Die Erklärung läuft im Cirkel. Ein Ich — das ist wieder ein Sich-Sein-Ich-Vorstellen. Der Cirkel läuft immer weiter in sich zurück. Eine Vorstellung soll die andre vorstellen; aber Vorstellung weist endlich auf ein Vorgestelltes hin, das nicht wieder Vorstellung von noch einem Andern sei. Irgend ein Andres also setzt endlich der Begriff Ich voraus, *welches* von sich selbst vorgestellt wird.

Geben wir also einem Stein Vorstellung seiner selbst; ist nun der Stein und die Vorstellung von diesem Stein zusammen ein Ich? Ist der Stein zugleich ein Sich selbst denkendes Wesen, so muss er als solches Sich setzen; er muss sein eignes Bewusstsein vorstellen. Also eine neue Thätigkeit in ihm, die doch wohl auch zu seinem Wesen gehört; die also, wenn er Sich vorstellen soll, wieder ein neues Setzen erfordert, das dann abermals durch eine höhere Thätigkeit gesetzt werden muss. Und so ins Unendliche.

Gerade als ins Unendliche gehend muss die Reihe anerkannt werden, so ist in dem Gesetzten das höchste Setzen mitenthalten.

Also der Stein setzt sich: — als Sich — als Ein Sich — als Sich — als ein *Stein* setzend — setzendes — setzend! Die Thätigkeit des Setzens, die Denkkraft denkt sich, die *Denkkraft*, als einen *Stein!* —

Das Andre, welches Andre es auch sei, wird nie mit dem Denken seiner selbst Eins und Dasselbe werden können. (Man fühle die Kraft des Wortes ein *Andres.*) Der Begriff Ich setzt zwar etwas Andres voraus, womit jene Thätigkeit vereinigt sei, aber in der Vereinigung selbst muss es doch noch als Nicht-Ich von ihm unterschieden werden. — Für sich allein kann indess der Begriff des Ich nicht bestehn. Soll er von dem

bestimmten mit ihm verbundenen Andern unterschieden werden, und *doch noch Sinn behalten*, so wird er in sofern mit einem neuen Andern vereinigt gedacht, und indem man dies bemerkt [39] und wieder in der neuen Vereinigung ihn unterscheiden will, ist er wieder mit einem Dritten, (oder mit jenem Ersten) vereinigt. Er stützt sich also auf ein *mannigfaltiges* Nicht-Ich; jedes *einzelne* Bestimmte wird ihm zufällig durch die übrigen. (Wenn also ich mich setze, so muss ich in mir Mancherlei setzen, das nicht zu mir gehört, mancherlei Gefühle und Vorstellungen, an deren Stelle ich in andrer Lage andre bekommen haben würde, von denen jede, wenn sie fehlte, durch die übrigen ersetzt werden könnte.)

Wir haben jetzt im Ich unterschieden: 1) mehrere Vereinigungen der Reflexion mit mehrern Andern, (von diesen Andern ist nur als Vereinigten mit der Reflexion die Rede;) 2) das Setzen dieser Vereinigungen; 3) das Gleichsetzen jenes Setzens oder jener Reflexion mit dem Einen Vereinigten. Dazu wird erfordert: *a*) dass jene Vereinigungen als *mehrere* gesetzt werden; *b*) dass Ein Vereinigtes jeder von jenen Vereinigungen zufällig gesetzt, (in jeder derselben von den andern Vereinigten unterschieden) werde, so dass es in den übrigen enthalten ist; *c*) dass eine Reflexion auf jene Vereinigungen und auf das Eine Vereinigte gesetzt werde; *d*) dass dieselbe als Eins mit dem Letztern gedacht werde. 4) Das Setzen und Gleichsetzen der höhern Reflexion auf und mit der untern; 5) das Setzen der unendlichen Reihe höherer Reflexionen.

In dem: Sich-Setzen ist das *Sich* zugleich 1) das Setzen und 2) eine Vereinigung mit mehreren Andern. (Man könnte fragen, ob diese Andern nicht auch Vorstellungen sein könnten? So wäre die Vereinigung mit diesen Vorstellungen oder Bildern eben das Vorstellen selbst. Aber die besonderen Bestimmungen derselben wären doch dem Ich fremdartig, also etwas Andres in ihm und dieses Andre soll eben durch die Vereinigung erst in dasselbe gebracht, der Reinheit der Begriffe wegen aber dennoch von ihm unterschieden werden. Doch über den Idealismus s. die Widerlegung Schellings).[1] Aber das mit den Andern Vereinigen ist wieder nicht das Setzen selbst. Für sich selbst ist es gar nichts; nur in sofern es, mit den Uebrigen verbunden, von jedem Einzelnen unterschieden, denselben zufällig gesetzt werden kann, mag man es Tendenz zur Vereinigung nennen. (Nicht Gegenstreben, das aus aller Vereinigung heraus [40] will; denn das wäre ja eben etwas für sich allein; eine Thätigkeit, die ohne das Andre wirklich Etwas — was denn wohl? — thun würde, und nur von demselben *gehemmt* wird, — sinnloser Gedanke!) Diese Tendenz vereinigt sich mit *mehreren* Andern; die

[1] Vgl. oben S. 18. [Anmerk. v. G. Hartenstein in SW, von welcher nur die Ziffer „16“ in „18“ geändert wurde, gemäss der Paginirung vorliegender Ausgabe.]

mehrern Vereinigungen sind aber nicht etwa so viel bestimmte Kräfte, mit *bestimmten Dingen* zusammen zu gehn; die wären etwas Fremdes im Ich; sondern es ist eine gleichartige Thätigkeit, der aber, weil sie ein *mehreres* Thun in sich fasst, Intensität zugeschrieben werden muss, wenn man das ein Thun nennen darf, was eben so gut Leiden heissen könnte, da es nichts ausdrückt als die *Möglichkeit* im Ich, mit einem mannigfaltigen Nicht-Ich verbunden zu sein.

Die mehreren Vereinigungen sollen gesetzt werden. Entstünden daraus eben so viel abgesonderte Vorstellungen, so hätten wir mehrere Vorstellende. Aber das Ich ist nur Eine Thätigkeit; *Ein* Thätiges *thut* auch nur Eins; die mehrern Vorstellungen sind Ein Gesetztes. Dennoch soll die Bestimmtheit derselben sich keineswegs verwirren; das Ich ist mit Mehrern vereint, es soll sich setzen, wie es ist, also die Mehrern müssen nicht in einander fliessen. Indem wir beide Betrachtungen anstellen, denken wir es zugleich als Eins und als Mehreres; als Eins, in sofern wir das Gesetzte der Reflexion als ihr Product zueignen, als Vieles, sofern wir das Mannigfaltige, welches sie behandelte, darin wiederfinden wollen. Vielheit in Einheit ist *Grösse.* Abstrahiren wir vom Mannigfaltigen, vom Stoff, so wird die Grösse *leere Form;* denn ein Product der blossen Reflexion ist ein nichtiger Gedanke. Denken wir den Stoff, als das darin Enthaltene hinein, so wird die Form davon gefüllt; denn sie ist nicht weiter, als sie gerade sein musste; wir denken nichts mehr hinzu, das Mannigfaltige ist also durch nichts getrennt, hat darin Continuität; ist nicht *in* einander, aber *an* einander.

Ein Theil von jenem *Sich,* — die Vereinigungen, sind nun gesetzt worden; der nächste ist die Reflexion darauf, diese muss jenen identisch gesetzt werden. Aber identisch den besondern, dem Ich fremden Bestimmungen derselben? Das wäre nicht möglich und wäre nicht wahr. Dem Einen Vereinigten demnach. Aber dieses ist nur durch und in den Vereinigungen; soll es allein gesetzt werden, so kann dies nur in sofern geschehen, als ihm die andern, *mehrern* Vereinigten, jedes durch die übrigen zufällig gesetzt werden. Nach der bisherigen An-[41]sicht *ist* es *in* allen, also keins ist ihm zufällig; wir setzten es nur so, weil wir es aus einem nach dem andern herausdachten. Wir dachten es als *übergehend* aus einem ins Andre; es muss aber auch wirklich so sein. Bestimmter: die verschiedenen Gefühle (Vorstellungen von den Vereinigungen) hatten wir bisher als Eine Vorstellung angesehen; aber die Gefühlten sollen von der Tendenz zur Vereinigung unterschieden, diese dem einen Gefühlten vermittelst des andern zufällig gesetzt, also auch die Gefühlten von einander unterschieden werden. Eins dem Andern zufällig setzen heisst: Eins dem Andern verbunden und auch nicht verbunden setzen.

Bisher haben wir die Tendenz nur als verbunden mit allen angenommen; soll das Ich die Nicht-Verbindung hinzu*dichten?* Und, da

das Sich selbst Setzen, die Vorstellung des Ich eine *nothwendige*, nicht abzuweisende Vorstellung ist, folglich diejenigen, welche ihr zum Grunde liegen (zur Erklärung ihrer Möglichkeit angenommen werden), auch nothwendig sein müssen, — soll es jene Nichtverbindung durch eignen Zwang sich nothwendig machen? Da wären die zwingende Kraft und das gezwungene Vorstellungsvermögen Zwei, und nicht Eins. Die zwingende Kraft wäre Nicht-Ich; und das Ich, welches nicht Sich, wie es ist, sondern den aufgezwungenen Trug hätte setzen müssen, würde in dieser Untersuchung des Trugs inne und hörte auf, Sich zu setzen, folglich ein Ich zu sein, folglich überhaupt zu sein. Beides, Verbindung und Nichtverbindung, muss also stattfinden. Aber Eins hebt das Andre auf; Eins soll sein, aber das Andre soll auch sein; so muss das Erste nicht mehr sein, *aufhören*, das Andre folgen; — das Ich also *dauern*. Wir können folglich nicht umhin, im Ich Succession anzunehmen, es in die *Zeit* zu setzen.

Die vereinigte Tendenz geht aus einer Vereinigung über in die andre. Dies Uebergehn setzt die Reflexion; sie setzt also den vorhergehenden Moment noch im gegenwärtigen. Thäte sie dies nicht, so käme nicht nur kein Ich zu Stande, sondern die Reflexion hörte mit jenem Moment auf, zu sein, und wenn wir im folgenden wieder von einer Reflexion sprächen, so wäre es eine andre. So bewegt ein Körper sich fort noch nach dem Stosse; und Reflexion und Bewegung würden ewig dauern, brächten nicht Hindernisse sie zur Ruhe, aus keinem andern Grunde, als weil wir, um das, was wir einmal als dauernd ge-[42]setzt haben, irgend verändert zu setzen, eines neuen Grundes bedürfen, fehlt uns aber derselbe, es beim ersten Setzen lassen müssen. (Aber der Widerstand dauert im *stossenden* Körper fort, vielleicht auch so eine Reaction in dem andern Vereinigten? Und da dieses Vereinigte zunächst der Körper ist, dieser aber sich nicht wie der stossende Körper vom gestossenen entfernen kann, also von der fortdauernden Reflexion immer afficirt wird, ist es da nicht leicht begreiflich, wenn dieser durch seinen abermaligen Widerstand in gewissen Zuständen z. B. im Schlafe, die Reflexion hemmt? Die Untersuchung, warum sich das Bild der Erinnerung vom Gefühl der Gegenwart unterscheide, warum es im Traume, in der Fieberphantasie ihm gleichzukommen scheine, mag auch hierher gehören.)

Aber damit nicht die Reflexion das vorhergehende Gefühl bloss *mit* und *neben* dem folgenden, sondern jenes in dieses *übergegangen* setze: so müssen beide von der Art sein, dass sie zu einander auf dem *Wege* einer ihnen gemeinschaftlichen *Continuität* übergehen können. (Continuität der Farben, Figuren; der Tonlinie, der Vocale, der Consonanten, der Gerüche, *der* Empfindung in den Zungennerven, welche Hunger heisst, und eines gewissen Geschmacks, der Hitze und Kälte, der Empfindung des Stechens, Drückens, leisen Berührens u. s. w. Das *Bittre* würde

sonst im folgenden Moment, in welchem das *Rothe* sichtbar würde, fortdauernd gesetzt, aber nicht als übergegangen gesetzt werden und dergl.) Das Charakteristische solcher Gefühle, die in *einer* Continuität liegen, die also nicht *in*, sondern *an* einander oder in gewissen Entfernungen von einander gesetzt werden müssen, ist, dass sie einander ausschliessen. Das Uebergehen bezeichnet ein solches *Ausschliessen;* sonst wäre es *Hinzukommen* zu einem *Bleibenden*, und damit bekämen wir keine *Zufälligkeit*, die Sein und Aufhören fordert. Das fortdauernde Setzen also besteht nicht neben dem neuen Setzen, und da dieses die Nothwendigkeit der sinnlichen Gegenwart mit sich führt, so findet jene setzende Thätigkeit *Widerstand*, wird also ein *Streben;* und ein Streben der Reflexion ist ein *Wollen* im allgemeinsten Sinne des Worts. Die Intension des Wollens richtet sich nach der Stärke des vorhergegangenen wirklichen Setzens im Verhältniss zum gegenwärtigen. (Am stärksten ist sie wohl, je leerer das gegenwärtige Setzen ist; Begierde aus Langerweile u. s. w. Oft — aber wann? — findet ein [43] Auf- und Abschwanken, ein Hin- und Herblicken auf Gegenwart und Zukunft statt.)

Das Setzen des Gegenwärtigen ist verbunden mit einem fortdauernden Vernichtet*werden*, nicht Vernichtet*sein* des Vorhergehenden;* jenes sei *A*, dieses *B*, so ist *A = non B.* Es ist ein *einseitiges Entgegensetzen*, die andre Seite desselben wird sich gleich zeigen. Jetzt ist dem Ich das eine Gefühl zufällig, das andre aber nothwendig. Auch aus diesem muss es frei gemacht werden, durch Uebergehn in ein *drittes?* Das hilft hier wenigstens nichts; denn alsdann wird ihm dieses nothwendig. In das erste muss es zurückkehren, von welchem es schon getrennt war, und dessen Zufälligkeit in der Fortdauer der Reflexion ungeachtet der erneuerten Nothwendigkeit aufbehalten bleibt. *B* tritt also wieder ein und vernichtet *A*, also *B = non A.* Aber die vorigen Handlungen dauern auch fort; das zweite Gefühl ist dem dritten, das erste dem zweiten entgegengesetzt; also das erste ist das Entgegengesetzte vom Entgegengesetzten; aber das zweite *= non B*, also das erste *= non non B = B*, denn es fällt mit dem jetzigen dritten zusammen. Das Entgegensetzen entstand im Wollen und dieses dauert mit ihm fort; wird aber jetzt befriedigt; Wollen und wirkliches Fühlen vereinigen sich im *Genuss.* Dauert der Genuss, so ermüdet er, denn indem jeder Moment der Dauer, — so wie die Schwere den Fall beschleunigt, — die Erinnerung intensiv vervielfältigt, wird die erste Entgegensetzung, *A = non B*, mehr und mehr überwogen, das Wollen mit ihr, d. h. das Interesse an *B.* (Der Ehrgeiz *nährt* seinen Genuss durch den fortdauernden Anblick der Geringeren, denen er sich entgegensetzt; hörte dieser Anblick auf, so ver-

* Das Setzen des *B* ist also immer noch dieselbe, es ist nicht aufgehoben, nur verringert, es hat verloren, ohne Zweifel nicht an Extension, denn die hatte es nicht, also an Intension.

schwände aller Genuss glänzender Güter vielleicht in einer Stunde.) — Da *A* aufgehört hat, so wird jetzt die Erinnerung an *A* ein Streben, welches aber, wenn *B* schon vorhin grössere Intension hatte, jetzt, wofern nicht Veranlassungen hinzukommen, überwogen wird; es ist ein Entgegensetzen ohne Wollen.

[In jenen Entgegensetzungen wird das Erste durch das Zweite, das Zweite durch das Dritte vernichtet; — das Kennzeichen der Succession. Das Ich setzt also eine Reihe aufeinander fol-[44]gender Gefühle. Aber es sollte ein Uebergehn, und zwar sein eigenes Durchgehn durch diese Succession setzen. Dazu bedarf es eines Uebergehenden, das in diesem Wechsel dennoch dasselbe bleibe. Wir erkannten das Ich als Uebergehendes dadurch, dass es kraft des Wollens und Entgegensetzens immer das Vorher ins Nachher hinübernahm. Das Ich ist ein Thun; soll es übergehn, so muss sein Thun übergehn; dieses übergehende, die Succession durchlaufende und durchdauernde Thun ist hier das Wollen. Dies muss also das Ich setzen; und, da das unter die nothwendigen Handlungen gehört, welche die nicht abzuweisende Vorstellung Ich vorbereiten sollen, *gezwungen* sein, es zu setzen. Zwang im Ich ist Nicht-Ich, oder vielmehr eine Vereinigung mit demselben. Indem also das Ich will, vereinigt sich das Nicht-Ich dergestalt mit ihm, dass das Setzen dieser Vereinigung das Setzen eines Wollens, eines Strebens wird, und zwar jenes Strebens, von *A* zu *B* überzugehen, anstatt *A*, *B* zu setzen.[1]

Die Vorstellung: Streben, enthält ein *Uebergehn*, welches *Widerstand* findet und in dem Uebergehn ist ein *Von* und ein *Zu* begriffen (ein einseitiges Entgegensetzen); im Widerstande das umgekehrte *Von* und *Zu*. Streben und Widerstand sind zugleich, und umfassen nothwendig zwei oder mehrere sich aufhebende, also succedirende Momente. (Es ist Täuschung, nur *einen* Moment zu denken; es giebt keinen *einen* Moment, in dem eine Bewegung oder Veränderung anfinge. Veränderung umfasst Eins und ein Andres; jeder einfache Moment, den ihr herausreisst, hat seinen einfachen Zustand, und so fern ihr diesen allein betrachtet, habt ihr Ruhe und nichts weiter. Aber die Momente sind *an* einander, und das Jetzt, der erste Augenblick des Anfangens, ist die erste Continuität zweier Momente.)

Das Streben erfordert wenigstens zwei Momente, und der Widerstand zwei. Jene zwei und diese zwei sind zugleich, [45] und machen eine Ruhe durch entgegengesetzte Kräfte aus, die also auch eine gewisse Dauer hat.

---

[1] Zu dieser Stelle steht am Rande der Handschrift folgende Anmerkung: „Dieser Zwang kann auch schon in den *vorher* geforderten Vereinigungen des Nicht-Ich mit dem Ich enthalten gewesen sein. Es zeigt sich in der Folge, dass dies sich wirklich so verhält. Die Forderung eines neuen Zwangs also findet hier gar nicht statt, und dass in [ ] Eingeschlossene ist gänzlich ungegründet, obgleich vielleicht einzelne eingestreute Bemerkungen erwogen zu werden verdienen.“ [Anmerkung von G. Hartenstein in SW.]

Der Zwang im Ich, dieses Uebergehn — das des Strebens — zu setzen, ist dem Zwange, jenes — das des Widerstandes — zu setzen, entgegengesetzt. Beides hebt sich auf. Damit also nicht im Ich auch Ruhe entstehe, muss es zuerst gezwungen sein, Eins, dann das Andre zu setzen. Aber das giebt ein Hin- und Hergehn; der Widerstand muss *zugleich* sein mit dem Streben. Seine Richtung kann nicht zugleich sein mit der des Strebens; aber ein andrer Zwang, ein Gefühl also, das zu einer andern Zeit mit seiner Richtung verbunden ist, dessen Setzen also mit dem Setzen der letztern nur Eins ausmacht und auch in der Erinnerung es mit sich verbindet: dieses muss mit dem Uebergehn des Strebens zugleich sein. Doch damit diesem Gefühle der Widerstand nicht *zufällig* gesetzt werde, muss er selbst sich gegenwärtig zeigen. Er kann das Uebergehn *zum Theil* aufheben; denn es ist der Vermehrung und Verminderung fähig; es besteht in der *Verknüpfung* des Von und Zu; je verknüpfter, je näher beide sind, also, — da beide Zeitmomente sind, je *schneller* das Uebergehn von Statten geht, desto vollkommener ist es. Von diesem schnelleren und langsameren Erfolg müssen also mehrere Erfahrungen vorhanden sein. Aber dazu gehört noch die Vorstellung des Zeitmaasses.

Das Ich, sofern es strebt, B zu setzen, indem A ist, soll gezwungen sein, den Uebergang seines Strebens wirklich zu setzen, d. h. es soll das Uebergehn, was es erstrebt, wirklich gewahr werden; A soll wirklich wieder B werden. Zugleich soll es ein Gefühl haben, das zu einer andern Zeit mit dem entgegengesetzten Uebergehn verbunden ist. Das Zugleichsetzen beider Richtungen verwandelt also die Vorstellung des wirklich Gegenwärtigen in die eines Strebens. Mit diesem Setzen des Strebens ist noch das Streben des Ich selbst verbunden; vermöge der Einheit des Ich ist das *eine* Handlung, dauert also und erneuert sich auch als *eine;* das Ich also setzt ein Streben, indem es strebt. (Offenbar deutet die geforderte Verbindung des Strebens mit dem wirklichen Geschehn, welches dem Ich die Vorstellung davon gab, auf eine Wirksamkeit des Ich in der Sinnenwelt hin. Unsre geforderte *Verbindung* bestätigt die Erfahrung, zur Erklärung der stabilirten Har-[46]monie; ob sie eine *prästabilirte*, oder ein *influxus physicus*, oder was sonst sei, darüber wird hier nichts behauptet.)

Die Succession des Strebens ging aus von dem Moment, wo das Ich A wahrnahm, und B zu setzen strebte. Welches soll der wahre Anfangspunct des Strebens sein, A mit seinen besondern Bestimmungen oder das gehemmte Setzen des B? Ohne Zweifel das letztere. Das Ich strebte nach B, weil A dem Setzen des B hinderlich war; aber jedes andre *non B* (nämlich in der gleichen Continuität) hätte die gleiche Wirkung gehabt. — In der Succession aber, die das Ich gezwungen

41 andre von B SW.

setzt, ist eine Zweideutigkeit, weil jenes Beides in den Anfangspunct fällt. Irgend ein *non B* aber lässt sich doch nicht vermeiden; denn durch Etwas muss das fortdauernde Setzen des *B* gestört werden, damit ein Uebergehn sich zeige. Jedes aber muss jener Succession zufällig sein. Das heisst: jedes muss mit ihr verbunden und nicht verbunden sein. Sie muss also mehreremale statthaben, mit verschiedenen *non B.*

Das Setzen des *B* ist jetzt ein zwiefaches Setzen, theils ein wirkliches, theils das verringerte aufstrebende, welches noch immer von der Erinnerung an *A* gehemmt wird. Das eine ist ein Gefühl, das andre ein Entgegengesetztes, ein blosser Gedanke. (Alle blosse Gedanken sind Entgegengesetzte; die Wirklichkeit widerstrebt ihnen; sonst würden sie, — wie im Traume, — Realität haben.) Ein Gedanke wird also jetzt der Wirklichkeit gleich und mit ihm ein Streben nach derselben verbunden gesetzt. Die Wirklichkeit aber wird ihm, da sie oft fehlt, zufällig; der Widerstand beiden entgegengesetzt.]

Das Setzen des *A* = *non B* ist eine zusammengesetzte Handlung, sie begreift das Setzen der eignen Bestimmtheit des *A* und des Ausschliessens desselben von *B*. Der letzte Theil der Handlung muss sehr viel grössere Intension bekommen, als der erstre, wenn es viele *non B* giebt. Wird im Verhältniss dagegen das Hinzusetzen der besondern Bestimmungen nur unendlich schwach, so heisst ein solches Gesetztes ein *allgemeiner* Begriff, unter dem in jedem wirklichen Falle, wo die Bestimmungen durchs Gefühl also für diesmal stark genug sich aufdringen, *subsumirt*, geurtheilt wird. (Wenn man sich besinnt, so findet man, dass bei jedem allgemeinen Begriff ein dunkles Setzen jener Bestimmungen wirklich stattfinde. Man [47] setzt ihn nicht als etwas Wirkliches, sondern als Eigenschaft, als Inhärenz, wobei doch wohl ein dunkles Substrat nicht fehlen darf.) Aus *non B*, *non C*, *non D* u. s. w. wird sich auf ähnliche Weise ein Allgemeinbegriff des der Wirklichkeit Entgegengesetzten bilden.

Ferner wird aus dem Wechsel der Gefühle, den Intensionen derselben, ihren Verbindungen, Erneuerung u. s. w. ein mannigfaltiger Gedankenwechsel im Vernunftwesen entstehen, der, weil bei weitem nicht Alles in gleicher Intension gegenwärtig ist, weil die Gegenwart Manches verdrängt, Manches hervorruft, die Erzeugnisse der sogenannten Einbildungskraft in mannigfaltigen Gestalten darstellt, — da sonst Alles Eine Masse der Erinnerung werden müsste. Mit allgemeinen Begriffen besonders wird sich oft ein Aufstreben derjenigen besondern Bestimmungen verbinden, die ihnen Haltbarkeit gaben, die ihre Intension verloren haben

---

11 danke. (Blosse . . . .) SW.

und jetzt nur an einer Reihe von Verknüpfungen sich langsam wieder hervorarbeiten. Dies heisst insbesondere *Nachdenken.* Dahin gehört auch ein Streben, einen neugebildeten Allgemeinbegriff auf eine Reihe successiv durchdachter (d. h. in successiven Intensionen gesetzter) besonderer Begriffe zu übertragen, — die Arbeit der meisten Philosophen.

Endlich — der Reflexion, die nur Eine Handlung ist, ist alles Gesetzte Eins, wenn es sich nicht durch Absonderung zerstückt hat. Die Masse der Bestrebungen, Erinnerungen und gegenwärtigen Gefühle ist, — wenn gleich in abwechselnden Intensionen, immer beisammen; was immer mit ihr vereinigt bleibt (der Leib), wird mit ihr als Eins angesehen; das Uebrige, bald verbunden, bald nicht verbunden, wird ihr zufällig gesetzt. Als Eins verdient sie auch einen eignen Namen; — sie heisse *Peter.* Diesem Peter werden die besondern Bestimmungen, durch die er sich hindurchträgt, zufällig gesetzt; sind diese Bestimmungen unter allgemeine Begriffe gefasst, so wird er unter dieselben subsumirt. Da heisst es bald: Peter will, bald: Peter denkt. Woran denkt er? Das muss unter das Denken subsumirt werden. Antwort: Peter denkt an Peter. Und im nächsten Augenblick, wofern nur die Frage vorherging: woran denkt Peter jetzt? — Peter denkt, dass er an Peter denkt. Hier haben wir das *Ich.*

Nicht anders ist es möglich, Reflexion auf Reflexion zu [48] setzen. Soll die Reflexion als ein Handeln von ihrem Behandelten, der untern Reflexion, unterschieden werden, so muss dieses ihr zufällig sein. (Ein Thun, wenn es gar nichts weiter sein soll, als *dieses bestimmte* Thun, fällt mit der Veränderung, die es bewirkt, zusammen. Aber das Reflectiren bewirkt gar nicht einmal eine Veränderung; es thut nur für sich, es macht sich ein Bild. Es ist also dieses Bild. Aber ein Bild unterscheidet sich gerade dadurch vom Abgebildeten, dass dieses Realität hat, jenes keine. Ein existirendes Bild, — eine Reflexion, die nur diese bestimmte Reflexion wäre, — das ist Unsinn.) Sie muss also mancherlei Anderes gedacht haben; der allgemeine Begriff des Reflectirens muss sich erzeugt haben und an einen *Träger* der Bilder, die die Reflexion hervorbringt, angeheftet sein. Wie dies geschehe ist gezeigt; und jetzt war das Geforderte als Subsumtion möglich. — —

Anmerkungen zum ersten Entwurf der Wissenslehre.

Ich — da meine ich mich selber. Aber die Vorstellung wird, je weiter man sie verfolgt, um so dunkler, und wenn man alles *Zufällige* absondert, wenn man also bei dem dunkeln Schwanken zwischen allen möglichen Substraten sich selbst ertappt, wenn man bemerkt, wie man das Ich von einem zum andern hinüberschweben liess, endlich zu einem

völlig unbekannten Wesen, dessen einziger Charakter die Vorstellung seiner selbst ist. Nun zeigt sich der endlose Cirkel.

In jeder Periode unsers Lebens nämlich ist die Vorstellung Ich an diejenigen geheftet, die jedesmal die stärksten sind, die übrigen, welche dieselbe davon ausschliessen könnten, wenn *sie* sich mit ihr verbänden, werden nicht bemerkt. So der Körper, den wir auf die Welt brachten, und von dem jetzt kein Theil mehr übrig ist. Und wenn wir ganz anders erzogen wären u. s. w., würden wir uns für *dieselben* halten? Auf diese Frage kann nur die Naturphilosophie antworten, die über den Streit von der *Substantialität* der Seele entscheiden muss. Dem *Ich*, dem Uebergehenden ist es gleich, wo es den Kreis seiner Uebergänge findet, und auf diese Weise könnte man alle Ich identisch setzen. (Naturphilosophie unterscheidet sich dadurch von der Wissenslehre, dass jene von einem Sein, diese von Be-[49]griffen ausgeht. Jene muss daher durch diese gegen die Einwürfe des Idealismus erst gesichert werden.)

In sofern der Begriff Ich auf ein ganz unbestimmtes Andre hindeutet, ist es einer der höchsten Allgemeinbegriffe, unter dem unzählige Wesen subsumirt werden können. So stellt das bisherige Räsonnement den Begriff, nämlich als ein Ding, das sich selbst vorstellt. Das folgende verändert ihn wieder, indem es auch das Andre (das Ding) vom Ich ausschliesst. Erst also ist identisch, was nachher geschieden wird, wie der Reflexion immer Alles Eins ist, bis sich die Nothwendigkeit zeigt es zu sondern. Diese Nothwendigkeit liegt hier im Unterschiede der *Begriffe* des Denkens und des Andern; doch dem Sein nach werden beide als verknüpft anerkannt.* Die Nothwendigkeit dieser Verknüpfung liegt im Begriffe, nämlich in dem des *Sich-Denkens.* Zwei Begriffe sind verschieden und doch unzertrennlich? — Nämlich durch eine *Abstraction* ist der Begriff des Denkens zu Stande gekommen, (welcher den innern und nicht durch die gegenwärtigen Empfindungen veranlassten Gedankenwechsel bezeichnet;) mit ihm durch Identität des Seins verbunden war ein Wollen, Empfinden, ein Leib u. s. w., welches zusammen, sofern das Denken ihm angehört, das *Denkende* ausmacht; durch *Subsumtion* des Denkenden unter das Denken entsteht das Sich-Denken oder das Ich. Hier ist erstlich mit dem Begriffe des Denkens überhaupt schon der des Gedachten verbunden, obgleich von ihm verschieden, weil zum Wechseln der Gedanken (zum Denken) doch Gedanken, Gedachte, erfordert werden. Aus einer und derselben Masse, der Gedankenfolge, hat *eine* Abstraction die Form, das Denken, (das Folgen, Wechseln,**)

* Kann man das wohl eine Verknüpfung dem Sein nach nennen, wo jedes Angeknüpfte zufällig ist, jede Verbindung nur kurze Zeit dauert? (Spätere Bemerkung am Rande der Handschrift.)

** Gedankenfolge unterscheidet sich so vom Folgen der Gedanken: jene wird durch das blosse Vorstellen der Gedanken in ihrer einseitigen Entgegensetzung gedacht; dieses wird durch zwei Allgemeinbegriffe gesetzt, die sich schon vorher

eine andre die Materie, das Gedachte, das der Wirklichkeit Entgegengesetzte oder Gleiche herausgehoben, [50] und zwei Allgemeinbegriffe, die *nur* aus einer gleichen Basis entspringen konnten, müssen wohl auf dieselbe, also auf einander zurückweisen und folglich zusammengehören, (besonders, wenn sich zwei Begriffe wie Form und Materie verhalten; denn da ist die erste Abstraction allemal die, welche die Form bildet; das Uebriggebliebene sammelt sich dann eben als Uebriggebliebenes unter dem Begriff der Materie.) Zweitens, durch die Subsumtion des Denkenden unter den Allgemeinbegriff des Gedachten wird jenes die bestimmte Materie, auf die die Form des Denkens zurückweist.

„*Ist der Stein zugleich ein sich selbst denkendes Wesen, so muss er als solches sich setzen.*“ (S. oben S. 106.) Denn man fühlt wohl, dass zum Stein eine Vorstellung vom Stein addiren nur eine Vorstellung von dem *Andern*, also nicht von *sich selbst* nachweisen hiesse. Oder wäre die Identität, welche das *Sich-Selbst* fordert, bloss eine *Identität des Seins* (der Substanz)? — Die authentische Auslegung des Datums (des Begriffs vom Ich) müssen wir ohne Zweifel von den Gebenden, von unsern Zuhörern fordern, die dann zuverlässig zu ihrem Sich vor allen Dingen ihr Selbstbewusstsein rechnen werden. Aber bei den höhern Thätigkeiten, beim Anerkennen der unendlichen Reihe möchten sie stutzen über das, was wir ihrem Datum anhängen, über diesen unerwarteten Zuwachs zu ihrem eigenen Ich; freilich für diesen Augenblick können sie ihn nicht abweisen und ableugnen, aber sie werden ihn *zufällig* nennen, weil sie, wenn sie von *Sich* sprechen, daran meistens nicht denken. Sie sind also auch ohne ihn Ich, aber keine *vollständige* Ich. — Das Ich wächst also auf diese Weise unendlich. Aber es wächst auch durch alle die andern Vorstellungen, die es aufnimmt und noch künftig aufnehmen wird. Denn seine Uebergänge, die mit ihm durch *synthetische Einheit des Begriffs* verbunden sind, müssen wir doch wohl zu ihm selber zählen.

Alles dies Wachsen, mit dem zweiten auch das erstere, scheint daher der Wissenslehre im strengen Sinne nicht zuzugehören; es muss aber dessen Erwähnung geschehn, wie von allem Andern, das in besondern Wissenschaften weiter betrachtet werden soll. Unser jetziges Problem ist gelöst, da, wo das Denkende unter das Denken subsumirt wird.

---

[51] „*Das Andre, welches es auch sei*“ u. s. w. (S. oben S. 106.) Es findet sich nachher, dass dieses letzte Object der Vorstellung Ich die zusammenbleibende Masse der Erinnerungen, Bestrebungen und Gefühle

---

gebildet haben müssen und jetzt unter einander subsumirt werden, nämlich die der Succession und des Gedankens. Solche aus mehreren Allgemeinbegriffen zusammengesetzte Begriffe sind einer Auflösung in dieselben, einer *Definition* fähig.

(nebst dem Leibe), also die *Materie* des Gedankenwechsels ist. Diese Masse ist aber nie in gleichförmiger Intension gegenwärtig; doch durch die Entgegensetzungen, in die jeder Theil derselben schon gleich bei seinem Hinzukommen eintritt, ist sie durchgängig verknüpft. Daher durchlaufen wir, wenn wir nach Uns selbst fragen, ohne Schwierigkeit ihr Mannigfaltiges. — Die Masse wird, wie dort gefordert wurde, ausgeschlossen vom Ich; mein *Mich-Selbst-Denken*, mein Ich setze ich gewiss nicht als identisch mit meinen Empfindungen, Wahrnehmungen, mit meinem Frieren, Hungern u. s. w. Dieses finde ich mir zufällig; aber eben so gewiss muss ich, um dem Mich-Denken einen Sinn zu geben, ihm eine solche Empfindung, oder vielmehr den Wechsel aller unterlegen, als dasjenige, was in dem vorgestellten *Mich* enthalten ist.

„*Mehrere Vereinigungen der Reflexion mit mehrern andern*“ (S. oben S. 107.) Vorhin hatten wir *Reflexionen*, mehrere über einander und die Identität schien an dem Andern zu haften. Jetzt zeigte sich dieses als ein zufälliges wechselndes Mannigfaltiges, und *die Reflexion* steht hier als das Eine, woran sich dasselbe verbindet. — Nämlich damit aus der Reihe der Reflexionen nicht eben eine Reihe verschiedener Intelligenzen werde, die einander besehen, so wird, kraft des Begriffs vom Ich, zwar *erstlich* die Verschiedenheit der Reflexionen als Handlungen behauptet; denn es wäre widersprechend, denselben Act zugleich als ein Vorstellen und als ein Vorgestelltes zu denken; *zweitens* aber die Identität aller als eines einzigen — Wesens, einer einzigen Kraft postulirt, die Erklärung dieser *Involution* aber der Wissenschaft aufgegeben. Dieses Eine wird nun über alles Mannigfaltige des Andern gleichsam fortgetragen und an jedes angeknüpft; da giebt jede Verknüpfung wieder eine einzelne Handlung und diese Handlungen müssen vermöge des gleichen Postulats wieder in Ein Handelndes zusammengefasst werden. Das Handelnde wird hier durch zwei allgemeine Begriffe gedacht: Vereinigung mit dem Andern und Reflexion; und diese bezeichnen, weil sie nicht wesentlich zusammenge-[52]hören (nicht — *nur* auf *einer* Basis ruhen), zwei Vermögen im Ich. Beide Begriffe combinirt geben das Empfinden.

„3.“ (S. oben S. 107.) — hiesse kürzer: das Setzen des Empfindens. Dazu gehört *a)* das Setzen der Vereinigungen, *b)* der Reflexion, *c)* das Gleichsetzen beider. Für die Methode wird durch diese Abtheilung nichts gewonnen. Auch hätte die Methode schon früher gleich nach der Analyse des Begriffs Ich, nach der Darstellung der Cirkel in demselben, aufgesucht werden müssen; wenn überhaupt eine zu finden war.

„*Der nächste ist die Reflexion darauf, diese muss jenen identisch gesetzt werden,*“ (s. oben S. 108) — also zuvor gesetzt und abgesondert

vom Reflectirten gesetzt werden. (Und dies ist sehr wichtig, die genauere Auseinandersetzung weiter unten.) Hier passt schon, was nachher vom Vereinigten gesagt wird. — „*Aber identisch den besondern, dem Ich fremden Bestimmungen derselben? das wäre nicht möglich und wäre nicht wahr.*“ (S. oben S. 108.) Hier muss Identität des Seins von der Identität oder auch der synthetischen Einheit des Begriffs wohl unterschieden werden. Jene wird allerdings im gemeinen Leben immer der Reflexion und den fremden Bestimmungen zugeschrieben, so oft das *Individuum* sich ins Auge fasst. Es betrachtet als Sich die *ganze* Reihe seiner Vergangenheit, und wenn es zugiebt, dass die Zusammenfügung derselben zufällig gewesen sei, dass es schon *Ich* und *dasselbe* Ich war, längst vor dem gegenwärtigen Moment und dessen Bestimmungen, so geht es zurück und sucht, in so weiter Ferne es kann, den *Anfangspunct* der Reihe; bei diesem ward die Individualität bestimmt; alles Uebrige hätte anders kommen können. (Aber der Anfangspunct, welcher er auch sein mag, ist auf jeden Fall vergessen; was geht er dich jetzt noch an? Wie wenn man dich getäuscht, dir gesagt hätte, du seiest von andern als deinen wirklichen Eltern, wenn deine Meinung vom Ursprunge des Leibes und der Seele, welche du auch angenommen haben magst, dir selbst zweifelhaft ist, täuschest du dich darum über dein Individuum? Hälst du dich darum für einen Andern, als du wirklich bist? — Diese Betrachtung möchte dienen, die Zufälligkeit der Individualität für die Persönlichkeit zu zeigen und deutlich zu machen, wie die Unterlage des Ich sich unter ihm verschiebe, wie allen [53] ihren einzelnen Theilen sich andere substituiren lassen.) Aber nicht bloss das gemeine Urtheil verknüpft das Ich mit den Empfindungen dem Sein nach, der Idealist thut das Gleiche; denn die Welt geht ihm aus dem Ich hervor. Die Wissenslehre erinnert Beide: dass Identität des Seins, wie alles Andre, doch nur eine unsrer Vorstellungen ist, dass also Identität des Seins ohne synthetische Einheit der Begriffe annehmen d. h. Gedanken zusammenfügen, die nicht durch sich selbst nothwendig verknüpft sind, nichts weiter ist, als erklären, man habe diese Gedanken aus Gewohnheit oder Willkür verbunden; dass sich keine Vorstellung nachweisen lasse, die mit der vom Ich auch nur bisher immer verbunden gewesen sei, (denn der Leib, den man etwa anführen möchte, ist nur ein allgemeiner Begriff, dessen besondre Bestimmungen mit Personen und Altern wechseln, und einem allgemeinen Begriff wird man doch kein Sein beilegen wollen;) dass der Begriff Ich die Identität mit dem Andern zugleich fordert und ausschliesst, (darum muss das Andre eben mannigfaltig sein und wechseln;) dass er hingegen die strengste Identität des unendlich vielfachen in ihm enthaltenen Objects und Subjects verlangt; dass er daher mehr ist, als blosse Vorstellung der Vorstellung von der Vorstellung u. s. w. eines An-

1 vom Reflectiren SW.

dern*, indem alle diese Vorstellungen Eins sein sollen; dass eine Aufeinanderhäufung unendlich vieler *absoluter* Reflexionen** nicht nur eine ganz willkürliche Hypothese sein, sondern auch unsere Ueberzeugung von der Einheit unsers Wesens Lügen strafen würde, weil es uns selbst als ein Aggregat eben so vieler Grundkräfte darstellte, die durch eine unbekannte physische Nothwendigkeit verbunden, aber dem Begriffe nach *nicht* Eins und Dasselbe wären. Die Wissenslehre selbst zeigt eine synthetische Einheit des Begriffs aller der Reflexionen, die das Ich ausmachen; nämlich vorausgesetzt, dass eine Reflexion den Wechsel der Empfindungen durchdauere, so muss auch die Bildung des allgemeinen Begriffs der Gedanken, des Denkens, die Notion des Denkenden, die Subsumtion desselben [54] unter den Begriff des Gedachten, und eine neue Subsumtion des so eben entstandenen Begriffs des Ansichselbstdenkenden unter denselben Begriff des Gedachten, — alles dies muss nothwendig erfolgen und die Reflexion unendlichemale zu sich selbst zurückführen. Zu sich selbst: denn sie bildet jene allgemeinen Begriffe aus ihren eigenen Producten, der Wechsel derselben ist der Begriff ihrer eigenen Dauer, und das Denkende, das, dem das Denken nur angehört, ist sie selbst als unbekanntes Etwas, das nicht bloss reflectirt, sondern sich auch mit Anderem vereinigt.

„*Wir dachten es als übergehend aus Einem ins Andre; es muss aber auch wirklich so sein.*“ (S. oben S. 108.) — Wäre es nicht so, und wir, oder das Ich, welches sich als Ich setzt, dächten es doch so, so müssten mehrere höhere Reflexionen absolut angenommen werden, die das nicht succedirende Mannigfaltige eigenmächtig aus seiner Verbindung unter einander und mit der untern Reflexion gerissen hätten.

„*Reflexion und Bewegung würde ewig dauern, brächten nicht Hindernisse sie zur Ruhe.*“ (S. oben S. 109.) Aber die Logik sagt: *cessante causa cessat effectus.* Diese Regel, sofern sie als Axiom auftritt, setzt voraus, dass der Zustand, welcher vor der Wirkung voraus ging, der natürliche der bestehenden Dinge sei, dass in den letzteren eine Kraft wohne, die durch die hinzukommende Ursache zwar für diese Zeit aufgewogen, aber in ihrem Wesen keineswegs geschwächt oder verändert werde, und daher, sobald die Ursache weicht, Alles wieder in den vorigen Stand setzt. Aber ohne diese Voraussetzung gilt ohne Zweifel

* Eine Reihe von Intelligenzen.

** Darauf kömmt die Behauptung der absoluten Spontaneität der höhern Reflexionspuncte hinaus; — mehrere absolut setzen heisst doch wohl, jedes besonders, nicht im Andern enthalten, als etwas für sich allein, etwas selbstständig, nicht innerlich, sondern äusserlich mit dem Andern verbunden setzen.

der höhere Canon: Veränderung erfordert eine neue Veränderung, und folglich eine neue Causalität, um in den vorigen Zustand zurückzukehren. — Im vorliegenden Fall entscheiden schon die vorhergehenden Betrachtungen; es soll ein Ich zu Stande kommen; und die Reflexion könnten wir hier nicht als identisch gelten lassen, wenn sie nicht als Handlung fortdauerte; denn beim Philosophiren besinnen wir uns, dass das Substanzielle, wie überhaupt, so hier die reflectirende Substanz, ein blosses, an sich völlig *unbestimmtes* (besser als: *unbekanntes*) Noumen, d. h. Hinzugedachtes sei, und das hat für uns keine Realität, (welche [55] nur den Empfindungen und Erinnerungen zukommt,) folglich kann daran auch keine Identität bevestigt werden.

„*Das fortdauernde Setzen besteht nicht neben dem neuen Setzen*" u. s. w. und „*das Setzen des Gegenwärtigen ist verbunden mit einem fortdauernden Vernichtetwerden des Vorhergehenden; das Letztere ist nicht aufgehoben, nur verringert, ohne Zweifel nicht an Extension, denn die hatte es nicht, also an Intension.*" (S. oben S. 110.)

Ueber die Intension im Ich folgende Bemerkungen. Der Begriff des Ich fordert ein Setzen, das vom Gesetzten soll unterschieden werden; dem das Letztere zufällig sein soll. Nun ist mit dem Setzen allemal ein Gesetztes verbunden; aus dieser Verbindung das blosse Thun, das blosse Setzen herausreissen, den allgemeinen Begriff des Setzens denken, heisst, wenn es nicht sinnlos sein soll, das Setzen in unendlich höheren Graden denken, als das Gesetzte; und da bei keinem wirklichen Setzen das Setzen einen höhern Grad haben kann, als das Gesetzte, — denn es hat sein ganzes Wesen nur in und durch das Gesetzte, — so muss dieses unendliche Uebergewicht des Setzens über das Gesetzte aus vielen verschiedenen Setzungen, die nur das Setzen als Handlung gemein hatten, zusammengekommen sein.* Folglich kann das Vernunftwesen, welches sich *als Ich* setzt, den dazu nöthigen Allgemeinbegriff des Setzens nur dadurch erhalten, dass es unendlich viele Setzungen, aber in denselben die Gesetzten in unendlich geringeren Graden denkt. Es denkt aber dieses Setzen als *sein* Setzen; folglich findet es in sich, und sind in ihm unendlich viele Setzungen. Folglich müssen wir uns die Thätigkeit des Ich unendlich vielfach getheilt, unendlich viele Grade in sich fassend, seine Intension unendlich vielfach denken. Das ist der strenge Be-

* Man könnte auch hier wieder eine Spontaneität in uns annehmen wollen, die sich selbst diesen unendlich höheren Grad gäbe, erdichtete; ein eigentlich so zu nennendes Abstractionsvermögen, das aus einem oder wenigen Gesetzten das Setzen abzöge, und abgesondert hinstellte, in einer ihm eigenmächtig ertheilten Klarheit und Intension. Dieser *qualitas occulta* könnte man erstlich vorhalten, dass sie eine völlig willkürliche Hypothese, ein blosses Ruhekissen des trägen Nachdenkens sei; sie aber zu widerlegen bleibt wohl nichts, als die, dadurch verletzte, Einheit unsers Wissens, die Identität des Ich.

weis, dass wir die Thätig-[56]keit des Ich intensiv, und zwar aus *unzählbaren* Graden bestehend denken müssen. Er trifft sowohl das Vermögen der Vereinigung, als das eigentliche Reflexionsvermögen; denn jene Setzungen müssen *äussere* sein, also beide Vermögen beschäftigen; weil sie vor dem allgemeinen Begriff, bei welchem das Vermögen der Vereinigung unbeschäftigt ist, vorher gehen, dieselben erst hervorbringen sollen. (Die Intension beider Vermögen ist in *einem* Setzen oft verschieden. Von dem ersten hängt die Stärke des sinnlichen Eindrucks, vom zweiten die der Aufmerksamkeit ab. Man kann einen schwachen Ton, eine schwache Farbe sehr genau, das Gegentheil sehr wenig bemerken.)

Nun könnte es scheinen, als müssten wegen der Identität des Ich alle Grade seiner Intension immer beschäftigt sein, damit nicht zu Zeiten nur die Hälfte oder drei Viertheile von ihm wachten und die übrigen schliefen. Aber das höbe die Identität gerade auf; denn das Ich würde dadurch zum Aggregat seiner Grade. Ueber die Verbindung dieser Grade nur die Bemerkung, dass die *vis inertiae* in ihrer Intension der des Ich analog ist. Keiner von jenen Graden ist ein für einen *gewissen* äusseren Eindruck bestimmtes besonderes Vermögen, sonst hätten wir wieder ein Aggregat von mehrern Absoluten; folglich muss es möglich sein, dass mehrere Grade oder alle sich auf *einen* Eindruck richten; und zwar alle *zugleich;* denn schlösse einer den andern aus, so wäre gar keine Intension, sondern das Ich ein extensives Ganze. Jedes Gefühl kann also stark oder schwach sein. Aber welchen Grad es auch habe, das folgende Gefühl soll das erste ausschliessen, obgleich nicht aufheben. Das heisst also nicht, ihm eine gewisse Quantität der Intension *rauben*, weder nach arithmetischem Verhältniss, — dann könnten schwache Gefühle von starken ganz hinweggenommen, also aufgehoben werden; — noch nach geometrischen; dann würde ein zwiefaches Setzen mit einander friedlich fortdauern; dass eins dem andern Abbruch gethan *habe*, wäre nun nicht mehr bemerkbar, also keine Succession, kein Uebergehn. Folglich bleibt, so viel wir hier Grund haben anzunehmen, — physiologische Ursachen des Gegentheils sind dadurch nicht für unmöglich erklärt, — dem Setzen seine Intension ganz, aber das Gesetzte kann nicht zu Stande kommen, und darin besteht das Streben, Wollen. (Das Gesetzte kommt ohne Zweifel zum Theil [57] zu Stande, wenigstens manchmal, wenn auch nicht immer; denn es sollen sich ja Vorgestellte, als Nicht-Wirkliche, kennbar machen. Folglich ist ein Setzen, dass nach noch grösserer Intension strebt, ein Setzen und Streben zugleich.) Aber bei der Verstärkung des gegenwärtigen Gefühls durch lange Dauer nimmt die *verhältnissmässige* Intension des ersten immer ab. So hebt lange Gefangenschaft auch den Wunsch nach Freiheit auf. Hingegen bei vielem Wechsel der jetzigen Empfindungen, die also ihre Intension unter einander aufwägen, erhebt sich leicht eine frühere Begierde. So das

Heimweh bei denen, die in der Fremde zwecklos in unbestimmten Beschäftigungen leben, oder bei denen das gegenwärtige Setzen leer ist; dahingegen die, welche angestrengt einen Plan verfolgen, davon frei sein werden.

„*Die Intension des Wollens richtet sich nach der Stärke des vorhergehenden wirklichen Setzens im Verhältniss zum gegenwärtigen.*“ (S. oben S. 110.) Das erste wirkliche Setzen wird nur theilweise in ein Streben verwandelt. Aus einem starken Setzen *kann* ein starkes Streben werden, weil viel zu hemmen da ist. Ist aber das Hemmende nicht stark genug, so wird das Streben auch nicht stark, aber die wirkliche Vorstellung bleibt so viel lebhafter. (Ein *solches* schwaches Streben wird sich dennoch als Begierde stark äussern, weil kein Gegengewicht es hindert, den Willen zu bestimmen.) Zu bemerken ist Folgendes: das erste Gefühl weicht nur darum und *in sofern* dem andern, als dieses sinnliche Nothwendigkeit mit sich führt. Folglich wird das nicht gelten für die Beschleunigung, die das zweite *Setzen* aus der Dauer schöpfen sollte; denn in wiefern diese Beschleunigung auf der Erinnerung beruht, steht ihr, wenn wir für beide Gefühle die Zeiten gleich, und das letzte etwa nur erst halb verflossen annehmen, die schon stärkere Intension des ersten entgegen. Dennoch leidet jene Beschleunigung nichts, nur ist sie nicht ganz Beschleunigung eines Setzens, sondern grossentheils eines Strebens.

III.

Aus dem Jahre 1800.

1. Zur Kritik der Ichvorstellung. — 2. Ueber den Unterschied von Kantischem und Fichteschem Idealismus. — 3. Ueber das Bedürfniss der Sittenlehre und Religion in ihrem Verhältniss zur Philosophie.

Citirte Ausgabe:

HR = *Herbartische Reliquien*, herausgegeben von T. Ziller.

1.

Zur Kritik der Ichvorstellung.

[Text nach HR 247—250.]

Lilienthal, Ende Mai 1800.

Einwurf.

.... [247] „Ein Sein ohne alle Qualitäten ist das Objective im Ich — Ich **bin!** — Als Eins mit diesem Sein wird gedacht [248] ein Denken dieses Seins — *Ich bin* **Ich!** Dies hat gar keine Schwierigkeit. Eine Intelligenz, deren Act gar nicht zum Bewusstsein kommt und gerade darum auch keinen Zweifel erregen kann, weil er nicht vermisst wird, denkt unmittelbar ein Sein, — sie denkt auch ein Denken dieses Seins; — beide sind, nach einem allgemeinen Canon, *Ein Gesetztes in Einem Setzenden.* Dies letztere braucht gar nicht bewiesen zu werden; wo nicht besondere Umstände eintreten, versteht es sich von selbst. Und die Materialien, das Sein und das Denken dieses Seins, bedürfen ebenfalls keiner Einführung durch Schlüsse; sie sind in dem Datum: Ich unmittelbar gegeben."

„Ich bin unmittelbar Ich. *Du* und *Er* — Ihr seid durch Euer Kommen und Gehen fern genug aus mir hinausgesetzt. Wir werden einander nicht verwechseln!"

War denn, im Vergleich mit der glücklichen Leichtgkeit dieser Erklärung, alle wissenschaftliche Forschung vergebliche, ja täuschende Mühe? Was war, was *schien* wenigstens, durch sie gewonnen?

Es wurde dadurch nachgewiesen — Ein — Denkendes, das unter andern — ihm allesammt zufälligen — Gegenständen seines Denkens auch *an Sich* Selbst dachte: — ein *Vermögen,* an Sich Selbst zu denken, dem folglich unter unendlich vielen Acten des Denkens auch der gegenwärtige im *allgemeinen* Begriffe und durch *Vermittelung* dieses *von ganz anderen* Gedanken abgezogenen — nachher erst über seinen Ursprung hinaus erweiterten — Begriffs schon mit beigelegt war.

Es war nachgewiesen, wie ein Denken — im mehr und mehr geläuterten allgemeinen Begriffe — und wie ein Sein, dem dieses Denken eigen sei, — nicht als angeborene Vorstellungen, sondern als angebildete, aus der ganzen Vergangenheit hervorgezogene Begriffe, sich in die Einheit der gegenwärtigen Empfindungen zu einem unmittelbaren Selbstgefühl und Selbstdenken hinein und zusammen weben.

Dieses war im Zusammenhange mit den Grundlinien der gesammten Erfahrung dargestellt.

Doch blosser grösserer Gewinn entscheidet nichts.

Räsonnement — freilich auch nicht, wenn die Vorstel-[249]lung Ich ein angeborener versteckter Widerspruch sein sollte. Wem so etwas einfallen könnte, dem wäre durch nichts zu helfen, als etwa dadurch, dass er durch Selbstbeobachtung sich deutlich zu machen suchte, ob das Ich, ihm selber in ihm selber, in den deducirten Angeln der Erfahrung wirklich hänge oder nicht hänge. Der versteckte Widerspruch aber in der Vorstellung Ich, wie der Einwurf sie nennt, ist dieser.

Das Sein und das Denken dieses Seins sollten dasselbe sein. Nun ist auch das Denken; oder: das Denken hat ein Sein. Folglich ist das gedachte Sein eben dieses Sein des Denkens, oder: das Denken denkt sein eignes, — des Denkens — Sein; — so will es auch der Begriff des Ich. Da aber das Denken in actu nicht selbst durch diesen Act gedacht werden kann — so wird sich die Intelligenz, von deren Manier, Sich zu denken, hier die Rede ist, auch nicht vorstellen wollen, das Denken dächte sein Sein in der Qualität als sein, des Denkens, Sein, — denn in dieser Qualität liegt der Act des Denkens selbst darin.

Nun sollte das die einzige Qualität des Seins sein (damit man nämlich das Nicht-Ich umgehen könne). Fällt sie weg, so kömmt ein ganz nacktes Sein heraus — die Intelligenz denkt also das Denken des allgemeinen Begriffs Sein, — also irgend eines Seins, — doch wohl kein Ich! —

Auch so ist der Einwurf noch nicht ganz auf seine Absurdität zurückgeführt. Das Sein des Denkens ist die Wirklichkeit des Denkens, — das wirkliche Denken, der Act des Denkens. Der ist es eben, der nicht gedacht werden kann. — Also, die Intelligenz denkt ein Denken, das gerade dasjenige denkt, was es gar nicht denken kann — sie denkt Unsinn.

Vorstellung ist in allem ihrem wirklichen oder eingebildeten Gegenstande gleich, nur sein Sein hat sie nicht. Sie ist aber auch, hat also ein anderes Sein. Vorstellung von mir selbst, ist auch; ist auch eben dadurch Vorstellung, dass sie von ihrem Vorgestellten das Sein abstreift und liegen lässt — also das Sein von mir, dem Vorstellenden, ist schlechterdings nicht das Sein von mir, dem Vorgestellten. — Oder

---

25 der Denkens HR.

die Begriffe verlieren allen Sinn in der allgemeinen Verwirrung. Ich also bin doppelt. Das Bild — ist; — das Abgebildete ist auch: — wäre dieses ist und jenes ist dasselbe: so hiesse es: das Bild ist das Abgebildete. Dann ist das [250] Bild nicht mehr Bild und das Abgebildete nicht mehr abgebildet.

Aber ich bin auch derselbe. Das Sein der Vorstellung — das Vorstellen, ist das einfachste, was wir denken können, Ein Act, — den wir nicht zerspalten können. Aber das Sein des vorgestellten Ich soll nicht dasselbe sein und doch auch dasselbe, — also es soll doppelt sein, — zusammengesetzt sein aus Ich und Nicht Ich — eine dynamische Einheit beider; — und Ich bin doppelt, indem ich zugleich einfach bin und auch doppelt.

2.

Ueber den Unterschied von Kantischem und Fichteschem Idealismus.

[Text nach HR 247.]

Vegesak.

Kantischer Idealismus.

[247] Das Empfundene ist nicht die Form der Objecte. Doch ist das Object der Anschauung sowohl als des Denkens geformt. Folglich ist das Object nur zum Theil durch Empfindung gegeben; zum Theil aber Resultat der Synthesis, durch welche die Einbildungskraft die Elemente der Empfindung in die unserm Sinn eigenen Formen des Raumes und der Zeit und in die dem Verstande eigenen Kategorien zusammenfasst. Als Bestätigung stimmt hiermit zusammen, dass die Formen der Anschauung nothwendige, nicht wegzudenkende Vorstellungen und die Formen des Verstandes nothwendige und allgemeine Urtheile sind. Auf die Weise zerfällt unsere ganze Erfahrung und Erkenntniss in den Theil, der von uns, und in den, der nicht von uns kommt. Da aber der letztere sich schlechterdings nicht mehr theoretisch auffassen lässt, so wird er uns ein ganz unbekanntes Ding an sich.

Eben dieses unbekannte Ding oder die Welt dieser Dinge wird nun auch das Asyl für unsere Freiheit, weil dahin das Gesetz der Causalität nicht mehr reicht.

Fichtescher Idealismus.

Das Unbekannte, nach Absonderung aller Form als Stoff übrig geblieben, ist gar nicht mehr Vorstellung, wir wissen also nichts davon und sprechen hier nur von unserer eigenen Erdichtung. Sofern in jenen Formen etwas von uns vorgestellt wird, ist es ganz unser und unsern geistigen Gesetzen unterworfen.

3.

Ueber das Bedürfniss der Sittenlehre und Religion in ihrem Verhältniss zur Philosophie.

Vorlesungen, gehalten im Museum zu Bremen 1800.

[Text nach HR 260—275.]

Erste Vorlesung.

Einleitung.

.... [260] Wir leben in einem Zeitalter, welches sich rühmt ein gebildetes zu sein. Was heisst Bildung? Soviel als Veredelung? Und ist ein gebildetes Zeitalter ein solches, in welchem die Menschen ein schöneres, würdevolleres Leben führen, in welchem sie vor ihrem eigenen Urtheile besser bestehen als in den früheren Perioden der Dauer unserer Gattung? Einen solchen Ruhm unserer jetzigen Sinnesart und Lebensweise zu-[261]zuerkennen, in solcher Bedeutung unsre heutigen öffentlichen und Privat-Verhältnisse über die älteren zu erheben, möchten wohl nicht blos die Greise verweigern, welche in die Fröhlichkeit ihrer Jugendjahre sich zurücksehnen, sondern auch die unbefangenen Kenner und die weisesten Beurtheiler der Geschichte und ihrer mancherlei Erscheinungen von steigender sowohl, als sinkender menschlicher Vortrefflichkeit. Ausgebildet aber hat sich die Kunstkraft, versucht hat sich die Industrie, vervielfältigt sind die Erfindungen, ein grosser Markt ist eröffnet, auf welchem feilgeboten werden nicht nur die Bequemlichkeiten des körperlichen, sondern auch die Geniessungen des geistigen Lebens; nicht nur die Geräthe der Hand, sondern auch die Werkzeuge des Verstandes; nicht nur Namen, sondern auch Worte, Wendungen, Formeln, Systeme, nach dem Belieben eines Jeden. Hervorgebildet sind alle die mancherlei möglichen Sinnesarten, zu welchen der Mensch sich erheben und sich verlieren kann; neben einander aufgestellt sind die Muster des Betrugs und der Treue, der Arglist und der Güte, der Aufopferung und des Egoismus, — hier brüstet sich die Kunst, dort das Wissen, da der Zweifel, und wieder

dort die Gewalt und der Raub, und die Pracht und der leere Schmuck der Namen, der Titel und Bänder!

Was Wunder, wenn so bunten Sitten eine beinahe gleich bunte Sittenlehre entspricht? Die Begriffe richten sich nach den Sachen und die Worte nach den Gewöhnungen. Was in den Gemüthern ist, das findet auch Sprache, das ründet und glättet seinen Ausdruck, das lernt die schwächern Menschen umher für sich einnehmen, und sie zur Nachahmung auffordern.

Dem jungen Manne, der in der Welt nach Bildung sucht, wird es nicht an Menschen, noch weniger an Büchern fehlen, die sich ihm zur Führung darbieten.

Er wird sich Anfangs freuen über den Reichthum guter Gelegenheiten. Und indem er sie alle zugleich zu benutzen strebt, wird es ihm vielleicht lange Zeit entgehen, welche Gegensätze, wie viel Widerstreitendes in allem dem liegt, was sich mit gleich empfehlender Miene sein Zutrauen verschafft. Ich habe Personen gekannt, welche mit gleicher Empfänglichkeit und gleich hingegebener Liebe sich mit Göthe und Jacobi und Fichte, mit neuster Philosophie und mit theolo- [262] gischer Gelehrsamkeit beschäftigten, ohne zu merken, wo eins das andere stösst, ohne Furcht, durch das eine verdorben zu werden für das andere, — und was die Hauptsache ist, ohne Besorgniss, wie sie am Ende sich selbst wiederfinden würden nach so vielfachem Rütteln an ihrer eignen Gemüthsart.

Wer hingegen in sich selbst einen Keim von Charakter hat, der wird einer andern, eben so schlimmen Einwirkung unsres bunt ausgebildeten Zeitalters entgegen gehen. Indem seine Natur sich sträubt gegen die Biegung, indem er sich unbehaglich angeregt fühlt von dem, was ihm zu hoch und zu fein ist, wird er sehr gern die Widersprüche unserer heutigen Cultur auffassen, um dadurch bei sich einen allgemeinen Zweifel an dem Werth aller Bildung zu rechtfertigen, und entweder seiner *Trägheit* zu allem *Höherem* das Wort reden, oder seinen *Eigenheiten* freien Spielraum geben, die doch in seinen Augen eben so gut sein dürften, als die Eigenheiten aller übrigen Menschen.

Die Beispiele hierzu sind noch häufiger als jene. Giebt es doch Leute genug, welche meinen, alles zu thun, was man nur verlangen könne, wenn sie ihr Brodgeschäft, und was damit zusammenhängt, gehörig besorgen, und nach gethaner Arbeit sich so vergnügen, dass der Geldumlauf und die Gewerbe dabei profitiren.

In der That, diese Gleichgültigkeit gegen die Uebel, unter denen die Menschheit leidet, diese Tödtung der feineren Gefühle, diese freiwillige Beschränkung des geistigen Blicks, dies Haften an dem Irdischen und Zeitlichen findet einige Entschuldigung darin, dass die Lehren von dem Ueberirdischen und Nicht-Zeitlichen so widersprechend lauten, dass die Feinfühlenden, die Gebildeten einander so oft und so leicht

beleidigen, dass die Rathgeber, welche den Uebeln der Menschen Hülfe anboten, in so rauhem Contrast mit unseren traurigsten Erfahrungen stehen.

Aber, mag die Engherzigkeit, mag die Gleichgültigkeit gegen das Schöne und Gute noch so natürlich entstanden sein, mag ihr die gegenwärtige politische und die literärische Lage noch so sehr entsprechen: der Keim der menschlichen Natur ist dennoch in seiner Tiefe ein Anderer, — und er ist in seinem Wesen unveränderlich. Zudem rede ich hier vor jungen [263] Männern, welche vom Rost der Zeit noch wenig angegriffen sein können.

Und so ziemt es sich denn, vorauszusetzen, dass in Ihnen, m. H., noch kein unüberwindliches Misstrauen gewurzelt ist gegen das, was im Allgemeinen Bildung heisst, — und was die Hauptsache ist, dass Sie nicht blos die mannigfaltige Fähigkeit zu den unzähligen verschiedenen Arten der bessern sowohl als der schlimmern Ausbildung in sich tragen — sondern auch das Bedürfniss fühlen, dies Schlimmere und jenes Bessere zu scheiden, zu sondern, zu sichten: dass Sie endlich auch der edelsten aller Fähigkeiten nicht ermangeln, derjenigen nämlich, durch welche der Mensch sich selbst den Maassstab des Guten an das Schlimmere giebt, — ohne welchen Maassstab niemals ein Begriff von Güte, niemals ein Zug von Achtung für die Pflicht und von Bewunderung für die Tugend in menschliche Seelen gekommen wäre.

Wir alle werden erfüllt von unwillkürlichem Beifall, wenn eine That der muthigen Anstrengung für Recht und Billigkeit und Menschenwohl herdurchbricht durch die Gewebe des Eigennutzes und durch die Ränke der Feigheit. Wir alle werden ermuntert, die Spur einer solchen That aufzusuchen, und wie von ihr angeführt, vorzudringen zu gleichem Lobe und zu gleicher Wirkung.

Denn wir haben kein Wohlgefallen daran, uns über dem müssigen Genuss zu betreffen, es fühlt Jeder, dass in Augenblicken der gemeinen Lust ihm der innere Zuschauer im Wege ist! Aber die Selbstbeschauung ist uns unvermeidlich, und das eigne Zeugniss muss sehr künstlich bestochen sein, um sich zur feilen Selbstschmeichelei zu erniedrigen.

Nur das ist zu bedauern, dass dies unser inneres Zeugniss immer nur gelegentlich vernommen wird, dass es von Natur keine zusammenhängende Sprache redet, dass die einzelnen Laute, welche es ausstösst, meistens zu spät, meistens nach geschehener That ertönen. Vorher wirkt ein blinder Trieb, oder, von den Umständen aufgeregt, eine Begierde, eine Leidenschaft, ja wir selbst, so scheint es zu Zeiten, wir selbst sind dieser Trieb, wir selbst sind ganz Begierde, ganz Leidenschaft — und doch kommt wieder eine andere Zeit, wo uns der Trieb als etwas ganz Fremdes erscheint, das gar nicht zu uns gehöre, wo wir die Begierde einen Rausch, die Leidenschaft eine Krankheit [264] nennen und uns nicht wenig bedauern, dass so etwas uns zustossen

und anstecken, aus unserer wahren Persönlichkeit uns herauswälzen konnte.

So will der Mensch sich selbst nicht wieder erkennen! Im Augenblick der Leidenschaft hiess die Vernunft eine fremde Störerin; bei vernünftiger Besinnung wollen wir es nicht wissen, dass die Leidenschaft unserem wahren Selbst zugehöre. Es scheint also, wir sind aus heterogenen Bruchstücken zusammengesetzt, und unsre wahre Gestalt ist ein Traum!

Wer möchte diesen Gedanken ertragen? — Und gleichwohl müssen wir es, so lange wie wir uns nehmen, wie wir sind! Soll hingegen eine äche, feste Persönlichkeit in uns aufgehen, ein Charakter überdies, der unsers eignen stetigen Beifalls gewiss sei, so müssen wir eine neue Schöpfung beginnen, wir müssen uns neu erzeugen, durch unsern Entschluss, wir müssen uns machen — es muss Jeder sich setzen, nicht wie er sich findet, sondern wie er sich fordert.

In diesen Ausdrücken werden Mehrere von Ihnen, m. H. die Kraftsprache sowohl unsrer Religionslehre als unsrer bessern Philosopheme wieder erkennen. In der That sind es diese und ähnliche Ausdrücke, worein ganz verschiedene Personen ganz verschiedener Zeiten das nämliche tiefe und mächtige Gefühl ergossen haben, es sei unmöglich, dass der Mensch zu sich selbst komme, er wallfahrte denn mit rein gehorsamem Sinne zu dem heiligen Tempel der Pflicht, hier aber werde er antreffen und umfassen sein eignes, wahrstes Wesen und mit demselben Ruhe finden und festen heitern Frieden.

Dieser Lehre gemäss ist das höchste Gesetz, die höchste Weisheit und das höchste Gut nur Ein und derselbe Gedanke. Der Weise ist Herr seiner selbst, und es mangelt ihm nichts. In ihm durchdringt sich Gehorsam und Herrschaft, Entsagung und Befriedigung.

Aber wo ist dieser Weise? Wer ist dieser Weise? Wer wird es sein, wer kann es werden? Wer vermag das höchste Gesetz zu erfüllen und das höchste Gut zu erwerben?

Dies sind die kleinmüthigen Fragen, welche das kaum gehobene Gemüth wieder zurückzuwerfen pflegen und allen Eindruck jener erhabenen Lehre zu verlöschen lieben. Denn wer so fragt, der hat nicht eben die Absicht, Belehrung zu suchen über die Natur des menschlichen Geistes. Man könnte [265] solchen Fragern keinen schlimmern Gefallen thun, als wenn man sie beim Wort nähme, und sie zwingen wollte, mit einzugehen in die Tiefen der Metaphysik und der Psychologie, um dort die Grenze der menschlichen Kraft, wovon sie so gern in allgemeinen Ausdrücken reden, einmal wirklich mit ausmessen zu helfen. Das ist viel zu unbequem, in der That so unbequem und schwer, dass schon zur Unternehmung, vollends zur Fortsetzung ein gewisser Grad von sittlicher Kraft erfordert wird, der sich nicht mehr durch kleinliche Zweifel zurückscheuchen lässt.

Aber keine Regel des Handelns anerkennen zu wollen, deren Ausführbarkeit nicht bewährt ist, dies ist die Art der Menschen. Das sieht man beim Schlendrian aller Art.

Das erste, was uns dabei einfallen muss, ist: dass die Anfänge der meisten Künste Wagstücke waren, so die Anfänge der Arzneikunst, Staatskunst, Kriegskunst, und dass man zu nichts gekommen wäre, wenn man nichts hätte versuchen wollen.

Wenn die Rede von physischen Uebeln ist, dann fühlt Jedermann, wie thöricht es wäre, immer unter demselben Drucke leiden zu wollen, in denselben halben und falschen Maassregeln des bisher Ueblichen zu verharren, da vielleicht ein muthiger Versuch geholfen und auf allen Fall das Uebel wenig verschlimmert hätte. Aber moralische Verkehrtheiten erträgt man leichter; um ihretwillen greift man nicht gern in einmal angenommene Gewohnheiten. Als ob der moralische Tadel weniger streng und beharrlich wäre wie die Forderungen des physischen Bedürfnisses!

Ich übergehe hier die Untersuchung über die Freiheit des Willens, — welche zuweilen so sonderbar behandelt und verstanden wird, dass es scheint, die Menschen seien sich überall ihres Wollens nicht bewusst, und harrten auf den Ausspruch der Philosophen, ob er ihnen ihr eignes Wollen gestatten oder abschlagen, und noch obendrein ihr moralisches Gefühl legitimiren oder confisciren werde.

Aber dem Kleinmuth gegenüber steht der Uebermuth. Ist jener schwach, so ist es dieser nicht minder. Das ist es, was man denen zugeben muss, welche nicht handeln wollen, ohne die Möglichkeit der Ausführung vor sich zu sehen. Es ist unläugbar: blos aufs Gerathewohl hin wird der Vernünftige [266] seine Thätigkeit nie ausströmen lassen. Wer da handelt, der will etwas vollbringen; wer wirkt, will etwas wirken. In einen blos gewagten Versuch legt man keine besondere Energie, am wenigsten die Energie des ganzen Lebens und unserer ganzen Kraft. Uns aufs völlig Ungewisse hin einer angestrengten Wirksamkeit zu widmen, dazu würde uns keine Triebfeder, und auch selbst die moralische nicht, treiben können.

Hier nun ist der wichtige Punkt des Zusammenhangs zwischen Moral und Religion.

Von jeher suchten alle Völker ihren Muth in dem Glauben. Ohne diese Zuversicht gab es kein festes Princip einer anhaltenden Thätigkeit.

Aber von jeher auch hat die Religion den Menschen einen solchen Muth leihen müssen, wie sie eben dessen bedurften. Erst wollten sie handeln, dann meistentheils erst wurde ein solcher Glaube erreicht, wie er zu einem solchen Wollen und einem solchen Handeln sich schickte.

Diese Wandelbarkeit der religiösen mit der sittlichen oder unsitt-

lichen Gesinnung verräth sich auch in den Systemen der Philosophen Spinoza — Fichte — Plato — auch Epicur.

Was wird die Religion, — was die Sittenlehre — bei solcher gegenseitigen Abhängigkeit? Kann sie ihr frommen? Ist unsre Ueberzeugung von dem Dasein der Gottheit und der Würde dessen, was sein soll, so gleichartig? — Bei den besten der Menschen findet sich indessen nur eine Verbindung von beiden.

Einige Betrachtungen und Notizen hierüber werden den Gegenstand der nächsten Vorträge ausmachen. Bis dahin — gedenken wir des ursprünglichen Beifalls und Missfallens in uns selber, jenes einzig festen Punkts, welcher von speculativen Zweifeln eben so unbewegt, so unberührt bleibt, wie von allem Wechsel der Laune, Neigungen, Begierden und Leidenschaften.

Zweite Vorlesung.

Leben ist Bewegung, aber die Bewegung darf nicht ein athemloses Laufen sein. Thätigkeit und Ruhe müssen wechseln.

Genöthigt ist der Mensch zum Handeln schon durch seine Bedürfnisse. Bewogen wird der edle Mensch zum Handeln [267] durch seinen Kunstsinn und durch sein sittliches Gefühl. Aber die Natur des Menschen ist nicht so bedürftig, und der Kunstsinn und selbst das sittliche Streben soll nicht so treibend wirken, dass die ganze Kraft verbraucht würde, dass die Ruhe um ihre Stunden, die Besinnung um ihre Musse käme. Denn verlöre sich der Mensch ganz und gar ins Handeln, verwickelte er sich ganz in die Maassregeln seiner Thätigkeit, so würde er endlich sich selbst nicht mehr kennen. Nun wäre es zwar das Höchste, zugleich innerlich zu ruhen und äusserlich zu handeln, und ganz ohne innere Ruhe kann auch wirklich niemand nach einem festen Plane wirken. Aber gänzlich beide zu verbinden, ist wieder nicht möglich, weil der Mensch sich nach den Umständen richten, folglich ihnen seine Aufmerksamkeit successiv hingeben muss. Und dadurch wird er selbst unaufhörlich in seinem Innern modificirt, und bedarf bestimmter Zeiten des ruhigen Nachdenkens und der Sammlung, um sich innerlich gleichsam wieder herzustellen, wo nicht sich zu verbessern und sich zu heben.

In solchen Zeiten der Rückkehr zu sich selbst sieht nun der Mensch nicht blos sich, sondern auch die Welt umher; er schaut auf beides mit prüfendem Blick, mit der ihm eignen Kraft, der Censor zu sein sowohl seiner selbst als der Welt. — Wohl dem sittlichen Menschen, welcher in solcher Zeit sich selbst mit Beifall betrachten kann! Aber auch wohl dem religiösen Menschen, der nicht zum Missfallen, zum Widerwillen, zum Ekel an der Welt sich berechtigt glaubt, weil er vielleicht durch einzelne widrige Züge dazu hingerissen wird! Wohl

dem zufriedenen Manne, den die reine, unverdorbene und im Wesentlichen unverderbliche Natur alsdann mit heiterem Glauben an die Gottheit erfüllt. Er allein wird wahrhaft ruhen, und gestärkt durch die Ruhe sich aufs neue zum Handeln erheben. Dem Missmuthigen, dem Tadler, dem Zweifler werden zwar auch nicht die Motive, — es wird ihnen aber die Heiterkeit, die gesunde Kraft fehlen, welche nur das befriedigte Gemüth in seine Laufbahn mitbringt.

Hier haben wir bei einander, was uns über das Bedürfniss der Sittenlehre sowohl als der Religion aufklären kann. Jene muss uns im Handeln bestimmt haben, von ihren Antrieben müssen unsre Entschlüsse ausgegangen sein, wenn wir bei ruhiger Rückkehr zu uns selbst unseres eignen Beifalls werth sein, [268] wenn wir Frieden gleichsam in unserem eigenen Hause empfinden wollen.

Aber die Religion muss uns den Blick auf die Welt erheitern, in deren Mitte wir uns finden; sie muss uns hüten, dass wir uns selbst mit unserem guten Willen nicht für Fremdlinge in einer feindlichen Gegend halten.

Fragen wir uns nun, ob denn die Religion keinen Einfluss auf unser Handeln habe? Da dasselbe durch die Principien der Sittenlehre gänzlich bestimmt zu sein scheint, so ist auch darauf leicht zu antworten. Nämlich die Sittenlehre bestimmt zunächst nur unsern Willen, und zeigt uns nur im allgemeinen, welches die würdigen Zwecke eines vernünftigen Lebens, welches die grossen Aufgaben der Menschheit sind. Aber sie flösst uns nicht die Hoffnung des Gelingens ein; sie überlässt uns dem Zweifel, ob nicht eine übermächtige Naturgewalt uns zerstörend entgegenwirke, ob nicht die Bemühung edler Menschen vergeblich, und ihre Begeisterung Unverstand sei, ob der gute Wille nicht zur Thorheit werde, sobald er aus der Tiefe unserer Brust hervortritt an das offene Tageslicht und in das Gewühl der menschlichen Strebungen? Hier nun bedürfen wir im Kleinen der Klugheit, im Grossen der Religion.

Die Klugheit prüft im Einzelnen die Umstände, und forscht nach, ob es eben jetzt Zeit sei zum Handeln. Wo nicht, so heisst sie uns warten auf bessere Gelegenheit. Diese Klugheit muss erweitert werden durch Menschenbeobachtung und Naturkenntniss.

Aber der Gesichtskreis der Klugheit ist beschränkt. Ein erhabenes Vertrauen muss ihn erweitern, das auf die Zeichen der uns befreundeten Natur sich stützt, und nun so wenig wanken darf als eine einmal geschlossene Freundschaft.

Die Erinnerung an die Freundschaft giebt mir die schönste Gelegenheit der Rückkehr zum Anfange, um den Kreis meiner heutigen Betrachtung zu schliessen. — Was ist uns der Freund? Ist er blos ein Gehülfe, auf den wir zählen im Handeln? Oder ist er eine Quelle unseres innigen Wohlseins, unserer Freude, in der Ruhe eine Erhebung

und Stärkung unseres eignen Gefühls vom Guten und Schönen? das freilich schon vorhanden sein muss, um jetzt dieser Belebung fähig zu werden; denn erst müssen wir den Freund verdienen, um dann [269] in seinem Besitze glücklich sein zu können. So muss erst das Herz sich veredeln, ehe der Geist nur den Gedanken der Gottheit zu erreichen vermag.

Schwerlich ist irgend etwas unter den menschlichen Dingen der Religion so nahe zu vergleichen, als eben die Freundschaft. Beiden können wir uns nur hingeben in der Musse, beide fordern ein reines, lauteres Gefühl, frei von Eigenliebe, frei von Uebermuth, beide ruhen auf Treu und Glauben, sie verlangen Zutrauen, Hingebung, Anschliessung. Keine von beiden lässt sich darauf ein, der theoretischen Zweifelsucht eine apodiktische Beweisart entgegen zu setzen. Sie wollen gefühlt und alsdann für immer ergriffen sein. Wer durch die leere Möglichkeit, man könnte sich doch irren! von ihm abgeschreckt wird, ist ihrer nicht werth. Sie gehen aus von einer Zuversicht, welche eben sowohl begründet ist, als die, mit der wir die Realität einer geordneten Welt ausser uns überhaupt voraussetzen. Sie lohnen durch eine Zuversicht, welche uns selbst der Güte unseres Willens erst froh werden lässt, indem sie derselben eine gelingende Wirksamkeit versprechen. Lassen wir nie von der Traulichkeit der Freundschaft! nie von der Feier der Religion! Und geben wir auch der Freundschaft ihre Feierstunden und der Religion ihre Traulichkeit.

Dritte Vorlesung.

Wir haben es uns schon gesagt: die Sittenlehre gilt dem Handeln, die Religion der Ruhe. Nicht die Stimme des Gewissens bedarf einer Verstärkung (sie soll wenigstens stark genug für sich sein), aber die Klugheit bedarf einer Erhebung ihres Gesichtspunkts und einer Ergänzung ihrer beschränkten Aussicht durch dasjenige Vertrauen, welches, der einmal geschlossenen Freundschaft vergleichbar, sich fest anlehnt an die in der Natur waltende Vorsehung. Dies Vertrauen hütet uns vor verwirrenden Zweifeln, es ist die heilsame Kraft, welche uns stärkt in den Zeiten des Ausruhens, auf dass wir, von neuem hervortretend zum Handeln, uns rein sittlich bestimmen können in unsrem Wollen, in der Wahl unsrer Zwecke und alsdann die Mittel wählen können nach den Vorschriften der Klugheit, die aus Kenntniss und Urtheilskraft hervorgeht.

[270] Wie aber, wenn Jemand umgekehrt sich eine Sittenlehre bilden wollte für die Zeiten der Ruhe, und eine Religion fürs Handeln?

Was heisst Ruhen? Ohne Zweifel ein solcher Zustand, worin wir nichts wollen, sondern blos empfinden.

Denn Wollen ist schon Bewegung, von welcher die äussere That nur die Fortpflanzung ist.

Eine Sittenlehre für das Ruhen also würde unmittelbar unser Wollen gar nicht censiren, sie würde es weder tadeln noch billigen. Sie hätte zunächst mit den Empfindungen zu thun. Sollte sie uns nun empfinden lehren? Das hat keinen Sinn, denn wir empfinden von selbst und ohne unser Zuthun, es hilft nichts, uns hier meistern zu wollen. — Aber die Empfindungen pflegen es umzukehren, sie pflegen wohl eine Sittenlehre zu erzeugen, welche als ihre Dienerin Lust herbei schaffe und Unlust abwehre. So kommen die Genusslehren zu Stande, welche theils das Gemüth mit angenehmen Bildern zu erfüllen und die Sorgen zu zerstreuen suchen, theils Vorschriften geben, wie man handeln, und folglich, was man wollen müsse, — um der Mittel des Wohlseins mächtig zu werden. Hier ist die Empfindung das erste und das Wollen das letzte, wovon diese Art von Sittenlehre redete.

Dazu gehört eine Religion, deren Princip Sorglosigkeit ist — Götter, die aber um die Menschen sich gar nicht bekümmern.

Der Mensch muss mit seinen Empfindungen sehr beschäftigt sein, um sich solchen Lehren zu überlassen; die thätigen und kräftigeren haben nicht Zeit dazu, für sie giebt es keine Genusslehre.

Aber dagegen giebt es für diese kräftigen Naturen wohl eine Religion, die nur aufs Handeln eingerichtet ist. Eine Sittenlehre brauchen sie gar nicht, denn sie thun immer geradezu, was sie wollen. Dies ihr Wollen ist ihnen das allererste, so sehr das Erste, dass auch die Censur demselben nicht Rede abgewinnen kann. Wie nun wird ihre Religion beschaffen sein? Natürlich so, dass sie ihnen Beistand leiste! Sie thun, was sie wollen, — so werden sie auch glauben, was sie wollen! denn zum Prüfen und Forschen haben sie nicht Zeit. Sie werden sich eine Gottheit setzen, welche die mächtigste ist von allen und die Herrscherin sowohl [271] der sinnlichen als der unsinnlichen Kräfte; — vor allen aber eine ihnen gewogene Gottheit. Also entweder eine Gottheit für ihr Haus, ihre Familie, ihr Land, ihr Volk, oder vielleicht auch eine Gottheit blos für sie — ihr Glück! Dies ihr Glück werden sie dann auch verehrt wissen wollen von andern, in dieser Verehrung, um diesen Altar werden sie die Menschen vereinigen wollen. Sie werden die Kunst erfinden, einen heiligen Schein um diese Gottheit zu verbreiten, und für die minder kräftigen, minder erfinderischen Menschen wird daraus eine Religion der Furcht und des Schreckens entstehen, indem sie den übernatürlichen Beistand, den jene eben so gern vorgeben als glauben, in den gelingenden Unternehmungen derselben zu erkennen sich einbilden. Aberglaube, der sich hieran haftet, — Versuche, den Willen der Gottheit zu erfahren, zu erbitten, zu versöhnen, bei einiger Aufklärung — Religionsspötterei, Priesterherrschaft, — Ablass, — Betäubung des sittlichen Gefühls, — sowie der theoretischen Denkkraft. Allgemeine Leidenschaftlichkeit, eitler, durchaus irdischer Sinn.

Einer solchen Religion der Mächtigen nicht unähnlich sind verschiedene Philosopheme, welche von den Mächtigen im Reiche der Begriffe herrühren.

Auch diese wollen zuweilen kräftiger, als sie sind, denken, sie wollen nicht warten auf das, was die Untersuchung etwa finden möchte, sondern sie setzen ein Höchstes im Reiche der Begriffe, von welchem das übrige sich herleiten lasse, so dass alles ganz leicht aus einander folge, im Grunde aber doch auch in einander bleibe, und eigentlich nicht folge, sondern beharre und noch Eins und dasselbe sei wie zu Anfang. — Doch dies führt zu weit.

Ich überlasse es Ihnen, m. H., über eine solche Herrschaft in selbst gemachten Begriffen zu denken, wie es Ihnen gut däucht. Ich meines Theils habe keinen Sinn dafür. Ganz anders ist es mit der Herrschaft über diejenigen Begriffe, deren wir bedürfen, um über unsre wirkliche Welt mit uns selbst ins Reine zu kommen. Durch diese Herrschaft ordnet man seine Gedanken und stellt das an den rechten Platz, was zuvor uns den Kopf verwirrt und das Gemüth beunruhigt.

So habe ich in diesen Stunden unsre Vorstellung über Sittenlehre und Religion zu ordnen gesucht, freilich nur im Allgemeinen, — da die Stelle streng wissenschaftlicher Unter-[272]suchung niemals durch populäre Darstellungen vertreten werden kann.

Viele streben nach der Herrschaft unter den Begriffen und schwerlich darf sich gleichwohl Jemand rühmen, sie erreicht zu haben. Denn selbst was die Mathematiker davon besitzen, ist der Form nach unvollkommen. Es gleicht gewissermassen unserer Herrschaft über unsern Leib, dessen Glieder wir zwar bewegen, aber ohne zu wissen wie.

Das unsinnliche Reich kämpft nicht mit Waffen gegen uns, aber mit Dunkelheiten.

Gleichwohl ist jede wirkliche Eroberung, die wir hier machen, höchst belehrend und fruchtbar.

Und man darf wohl sagen, über der Herrschaft im Reiche der Begriffe giebt es nur noch eine, welche höher ist als sie, — nämlich die Herrschaft über uns selbst.

Vierte Vorlesung.

Ueber die Sittlichkeit der Religion scheinen wir vergessen zu haben, dass von praktischer Philosophie die Rede sein sollte.

Sittlichkeit und Religion sind Gesinnungen. Sie sind nicht Kenntniss einer Reihe von Lehrsätzen, nicht Routine in der Praxis nach einem Codex, — sondern Gemüthsverfassungen.

Aber was ist Philosophie? und kann das Philosophie heissen, was bisher vorgetragen ist?

Wir haben uns bisher nur gleichsam erinnert an gewisse Gesinnungen, die in uns schon vorhanden sein müssen, wir haben uns ver-

gegenwärtigt den Nachdruck, womit das Gewissen pflegt zu reden, wir haben aufgemerkt auf das uns längst fühlbar gewordene Bedürfniss einer heitern Ansicht der Welt, wie nur die Religion sie geben kann. Wir haben nun gefragt, was wohl daraus werden würde, wenn wir die Religion und Sittenlehre ihre Plätze tauschen liessen, wenn wir, anstatt den Willen, der zum Handeln vorzudringen im Begriff ist, einer sittlichen Censur zu unterwerfen, — vielmehr für die Bequemlichkeit unserer Ruhestunden eine Lehre des Wohllebens entwürfen; wenn wir, anstatt in der religiösen Betrachtung das Erquickende der Musse und der Abspannung von Geschäften zu suchen, vielmehr unsern Begierden, und unsern [273] willkürlichen Zwecken einen berauschenden Glauben zugesellen wollten, um die aufsteigenden Zweifel niederzuschlagen und eine taumelnde Verwegenheit zu erkünsteln.

Wenn diese Betrachtungen etwas vermocht haben, um von einer falschen Ansicht der Moral und Religion (zu der wir gleichwohl in einzelnen Augenblicken unseres Lebens leicht hingeneigt werden könnten) zurückzuhalten und dagegen den wahren und eigenthümlichen Werth einer jeden von beiden mehr fühlbar zu machen: so war es gleichwohl nicht eine deutliche Entwickelung der einzelnen Begriffe, noch die Kraft der Beweise, welche hier gewirkt hat, sondern nur eine vielleicht mehr oder minder gelungene Aufregung dunkler Gefühle, wie sie sich in jedem nur etwas empfänglichen Gemüthe leicht erzeugen, wenn die Wahrheit oder etwas der Wahrheit Aehnliches nicht ganz unglücklich dargestellt wird. Solche Aufregungen nun sind gar sehr der Umstimmung unterworfen.

Die Zeit und das Leben führen so mannigfaltige und so gewaltige Eindrücke herbei — es scheint so manches unseres guten Willens zu spotten und unsere heitere Naturansicht zu widerlegen, es zwingt uns so manches Bedürfniss zurück in die Nähe der Genusslehre, ja so manches blinde Glück oder Unglück begünstigt den Glauben an jenes Wort des Unmuths: dem Narrenkönige gehört die Welt! — dass, um helles Licht in dies Dunkel zu bringen, es ganz anderer Anstrengungen bedarf, als unserer bisherigen.

Philosophie ist das, was jene Aufregungen befestigt, und die entgegengesetzten theils schwächt, theils unmöglich macht.

Im Philosophiren ist das Gemüth in beständiger, aber absichtlicher Spannung. Es wirkt mit eigner Kraft gegen sich selbst so ausdrücklich, dass eine Ausarbeitung und Uebung gewonnen wird, welche die Stelle vieler Schicksale und Erfahrungen vertritt.

Die Phantasie des Philosophen versetzt sich in andere Zeiten, andere Träume, andere Welten, durchsucht das Reich der Möglichkeiten, bis sie anstösst an seine Grenzen: Das, was nicht sein kann, und das, was nicht sein soll! Zurückprallend gleichsam von diesen zweien Felsen, gewinnt nun der Geist bestimmte Richtungen für seine Gedanken

und Entschliessungen, mit diesen durchschneidet er das Leben, zwar [274] angefochten, doch nicht so leicht mehr besiegt von der Wirklichkeit.

Demjenigen, den Sie nicht nachdrücklicher reden hören, nicht bestimmter und fester handeln sehen, als seine Naturanlage, sein Temperament es ausserdem mit sich gebracht hätten, diesem dürfen Sie dreist sagen, er habe sich gewiss nie im Ernst mit der Philosophie beschäftigt.

Vielleicht fragen Sie, ob der Philosoph auch richtiger, wahrer, besser reden und handeln werde?

Wer kann das vorhersehen? Die Philosophen sind Menschen, und Philosophie befestigt die, welche sie treiben, zuweilen im Irrthum statt in der Wahrheit. Vielleicht aber darf man sagen, dass selbst der entschiedene Irrthum besser ist, als das unstete Schwanken gewöhnlicher Menschen. Charaktervoller gewiss! Aber auch darum besser, weil ein durchgeführter Irrthum sich am Ende verräth, sich selbst der Kritik in die Hände liefert. — Wer mit lauterem Herzen philosophirt, der bleibt immer empfänglich für eine solche Kritik und fähig, dadurch zurecht geführt zu werden.

Die religiösen Vorstellungsarten zu untersuchen, ist die Sache der theoretischen Philosophie oder der Metaphysik. Abwendung des Irrthums ist hier Hauptsache. Zu dreiste Behauptungen in Rücksicht auf Religion werden hier ihrer Unhaltbarkeit überwiesen, und die Religion selbst bleibt Sache des Glaubens und des Herzens.

Was die Metaphysik wissen kann, das bezieht sich theils auf die Erklärung der Möglichkeit aller Erkenntniss, theils auf Erklärung der Natur, theils auf die Grundlegung zu den mathematischen Wissenschaften. Hauptsächlich aber ist die Beschäftigung mit der Speculation eine unschätzbare Gymnastik des Geistes, welche weiter hin für alles andere Denken uns zu statten kommt.

Unsere sittlichen Angelegenheiten, in und ausser uns, zu ordnen, dies ist der schöne Beruf der praktischen Philosophie. Sie ist zwar nicht so thöricht, den Menschen durch Beweise ihrer ersten Gründe einen Willen aufdringen zu wollen; aber sie gründet nichts destoweniger das sittliche Wollen, wenn es nicht etwa schon vorhanden wäre, dadurch, dass sie den Menschen in den Stand setzt, es selbst durch gewisse Betrachtun-[275]gen in sich zu erzeugen, und wenn es schon vorhanden war, es sich deutlich zu sagen, was er wollte, und es genau zu unterscheiden von allem, was dadurch gefordert und ausgeschlossen wird.

Man hat oft gesagt: die Philosophie könne nicht gelehrt werden; denn sie sei eine innere Thätigkeit des Gemüths, eine Art von Begeisterung, welche sich zwar in dem Empfänglichen aufregen, aber nicht wie eine Kenntniss mittheilen lasse.

Hierin ist viel Wahres; zwar die Lehrsätze des Systems kann man lehren, sowie die Lehrsätze der Mathematik; aber eben wie die Evidenz der mathematischen Wahrheiten, welche dem Kenner ein so tiefes Wohlgefühl giebt, den Schüler oft nur anstrengt zum Sehen, ohne sein blödes Auge wirklich zu erleuchten, — wie vollends die Anwendung der Mathematik erst nach langer Uebung leicht und angenehm wird, so auch bedarf es einer Art von Zubereitung des Gemüths für die Philosophie und einer langen Vertrautheit mit den vielfachen geistigen Beschäftigungen, die sie uns anmuthet, ehe die Gewandtheit der Wendungen und die Klarheit der Einsicht hervorgeht, die uns belohnen soll. Es ist nicht zu vermeiden, anfangs wird der Liebhaber der Philosophie sich vorkommen, als ginge er in einem dunklen Walde auf ungebahnten schlüpfrigen Wegen, als seien ihm Aussichten nur gewährt auf ein Meer von wogenden Nebeln; nur langsam erheben sich die Nebel, nun verwandeln sich die philosophischen Begriffe in eben soviel leuchtende Sterne, bei deren Schimmer es uns gelingt, von der Bilderschrift der Natur wenigstens einige Zeichen zu entziffern und, was das Wichtigste ist, in den Tiefen unseres eigenen Wesens wenigstens einige hervorragende Punkte deutlich zu erkennen.

Hiermit endige ich diese ganz anspruchslosen Vorlesungen, deren Erfolg mir genügt, wenn Sie einige Unterhaltung darin gefunden haben.

IV.

Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien.

1801.

[Text nach dem Msc. Philos. 8, *l* der Realschulbibliothek in Oldenburg.]

Citirte Ausgaben.

HR = *Herbartische Reliquien,* herausgegeben von T. Ziller.
R = J. F. Herbart, *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Karl Richter.
W = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* . . . (Bd. I), herausgegeben von Otto Willmann.

Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien.

[1801, Januar.]

Zufällige Unterhaltungen über Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichts, und über meine bisherigen Versuche in diesem Fache, haben mir das Vergnügen verschafft, mehrere, mir sehr schätzbare, Urtheile, meinen Meinungen über jene Dinge, geneigt zu finden. In eben diesen Gesprächen haben Freunde das gütige Zutrauen geschöpft, dass ich fähig sey, an der Besorgung des hiesigen öffentlichen Unterrichts Theil zu nehmen; wenigstens kann ich mir bis jetzt nicht schmeicheln, dasselbe für bestimmtere Proben zu verdienen. Da nun meine Freunde auf dies Zutrauen, Vorschläge gründen wollen, so glaube ich, es liege mir ob, eine kurze Uebersicht meiner pädagogischen Ideen beyzufügen, um sie, zugleich mit jenen Vorschlägen, der höhern Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen. Ich hoffe, dies werde soviel weniger unzeitig seyn, da ohnehin an zweckmässigere Einrichtungen auf der hiesigen Schule gedacht wird. Auch verträgt sich der Plan, den ich im Sinne trage, sehr wohl mit einer allmählichen stufenweisen Einführung; jeder Schritt ist ein Versuch, dessen Erfolg den nächstfolgenden Schritt leiten und rechtfertigen muss. Zum Anfange würde ich einer einigermaassen freyen Disposition über 12 Lehrstunden bedürfen, die ich selbst übernähme. Dass diese in das Ganze des gesammten Schulunterrichts sich gehörig einfügen würden, darf ich von meinem Einverständniss mit Hrn. Prof. Rump erwarten, wovon ich so glücklich bin, schon die Versicherung zu besitzen.

Es sey mir erlaubt, zuvörderst an einen bekannten Streit der alten Pädagogik mit der neuern, zu erinnern; ich meine den über die alten Sprachen. Es musste in unserm Zeitalter auffallen, dass die gepriesenen Römischen und Griechischen Schriftsteller nur äusserst wenigen Indi-

8 Aus eben diesen HR, R, W. — 28 müsste HR, R, W.

HR 276. — R II, 337. — W I, 74—75.

viduen den grossen Nutzen gewähren, für den man gleichwohl die jungen Leute *alle* arbeiten lässt; dass hieraus für die Mehrheit derselben ein grosser Verlust an Zeit, aber ein noch weit grösserer und weit verderblicherer an Lust und Kräften entspringt; dass uns im Gegentheil die wachsende Ausdehnung der Wissenschaften, besonders die grosse Menge der gemeinnützigen Kenntnisse, immer dringender mahnt, mit der gemessensten Sparsamkeit die Zeit zum Unterrichte nur für das wirkliche Fruchtbare und Wohlthätige zu benutzen. — Hierauf antwortet die alte Pädagogik: es sey unmöglich, dass aus der Zusammenhäufung von allerley Stückchen aus der Naturbeschreibung, der Geschichte, der Physik, der Psychologie, der Sittenlehre, u. s. w., welches man unter dem Worte *gemeinnützige Kenntnisse* zu befassen pflegt, — jemals etwas **Gründliches** werden könne; dadurch werde eine *Seichtigkeit*, ein Hang zur Bequemlichkeit, ein eitler Vielwisserstolz entstehn, der vom *Denken* sogar auf den *Charakter* übergehn müsse. Die Wurzeln aller Kenntnisse seyen in den alten Sprachen niedergelegt; so auch die ersten, kräftigsten, herzlichsten Aeusserungen aller Gefühle. Nur durch die unmittelbare Beschauung der antiken Muster könne man sein Gefühl stärken, seinen Geschmack bilden, Maass und Ziel in allen Dingen lernen; vor der Einseitigkeit, vor der Flachheit sowohl als vor den Uebertreibungen der Neuern sich bewahren. Wer nicht durch Hülfe der Alten sich tief hinein gedacht und hinein empfunden habe in die Vorzeit, werde fast unvermeidlich in den Vorstellungsarten der heutigen Welt befangen bleiben; werde niemals weder die *Kräfte* des Menschen, noch die *Grenzen* dieser Kräfte richtig beurtheilen können. — Manche Erscheinungen unserer Tage, über die man allgemein klage, seyen aus der Vernachlässigung des Studiums der Alten entstanden; von noch sehr viel mehreren Uebeln werde man unsere Zeit heilen können, wenn man, anstatt jenes Studium zu beschränken, es vielmehr vollends in seine Rechte einsetze, deren es noch niemals ganz genossen habe.

Das Gewicht der Gründe auf beyden Seiten, und die Hochachtung, welche so manchen Männern gebührt, die mit ihrem Ansehen beyde Theile unterstützt haben, — lässt wohl kaum noch zweifeln, dass *beyde* nothwendig *zugleich* Recht haben müssen.

Unglücklicher Weise pflegt ein solcher Streit allerley *unvorsichtige Vereinigungsversuche* hervorzubringen, durch welche man alle Vortheile der entgegengesetzten Methoden zugleich zu gewinnen sucht, aber eben dadurch sich der einen und der andern beraubt.

Wirklich sind die neuesten Erziehungsbücher so voll von Vorschriften, was alles, und in welchem bunten Stundenwechsel, und

13 „*Gründliches*" in W nur einfach gesperrt gedruckt. — 15 entstehen HR, R, W. — 16 übergehen HR, R, W.

HR 276—278. — R II, 337—338. — W I, 75.

durch wie unzählig viele Kunstgriffe es gelehrt werden solle, dass nur ein seltner Ueberblick des Lehrers dies Gewebe immer an allen Orten zugleich würde handhaben, — und nur eine noch weit seltnere Fassungsgabe des Lehrlings, das, was zu so vielen verschiedenen Zwecken ihm angebildet wird, in den einen einfachen Zweck eines vesten, gleichmüthigen, lautern Charakters, aus dem doch seine ganze künftige Geschäftigkeit hervorgehen soll — würde vereinigen können. Die Mannigfaltigkeit erdrückt hier sowohl die Gründlichkeit, — welche eine lange anhaltende Beschäftigung mit Einer Sache erfordert; als die fröhliche Leichtigkeit, — welche sich mit einem gewaltsamen Umhertreiben durch die Fächer des Wissens, eben so wenig, als mit der Einförmigkeit ununterbrochener Gedächtnissübungen, verträgt.

Diese Art von Vereinigung also misslingt. Könnte man aber den Grund des Streits entdecken, so hörte vielleicht der Streit von selbst auf.

Wenn man einen aufmerksamen Blick auf die Methode wirft, nach welcher Knaben und Jünglinge in die alte Literatur pflegen eingeführt zu werden: so zeigen sich in dieser Methode leicht die Spuren jener, jetzt völlig vergangenen, Zeit, da dem Gelehrten die Gelehrten-Sprache, die Lateinische, werther und geläufiger seyn musste, als seine rohe, zu Geschäften unbrauchbare, Muttersprache. Damals, als die schwachen Reste Römischer Kultur noch der einzige Haltungspunkt waren, an welchem alles andre Wissen wieder hervorgezogen werden musste, damals war es natürlich, dass man die Jahre, und den Ueberdruss der Jugend, nicht scheute, nur um das grosse Werk zu vollbringen, die deutsche Zunge in eine Römische zu verwandeln. Ohne eine so dringende Nothwendigkeit, — wie hätte man darauf verfallen können, die Jugend zuerst nach Rom, und nicht vielmehr in die Schule Roms, nach Griechenland, zu führen? Denn wenn wir heut zu Tage noch bey den Alten lernen müssen, so ist doch nicht zu leugnen, dass die Römer, auch in ihren besten Zeiten, noch weit mehr im eigentlichen Verstande Schüler der Griechen waren. Virgil findet sich im Homer wieder, Terenz übersetzte den Menander, Cicero liess die Stoa lateinisch reden, und einige wenige Fragmente Griechischer Oden reichen hin, uns die Quellen der Horazischen Oden anzudeuten. In die Geschichte, in die ganze Verfassung der Römer hat sich unaufhörlich ein feiner Strom Griechischer Cultur ergossen; nur dass er hier nicht in seiner ursprünglichen Reinheit blieb; nur dass der Nachahmer, zudem wenn er eines so wilden Ursprungs ist, wie der Römer, nie die Gewandtheit, nie die natürliche Energie seines Meisters gewinnt, und dagegen in den falschen Zierrathen einer misverstandenen Kunst zu glänzen sucht. Es ist unter andern dieser Fehler, vor dem wir Schutz

2 seltener HR, R, W. — 23 andere HR, R, W. — 42 unter anderm W.

HR 278—279. — R II, 338—339. — W I, 75—77.

suchen bey den Alten, aber vor ihm musste der Römer zu den Griechen entfliehen. Der Contrast zwischen dem Stil der Griechischen und der Römischen Schriftsteller ist aufs wenigste ebenso auffallend, als der zwischen dem Römischen und dem Französischen Ausdruck.

Man bemerkt, dass Kinder von Kindern am leichtesten sprechen lernen. Sollte nicht noch weit besser die Jugend von der Jugend empfinden lernen? Nur müsste hier die Lehrerin eine gebildete, erhöhte, idealisch schöne Jugend seyn. Einst lebte ein solches Ideal; und das Glück hat uns ein redendes Gemälde desselben aufbehalten, — in den Griechischen Schriftstellern. Wer als Mann den Homer liest, den wird ein häufiges Lächeln anwandeln, wie wenn er der Geschäftigkeit eines rüstigen Knaben zusähe. In das nämliche Lächeln lösen sich häufig die Anstrengungen des Denkers auf, der den Plato liest, und freylich hier so wenig wie bey Xenophon diejenige Belehrung findet, die für unser Zeitalter eine reife, männliche genannt werden könnte. Es ist daher ein Herabsteigen, nicht ein Emporklimmen, wenn man in spätern Jahren die Griechen liest, obgleich auch dieses sein grosses Interesse hat, wie wenn der bejahrtere Mann sich in die Kreise liebenswürdiger Jünglinge mischt, um hier seine verlorene Lebhaftigkeit einmal wieder zu sehen, und zum Stoff seiner Betrachtungen zu machen.

Jetzt pflegen Homer und Plato, wenn sie überall noch gelesen werden, doch weder dem ihnen eigentlich angemessenen frühen, noch dem reifen Alter, sondern vielmehr demjenigen in die Hände gegeben zu werden, für das sie am allerwenigsten taugen; jungen Leuten nämlich, die gerade eben sich über sie erhoben haben, ohne gleichwohl schon fähig zu seyn, sie als den Gegenstand ihres Nachdenkens zu benutzen. Der Jüngling beschäftigt sich am wenigsten gern mit dem Knaben, dem er nur eben entwachsen ist; und es würde ihm schädlich seyn, wenn man ihn dazu zwingen wollte. — So geordnet ist also die Lectüre der Griechen ein wahrer Rückgang. Und die ganze alte Literatur, so geordnet, dass man Kinder mit den, so vieles voraussetzenden Römischen Schriftstellern quält, die gerade in die spätern Jünglingsjahre fallen sollten; und dass man die frühern Griechen, die nun nothwendig noch länger zurückgelegt werden mussten, hierauf folgen lässt: — so gestellt, ist diese unschätzbare Sammlung von Denkmählern, welche uns, in ihrer wahren Folge, den Menschen in seinem natürlichen Wachsthum so trefflich vergegenwärtigt, in eine gänzlich verdrehte, torturähnliche Lage gebracht, in welcher sie unmöglich der Jugend ihre Reize zeigen, unmöglich die Liebe derselben gewinnen kann, und sich ihr umsonst zur Führerin durch die Jahre des Unterrichts anbietet.

25 Leuten, die HR, R, W. — 27 benützen HR, R, W. — 34—35 werden müssen HR, R, W. — 35 hier auf jene folgen HR; hier auf auf jene R.

HR 279—280. — R II, 339—340. — W I, 77—78.

Es sind seltne Fälle, dass ein Knabe sich durch Fleiss und Genie über die Unzweckmässigkeiten der gegenwärtigen Lehrarbeit wegarbeitet; aber wenn er auch einzelne Schönheiten eines einzelnen alten Schriftstellers auffasst, wenn er sich selbst bis zum Enthusiasmus dadurch bewegt fühlt: — welcher weite Unterschied noch zwischen hier und zwischen dem immer lebhaften, immer steigenden Interesse, mit welchem er die ganze alte Literatur in ihrem Zusammenhange verfolgen würde, wenn sie, wie es in ihrer Natur wirklich liegt, mit ihm vom gleichen Punkte ausgegangen wäre, und in ihrem Fortgange mit dem seinigen immer gleichen Schritt gehalten hätte!

Die neuern Pädagogen, welche die alten Klassiker aus den Schulen verbannen wollten, legten die Voraussetzung zum Grunde: dass diese Bücher der Jugend kein Interesse abgewönnen, noch abgewinnen könnten und sollten, weil sie der Natur des frühen Alters durchaus nicht angemessen seyen. Damit stimmen die Betrachtungen, welche ich vorhin anzudeuten versuchte, eben so vollkommen als mit der leidigen Erfahrung zusammen, — sofern von der gewöhnlichen Methode die Rede ist. Jene Voraussetzung würde sich aber vollkommen in die umgekehrte verwandeln, und der Grund des Streits wäre gehoben, wenn man die Griechische Literatur auf die angegebne Weise benutzte. Denn diese passt, wenn man sie nur der Zeitfolge ihrer Entstehung nach ordnet, so ganz für die Jugend, wie man niemals hoffen kann, dass irgend ein neuerer Schriftsteller etwas für dieselbe werde schreiben können. Er wird sich vielleicht trefflich in die Kinderjahre hinein denken, aber unmöglich kann er sich in sie hineinfühlen. Ueber dem Bemühen, sich recht in die jugendliche Seele zu vertiefen, wird er in Gefahr gerathen, dieselbe auf dem Punkte, wo sie steht, vestzuhalten; anstatt dem Streben, womit sie schon von selbst von diesem Punkte hinwegeilt, fortzuhelfen. —

Ein Unterrichtsplan, nach jenen Betrachtungen entworfen, würde den Vortheil einer grossen Einfachheit, einer äusserst leichten Uebersicht haben. Wo man die Jugend zu irgend einer Erhebung des Geistes vorbereiten wollte, da sähe man nur nach, welchen Weg die natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes von selbst genommen habe; jene alten Documente würden zugleich die Anweisung, und die Mittel zur Ausführung an die Hand geben.

Auch einer grossen Geschmeidigkeit in der Anwendung, darf sich diese Methode rühmen. Für jedes Alter, für jede Stufe der Jugendbildung ist die alte Literatur so reich an Hülfsmitteln, dass man sich im Gebrauch derselben mit grosser Leichtigkeit nach den verschiedenen

1 seltene HR, R, W. — 13 Interesse abgewännen HR, R, W. — 20 angegebene HR, R, W. — 21 Weise benützte HR, R, W. — 28 „vest" (resp. „fest") in „vesthalten" resp. „festhalten" nicht gesperrt gedruckt HR, R, W.

HR 280—281. — R II, 340—341. — W I, 78—79.

Anlagen und Temperamenten richten kann. Sie in ihrem ganzen Umfange mit der Jugend durchzugehen, würde bey den meisten ganz unmöglich seyn; man kann aber aus dem was für jedes Alter gehört, so viel und so wenig herausheben, als die Bedürfnisse und Fähigkeiten eines jeden verlangen; und der Zusammenhang des Ganzen lässt sich immer durch mündliche Erläuterungen leicht ausfüllen, wenn man nur nicht durch unzeitige Vorsprünge den Hauptfaden zerrissen hat.

Die Schwierigkeiten der Griechischen Sprache sind zwar weit grösser als die der Lateinischen. Aber eben dies ist ein Grund, jene Sprache, damit sie länger gelernt werden könne, eher anzufangen als diese. Die zarte Jugend dadurch mehr als gewöhnlich anzugreifen, darf man gar nicht fürchten, denn die Schwierigkeiten des Griechischen liegen nicht in jedem einzelnen Schriftsteller beysammen, sondern sie beruhen eben darauf, dass diese Sprache eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und an so vielen Orten, folglich auch in so vielerley Gestalten geschrieben worden ist; daher jeder Schriftsteller sein eigenes Studium erfordert. Dies drückt den, welcher sich ihrer aller auf einmal bemächtigen will; aber durch die Vertheilung derselben auf die verschiedenen Alter, für die sie gehören, werden auch die Schwierigkeiten vertheilt, und unmerklich gemacht. Homer kann einem Knaben kaum so viel Mühe machen — wofern man nicht sogleich auch eine vollständige Grammatik lehren will, — als Cornelius Nepos. Zwar die Mannigfaltigkeit der Wörter ist dort grösser; dagegen hat jener eine weit leichtere Construction vor diesem voraus.

Die ganze angegebne Veränderung der Methode würde in der übrigen Anordnung der Studien keine grosse Revolution hervorbringen. Sie würde nur einige Nachgiebigkeit von derselben verlangen, hauptsächlich in Rücksicht auf Latein und Geschichte; und auch hier nur in den untern Klassen. Denn in den beyden obersten, besonders in Prima würden die Römischen Schriftsteller und die Universal- sowohl als Staaten-Geschichte, nebst den neuern Sprachen recht eigentlich ihre Stelle finden, und alsdann hoffentlich mit beträchtlich vermehrtem Interesse getrieben werden. Nur dass die frühere Jugend in der Geschichte nur in dem Maasse würde fortrücken dürfen, als ihre Fähigkeiten es ihr möglich machen, sich in die verschiedenen Zeitalter lebhaft hinein zu versetzen. Wäre im Lateinischen schon ein kleiner grammaticalischer Anfang gemacht, so liessen sich allenfalls dann und wann ein paar Stunden anwenden, damit das schon gelernte nicht wieder in Vergessenheit geriethe. Uebrigens hilft auch die Griechische Sprache, die Römische zu erleichtern.

26 angegebene HR, R, W. — 32 den neuen Sprachen HR, R, W. — 33 mit beträchtlich vermehrten Msc. — 40 Vergessenheit gerathe HR, R, W.

HR 281—282. — R II, 341—342. — W I, 79—80.

Der Anfang müsste bey Knaben von 8—10 Jahren mit Homers Odyssee gemacht werden. Es ist unmöglich hier in der Kürze zu beschreiben, wie sehr noch insbesondre dieser Schriftsteller und dieses seiner Werke, theils zur frühen Lectüre geeignet ist, theils alle die ersten nothwendigen Grundlagen zur Entwickelung des Geistes so vollständig herbeyschafft. Ich bemerke nur, dass nie ein Buch grössere Einflüsse in die ganze Literatur aller Zeiten gehabt hat, als die Homerischen Gesänge. — Jeder gebildete Grieche und Römer wusste sie auswendig, und daher wird man fast bei allen folgenden Schriften dieser Nationen an den Vater der Dichter erinnert.

Noch für einen Hauptpunkt, muss ich die gütige Aufmerksamkeit bemühen, auf welche ich gewagt habe, bey diesem Aufsatze zu rechnen. Das bisher betrachtete nämlich sorgt für die Bedürfnisse eines vollständigen Unterrichts nur zur Hälfte, obgleich für die wichtigere Hälfte. Was noch übrig ist, lässt sich unter dem Worte Naturwissenschaften befassen. Es wäre ungereimt, den Jugendunterricht auch in Rücksicht auf diese von dem allmählichen Fortschritte der Entdeckungen abhängig zu machen. Denn diese flossen nicht, wie das, was den Menschen und seine Empfindungen betrifft, aus der Natur des menschlichen Geistes, sondern der Zufall verstreute die Nachrichten, welche er uns von der Natur gab, durch viele Jahrhunderte, ohne dass darum die Schätze der heutigen Naturwissenschaften einen besondern Punct der Ausbildung erforderten, durch den sie nur uns und nicht etwa eben so gut den Alten zugänglich gewesen wären.

Ich unterlasse es, für die so allgemein anerkannte Nothwendigkeit, diese Studien in den Schulunterricht aufzunehmen, auch noch meine Gründe anzuführen. Junge Bremer werden so viel weniger fürchten dürfen, dass man sie darauf Verzicht thun lassen wolle, da das Interesse und die Achtung, welche diese Kenntnisse hier finden, einen so vortrefflichen und immer lauter redenden Zeugen an dem hiesigen Museum besitzt, und da dieses zugleich dafür bürgt, dass seine schätzbaren Kabinetter der jetzt sich bildenden Jugend, den Reiz jener Wissenschaft auch künftighin immer gegenwärtig erhalten werden.

Sowie die mannigfaltigen Studien, welche die alte Literatur befasst, ein Ganzes ausmachen, dessen Mittelpunkt das Interesse am Menschen ist; so werden auch die Naturkenntnisse unter sich in ein ähnliches Ganzes geordnet werden müssen, das einer encyclopädischen Vollständigkeit bedarf, um das Interesse an der Natur zu gründen, mit welchem weiter das Interesse an der Mathematik in enger Verbindung steht. Ich behalte es mir vor darüber einen bestimmtern

3 insbesondere HR, R, W. — 26 „meine" ist in HR, R, W nicht gesperrt gedruckt. — 32 Cabinete HR, R, W.

HR 282—283. — R II, 342—343. — W I, 80—81.

Plan zu entwerfen, wofern mir die Ehre zu Theil werden sollte, die vorher angezeigten Ideen in wirklicher Ausführung darstellen zu dürfen.

Nach den Erfahrungen, die ich vor einigen Jahren bey dem Versuche einer frühen Lectüre des Homer gemacht habe, wird dazu ungefähr täglich eine Stunde erfordert. Sollte dies Schwierigkeiten finden, so liesse sich freylich mit 4 Stunden wöchentlich **anfangen,** wenn dabey zwey andre einer verwandten Nebenbeschäftigung, etwa der ältesten Griechischen Geschichte, gewidmet wären; doch müsste eine solche Beschränkung nicht lange dauern, oder nicht genau genommen werden.

6 andre Stunden wöchentlich würden für die Naturkenntnisse erfordert. Anfangs könnten auch hievon eine oder ein paar Stunden einer fortgesetzten Uebung in den ersten Gründen der Lat. Sprache abgegeben werden.

Ich fühle es lebhaft, wie wenig Zutrauen sich Pläne versprechen dürfen, welche eine bedeutende Verrückung bisheriger Gewohnheiten zum Zweck haben, wo sie nicht durch Hinweisung auf eine gelungene Ausführung unterstützt werden können.

Da ich indessen an diesen Ideen mit einer, durch Erfahrung bestätigten, Ueberzeugung hänge, so habe ich geglaubt, an Uebernehmung öffentlicher Lehrstunden nicht eher denken zu dürfen, bevor ich wenigstens eine kurze Anzeige meiner Ueberzeugungen dargelegt hätte. Ich schliesse mit dem Wunsche, dass dieser Aufsatz hauptsächlich nur von dieser Seite angesehen werden möge.

J. F. Herbart.

---

4 hiervon HR, R, W. — 5 lateinischen HR, R, W.

HR 283—284. — R II, 343. — W I, 81—82.

V.

Ueber Pestalozzis neueste Schrift:

Wie Gertrud ihre Kinder lehrte.

An drei Frauen.

[1802.]

[Text nach Irene, Bd. I, 1802, S. 15—51.]

Citirte Ausgaben.

J = *Irene.* Eine Monatschrift. (Bd. I.) Herausgegeben von G. A. von Halem.
SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke* (Bd. XI), herausgegeben von G. Hartenstein.
Kl Sch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften* (Bd. III), herausgegeben von G. Hartenstein.
B = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Frdr. Bartholomäi.
R = J. F. Herbart. *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Karl Richter.
W = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von Otto Willmann.

Der Herausgeber der „Irene“ G. A. von Halem hat dem Aufsatze: Ueber Pestalozzis neueste etc. ein Vorwort gegeben, indem er unter der Ueberschrift „1) Auszug eines Schreibens an den Herausgeber“ das folgende Bruchstück eines Herbartschen Briefes mittheilt. Brief und Aufsatz, welche zwei durch Ziffern (1 u. 2) und besondere Ueberschriften („1. Auszug eines Schreibens etc.“ und „2. Ueber Pestalozzis neueste etc.“) getrennte Abtheilungen bilden, haben den gemeinsamen Haupttitel: Ueber Pestalozzi.

Bremen, d. 24. Dec. 1801.

[15] Endlich sende ich Ihnen den versprochenen Aufsatz. Die Pestalozzische Unternehmung scheint mir für Deutsche gar sehr einer eigentlich *Deutschen* Darstellung zu bedürfen, und vielleicht muss sie sich noch mannigfaltige Correcturen gefallen lassen, ehe sie, sowohl durch präcis dargestellte *Gründe so nothwendig*, als auch durch voll-[16]ständige *Organisation so ausführbar* erscheinen kann, dass sie der Aufmerksamkeit unserer Deutschen Erzieher sich würdig zeige. Doch nicht dieses kann mein kleiner Aufsatz als seine Aufgabe ansehen. Hier war es nur darum zu thun, den Leserinnen der Pestalozzischen Schrift, die den Müttern etwas unbehutsam gewidmet zu seyn scheinet, die richtige Ansicht derselben zu erleichtern. Um diese Absicht vollständig zu erreichen, bedürfte es eigentlich noch eines zweiten Aufsatzes, wodurch der Blick *über* die nothwendigen Gränzen der Pestalozzischen Absicht erweitert würde. Dieses Gegenstück zu den vorigen würde die *ästhetische Wahrnehmung* als den Haupt-Nerven der Erziehung darstellen. Ein Wörtchen davon habe ich in den beiliegenden Aufsatz fallen lassen. Ob mein Wunsch, zu einer etwas ausgeführten Darstellung meiner Idee, in der Irene künftig einmal Raum zu finden, Gewährung hoffen könne, werden Sie die Güte haben, mir zu sagen, wenn Sie zuvor Ihre Erwartungen von meinen Arbeiten [17] nach der mitkommenden Probe bestimmt haben.* u. s. w. *Herbart.*

---

* Der Verfasser *übte* mehrere Jahre *mit Liebe* und *denkend* das Erziehungs-Geschäft. Wäre dies dem Herausgeber auch sonst nicht bekannt, so würde es doch dieser durchdachte Aufsatz verrathen. Ich vermuthe, die Leser und Leserinnen werden es mir danken, dass ich den Verfasser beim *Worte* fasste, welches er am Ende des Aufsatzes so folgereich hinwirft. D. H. d. Irene.

---

10 scheint für Deutsche SW. — 17—18 Leserinnen der, den Müttern etwas unbehutsam gewidmeten Pestalozzischen Schrift Msc. — 18 scheint SW, Kl Sch. R, W.

SW XI, 46. — Kl Sch III, 74—75. — B vacat. — R II, xxiii—xxiv. — W I, 86.

... [17] Es ist in unsern Händen, das lange erwartete Buch; wird nun der schöne Glaube, mit [18] dem Sie deuteten, was ich Ihnen von Pestalozzi und seinem Unternehmen erzählen konnte, — wird er sich bestätigt oder getäuscht finden? — Eins vermissen sie schon, das Buch liest sich nicht leicht genug. Wollen Sie mir den Versuch erlauben, Sie gleich mitten hinein zu versetzen. Gelingt das, so werden die Unebenheiten der Darstellung Sie nachher nur wenig aufhalten. Auf jeden Fall, weiss ich, beurtheilen Sie die Sache nicht nach dem Ausdruck; Sie machen dem sechszigjährigen Manne darum keinen Vorwurf, weil er sich uns nur eilig mittheilen wollte; Sie finden es natürlich, dass Er, der voll bitteren Schmerzes über die Zeichen der Zeit, und über die Leiden seines Volkes, sich mit einer Gewalt, mit einer Selbstverläugnung, als triebe ihn der Enthusiasmus der Freude und das Feuer der Jugend, hinab in die *unterste Volksclasse* drängte, um *kleine Kinder Buchstaben zu lehren:* — dass *der* Mann, *da Kraftworte hingiesst*, — wo freilich eine kühle, präcise Beschreibung seiner Versuche [19] uns willkommner und unterrichtender seyn würde.

Sie wissen, ich sah ihn in seiner Schulstube. Lassen Sie mich die Erinnerung noch einmal anfrischen. Ein Dutzend Kinder von 5 bis 8 Jahren wurden zu einer ungewöhnlichen Stunde am Abend zur Schule gerufen; ich fürchtete, sie misslaunig zu finden, und das Experiment, zu dessen Anblick ich gekommen war, verunglücken zu sehn. Aber die Kinder kamen ohne Spur von Widerwillen; eine lebendige Thätigkeit dauerte gleichmässig fort bis zu Ende. Ich hörte das Geräusch des Zugleichsprechens der ganzen Schule; — nein, nicht das Geräusch; es war ein Einklang der Worte, höchst vernehmlich, wie ein taktmässiger Chor, und auch so gewaltig wie ein Chor, so vest bindend, so bestimmt haftend auf das was eben gelernt wurde, dass ich beinahe Mühe hatte, aus dem Zuschauer und Beobachter nicht auch eins von den lernenden Kindern zu werden. Ich ging hinter ihnen herum, zu horchen, ob nicht etwa eines schwiege oder [20] nachlässig spräche; ich fand keines. Die Aussprache dieser Kinder that meinem Ohre wohl, obgleich ihr Lehrer selbst das unverständlichste Organ von

---

28 heftend SW, KlSch, B, R, W. — 31 etwa eins SW, KlSch, B, R, W. 32—33 meinen Ohren SW, KlSch, B, R, W.

SW XI. 47—48. — KlSch III, 74—76. — B II, 55—56. — R II, 247. — W I, 87—88.

der Welt hat; durch ihre schweizerische Eltern konnte ihre Zunge wohl auch nicht gebildet seyn. Aber die Erklärung lag nahe; das taktmässige Zugleichsprechen bringt ein reines Articuliren von selbst mit sich, keine Sylbe kann verschluckt werden, jeder Buchstabe findet seine Zeit; und so formt das Kind, das mit der natürlichen Stärke der Stimme beständig laut spricht, sich seine Aussprache selbst. Die allgemeine und dauernde Aufmerksamkeit war mir auch kein Räthsel; jedes Kind beschäftigte zugleich Mund und Hände; keinem war Unthätigkeit und Stillschweigen aufgelegt; das Bedürfniss nach Zerstreuung war also gehoben; die natürliche Lebhaftigkeit verlangte keinen Ausweg, wie der Strom des Zusammenlernens keinen gestattete. Ich freute mich über den sinnreichen Gebrauch der durchsichtigen Hornblättchen mit eingeritzten Buchstaben, die während des Aus-[21]wendiglernens sich beständig in den Händen der Kinder bewegten, und, ein stummer, aber behender Schreibmeister, ihnen ihre Griffelzüge augenblicklich corrigirten, und sie zum Bessermachen aufforderten. Noch jetzt, so oft ich bei mathematischen Beschäftigungen, Figuren auf die Tafel hinwerfe, schelte ich meine Hand, dass sie nicht so veste grade Linien, so richtige Perpendikel, so genau runde Zirkel zeichnen kann, als jene sechsjährigen Kinder; und noch weit mehr, als wegen ihrer erworbenen Fertigkeit, schätze ich dieselben wegen der energischen Stetigkeit des Geistes glücklich, die sie gewinnen, indem sie die Vorstellung der Rundung so lange ohne Wanken vesthalten, bis das hingespannte, zielende Auge und die gehorchende Hand, ganz langsam, aber sicher, in Einem fehlerlosen Zuge den Kreis vollendet haben.

Aber warum Pestalozzi so vieles auswendig lernen liess? Warum er die Gegenstände des Unterrichts so wenig nach den natürlichen Neigungen der Kinder gewählt [22] zu haben schien? Warum er sie immer nur *lernen* liess, nie sich mit ihnen unterhielt, nie plauderte, nie scherzte, nie erzählte? — Warum seine Sätze so abgebrochen, seine Namen so nackt dastanden? — Warum Alles, was den Ernst der Schule zu mildern, so vielfach vorgeschlagen ist, hier verschmäht schien? — Wie er, der sonst auf den ersten Blick so freundliche, liebreiche Mann, der alles Menschliche so menschlich grüsst, dessen erstes Wort jedem Fremden zu sagen scheint: hier finde ein Herz, wer eins zu finden verdienet: — wie *er* dazu komme, unter die Kinder, die seine ganze Seele füllen, nicht mehr Freude auszugiessen, nicht mehr mit dem Nützlichen das Angenehme zu paaren?

Diese Fragen irrten mich freilich nicht so sehr, wie wol Andere dadurch bedenklich geworden wären. Eigne Erfahrung und Versuche hatten mich vorbereitet, die Geisteskräfte der Kinder ungleich höher schätzen zu lernen, als man gewöhnlich thut; und die Ursachen ihrer

40 Erfahrungen SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 48—49. — KlSch III, 76—77. — B II, 56—57. — R II, 247—248. — W I, 88—89.

Lust und Unlust beim Unter-[23]richt ganz anderswo zu suchen, als in überflüssigen Spielereien auf der einen, in der vermeinten Trockenheit und Schwierigkeit solcher Dinge, die Ernst und Aufmerksamkeit erfordern, auf der andern Seite. Was man für das Leichtere und für das Schwerere hält, das hatte ich mehrmals bei Kindern auffallend umgekehrt gefunden. Das Gefühl des klaren Auffassens hielt ich längst für die einzige ächte Würze des Unterrichts. Und eine vollkommene, allen Rücksichten entsprechende *Regelmässigkeit der Reihenfolge* war mir das grosse Ideal, worin ich das durchgreifende Mittel sah, allem Unterricht seine rechte Wirkung zu sichern. Gerade diese Reihenfolge, diese Anordnung und Zusammenfügung dessen, was *zugleich* und was *nach einander* gelehrt werden muss, richtig aufzufinden: das war, wie ich vernahm, auch Pestalozzi's Hauptbestreben. Vorausgesetzt, er habe sie gefunden, oder sei wenigstens auf dem rechten Wege dahin, so würde jeder unwesentliche Zusatz, jede Nachhülfe auf Nebenwegen, als Zer-[24]streuung, als Ablenkung des Geistes von der Hauptsache schädlich und verwerflich seyn. Hat er jene Reihenfolge nicht gefunden: so muss sie noch gefunden oder wenigstens verbessert und weiter fortgeführt werden; aber auch alsdann schon ist seine Methode wenigstens in sofern richtig, dass sie die schädlichen Zusätze ausstösst; ihre *lakonische Kürze* ist ihr wesentliches Verdienst. Kein unnützes Wort wird in der Schule gehört; also der Zug des Auffassens nie unterbrochen. Der Lehrer spricht beständig den Kindern vor, der fehlerhafte Buchstabe wird sogleich auf der Schiefertafel ausgelöscht: so kann das Kind nie bei seinen Fehlern verweilen. Das rechte Gleis wird nie verlassen; und so hat jeder Moment seinen Fortschritt.

Indessen das Auswendiglernen von Namen, von Sätzen, von Definitionen, und die anscheinende Sorglosigkeit, ob das auch verstanden werde: machte mich zweifeln, und fragen. Pestalozzi's Antwort war eine Gegenfrage: „Würden die Kinder, wenn [25] sie nichts dabei dächten, so rasch und munter lernen?“ Diese Munterkeit hatte ich mit Augen gesehn; ich konnte sie mir nicht erklären, wenn ich nicht eine innere Geistesthätigkeit dabei annahm. Doch war dies Annehmen mehr Glaube, als Einsicht. In weiterm Gespräche aber leitete mich Pestalozzi auf die Idee: die *innere Verständlichkeit* des Unterrichts sey wohl noch etwas weit wichtigeres, als das augenblickliche Verstehen. Das meiste von dem, was hier auswendig gelernt wurde, betraf Gegenstände der täglichen Anschauung; das Kind, mit seiner Beschreibung im Kopfe, verliess die Schule, begegnete der Anschauung, und fasste vielleicht nun erst den Sinn der Worte, aber es fasste ihn vollkommner, als hätte der Lehrer seine Worte durch andere Worte erklären wollen. Fallen

28 ob es SW, Kl Sch, B, R, W. — 34 Im weiteren Gespräche SW, Kl Sch, B, R, W.

SW XI, 49—50. — Kl Sch III, 77—78. — B II, 57—58. — R II, 248—249. — W I, 89—90.

denn die glücklichen Augenblicke des Begreifens, und besonders die des tieferen Sinnens, Verbindens, Durchdenkens, — gerade in bestimmte Lehrstunden? Die Lehrstunde gebe das *Begreifliche,* und stelle zusammen, [26] was *zusammen gehört:* Zeit und Gelegenheit werden den Begriff nachbringen; und das Zusammengestellte in einander fugen und kütten.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass hier nur von *kleinen* Kindern die Rede war. Solchen ist ein Wort, ein Name, nicht wie uns, das blosse *Zeichen* einer *Sache;* ihnen ist das Wort selbst eine Sache; sie verweilen bei dem Klange; und erst nachdem ihnen dieser alltäglich geworden ist, lernen sie ihn über die Sache vergessen. Man hört oft ein Kind zum Spass ein und dasselbe Wort mit allerlei Veränderungen aussprechen; es spielt mit dem Laute; es ist ganz beschäftigt mit dem Unterschiede eines Tones, und eines andern ihm ähnlichen. So wird es also auch beschäftigt seyn, indem es Pestalozzis alphabetische Namenregister liest, bei denen sich ein Wort nur allmählig in ein anderes verwandelt. Dies ist, was ich für diese alphabetische Ordnung zu sagen weiss, deren Gebrauch ich übrigens doch auf die erste, [27] blos vorläufige Bekanntschaft mit den Namen einschränken würde.

So weit habe ich Sie zu unterhalten gesucht, von dem was etwa äusserlich zunächst auffällt; lassen Sie uns nun tiefer in die Mitte der Sache dringen.

Diese Mitte, — das muss ich Sie bitten zu bedenken, — ist nicht die Mitte Ihres Muttergeschäfts und Ihrer nächsten Wünsche. *Das Heil des Volks ist Pestalozzis Ziel;* das Heil des gemeinen rohen Volks. Um *die* wollte er sich bekümmern, um die sich die wenigsten bekümmern; nicht in Ihren Häusern, — in Hütten sucht er den Kranz seines seines Verdienstes. Es ist ihm nur Nebensache, wenn er auch Ihnen gelegentlich einen nützlichen Rath ertheilen kann. —

Ich weiss, an wen ich schreibe; dieser Gegensatz ist Ihnen nicht zuwider. Ihr Interesse dehnt sich eben so leicht als froh bis an die fernsten Gränzen, wohin immer die Thätigkeit eines solchen Mannes dringt, oder zu dringen strebt.

[28] Und es ist nothwendig, dass Ihnen diese Stimmung immer gegenwärtig bleibe, während Sie sein Werk studiren. Ohnedies könnten Sie die Zweckmässigkeit seines Verfahrens nicht erkennen, und eben so wenig die Anwendung, die Sie davon für sich zu machen haben, richtig bestimmen. Im Spiegel individueller Sorgen würde Ihnen leicht alles verzeichnet scheinen. Sie würden das Ganze zu rauh, zu plump angelegt, die Lehrart zu steif, zu geschmacklos finden; — das Wichtigste, die feinere Herzensbildung, würden Sie ganz vermissen.

---

5 in einander fügen und ketten SW, KlSch, B, R, W. — 8 ein blosses Zeichen SW, KlSch, B, R, W. — 32—33 In SW, KlSch, B, R, W ist an dieser Stelle kein Absatz. — 39 Lehrart zu roh SW, B, W; Lehrart zu früh KlSch, R.
SW XI, 50—51. — KlSch III, 78—79. — B II, 58. — R II, 249—250. — W I, 90—91.

Pestalozzi spricht von Bettlerskindern; das Ideal ihrer Bildung, sagt er, umfasse ihm Feldbau, Fabrik und Handlung. Seine Hülfsmittel sollen ihnen zunächst statt ihres gewöhnlichen, kläglichen Schulunterrichts dienen; ganz unwissenden Lehrern und Eltern will er solche Schriften in die Hände geben, die sie nur herlesen und auswendig lernen lassen dürfen, ohne von dem ihrigen etwas hinzuzuthun. Was er am ersten ausführbar glaubte, das war ihm das liebste; [29] darum mussten seine Hebel derb genug seyn, um auch in plumpen Händen nicht zu zerbrechen. Das Buch, worin er, als in Briefen an einen Freund, die Umrisse dieses Plans beschreibt, gehört eigentlich in die Hände derjenigen *Männer*, die auf die Einrichtungen der untersten Schulen, und auf Eltern von den untersten Ständen, Einfluss haben, und die seine *künftigen* wirklichen Schulbücher würden verbreiten können. Das Fehlerhafte an der ganzen Schrift ist daher vielleicht ihr Titel, der sie Müttern, Frauen unmittelbar in die Hände spielt.

Vielleicht scheint es Ihnen nun kaum denkbar, dass diese Methode wohl auch für Sie erfunden seyn könnte? — Wir wollen sehn. Die nothwendigsten Bedürfnisse sind immer auch die allgemeinsten. Derjenige sorgt also gewiss auch für uns, der für Alle, das Dringendste zu schaffen bemüht ist.

Was ist nun dieses Dringendste beim Unterricht? Wo, im Gebiet alles dessen, [30] was gelehrt und gelernt werden kann, — wo liegt es?

Ist es etwa von Allem ein klein Wenig? Ein Wenig Naturgeschichte, ein klein Wenig Geographie, einige Züge aus der Geschichte, einige kleine Notizen von edlen Charakteren, grossen Männern und artigen Kindern; auch ein bischen politische und Revolutions-Moral; mitunter eine Aesopische Fabel; einige kleine Uebungen im Gebrauch des Mir und Mich; einige Namen von Sternen, alten Göttern und chemischen Präparaten; dann und wann ein Räthsel, ein *bon mot*, ein Rechnungsexempel: — — Sie schenken mir die Fortsetzung des Registers. — Das wäre für Pestalozzi sehr bequem: er könnte die grosse Mühe sparen, die richtige Reihenfolge im Unterrichte auszufinden. Vielmehr dürfte er einen so bunten Vorrath nur recht durcheinander schütteln, um viel Abwechselung zu verschaffen, nie durch Einförmigkeit zu ermüden. Die Folge der Gegenstände wäre hier ganz gleichgültig, denn hier ist in der That nichts fol-[31]gendes noch vorhergehendes, da keins das andere voraussetzt. Im Gedächtniss, wie im Verstande des Kindes, wird jedes dem andern leicht Platz machen; was seine kleine Einbildungskraft piquant findet, das wird es einige Wochen lang seinen Tanten

2 umfasse ihnen SW, Kl Sch, B [1]), R, W. — 11 die Einrichtung SW, Kl Sch, B, R, W.

[1]) Dagegen B I, S. L (Vorrede), wo diese Stelle citirt wird: „umfasste ihm".

SW XI, 51—52. — Kl Sch III, 79—81. — B II, 58—59. — R II, 250—251. — W I, 91—92.

und Onkeln erzählen, vielleicht für einige eigne närrische Combinationen applaudirt werden; — und über der ersten *wirklich interessanten Angelegenheit*, die ihm in *seiner eignen Erfahrung* vorkommt, den ganzen Plunder vergessen. — Darüber ist schon viel gesagt und wäre noch mehr zu sagen, das hier nicht Raum hat.

Wollen wir das dringendste Geschäft des Unterrichts wirklich finden, so müssen wir es wohl etwas fleissiger suchen; auf blosses Rathen möchte es sich nicht entdecken. — Ich bitte daher um Verlängerung Ihrer Geduld. Fast fürchte ich, Pestalozzi hat es denen seiner Leser, die seiner Belehrung noch bedürfen, zu schnell verrathen, als dass es ihnen einleuchten sollte.

Ohne Zweifel muss der nothwendigste Un-[32]terricht derjenige seyn, der die Menschen lehrt, was ihnen am nöthigsten ist zu wissen. Das Nöthige für den Menschen ist aber entweder seiner physischen oder seiner moralischen Natur nöthig; er braucht es entweder als sinnliches Wesen, um leben zu können, oder er bedarf es als Bürger, als Vater, als Gatte, um seine Pflicht in diesen und andern gesellschaftlichen Verhältnissen zu erkennen und zu vollbringen.

Feldbau, Fabrik und Handlung, so wie jede andere Brodtkunst oder Brodtwissenschaft, gehören in die erste Klasse; — Religion, Moral, Begriffe von bürgerlichen Rechten und Verpflichtungen, in die zweite Klasse.

Wirklich bedarf jeder Mensch, der nicht ein müssiger Brodtesser, ein pflicht- und rechtloses Wesen seyn will, Unterricht in beiden Klassen.

Aber sowohl die Gewerbe und Künste, als die Verhältnisse, welche uns Pflichten auflegen, sind in unsern Tagen so zusammengesetzt, dass nothwendig auch der Unterricht darin zusammengesetzt, mannigfal-[33]tig verwickelt seyn, und aus *vielen einfachern Arten des Unterrichts* bestehn muss.

Die Schule ist nicht der Ort, wo der Mensch in den Künsten, oder in sittlicher Rücksicht, ganz, oder auch nur hauptsächlich gebildet werden könnte. Jeder muss sein Gewerbe bei dem Meister in diesem Gewerbe lernen; und seine moralische Natur bildet der Mensch eigentlich nur selbst, und mitten im Leben. Die Schule kann also nur einen *Theil* von demjenigen Unterricht übernehmen, dessen der Mensch bedarf. Durch *Zertheilung* seines Lernens kann sie ihn erleichtern; sie kann den Knaben anleiten, dem künftigen Jüngling etwas von seiner Arbeit im voraus abzunehmen.

Dem Jünglinge sind *alle* Theile seines Geschäfts *gleich* nothwendig,

2—3 interessanten Gelegenheit SW, KlSch, B, R, W. — 10 seine Belehrung SW, KlSch, B, R, W. — 14 Nöthigste SW, KlSch, B, R, W. — 20 gehört SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 52—53. — KlSch III, 81—82. — B II, 59—60. — R II, 251—252. — W I, 92—93.

denn er muss das *Ganze* lernen. Aber damit dies Ganze nicht zu gross sey, soll der Knabe, ehe er Jüngling wird, so *viel* davon fassen, wie er kann; — nur nicht viel Einzelnes, — nicht viele einzelne Kenntnisse, einzelne Fä-[34]higkeiten, einzelne moralische Uebungen; — zu einer grossen Menge des Einzelnen müsste der Knabe auch eine grosse Menge von *Kräften* haben; — sondern das Allgemeinste, — diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, deren *Einfluss* sich am *weitesten* erstreckt, die der ganzen künftigen Bildung den Weg am weitesten hin zum Voraus bahnen, die in den meisten Augenblicken des Lebens zur Anwendung kommen, und bei jeder neuen Anwendung neue Früchte tragen; — dasjenige mit einem Wort, *was in der Folge das Meiste möglich macht*, das verdient auch das Erste zu seyn, damit das Folgende möglich werde, und man das Leben so gut als möglich nüzzen könne.

Durchlaufen wir dies noch einmal! Die Schule kann von dem, was Noth ist, etwas, aber nicht alles leisten; nun soll sie thun so viel sie kann; daher sind ihr *die* Mittel zur Menschenbildung, deren Wirksamkeit am weitesten reicht, am ersten anfängt, am öftersten von der Gelegenheit [35] erneuert wird, die ersten, die wichtigsten. Sie zieht das *Allgemeinste* vor, weil dadurch das *Meiste* erleichtert wird.

Denn wer das Allgemeine weiss, der weiss von jedem Einzelnen, wobei dies Allgemeine vorkommt, immer schon etwas; er findet sich vorbereitet, das Einzelne nun noch vollends auszulernen; er fühlt sich aufgefordert, seine schon angefangene Kenntniss zu erweitern; die schon halb überwundenen Schwierigkeiten schrecken ihn weniger. Zeit und Lust reichen ihm eher hin. Seine Aufmerksamkeit ist jedem Gegenstande gewonnen, an dem er Bekanntes und Neues verknüpft findet. Der offene Eingang in geheimes Dunkel, lockt hineinzutreten und nachzuforschen.

Was ist nun das Allerallgemeinste, Allerhülfreichste, und daher für die Schule das Allererste?

Natur und Menschen umgeben das Kind beständig; umströmen es stets mit allerlei Geistesnahrung. Wollten Sie ihm eine andere Geistesnahrung bereiten, als diese, die [36] sich ihm von selbst darbietet? Gesetzt auch, Sie *könnten* durch starke Reizung der Phantasie, es seiner eignen Erfahrung entfremden, möchten Sie es wohl? Gesetzt es liesse sich den Kopf anfüllen von Afrikanischen Thieren, von Römischen Kaisern, von Bergen im Monde, von Engeln im Himmel: — würde nun ein gescheuter, fähiger Weltbürger, ein sich selbst bewusster Charakter herauskommen? — Sie verstehen wohl, dass ich im Grunde weder die Afrikanischen Thiere, noch die Römischen Kaiser, weder die Berge im Monde, noch die Engel im Himmel, aus dem Unterrichte verbannt

19 *Meiste* erreicht wird SW, KlSch, B, R, W. — 32—33 eine andere bieten SW, KlSch, B, R, W. — 35—36 der Kopf SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 53—54. — KlSch III, 82—83. — B II, 60—61. — R II, 252—253. — W I, 93—94.

wünsche; nur sollen sie und alles Entlegene und Fremde, dem Nahen und Alltäglichen so zugeordnet und angefügt werden, dass sie es beleuchten, erklären, anfrischen, ergänzen; aber nicht sich an seine Stelle drängen, und dem Kinde, statt der wirklichen Welt seiner Geschäfte und Pflichten, eine phantastische Bühne für müssig gaukelnde Träume im Kopfe errichten. — Alles kommt hier auf die *Stellung* des Unterrichts an, und auf [37] eine *solche* Stellung, dass im Mittelpuncte immer dasjenige bleibe, was sich dem Menschen am tiefsten, am gewissesten einprägt; auf eine solche Stellung, dass diese tiefsten und gewissesten Eindrücke auch die wahrsten, schärfsten, richtigsten seyen; dass also die *tägliche Erfahrung* des Kindes, des Knaben, des Jünglings und des Mannes bei ihm stets offne Pforten, gebahnte Wege zu Kopf und Herzen finden, um Zungen und Hände so zu regen, wie es die Schuld des Augenblicks erfordert.

Aber die Aussenwelt, die tägliche Umgebung, sucht von selbst durch Aug' und Ohr den Eingang zu dem Kinde. Nur versperrt sie sich gar oft diesen Eingang durch ihre eigne Vielheit, Buntheit, Mannigfaltigkeit. Die *Menschen* sprechen so schnell, pressen in eine Sylbe so viel Laute, in wenig Worte so viele Gedanken, — die *Natur* zeigt auf Einer Flur so viele Formen, in einer Blume so viele Farben, — das Geräth im Hause ist so beweglich, verändert Stellung und Gebrauch so oft: — — zwar alle diese [38] Verwirrung durchdringt das kleine Kind, weil es vom lebhaftesten Bedürfniss getrieben wird; es macht sich mit den Dingen bekannt; es lernt Sprache verstehen, und sich durch Sprache verständlich machen; es lernt mit den Augen den Ort bestimmen, wohin es mit der Hand greifen muss, um den Gegenstand zu fassen. Wir sagen dann, es könne sprechen, — es fällt uns nicht einmal ein zu sagen, es könne nun auch sehen, gleich als ob jeder der mit offenen Augen geboren ist, eben dadurch schon die Augen zu gebrauchen wisse.*

Aber kann es nun wirklich schon sehen, wirklich schon sprechen, wirklich schon Sprache verstehen — jetzt, da es einigermaassen seine thierischen Bedürfnisse auszudrücken, seine Hände durch das Auge zu leiten, zu richten [39] weiss, da es sich aus der ersten drückendsten Pein der Unverständlichkeit und der optischen Täuschungen so eben emporgewunden hat? Sind nun wirklich schon die Zugänge geöffnet, durch welche die Natur einströmen, durch welche die menschliche Gesellschaft sich dem Kinde mittheilen kann? Und im Verlauf der Zeit, kömmt etwa unsern Kindern allmählig von selbst das scharfe

* So fällt es uns auch nicht ein, Kinder hören zu lehren, obgleich die alltägliche Erfahrung und die Folgen dieser Vernachlässigung zeigen, dass weit die geringere Anzahl der Menschen musikalisches Gehör hat, das heisst, die Unterschiede der Töne aufzufassen weiss. —

SW XI, 54—56. — Kl Sch III, 83—84. — B II, 61—62. — R II, 253—254. — W I, 94—95.

Augenmaass der Wilden? der feine, glückliche Ausdruck des Griechen? Wenn das Kind mit schläfriger Flüchtigkeit die Dinge nur so oben hin ansieht, um sie zur Noth von einander zu unterscheiden, ist nicht der ganze Reichthum der Formen, womit die Natur uns umgiebt, für dasselbe verloren? Und wird es etwa künftig ein Geräth mit Genauigkeit gebrauchen zu lernen, aufgelegt seyn, wenn es die Gestalt dieses Geräths, und wie diese Gestalt sich in andre Gestalten füge und passe, nie mit Aufmerksamkeit betrachtet hat? Glauben Sie, Ihre Kinder werden die Umrisse und die Grösse der Länder auf der Landkarte sich bestimmt einzuprägen Lust haben, [40] Ihre Knaben werden mit Interesse Naturgeschichte, Technologie, Mechanik, Geometrie, Physik lernen, — glauben Sie, irgend ein Knabe sey für sein Handwerk wohl vorbereitet, wenn er von der Zeit an aufhört, das Auge zu üben, zu bilden, da dasselbe seiner ersten Bedürftigkeit allenfalls aushilft?

Und was steht der Bildung der Menschen so lange, so allgemein im Wege, als der Mangel an Sprache! Wer ist von der Wohlthat belehrender Unterhaltung gewisser ausgeschlossen, als wer den Ausdruck nicht zu treffen, den treffenden Ausdruck nicht zu fassen vermag! Selbst der gebildete Mann, findet er je ein Ende in dem Studium der Sprache, dieser Schöpferin alles Umgangs, aller Gesellschaft?

Gerade dann, wann das Kind noch im Zuge ist, sich Sprache zu schaffen, sich Formen einzuprägen, wenn das Bedürfniss und die Anstrengung in ihm noch dauert, wenn es noch nach Namen frägt, wenn es in seinem Umkreise noch täglich neue Gegenstände [41] findet, von denen es gereizt wird, genau hinzuschauen, sie von allen Seiten zu besehen, — jetzt, ehe dieser natürliche Fortgang stille steht, jetzt, da er schon langsamer wird, schon zur unbeweglichen Trägheit sich hinneigen will: jetzt ist es Zeit, zu Hülfe zu kommen; jetzt muss für Gestalt und Rede der Sinn vollends geöffnet werden, damit die *Natur gesehen*, und *menschliche Gedanken vernommen* werden können.

Das Auge vor allem andern ist es, was die Dinge zuerst zeigen muss, ehe sie benannt und besprochen werden können. Uebung im Anschauen ist also jenes Allererste, Allerhülfreichste, Allerallgemeinste, was wir vorhin suchten. Manche haben solche Uebungen empfohlen; Pestalozzi, so viel mir bekannt ist, dringt zuerst darauf, dass dieser und kein anderer Unterricht, auch in der Schule, auch in der niedrigsten Dorfschule, die erste vorderste Stelle unter allem Unterricht, so wie sie ihm gebührt, auch *wirklich einnehmen* solle.

Sein ABC der Anschauung, — eine [42] Sammlung von Linien und

1 der freie, glückliche SW, KL SCH, B, R, W. — 7 andere SW, KL SCH, B, R, W. — 21 dann, wenn SW, KL SCH, B, R, W. — 31 vor allen andern SW, KL SCH, B, R, W. — 35 bekannt, dringt SW, KL SCH, B, R, W. — 38 einnehmen soll SW, KL SCH, B, R, W.

SW XI, 56—57. — KL SCH III, 84—86. — B II, 62—63. — R II, 254—255. — W I, 95—96.

Figuren, die sich leicht bestimmt auffassen und nachzeichnen lassen, und die sich fast an allen Gegenständen in der Natur, an allem Geräth im Hause wiederfinden, die also zur Vorübung des Augenmaasses dienen können, — stellt er ausdrücklich an die Spitze aller seiner Unterrichtsideen. Indem ich ihn *dafür* hochschätze, möchte ich doch, auf den Wink der Wissenschaft der Formen, ihm sein gleichseitiges Viereck ganz leise hinwegziehen, und dafür eine Folge von Dreiecken unterschieben, die seine eigne Idee wohl etwas besser ausführen helfen würde. Davon sprechen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, gelegentlich weiter. Sie dürfen sich vor meinen Dreiecken so wenig als vor seinen Vierecken fürchten, wenn gleich zwei oder drei trigonometrische Worte mit unterlaufen sollten*). Ausser diesem ABC der Anschauung, und ausser einer Reihe von Vorschlägen zu Sprachübungen, die er noch nicht in hinreichender Bestimmtheit bekannt gemacht hat, finden Sie in seinem Buche noch ein drittes sehr allgemeines Mittel alles Lernens ausgezeichnet, das mit jenen beiden zusammen das Fundament alles übrigen Unterrichts ausmachen soll. Es ist die Uebung im Gebrauch der *Zahlen*, — Rechenkunst. Dass das Bedürfniss des Zählens sehr allgemein ist, dass ohne Zahlenbegriffe jede beträchtliche Menge von Dingen uns den Geist betäuben würde, keine irgend verwickelte Eintheilung eines Ganzen von uns deutlich aufgefasst werden könnte, u. dgl. [58] leuchtet Ihnen von selbst ein. Dennoch übersehen Sie, und mit Ihnen der grösste Theil selbst der gebildeten Männer, nur wenig von dem weiten Reiche der Zahlen, von den mannigfaltigen äusserst künstlichen Zusammensetzungen derselben, zu denen das Studium der Natur, schon der täglichen, gemeinen Natur, die uns allen vor Augen liegt, — die Forscher getrieben hat. Dies ist die Ursache, weswegen ich Ihnen so wenig von diesem, gleichwohl ganz wesentlichen Elementarmittel des Unterrichts, gesagt habe. Auch Pestalozzi ist darüber sehr kurz; die in manchen deutschen Bürgerschulen längst gewöhnlichen Uebungen im Kopfrechnen, führen seine Idee wohl ohne Zweifel vollkommener aus, als er sie angegeben hat; aber sie dürften hier schwerlich so in das richtige Verhältniss zum Ganzen des Unterrichts gesetzt sein, wie in Pestalozzi's Schule.

* Pestalozzi betrachtet sein ABC der Anschauung insbesondere als eine Vorübung zum Zeichnen. Sehr nachdrücklich empfiehlt solche Vorübungen im Zeichnen geometrischer Figuren den künftigen Künstlern *Raphael Mengs* in seinen *hinterlassenen Werken*, Halle 1786, III. Bd., S. 200 ff.

7 hier wegziehn SW, KlSch, B, R, W. — 12 Mit dem Worte „Ausser“ beginnt in SW, KlSch, B, R, W ein neuer Absatz. — 21 werden konnte J. — 21 und dergl. SW, B, W; und dgl. KlSch, R. — 27—28 von diesen, gleichwohl ganz wesentlichen Elementarmitteln SW, KlSch, B, R, W. — 31 vollkommner SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 57—58. — KlSch III, 86—87. — B II, 63—64. — R II, 255—256. — W I, 96—97.

Also: den Verkehr des Menschen mit seiner Welt zu fördern, das ist Pestalozzi's erster Zweck. Dass dadurch die äussere Geschäftigkeit des Menschen — jede Art von Gewerb und Erwerb — erleichtert wird, fällt in die Augen. — Aber ist dadurch auch etwas für das Sittliche gethan? Ganz im Stillen, vielleicht gerade das, was die moralischen Lehren, die rührenden Erzählungen, die mancherlei Erweckungen des Gefühls, deren viele, und zum Theil vortrefliche für Kinder geschrieben sind, — als schon gethan voraussetzen: der *Boden* ist ihnen bereitet, auf dem sie nun ihren Platz einnehmen können. *Der* Mensch nämlich, oder *das* Kind, dessen Aug' und Ohr' der Natur und der menschlichen Gesellschaft hingegeben sind, ist, in eben dem Maasse, den Empfindungen *in ihm selber*, seiner eignen Lust und Unlust entwendet; der Egoismus ist bei demjenigen gebrochen, der nicht auf sich, sondern auf die Verhältnisse der Dinge und der andern Personen Acht giebt. Ein solcher ist vorbereitet, bald auch sich nur als Einen dieser Menschen, als Einen unter vielen zu betrachten; und so wird er den Platz, der ihm gebühret, bald finden. Der allgemeine Blick auf die Verhältnisse Vieler führt, wenn Er die Hauptrichtung des Geistes geworden ist, von selbst die Liebe zur Ordnung in diesen Verhältnissen und zur [46] Aufrechthaltung dieser Ordnung durch Recht und Sitte, unverlierbar mit sich. Hinterher, nachdem diese Wurzeln der moralischen Gesinnung sich wohl ausgebreitet haben, dann ist es Zeit, die Aufmerksamkeit des Menschen *auch* auf ihn selbst zurückzuwenden, damit er versuche, Macht über sich zu gewinnen, mit wachsamer Kritik seine Gesinnungen zu sondern und zu säubern, und seine Kräfte ganz für die erkannten allgemeinen Zwecke in Dienst zu nehmen.

Sie werden das hier Gesagte nicht so weit ausdehnen, als ob in den angegebnen Schulübungen eine wunderthätige Kraft stecken solle, den Charakter jedes Kindes mit Sicherheit zu berichtigen. In moralischer Rücksicht vielleicht mehr, als in jeder andern, neigt sich, unabhängig von der Erziehung, jedes menschliche Wesen auf seine ganz besondere Weise so oder so; daher bedarf es auch für jedes einer eignen Pflege und Sorge, auf welche zwar allgemeine Regeln aufmerksam machen, welcher allgemeine Mittel vorarbeiten können, aber wo-[47]bei die genaue Bestimmung dessen, was in einzelnen Fällen zu thun sei, immer dem feinen, tief besonnenen Urtheil des nahen Beobachters hingegeben bleibt. Jener allgemeine Blick auf die Verhältnisse Vieler, ist zwar immer die eigentliche Grundlage der Sittlichkeit, nur um dem *Kinde* diesen Blick zu *geben*, dazu reichen bei dem einen die Pestalozzischen Uebungen lange nicht hin, indess das andere deren kaum bedarf.

8 voraussetzen: *Boden* ist SW, B, W. — 11—12 Maasse der Empfindungen SW, KlSch, B, R, W. — 28 angegebenen SW, KlSch, B, R, W. — 29 Charakter des Kindes SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 58—59. — KlSch III, 87—88. — B II, 64—65. — R II, 256—257. — W I, 97—98.

Dennoch ist hier die *Richtung* angegeben, *wohinaus* zuerst der Erzieher sein bestimmteres Streben zur Charakterbildung wenden soll. Doch — wie weit sind wir hier ausser der Sphäre der Pestalozzischen Schulverbesserung!

Kehren wir dahin zurück! Das bisher Entwickelte betraf nur die allerersten *Anfänge* derjenigen Reihenfolge, welche gesucht wird. Ueber die Fortführung und Vollendung derselben hat uns Pestalozzi bis jetzt noch sehr im Dunkeln gelassen. Indess dies und jenes Merkwürdige werden Sie bei ihm finden. Für diesen Aufsatz, der in das [48] Buch nur einleiten soll, wäre es unzweckmässig, sich darüber auszubreiten.

Etwas anders ist hier noch übrig, nämlich zu vergleichen, wie das Ganze der Pestalozzischen Anweisungen sich zu dem Ganzen Ihrer Erziehungssorgen verhalte. Ohne Zweifel ist jenes ungleich grösser in Absicht auf die Menge der Menschen, denen es dienen soll; aber eben so ist dieses ungleich grösser in Absicht auf die Menge der Geschäfte, der Rücksichten, der Ueberlegungen, die in ihm zusammentreffen müssen. Vorhin suchten wir mit Pestalozzi das nöthigste zu beseitigen; die Mutter wünscht mehr für die Ihrigen zu thun. Das Nöthigste verschwindet — oft nur zu sehr — unter dem Vielen, was sie leisten möchte, und wirklich, unter den günstigen Umständen der höhern Stände, auch leisten kann. Wäre dieses Viele, — wäre das Ganze einer mit allen Hülfsmitteln ausgerüsteten Erziehung unser Gegenstand gewesen, so hätten wir, weil wir etwas anders suchten, auch etwas anders gefunden, und auf einem ganz an-[49]dern Wege der Betrachtung gefunden. Vorhin trafen wir auf das *Allgemeinste*, als auf dasjenige, was von dem *Nöthigen* das *Meiste* erleichtert. Von da aus fanden wir — Uebungen im Anschauen, Sprechen und Zählen, als allgemeinste Vorbereitungen auf die Auffassung und Benutzung desjenigen Bildungsmittels, das jeder besitzt, das sich jedem aufdringt, wes Standes und in welcher Lage er seyn mag, — nämlich seine tägliche Erfahrung. So sahen wir also überhaupt den Menschen in einem Zustande der *Noth*, — (worin die untere Volksklasse wirklich ist) — zu deren Erleichterung man in aller Eil, nur die grössten Stücke, die man fassen kann, — das Solideste, Nahrhafteste — herbeitragen muss. In wiefern nun die wirklichen Bedürfnisse allen Menschen gemein sind, in sofern war es auch für uns eine *Präliminar*sorge, dass wir nicht etwa an dem Nothwendigen Mangel leiden möchten. Inwiefern aber eine höhere Kultur für uns die grössere und schwerere Aufgabe ist, ha-[50]ben Sie gewiss längst bemerkt, dass eine ganz andere *Feinheit des Gefühls*, für einen weit *grösseren Gesichtskreis*, für eine weit *reichere Phantasie*, verbunden mit einem weit *tieferen Forscherblick* — als man bis jetzt dem

11 Etwas anderes SW, KlSch, B, R, W. — 23 u. 23—24 etwas anderes SW, KlSch, B, R, W. — 31 So sehen SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 59—60. — KlSch III, 88—89. — B II, 65—66. — R II, 257. — W I, 98—99.

gemeinen Manne ohne Gefahr für sein Werk, auch nur anbieten dürfte — durch die Erziehung nur bei einem Verfahren gewonnen werden kann, das zwar das Vorige in sich aufnimmt, aber dennoch von einem andern Hauptgesichtspunkt ausgeht. Welches dieser Hauptgesichtspunkt sey? Welches *erste Augenmerk* dem Erzieher durchgreifende Regeln für sein ganzes Geschäft, besonders für die Festsetzung jener Reihenfolge, an die Hand geben könne? Ein *Wort* kann ich leicht hinschreiben: — er sorge allenthalben für die Möglichkeit *ästhetischer Wahrnehmung.* — Aber Ihnen ist das Wort schwerlich deutlich genug; und einige Männer werden Ausrufungszeichen dabei machen. Es steht auch nur da, um durch den Kontrast die Einseitigkeit, welche Pesta-[51]lozzi bei seinem Zwecke weder vermeiden wollte noch konnte, etwas kenntlicher zu bezeichnen.

---

1 durfte SW, KlSch, B, R, W. — 5 „*erste*" in SW, KlSch, B, R, W nicht gesperrt gedruckt. — 6 [Festsetzung] Fortsetzung SW, KlSch, B, R, W.
SW XI, 60. — KlSch III, 89—90. — B II, 66. — R II, 257—258. — W I, 99—100.

VI.

Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung

untersucht und wissenschaftlich ausgeführt.

[Text der Ausgabe 1802 mit Beifügung der Abweichungen der Ausgabe 1804.]

Die zu dieser Abhandlung gehörige Tafel befindet sich am Schluss des ersten Bandes.

Citirte Ausgaben.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke* (Bd. XI), herausgegeben von G. Hartenstein.
KlSch = J. F. Herbarts *Kleinere Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. Hartenstein.
B = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Fr. Bartholomäi.
R = J. F. Herbart, *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Karl Richter.
W = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von Otto Willmann.

Der Titel der ersten Ausgabe lautet:[1]

Pestalozzi's
Idee eines ABC der Anschauung untersucht und wissenschaftlich ausgeführt von J. F. Herbart.
Göttingen, bey Johann Friedrich Röwer. 1802.

Widmung:

Dem
Herrn Canzleyrath von Halem zu Oldenburg ein kleines Zeichen inniger Ergebenheit und Achtung.

---

[1] Der Titel der zweiten Ausgabe lautet:

Pestalozzi's Idee
eines ABC der Anschauung als ein Cyklus von Vorübungen im Auffassen der Gestalten wissenschaftlich ausgeführt von J. F. Herbart. Zweyte, durch eine allgemein-pädagogische Abhandlung vermehrte, Ausgabe.
Göttingen, bey Johann Friedrich Röwer. 1804.

Inhalt.

(Nach der ersten Ausgabe mitgetheilt.)

An den Buchbinder.

Damit während dem Lesen beyde Tabellen zugleich herausgeschlagen, und bequem verglichen werden können: muss die erste Tabelle vorn vor dem Titelblatt, die zweyte ganz am Ende, hinter der Kupfertafel, eingebunden werden.

---

10 Die zweite Ausgabe druckt: I. Grundlinien einer Theorie der Anschauung. Das Dreyeck ist das Element aller Gestalt.

28 In der II. Ausgabe fehlt: „— Schluss"; dafür ist noch Folgendes dem Inhaltsverzeichniss zugesetzt: „Nachschrift; und angehängte Abhandlung: über die aestetische Darstellung der Welt, als das Hauptgeschäfft der Erziehung."

29 In der II. Ausgabe steht die Nachricht: „An den Buchbinder" auf der Rückseite des letzten Blattes.

<table>
<tr><th>I.</th><th>II.</th><th>III.</th><th>IV.</th><th>V.</th><th>VI.</th><th>VII.</th><th>VIII.</th><th>IX.</th></tr>
<tr><td>10
5 | 5
85 | 85</td><td>15
5 | 10
85 | 80</td><td>20
5 | 15
85 | 75</td><td>25
5 | 20
85 | 70</td><td>30
5 | 25
85 | 65</td><td>35
5 | 30
85 | 60</td><td>40
5 | 35
85 | 55</td><td>45
5 | 40
85 | 50</td><td>50
5 | 45
85 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td>20
10 | 10
80 | 80</td><td>25
10 | 15
80 | 75</td><td>30
10 | 20
80 | 70</td><td>35
10 | 25
80 | 65</td><td>40
10 | 30
80 | 60</td><td>45
10 | 35
80 | 55</td><td>50
10 | 40
80 | 50</td><td>55
10 | 45
80 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>30
15 | 15
75 | 75</td><td>35
15 | 20
75 | 70</td><td>40
15 | 25
75 | 65</td><td>45
15 | 30
75 | 60</td><td>50
15 | 35
75 | 55</td><td>55
15 | 40
75 | 50</td><td>60
15 | 45
75 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td>40
20 | 20
70 | 70</td><td>45
20 | 25
70 | 65</td><td>50
20 | 30
70 | 60</td><td>55
20 | 35
70 | 55</td><td>60
20 | 40
70 | 50</td><td>65
20 | 45
70 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td>50
25 | 25
65 | 65</td><td>55
25 | 30
65 | 60</td><td>60
25 | 35
65 | 55</td><td>65
25 | 40
65 | 50</td><td>70
25 | 45
65 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>60
30 | 30
60 | 60</td><td>65
30 | 35
60 | 55</td><td>70
30 | 40
60 | 50</td><td>75
30 | 45
60 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>70
35 | 35
55 | 55</td><td>75
35 | 40
55 | 50</td><td>80
35 | 45
55 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>80
40 | 40
50 | 50</td><td>85
40 | 45
50 | 45</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>90
45 | 45
45 | 45</td></tr>
</table>

X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.	XVI.	XVII.	
55 5|50 85|40	60 5|55 85|35	65 5|60 85|30	70 5|65 85|25	75 5|70 85|20	80 5|75 85|15	85 5|80 85|10	90 5|85 85|5	I.
60 10|50 80|40	65 10|55 80|35	70 10|60 80|30	75 10|65 80|25	80 10|70 80|20	85 10|75 80|15	90 10|80 80|10	95 10|85 80|5	II.
65 15|50 75|40	70 15|55 75|35	75 15|60 75|30	80 15|65 75|25	85 15|70 75|20	90 15|75 75|15	95 15|80 75|10	100 15|85 75|5	III.
70 20|50 70|40	75 20|55 70|35	80 20|60 70|30	85 20|65 70|25	90 20|70 70|20	95 20|75 70|15	100 20|80 70|10	105 20|85 70|5	IV.
75 25|50 65|40	80 25|55 65|35	85 25|60 65|30	90 25|65 65|25	95 25|70 65|20	100 25|75 65|15	105 25|80 65|10	110 25|85 65|5	V.
80 30|50 60|40	85 30|55 60|35	90 30|60 60|30	95 30|65 60|25	100 30|70 60|20	105 30|75 60|15	110 30|80 60|10	115 30|85 60|5	VI.
85 35|50 55|40	90 35|55 55|35	95 35|60 55|30	100 35|65 55|25	105 35|70 55|20	110 35|75 55|15	115 35|80 55|10	120 35|85 55|5	VII.
90 40|50 50|40	95 40|55 50|35	100 40|60 50|30	105 40|65 50|25	110 40|70 50|20	115 40|75 50|15	120 40|80 50|10	125 40|85 50|5	VIII.
95 45|50 45|40	100 45|55 45|35	105 45|60 45|30	110 45|65 45|25	115 45|70 45|20	120 45|75 45|15	125 45|80 45|10	130 45|85 45|5	IX.
100 50|50 40|40	105 50|55 40|35	110 50|60 40|30	115 50|65 40|25	120 50|70 40|20	125 50|75 40|15	130 50|80 40|10	135 50|85 40|5	X.
	110 55|55 35|35	115 55|60 35|30	120 55|65 35|25	125 55|70 35|20	130 55|75 35|15	135 55|80 35|10	140 55|85 35|5	XI.
		120 60|60 30|30	125 60|65 30|25	130 60|70 30|20	135 60|75 30|15	140 60|80 30|10	145 60|85 30|5	XII.
			130 65|65 25|25	135 65|70 25|20	140 65|75 25|15	145 65|80 25|10	150 65|85 25|5	XIII.
				140 70|70 20|20	145 70|75 20|15	150 70|80 20|10	155 70|85 20|5	XIV.
					150 75|75 15|15	155 75|80 15|10	160 75|85 15|5	XV.
						160 80|80 10|10	165 80|85 10|5	XVI.
							170 85|85 5|5	XVII.

Einleitung.

I.

Die Anschauung ist der Bildung fähig.

[1] Dass das Sehen eine Kunst ist, und dass der Lehrling in dieser, wie in jeder andern Kunst, eine gewisse Reihe von Uebungen zu durchlaufen hat: das sind die ersten Voraussetzungen eines ABC der Anschauung.

Nicht Alle sehen Alles gleich. Der nämliche Horizont hat diesem Auge viel, und jenem wenig anzubieten. Er zeigt einem das Schöne, einem andern das Nützliche, einem dritten ist er eine auswendig gelernte Landcharte. In der gleichen Landschaft sucht der Knabe die bekannten Thürme, Schlösser, Dörfer, Menschen — hängt immer [2] an einzelnen Puncten, während der Maler die Parthien gruppirt, und der Geometer die Höhen der Berge vergleicht. Dem Kinde gefällt Helles und Buntes; die Chineser erfanden die schönsten Farben; die Griechen, die schönsten Formen. Der Silhouetteur raubt dem Vorübergehenden sein Profil, und trifft es nach, mit der Scheere; während dem geschmackvollen Maler oft kein Portrait gelingen will, trotz stundenlangem Sitzen und oft verbesserten Entwürfen. Einige sind geborne Zeichner, können jedes Gebilde ihrer Phantasie vor sich hinstellen; andre vermögen nichts wiederzugeben; von dem ersten Bleystiftzuge ist ihnen die schönste Erscheinung wie durchgestrichen. — Zuweilen, in begeisterten Augenblicken, wird uns ein Bild, eine Aussicht, auf einmal herrlich, verklärt; jetzt erst scheint Alles einander zuzugehören, sich zusammen zu schmiegen, Verhältniss zu gewinnen, in Breite und Höhe und Tiefe sich zu lagern, zu dehnen und zu schliessen. Was ists, das erst jetzt uns sichtbar wird, das so lange sich verbergen konnte? — Was macht den einen schöner, den andern genauer sehn? Was heftet den einen an die Farben, entfaltet dem Andern die Formen? Was hilft diesem und stört jenen, wenn beyde Gesehenes oder Gedachtes nachbilden wollen?

[3] Zum Theil erklärt man sich vielleicht diese Verschiedenheiten aus besondern, zufälligen Interessen, oder Eigenheiten des Tempera-

II. Ausg. 1—3. — SW XI, 79—80. — B II, 81—82. — R II, 3 — W I, 110.

ments, u. d. gl., welche die Aufmerksamkeit so oder anders gewöhnen. Aber von diesen entferntern Gründen ist hier nicht die Frage; die nächste Ursache liegt ohne Zweifel in Verschiedenheiten des *Anschauens selbst. Wie*, und *worin* kann denn der *Blick sich ändern, indem der Gegenstand gleich bleibt?* Darauf kommt es an, wenn Uebungen zur Bildung der Anschauung aufgefunden werden sollen.

Was wir durchs Gesicht an den Gegenständen wahrnehmen, das ist eigentlich, Farbe. Dass es ein solider Körper, dass er hart, weich, trocken, feucht sey, dies sind Sachen des Gefühls, nicht des Gesichts. — Die Farbe aber nimmt einen *Platz* ein, *wo* sie ist, sie hat Gränzen, wo sie aufhört; oder Stellen, wo sie in andre Farben überfliesst; und wo der Gegenstand ganz aufhört sich gefärbt zu zeigen, da zeigt er sich gar nicht mehr, da sind die Gränzen seiner sichtlichen Erscheinung. Diese Gränzen schliessen seine *Figur* ein. So zeigt uns das Gesicht, ausser der Farbe, noch Figur oder Form; doch die letztre nur vermittelst der erstern. Die Figur würde leer, sie würde Nichts seyn, ohne die Farbe.

[4] Hat nun der Gegenstand irgendwo einen auffallenden, bunten Fleck, einen hellern Glanz, so ist der Eindruck auf das Auge von hier aus stärker; der Blick wird, zum Nachtheil der gesammten Auffassung, zu dem einen Punct hingelockt, und das Uebrige des Gegenstandes entgeht der Wahrnehmung wo nicht ganz, doch zum Theil; es wird schwächer, undeutlicher, schwankender aufgefasst: — wofern nicht eine eigne, besondere Aufmerksamkeit, die sich dem *Ganzen* widmet, das *Gleichgewicht des Sehens* wieder herstellt.

Gewöhnt sich einmal das Auge, dem Glanze, dem Scheine, dem Bunten nachzugeben: so ist es für einen grossen Theil der Natur-Gegenstände, — und für den Geschmack ist es ganz verloren. Um sich ein Ding reizend zu machen, wird es ihm irgend einen Schimmer anhängen, gleichviel wenn auch die Form dadurch verunstaltet wird. Der Mensch, das schönste, aber glanzlose Gebilde der Natur, ziert sich, um des Anschauns werth zu seyn, mit Gold und Purpur, mit Vogelfedern und schillernden Muscheln. Farbe auf Kosten der Form, das ist der Character alles geschmacklosen Putzes. — Eine leichte Erinnerung an wilde, an minder gebildete Nationen, an unsere eigene Vorzeit, und an manches noch jetzt nicht Vergangne, wird sich das hier Gesag-[5]te weiter ausführen, und es wird klar seyn, dass der Grundfehler des ungebildeten Sehens im Kleben an der Farbe liegt. Genauer gesprochen, in einem *Versinken* in der *hervorstechenden Farbe*, im *Verlieren der schwächern über die stärkeren.* — Die dem Fehler entgegengesetzte, *Richtigkeit* der Anschauung, ist eine Zusammenfassung, welche *Alles* verbindet, was zur *Gestalt* eines Dinges gehört. Es ist also *Aufmerksamkeit auf die Gestalt,* wozu vorzugsweise das Sehen gebildet werden muss. Ist dieses gewonnen: so wird die Empfindung der Gegensätze zwischen Licht und

II. Ausg. 3—5. — SW XI, 80—81. — B II, 82—83. — R II, 3—4. — W I, 111.

Schatten, und zwischen den Nüancen der Farben, sich fast von selbst einstellen.

Scheint nun gleich so die Richtung ziemlich leicht nachgewiesen, wohin das A. B. C. der Anschauung seine Bemühungen zu wenden hat: so ist doch noch sehr die Frage, wie etwas vorgeübt, gelehrt, gelernt werden könne, was sich beynahe jedem Ausdruck durch Sprache, jeder Beschreibung entzieht. Der Blick des Künstlers — und nicht nur dieser; schon der Blick des neugierigen Kindes, ist so wundersam beweglich, gelenkig, wechselt so schnell und so mannigfaltig zwischen Umspannen und Eindringen: — wer kann ihm nachfolgen mit Worten, diesem genussreichen Durchlaufen der Gestalten, welches, bald an den [6] Wellenlinien fortgleitend, bald das Ganze fixirend, bald die grössern und kleinern und kleinsten Parthien gruppirend, zugleich die Wahrheit, und die Schönheit der Formen empfängt! Und welche Zergliederung, welche Entkleidung, wenn nun der erhobene, vertiefte, geründete Körper, der flachen Leinwand seinen nackten Umriss überliefern muss! Und welche Wiedergeburt, wenn der nämliche Anblick, der ursprünglich ein Ganzes war, nun aus einzelnen Strichen und Puncten noch einmal hervorgeht! Ganz auflösen und ganz wieder zusammensetzen musste ihn die Einbildungskraft, ohne darüber auch nur einen einzigen Zug zu verfälschen. Allen Operationen der Hand entsprechen hier eben so viele des Geistes. Wo diese Operationen nicht von selbst von Statten gehn, was gibt es da von ihnen zu reden? Kann der Künstler mehr thun, als vorzeigen, — kann der Lehrling mehr thun, als nachversuchen? — Die Lehre steht so oft beschämt, wenn sie mit Lust und Genie sich zu messen kam!

Darum ziemt es ihr, ohne Vermessenheit darzubieten, was sie gerade hat. — Der ästhetischen Anschauung ist diese Schrift nicht bestimmt, sie beschränkt sich auf die gemeine, welche das Gegebene genau zu fassen und treu zu bewahren trachtet. Was sie dafür leisten zu können

---

Zwischen Z. 2 „..... einstellen." und Z. 3 „Scheint nun ....." ist in der II. Ausgabe folgender Zusatz eingeschoben:

Vielleicht vermisst man hier die Erwähnung der Maassverhältnisse: allein diese liegen in jeder wirklichen Gestalt, die unsern Augen vorschwebt, mit darin. Von der Zerlegung der wirklichen Gestalten in reine Gestalt und Maass, wird in der Folge noch oft die Rede seyn.

Statt des Abschnittes Z. 30 „Was sie dafür ..." bis S. 177 Z. 13 „... hinlänglich klar." hat die II. Ausgabe folgende Variante:

Pestalozzi's Genie gab die Idee; die Gründe der abweichenden Ausführung findet man unten, im ersten Abschnitt, entwickelt. Wenn insbesondre die *Grundlinien einer Theorie der Anschauung* aufmerksame Leser finden, so wird es nicht nöthig seyn, über Quadrat oder Dreyeck näher einzutreten. Für eine Anschauungslehre der *Maassverhältnisse*,

II. Ausg. 5—7. — SW XI, 81—82. — B II, 83. — R II, 4—5. — W I, 112—113.

glaubt, wird man im Verfolg finden. Im Voraus ver-[7]bittet sie nur das Vorurtheil, als bewiese das wenige Geleistete: Mehr lasse sich nicht thun. Sie verbittet: Mistrauen, gegen die vortreffliche Idee des genialischen, des edeln Pestalozzi; — Mistrauen aus dem Grunde, dass etwa hier diese Idee unrichtig ausgedrückt wäre. — Der Erfinder hat dieselbe nur für eine enge Sphäre, für den eigentlichen Volksunterricht, bearbeitet; sie gehört aber der gesammten Erziehung an: hauptsächlich darum bedurfte sie einer erweiterten Ausführung. —

Möchte man aber immerhin noch so sehr zweifeln, ob die Anschauung *durch Lehre* gebildet werden könne: *dass* sie *überhaupt* der Bildung fähig sey, dies ist schon aus ihrer Veränderlichkeit, aus ihrem Uebergange von der Rohheit zur künstlerischen Vollkommenheit, hinlänglich klar.

II.

Pädagogischer Werth der gebildeten Anschauung.

Das Anschauen ist die Wichtigste unter den bildenden Beschäftigungen des Kindes und des Knaben.

Je ruhiger, verweilender, je weniger spielend das Kind die Dinge betrachtet: desto solidere Fundamente legt es seinem ganzen künftigen Wissen und Urtheilen. — Das Kind ist getheilt [8] zwischen *Begehren, Bemerken* und *Phantasiren.* Welchem von diesen Dreyen sollen wir das Uebergewicht wünschen? Dem ersten und dritten wol nicht; denn aus Begehren und Phantasiren entsteht die Herrschaft der Launen und des Wahns. Aber aus dem Bemerken entsteht die *Kenntniss der Natur der Dinge;* — hieraus entsteht weiter Unterwerfung gegen wohlerkannte *Nothwendigkeit,* — diese Unterwerfung, dieser Zwang, den *Rousseau* einzig billigte und empfahl; — entsteht noch weiter überlegtes Handeln, besonnene Wahl der Mittel zum Zweck.

Im Phantasiren, und Spielen, macht zwar in der That das Kind den ersten Anfang zur Verarbeitung des aufgefassten Stoffs. Es giebt sich dadurch Gelegenheit, theils noch Mehr zu bemerken, theils an dem

---

(wie Pestalozzi sein Werk nennt) würde *weder* Quadrat *noch* Dreyeck, sondern die einfache gerade Linie, zur Grundlage dienen. Aber auch die *Uebungen* im Auffassen des blossen *Maasses* würden so einfach ausfallen, so wenig zusammenhängende Beschäftigung darbieten: dass sie sich eher zu jugendlichen *Spielen,* als zu irgend einer *Lehre* empfehlen möchten. Uebrigens mischen sich, wie die Folge zeigen wird, dergleichen Uebungen unvermeidlich in die Anschauungslehre der Gestalten; wo man daher in diesen letztern unterrichtet, bedarf es für die ersten keiner eignen Sorge.

II. Ausg. 7—8. — SW XI, 82—83. — B II, 83—84. — R II, 5—6. — W I, 112—113.

Bemerkten auch die Verhältnisse und Verbindungen aufzufinden. Aber so fern die Phantasie diesen Verhältnissen und Verbindungen nachgeht und nachgiebt, so fern sie von der Natur des Dinges irgend eine Leitung annimmt: geht sie schon über ins Denken und in ästhetische Wahrnehmung; sie findet das Wahre und das Schöne. Blosse Phantasie, blosses Durcheinandermengen von Reminiscenzen, das von den daraus entspringenden Absurditäten keine Notiz nimmt, — ist nichts als die rohe Aeusserung der geistigen Existenz, nichts als rohes [9] Leben. Es ist Stoff, dessen Quantität ganz erwünscht seyn mag, dessen Güte und Werth aber von einer Qualität abhängt, die er noch erst bekommen soll. Wenn wir einem Menschen vorzugsweise Phantasie zuschreiben, und ihn darum rühmen, so ist das etwas Aehnliches, wie wenn wir den glücklich nennen, der reich ist.

Man wirft den Reichthum nicht weg; — so auch soll man der Phantasie nicht herrisch den Flügel rupfen, nicht ihre Atmosphäre, die natürliche gesunde Heiterkeit, durch unnützen Zwang und Druck, vergiften. Aber die Phantasie bedarf der Leitung; und die Begierden bedürfen eines Gegengewichts. Beydes leistet ein *geschärftes Aufmerken* auf die Dinge *wie sie sind;* und das heisst bey Kindern: ein geschärftes *Schauen* auf die Dinge *wie sie gesehen werden.*

Dass dem Knaben kein Unterricht angemessener ist, als der anschauliche: — glücklicherweise kann man in unsern Tagen etwas so bekanntes nicht auseinandersetzen, ohne langweilig zu werden. Aber der anschauliche Unterricht selbst, unterrichtet nur, durch wirkliches, bestimmtes, unzerstreutes, scharf fassendes Schauen. Nur genaues Bemerken der Unterschiede der Gestalten, sichert vor Verwirrung und Verwechselung. So bey der Naturgeschichte, bey der Lage der Orte [10] in der Geographie, bey allen Arten von Imaginationen, (denn auch diese hängen vom Schauen ab), deren ein Künstler und Handwerker bedarf, um sich die verschiedenen Bestandstücke eines Geräths, einer Maschine, eines Gebäudes, u. d. gl. zu vergegenwärtigen.

---

19 bey den Kindern zunächst: ein . . . . II. Ausgabe.

22—23 eben so bekanntlich I. Ausgabe.

Nach Z. 31 „vergegenwärtigen" hat die II. Ausgabe noch den folgenden Zusatz:

Um aber von einer geübten Anschauung den ganzen möglichen Gewinn zu ziehen: müsste man theils, nicht bloss das Auge, sondern auch die andern Sinne, besonders das *Ohr*, systematisch üben, theils als Fortsetzung der Sinnenübungen, das *Bemerken* jeder Art cultiviren. Dies ist Sache der allgemeinen Pädagogik. Das ABC der Anschauung kann sich nur auf solche Anwendungen einlassen, wodurch es selbst ergänzt und zur Fertigkeit gebracht wird. Davon redet der letzte Abschnitt.

---

33 SW, B, R, W drucken richtig nach der II. Ausgabe, aber nur R giebt die Variante der I. Ausgabe.

II. Ausg. 9—11. — SW XI, 83—84. — B II, 84—85. — R II, 6—7. — W I, 113—114.

III.

Die Bildung des Anschauens fällt in die Sphäre der Mathematik.

Das Betrachten eines vorliegenden Gegenstandes geht zwar von selbst, ohne alle wissenschaftliche Hülfe, von Statten. Aber wenn die Neugier nachlässt, wird auch der Blick lässig und stumpf; und eben hier tritt die Verlegenheit des Erziehers ein. Wo soll er diesen Blick nun fassen, wie soll er es anfangen, ihn von neuem und fortdauernd auf den Gegenstand so lange zu richten, bis die Anschauung ihre völlige Reife erlangt hat? Dass alle die Reizungen, Aufforderungen, Befehle, zu denen man im Augenblick selbst seine Zuflucht zu nehmen pflegt, nie ein reines, ächtes Aufmerken hervorbringen können, ist von selbst klar.

Spannung und Vesthaltung der Aufmerksamkeit ist überhaupt ein wichtiges Präliminar-Problem aller Erziehung. Etwas allgemeineres darüber zu sagen, wird sich ein wenig weiter unten, [11] Gelegenheit darbieten. Hier gilt die Frage bloss der Anschauung, und zwar dem Anschauen der Gestalt, welches, wie schon bemerkt worden, dem Versinken in einzelne Farben zuvorkommen soll.

Ueberlegen wir zuerst den Unterschied zwischen der rohen, und zwischen der reifen Anschauung; um daraus zu finden, wie man eine in die andre umzuwandeln hoffen könne.

Die rohe Anschauung ist dasjenige, was sich unwillkührlich ereignet, indem der Gegenstand vor das offne Auge hintritt. Der Geist kann alsdann nicht umhin, zu sehen; er ist darin der Natur unterwürfig. Auch ist diese Anschauung gleich Anfangs *vollkommen;* in so fern nämlich, dass, bey vorausgesetzter Gesundheit des Auges, der Gegenstand sich im ersten Augenblick schon, so zeigt, wie er, in seiner gegenwärtigen Beleuchtung, und in seiner gegenwärtigen Lage gegen das Auge, sich überall nur zeigen kann. Wäre diese Beleuchtung und Lage etwa nicht günstig, so ist das nicht Fehler der Anschauung; gleichfalls wird die rohe Anschauung um nichts gebessert, man mag den Gegenstand wie immer drehen und wenden. Die Rede ist hier von einer Verbesserung der Auffassung, so fern der Geist selbst sie innerlich vornehmen soll, um sich das Dargebotne gehörig zuzueignen. — Wie nun der Mensch mit offnem Auge, *nothwendig sieht,* was er [12] sieht: so würde

---

2 Die II. Ausgabe hat in der Ueberschrift des Abschnittes III statt „Die Bildung . . . .“ „Die Ausbildung“.

---

2 „Ausbildung“ SW, W ohne Angabe der Variante der I. Ausgabe. „Bildung“ B, R ohne Angabe der Variante der II. Ausgabe.

II. Ausg. 11—12. — SW XI, 84—85. — B II, 85—86. — R II, 7—8. — W I, 115.

er auch nothwendig das empfangne Bild unverändert im Gedächtniss behalten, so wie er es empfing; wenn keine andre Eindrücke herzuströmten.

Aber, — kann man auch nur einmal rings um blicken, ohne ganze Massen der verschiedensten Gestalten wahrzunehmen? — Das Kind, was eine Stunde lang spatziren getragen wird, kann es die mannigfaltigen Schauspiele, die ihm begegneten, irgend gesondert, unverwirrt erhalten? Das Aehnliche fliesst in einander, das Unähnliche widerstreitet einander, und hebt sich auf. Das Chaos, was nachbleibt, sammelt und häuft sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr; *dahinein* fällt zuerst jedes neue, was sich uns darstellt; *daheraus* muss jedes, was das Gedächtniss rein und sauber aufbewahren will, durch verlängertes Aufmerken gezogen werden. Darum ist, ohne dieses, die Anschauung roh; nicht als ob sie, im Augenblick des Schauens, den Gegenstand unrichtig darstellte, aber weil sie nur ein schwankendes, zerfliessendes Bild hinterlässt, das sich von den Bildern ähnlicher Gegenstände nicht mehr unterscheidet. Um ein Beyspiel zu haben, denke man sich einen Hund im Allgemeinen, ohne zu bestimmen von welcher Gattung. Die Vorstellung wird zu keiner Consistenz gelangen; denn ein bestimmtes Bild würde zu einer bestimmten [13] Gattung gehören. Zwar in dem Grade roh, um einen *so sehr* schweifenden, *so* formlosen Abdruck zu hinterlassen, ist die *wirkliche Anschauung* seltner; man wird sich doch erinnern, ob *der* Hund, dem man etwa begegnete, ein Windspiel oder ein Hünerhund war. Aber, wenn man gleichwohl *dieses* Windspiel unter mehrern andern Windspielen nicht wieder zu erkennen weiss: so ist dennoch die Anschauung nur unvollkommen aufgefasst, sie ist in der Einbildungskraft verletzt worden, hat ihre Bestimmtheit, ihre unterscheidenden Merkmale, ihre Individualität verloren.

So etwas darf der reifen Anschauung nicht begegnen. Das verlängerte Aufmerken sollte zuvorgekommen seyn, sollte das erste Sehen hinlänglich gestärkt haben, damit das Bild nicht zerdrückt werden konnte. Auch lässt wirklich der aufmerksame Blick nicht eher ab, als bis er sich der Imagination versichert hat. — Man sehe ein Thier, einen Menschen, — oder noch besser, eine Landkarte an, (bei welcher die Schwierigkeiten, wegen der unregelmässigen Formen, fühlbarer werden.) Man wende den Blick wieder ab, und versuche sich das Gesehene vorzustellen. Man schaue wieder hin: und man wird empfinden, wie das schon verzogene, Bild der Imagination, von der erneuten Anschauung corrigirt wird. Wiederhohlt man dies einigemal, so hört [14] endlich die Anschauung auf, das Bild zu berichtigen; nun ist sie reif. — Von diesem Verfahren unterscheidet sich der scharfe Blick gespannter Neugierde nur durch grössere Geschwindigkeit. Er unterbricht sich nicht dadurch, dass er den Gegenstand losliesse. Jenes Prüfen der Imagination, und das erneuerte Anschauen, fällt bey ihm zusammen. Der

Augenblick, wo in der Einbildungskraft der Gegenstand verunstaltet werden *würde, wenn* der Blick früher als bis zur gereiften Anschauung losliesse, — dieser Augenblick kann keine Dauer gewinnen.

So bevestigt sich ohne Kunst das Gesehene in dem Geiste, — *wofern* das Verlangen genau zu sehen, in seiner *unwillkührlichen* Wirkung stark und lange genug anhält. Aber der Vorsatz, der überlegte Entschluss, sich die Kenntniss einer Sache zu verschaffen, ist etwas ganz anderes, als dies unwillkührliche Verlangen. Dieses enthält die *Kraft* des Sehens, jener nur den *Willen* dazu. Wie oft wird der Wille von der Kraft zu früh verlassen! Das widerfährt auch dem Schauen. — Den schon entfliehenden Blick mit Absicht zurück zu nöthigen, von neuem vestzuheften, hilft etwas, hilft vielleicht aus; vielleicht auch nicht. Ist der Gegenstand zu gross, sind die Formen zu verwickelt, — hat die erste Lust nicht schon das Meiste gewonnen, das Beste gethan: [15] so spannt sich die Anstrengung umsonst; die Gestalten verwirren, verzerren sich nur mehr; — ein besserer Moment muss erwartet werden. Nur weilt die gelegene Zeit nicht gern. —

Das alles, wie viel schlimmer wird es beym Unterricht! Die Kraft des freyen Entschlusses, des guten Willens, — wenn man auch auf diesen Willen immer rechnen könnte, — ist beym Knaben ungleich schwächer, wie beym Manne. Ferner soll der Unterricht von mehrern Seiten zugleich vorrücken; bey einem guten Plane wird immer ein grosser Schaden offenbar, wenn nicht die verschiedenen Fortschritte zur rechten Zeit zusammentreffen. Wenn nun vollends der Lehrer eine *ganze Schule* zugleich vorwärts führen soll, muss man es da nicht aufgeben, den Unterricht auf Anschauung zu gründen?

Von Z. 6 „Aber der Vorsatz . . . .“ bis Z. 15 „. . . . . das Beste gethan: so spannt“ hat die II. Ausgabe folgende Variante:

Aber der blosse Vorsatz, der allgemeine Entschluss, sich die Kenntniss einer Sache verschaffen zu wollen, hat nicht den gleichen Erfolg, wie dies unwillkührliche Verlangen. Wer nicht schon *sieht*, indem er sehen *will*, der sieht auch beym besten Willen meistens nur halb. Ist der Gegenstand gross, sind die Formen verwickelt, — hat die erste Lust nicht schon das Meiste gewonnen, so spannt . . . .

18 Wie viel schlimmer wird dies beym Unterricht! II. Ausgabe.

25 Die II. Ausgabe hat statt der Worte „. . . . ., muss man es da nicht aufgeben, den Unterricht . . . .“ bis „. . . . . gethan werden könne?“ (S. 182 Z. 11—12) folgende Variante:

muss man es da nicht aufgeben, den Geist bey dem Sinne zu fassen, — durchs Vorzeigen von Naturkörpern, Geräthen, plastischen Werken,

---

29—34 SW, B, W geben die Variante nicht vollständig; sie schliessen den Satz mit „. . . . . Formen verwickelt . . .“, sodass die Weglassung der II. Ausgabe „. . . das Beste gethan“ (Z. 15) unerwähnt bleibt. — 35 wird es B.

II. Ausg. 15—16. — SW XI, 87. — B II, 87. — R II, 9. — W I, 116—117.

Schulmänner werden diese Frage lächerlich finden. Denn in der That, alle die nachgewiesenen Schwierigkeiten der Aufgabe: ein System von reifen Anschauungen bey mehrern Schülern zugleich hervorzubringen: diese, und weit mehrere und weit grössere Schwierigkeiten, häufen sich bey dem fernern, zusammengesetztern Unterricht, der sich auf reife Anschauungen *hätte* gründen *sollen*, — noch weit drückender zusammen. Gleichwohl gehn ja die Schüler, geht das gemeine Wesen der so unterrichteten Männer, gehn die Din-[16]ge der Welt, ihren Gang: — den Gang nämlich, den sie wirklich gehn. —

Aus dem Vorigen entwickelt sich die Frage: was mit Absicht, was mit Plan, unabhängig von aller Lust, zum Anschauen gethan werden könne? Beynahe gleichgültig mit dieser, ist die andre Frage: Wie das Anschauen gelehrt werden könne? Denn was mit Plan, das geschieht nach *Begriffen;* und Begriffe sind es auch allein, die mit Sicherheit in Worte gefasst, zu bestimmten Vorschriften ausgeprägt, und als solche vom Lehrer an den Schüler überliefert werden können.

Alles, was zur *Auffassung der Gestalten durch Begriffe*, von den grössten Köpfen aller Zeiten geleistet worden ist: das findet sich ge-

---

und Bildern, ein System reifer Anschauungen und Imaginationen zu erzeugen, worauf der Unterricht, als auf einen wesentlichen Theil seiner Grundlage, weiter fortbauen könne?

Wie, wenn man im Stande wäre, *zuerst den Sinn beym Geiste zu fassen?* Der Gedanke mag paradox scheinen; nichts desto weniger wissen wir alle, dass das Auge Nichts ist, ohne die Disciplin des Geistes, — dass wir nur dadurch allmählig Entfernungen schätzen gelernt haben; dass das kleine Kind den Gegenstand den es sieht, nicht zu greifen weiss; dass wir unaufhörlich die perspectivischen Ansichten der Dinge in ihre wahren Gestalten übersetzen. — Der *Sinn findet leicht*, wenn der *Geist* zu *suchen* versteht; — man fasst Unterschiede scharf und von selbst, wo man zuvor wusste, *was* zu unterscheiden sey.

Gesetzt, man könnte zuerst den Geist dahin bringen, dass er sich alle möglichen *einfachen Unterschiede* der Gestalten genau *merkte:* so würde nachher wol auch das Auge so viel Aufmerksamkeit haben, sie da wahrzunehmen, wo sie sich fänden. Könnte man die *Geduld* des Knaben für das eine gewinnen, so würde seine *Neugier* das übrige thun, sobald man sie durch die vorgeführten Gegenstände auch nur mässig interessirte.

Es frägt sich demnach, auf welche Weise Gestalten bloss *als Gestalten* planmässig studirt werden können?

S. 181 Z. 39 u. 40 u. S. 182 Z. 19—39 W giebt die Variante der II. Ausgabe unvollständig an, nämlich nur bis Z. 21 „... fortbauen könne?“ In SW ist durch falsche Stellung des Verweisungszeichens der Anfang der Variante nicht zu erkennen.
II. Ausg. 16—17. — SW XI, 88—89. — B II, 87—88. — R II, 9—10. — W I, 117—118.

sammelt in einer grossen Wissenschaft, in der Mathematik. Diese ist es also, unter deren Schätzen die Pädagogik für jenen Zweck vor allen Dingen zuerst nachzusuchen hat, wenn sie nicht Gefahr laufen will, sich in vergeblichen Bemühungen zu erschöpfen.

Pädagogik aber, und Mathematik, sind in der Praxis oft so weit getrennte Dinge: dass es desto mehr erlaubt seyn mag, noch bei einigen Vorerinnerungen zu verweilen, ehe sich die vorliegende Schrift an ihrem aufgegebenen Geschäffte selbst, versucht.

IV.

Ueber den pädagogischen Gebrauch der Mathematik.

[17] Gerade dasjenige Feld der Begriffe, von woher die Erziehung für die gegenwärtige Aufgabe Hülfe erwartet, ist unter allen Regionen des menschlichen Wissens am vortrefflichsten angebaut. Ohne Zweifel, weil dieser Boden für die Cultur am meisten empfänglich war; weil keine andre Art von Kenntnissen, als die, welche Form durch Zahl bestimmen, sich so willig zur Evidenz erheben lassen; weil gerade diese Begriffe unter allen die begreiflichsten sind. Demnach ist sowohl *diese* Wissenschaft vor andern am meisten fertig und bereit, Hülfe zu geben, — als auch *diese* Hülfe vorzüglich willkommen, weil sie der Natur des menschlichen Denkens am nächsten verwandt ist.

In der That, in jedem Kopfe, der, ohne die Arithmetik und Geometrie zu besitzen, sich mit andern Kenntnissen und Ideen vertraut gemacht hat, die ihrer Natur nach spätere Erzeugnisse des menschlichen Denkens sind: findet sich eine Disproportion der Ausbildung; deren Grösse man am leichtesten dadurch schätzen wird, dass man in der Geschichte nachsieht, wie viele Vorbereitungsstufen bis zur einen, und bis zur an-[18]dern Art von Ideen, durchlaufen werden mussten.

Sind schon diese Bemerkungen von einigem Gewicht: so giebt es doch noch weit dringendere Gründe, welche der Pädagogik den Gebrauch der Mathematik empfehlen. Man prüfe die folgenden, hier freylich nur kurz anzudeutenden, Betrachtungen; und urtheile, ob es eine Uebertreibung wäre, wenn man die Mathematik *unentbehrlich* nennte, — unentbehrlich für *Anfang*, *Mittel* und *Ende* eines solchen Unterrichts, wie ihn die Pflichten der Erziehung erfordern.

Für den Anfang. — Hier zuvörderst ein Rückblick auf das Vorhergehende! Es ist gezeigt, dass man sich jenes Blickes, welcher die Formen fixiren soll, welcher aber von Vorsatz und Ueberlegung nur unvollkommen abhängt, viel weniger sich bestimmt beschreiben und geradezu mittheilen und lehren lässt, — durch Begriffe zu bemächtigen suchen müsse, die, als Grössenbegriffe, der Mathematik zugehören werden. Nun wird freylich der Erzieher die Hülfe, welche diese Be-

griffe etwa mögen anbieten können, nicht eben verschmähen; doch aber wünschen: der Zögling möchte lieber so disponirt werden, dass gleich jenes erste, unwillkührliche Treffen und Haften der Aufmerksamkeit, sicher und stark, die Anschauung zu einer Reife brächte, die keiner Nachhülfe weiter be-[19]dürfte. Eine solche Prädisposition wird denn auch *für die Anschauung* durch die vorzuschlagenden Uebungen, die nur Anfangs zum Theil Nachhülfen seyn werden, als endliches Resultat wirklich beabsichtigt. Aber jene Forderung der Prädisposition zur Aufmerksamkeit, gilt doch wol nicht bloss der Anschauung? Der Erzieher bedarf ihrer immer und allenthalben; er suche sie sich allgemein zu verschaffen; dann wird sie unter andern auch der Anschauung zu Gute kommen. Die letztre bedarf ihrer eigentlich lange nicht so sehr, gar nicht so durchaus nothwendig, wie dies bey allen *Dingen des Gefühls* der Fall ist. Geschichte, Moral, Religion, — alles was die Menschheit betrifft, — das sind die Gegenstände, bey denen die Aufmerksamkeit keine Nachhülfen verträgt! Hier geht nicht nur Zeit, nicht nur Lust, — sondern das Mark der Erziehung selbst verloren, wenn die ersten, frischen Darstellungen, unempfunden veralten; wenn geschmacklose Wiederhohlungen langweilig dehnen, was rasch das Interesse ergreifen musste; wenn gerade *die* Sätze, *die* Ausdrücke, worin die Fülle der Ueberzeugung sich am liebsten ausspricht und zusammendrängt, — verschwendet, entgeistert, als Leichen in den Grüften des Gedächtnisses beygesetzt werden. —

Hofft man, bloss durch die Art des Vortrags, durch persönliches Betragen, diesen Gegenständen [20] die schnelle, mühelose Aufmerksamkeit, welche die Mutter des Gefühls ist, zu gewinnen? Weit mehr erreicht man durch entferntere Vorbereitungen; aber eine allgemeine, negative Bedingung des Erfolgs sowohl dieser, als aller pädagogischen Bemühung überhaupt, ist die, dass der Zögling sich nie erlaube, *zerstreut* zu seyn, wenn der Lehrer spricht.

Zerstreuung ist gleichwohl der natürliche Zustand des lernenden Knaben. Lehrte man ihn nicht: so würde darum der Fluss der Vorstellungen bey ihm nicht ruhen; sein Spiel, oder, versagte man ihm das, seine Phantasien, würden, mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn beschäftigen. Diese drängt der Unterricht zurück, aber er wird auch wieder von ihnen gedrängt.

Um ihrer mächtig zu werden: sey die erste Sorge des Unterrichts, sich, eben so wie die Person des Erziehers selbst, beym Lehrling in *Achtung* zu setzen. Er kündige sich an (versteht sich, nicht durch Worte, sondern durch die That,) als eine *absolute Herrschaft des Verstandes*, von der man unfehlbar fortgezogen werde, der man auch nicht einen einzigen Schritt versagen könne. Wie der Erzieher, für jedes seiner ausdrücklichen Gebote, sich pünctlichen Gehorsam verschaffen muss: so darf auch der Unterricht es nicht leiden, dass man irgend

II. Ausg. 20—22. — SW XI, 90—91. — B II, 89—90. — R II, 11—12. — W I, 119—120.

eine seiner Be-[21]hauptungen misverstehe, halb verstehe, dass man nur die kleinste Nebenbestimmung unbemerkt lasse, oder vergesse. Gehn dergleichen Versehen vor, — und das geschieht Anfangs jeden Augenblick, — so müssen sie sich zuverlässig und ganz verrathen. Theils müssen sie der Nachfrage bloss liegen, es muss unmöglich seyn, sie zu verdecken, zu bemänteln, zu verkleinern; selbst die Grösse des Fehlers muss unleugbar seyn, muss sich an Maass und Zahl offenbaren. Theils, müssen sie durch auffallende Verlegenheit sich innerlich fühlbar machen; eine vollkommne Unverständlichkeit muss auf einmal das helle Licht verfinstern; alles muss misrathen, kein Auskunftsmittel muss gelingen, so lange der Fehler dauert; — alles muss sogleich in seinen ebnen, sichern Gang zurückkehren, sobald der Fehler gehoben ist. Alle Selbsttäuschungen, als sey das Nicht-Verstandne verstanden, als sey das Nicht-Geläufige geläufig, müssen dabey ans Licht kommen. Die Schwäche seiner Denkkraft muss dem Zögling klar zu Tage liegen. Aber nicht nur seine Schwäche, — auch seine Stärke, auch seine Bildsamkeit, muss ein solcher Unterricht ihm zeigen. Er muss ihn leiten, sich dieselbe durch die That zu beweisen. Was unbegreiflich, was unerreichbar schien, wovor das Gemüth still stand: das muss völlig [22] deutlich werden, und die Deutlichkeit muss zur leichtesten Ausübung führen.

Zwar erkennt man an allen diesen Zügen sogleich die einzige Mathemathik; doch sey es erlaubt, erst die übrigen Gegenstände des Unterrichts zu überblicken, um zu sehen, ob andre Zweige desselben, jene Autorität, deren sie wenigstens *eben* so sehr bedürfen, jeder als seine eigne Frucht für sich erzeugen können: oder ob sie es nöthig haben, dass für sie alle, diese Frucht auf dem Stamm der Mathematik wachse, und ihnen von dort her überbracht werde.

Die vorhin erwähnten Sachen des Gefühls, sind zu zart, zu leicht verletzlich, — und von zu hoher Würde, als dass ihnen die rauhe Anstrengung zukommen könnte, mit der Zerstreuung des Knaben zu kämpfen. Zunächst dem Herzen sey ihre friedliche Wohnung; sie haben, gleich weiblichen Schönheiten, für den Anstand zu sorgen, und ihrer Reize zu pflegen; — *diese* Reize *dürfen* nicht welken!

Sprachstudien, Geographie, Naturgeschichte, sind Gedächtnisssachen; müssen deshalb vielfältig wiederhohlt, und nachgefragt werden; daher kann es scheinen, als eigneten sie sich recht gut zur Gewöhnung der Aufmerksamkeit. Unglücklicherweise aber pflegen diese Dinge nur demjenigen recht interessant und nützlich zu werden, [23] der ihnen ein gutes Gedächtniss mitbringt, der die Mühe des Behaltens nicht

---

9 „vollkommene“ II. Ausgabe.

---

41 „vollkommene“ SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 22—24. — SW XI, 91—92. — B II, 90—91. — R II, 12—13. — W I, 120—121.

fühlt, der eben an der Leichtigkeit, womit er ihr Mannigfaltiges durchläuft, wie an einer weiten, bunten Aussicht, sich erfreut. Wem diese Aussicht im Nebel liegt, wer sich nur langsam an das Einzelne besinnt, ängstlich es Stück für Stück nachzählen muss, um nichts zu verlieren: — dem werden so viele Namen nur immer widriger, je mehr man sie nachfrägt und wiederhohlt. Dabey fixiren sie sich zwar allmählig, aber dies Fixiren ist kein fühlbarer Gewinn. Die Erkenntniss wächst dadurch nicht, rückt nicht, greift nicht um sich, lösst kein Räthsel, vermehrt nicht die Fülle des Denkens, — wie es die, schon durch blosses Verweilen steigende, mathematische Einsicht thut.

Der letztern kommt, vielleicht allein, die *Chemie* etwas näher. Diese Wissenschaft ist in ihrem gegenwärtigen Zustande überhaupt wol noch zu neu, als dass ihre pädagogischen Kräfte hinlänglich bemerkt seyn könnten. Sie beschäftigt sich mit einer Menge von Combinationen, deren Umwandlungen, bey vorausgesetzter Kenntniss der Verwandschaften, sich durch eignes Nachdenken finden lassen. Theils in dieser Hinsicht, theils auch in Beziehung auf die Folgerungen, welche sich aus den Experimenten ergeben, bietet sie dem Zögling eine reiche Selbstbeschäftigung, [24] deren Reiz durch die Ungewissheit, durch das Halbdunkel, zwischen welchem das Licht an manchen Stellen mehr Schimmer als Tag macht, noch erhöht wird. Wo dieser Reiz fasst, und wo er nöthig ist, da muss eine solche Wissenschaft, die ihren Jünger so wohlthätig zwischen Lohn und Arbeit theilt, äusserst willkommen seyn. Weil sie das Nachfragen ziemlich gut verträgt, weil jeder Mangel an Aufmerksamkeit sich bey ihr durch viele verkehrte Folgen entdeckt, so kann sie für den Zweck, wovon hier die Rede ist, selbst der Mathematik manchmal vorzuziehen seyn. Gleichwohl hat sie die Unbequemlichkeit, — besonders in Schulen — dass man der Stoffe zu viele vorzeigen muss; und dass man diese nicht der freyen Willkühr der Kinder überlassen darf, sondern sie ihren Händen fast ganz entziehn muss. Sieht man sich vollends darauf beschränkt, *alle* Experimente *bloss* zu erzählen: dann wird sie völlig unbrauchbar. Endlich, — sie ist durchaus nicht für Kinder; denn sie liegt nicht im Gesichtskreise des gemeinen, des angebornen Verstandes, sie setzt einen, schon durch mehrere Kenntnisse erweiterten Blick auf die Natur, voraus. Das vorhin Gesagte: sie sey, unter gewissen Umständen, der Mathematik vorzuziehn, gilt daher nur — aber auch hier in vollem Maasse — bey Jünglingen, deren Aufmerksamkeit, aus Man-[25]gel früherer richtiger Leitung, noch keine Stetigkeit erlangt hat, und darum noch jetzt eigne Maassregeln zu ihrer Bevestigung und Stärkung, erfordert.

Gestalt hingegen, und Zahl, liegen so recht in der Mitte unseres ursprünglichen Gesichtskreises. Die Grundanfänge des Messens und Rechnens sind die natürlichsten, die ersten, fast nicht auszulassenden Vorübungen, welche auch der schwächste Verstand sich selber schafft;

II. Ausg. 24—26. — SW XI, 92—93. — B II, 91—92. — R II, 13—14. — W I, 121—123.

und diesen Grundanfängen schliesst sich die fernere, mathematische Bearbeitung, aufs engste an, und geht von da nur ganz allmählig in ununterbrochener Folge weiter. Die Grössenbegriffe, sind es vor allen andern, worüber sich der Lehrer dem Zögling in Worten recht vollkommen ausdrücken, und von ihm dasselbe wieder verlangen kann und darf. Hier ist nichts, was sich der Sprache entzöge, nichts was sich vor umständlichem Hin- und Her-Reden zu scheuen hätte. Keine Regungen feiner Gefühle sind hier zu schonen; keine Langeweile ist zu fürchten — so lange man nicht etwa den Gegenstand unter seiner Würde behandelt. — Hier also, an der einen und gleichen Stelle, wo auch das Bildungsmittel für die Anschauung liegen muss, — hier hat man zu suchen, was sonst nirgends zu finden ist: *den Faden für einen frühen Kinder-Unterricht; der so beschaffen* [26] *sey, dass er sowohl sich, als aller andern Unterweisung, eine Autorität schaffe, auf deren Geheiss die Zerstreuung entweiche, die Aufmerksamkeit komme und beharre.* —

Die bisherigen Betrachtungen, über die Wichtigkeit der Mathematik für den *Anfang* der Erziehung, gehörten ganz eigentlich hieher; denn sie betreffen das A. B. C. der Anschauung unmittelbar; zwar nicht von Seiten seines *Zwecks* — Bildung des Anschauens, — aber von Seiten seines *Stoffs*, welcher der Mathematik zugehört. Dagegen können die nächstfolgenden Bemerkungen, über die Unentbehrlichkeit der genannten Wissenschaft für das *Mittel* und das *Ende* der Erziehung, hier nur in so fern einen Platz verdienen, als sie Veranlassung geben, von dem A. B. C. der Anschauung aus, einen Blick auf das *ganze* Geschäft der Jugendbildung zu werfen. Und gewiss ist es nothwendig, dass der Erzieher, des Ganzen auch bey dem kleinsten Theil gedenke. Verfolgt er eine Idee einzeln: so zerrinnt der Gewinn, weil er nicht aufgefangen wird; und die übrigen Maassregeln sind umsonst beschränkt und verwirrt. Die Idee des Plans muss in völligem Gleichgewichte schweben: nur so ist Heil für die Werke einer Kunst, die, mehr als andre, den ungelegensten Zufällen ausgesetzt ist; aber so auch ist Hoffnung, der Zufälle Meister zu [27] werden. Denn das Schicksal wirkt mit einzelnen Stössen, die oft einander selbst aufheben; die Kunst aber gebietet einem System von Kräften, welche durch eine beträchtliche Reihe von Jahren immer einerley Zweck verfolgen. —

Was nun den mittlern Theil der Erziehung betrifft: so liesse sich hier alles das wiederhohlen, was von jeher über den Nutzen der Mathematik für die Bildung des Geistes, gesagt worden ist. Eine Gymnastik der Denkkraft, die schon in den frühern Kinderjahren nothwendig ist, wird man sie in der Folge entbehren können? Wie der Körper, so muss auch der Geist von Zeit zu Zeit seine Uebungsplätze wieder aufsuchen; um seine Muskeln zu prüfen, und ihre ganze Schnellkraft zu erneuern. — Dazu kommt der Einfluss der Mathematik auf die übrigen Wissenschaften. Was wird ohne sie, aus der Physik, aus der Kennt-

niss der Künste, und der Maschinen? — Aber diese längst gekannten Gründe wirken wenig auf die Pädagogen. Gerade die Gegend, wohin die grosse Wissenschaft am kräftigsten wirkt, die Naturforschung, interessirt sie am wenigsten; und von den Naturkenntnissen gebrauchen sie beym Unterricht eher alles andre, als das mathematische. Mögen es ihnen die Kenner noch so oft wiederhohlen, wie, ohne dieses Bindungsmittel, alles in elende Bruchstücke zerfalle: sie [28] trauen diesen Bruchstücken eine Kraft zu, der Jugend auf eine unbegreiflich nützliche Weise — die Zeit zu vertreiben. — Der Grundfehler dürfte hier darin liegen: dass, unter den Kräften, welche im Geiste des *gebildeten* — also auch des *zu bildenden* — Menschen, zusammen wirken müssen, — der Naturforschung ihr eigentlicher *Ort* und *Rang*, noch nicht genau bestimmt ist. Geschieht dies einmal, so wird die unentbehrliche Gehülfin, die Mathematik, bald auch in den Besitz ihrer Rechte gesetzt werden. Und von dem wirklich angetretenen Besitze, wird ein äusserliches Kennzeichen dieses seyn: dass man nicht mehr bis auf die letzten Jahre des Unterrichts warten wird, um dann noch von der so lange vergessenen Wissenschaft einige verlorne Proben hinzustreuen, die, so entblösst von aller Einleitung und Fortleitung, unfehlbar vom Ueberdruss einer schnellen Vergessenheit überliefert werden; — dass man vielmehr in der *Mitte* des Unterrichts, der Geometrie und der niedern Algebra eine solche Stelle anweisen wird, wo sie an gehörige Vorbereitungen sich anschliessen, und von wo sie einen reellen Einfluss durch alle nachfolgende Geschäffte der Jugendbildung verbreiten können.

In Rücksicht auf das *Ende* der Erziehung, erhebt sich unter mehrern Betrachtungen, welche [29] auch hier noch die Hülfe der Mathematik laut anrufen, hauptsächlich eine, deren Wesentliches sich kurz so anzeigen lässt: Die eigentliche Vollenderin der Erziehung ist die Philosophie; aber die Gefahren der Philosophie abzuwenden, ist das Amt der Mathematik.

Es liegt in der Natur der Philosophie, allgemeine Begriffe zu isoliren, und sie für eine Zeitlang aus der Sphäre ihrer reellen Anwendbarkeit herauszusetzen. Es ist ihr erstes unerlassliches Geschäft, den Begriff, den sie zum Untersuchen vor sich nimmt, von den zufälligen Nebenbestimmungen zu trennen und zu säubern, welche in der Masse des *Gegebenen*, aus welcher er herausgehoben ward, mit ihm zusammenhingen. So entblösst, gewinnt er Deutlichkeit und Bestimmtheit; aber es verschwinden zugleich die *Gränzen*, in welchen, und die *Bedingungen*, unter welchen er Realität hatte. Diese Gränzenlosigkeit, ist nun zwar eigentlich, Abwesenheit alles Gedankens an Grösse; und, abgesehen von den Bedingungen, sollte er als etwas bloss Gedachtes betrachtet, und bey ihm von Seyn oder Nichtseyn gar nicht geredet werden. Aber eine äusserst häufige Verwechselung, schiebt der Gränzenlosigkeit: *Unendlichkeit*, oder auch *Allheit* und *Vollkommenheit* unter; und aus dem

II. Ausg. 28—31. — SW XI, 95—96. — B II, 93—94. — R II, 15—16. — W I, 124—127.

Hinwegsehn von den Bedingungen, macht [30] sie entweder *reelle Unbedingtheit,* absolutes Seyn: oder *Unmöglichkeit* und Ungereimtheit, *wenn sich nämlich die Widersprüche entdecken, die in dem, aus einem nothwendigen Zusammenhange gerissenen Begriffe, unfehlbar entstehn müssen.* Zuweilen findet man auch den, in der That, lächerlichen Fall: dass einem Denker die beyden letzten Fehler, die doch einander aufheben, zugleich begegnen; dass er einem Begriffe, in welchem er innere Widersprüche anerkennt, gleichwohl unbedingte Realität zuschreibt. —

Eigentlich sollten eben diese innern Widersprüche den *Fortschritt* des Räsonnements *motiviren.* Scharf genug bestimmt, müssen sie das Ergänzungsstück, welches der Begriff, beym Herausheben aus dem Gegebenen, verlor, — oder die *Reihe* der Ergänzungen, wenn deren mehrere waren, — entdecken lehren; wodurch sie, nach völlig geendigter Untersuchung, auch völlig gehoben seyn werden: weil, verbunden mit den Ergänzungen, der Begriff Realität hatte, einer Realität aber innere Widersprüche zuzuschreiben, selbst der widersprechendste Unsinn und das Ende alles Denkens seyn würde. — Solche philosophische Integrationen würden sich zu dem bekannten mathematischen Integriren verhalten, wie Gattung zur Art. Freylich hört man in der [31] Mathematik nie von jenen innern Widersprüchen, sie lassen sich aber in dem ersten besten Differential sogleich zeigen, wenn man einen Augenblick ignoriren will, was der Mathematiker nie vergisst: dass das Differential seinem Integral nothwendig angehört.

Es ist von selbst klar, dass das angegebne Verfahren den Hauptzweck aller theoretischen Philosophie erfüllen müsste. Der *nothwendige Zusammenhang in dem Gegebenen,* würde nämlich dadurch offenbar werden, wenn die Untersuchung fände: das Isoliren der Begriffe sey unmöglich; einer *erfordere* den andern, um mit ihm in ein Einziges Ganzes zu schmelzen. — Unglücklicher Weise aber ist es beynahe allein die mathematische Art des Integrirens, welche verhütet, dass nicht die ganze Gattung bis jetzt ein leerer Titel sey. Diese Art blüht und gedeiht schon vortrefflich, und ist der höchste Ruhm der Speculation. Daher ist sie natürlich auch das einzige Vorbild für die noch zukünftigen Arbeiten der Philosophie, und die einzige *Vorübung für den Jüngling,* dem man auch nur die Mängel der bisherigen philosophischen Versuche, deutlich machen will. —

So nachtheilig die Fehler, welche an das Nicht-Bemerken der Bedingungen sich anzuhängen pflegen, der theoretischen Philosophie wer-[32]den: so wohlthätig wirkt das Vergessen der Gränzen, für die practische. Die Gränzen drückten das Herz: nun dehnt es den entfesselten Begriff zur ächt platonischen *Idee;* er wird unendlich, er wird vollkommen. Vollkommenheit zu denken, ist das Glück des Geistes, und der Ursprung des bessern Lebens. Wahrheit, Schönheit, Güte, — diese Ideen sind so geboren. Das Wirkliche, sagt Plato, will ihnen

II. Ausg. 31—33. — SW XI, 96—97. — B II, 94—95. — R II, 16—17. — W I, 127—128.

gleichen, aber es kann nicht. — Das aber ist es, was ein edler Enthusiasmus nicht ruhig duldet, was ihn treibt, und treiben soll, durch angestrengtes Thun dem Wirklichen zu helfen, damit es der Idee entgegen gehe.

Und hier, gerade auf dieser erhabenen Höhe, ist der Ort, wo die grossen Gefahren der Philosophie beginnen. Der Trieb zu wirken, bedarf er etwa nur der Idee des Guten, um das Gute wirklich zu erreichen? der Eifer, bedarf er keines Zügels? das Gewicht, bedarf es keines Tact- und Maass erhaltenden Pendels?

Diese Fragen beantwortet und commentirt unser Zeitalter deutlich genug. Aber nicht eben so deutlich spricht es über das Mittel gegen die Uebel, — über das Ergänzungsstück, welches die Erziehung, indem sie den Jüngling durch die Philosophie belebt und befeuert, derselben noth-[33]wendig anfügen muss, um ihn nicht über alle Schranken zu spornen.

Nirgends anders kann dieses Ergänzungsstück liegen, als auf dem Felde der Ideen. Jede Hemmung von aussen, verachtet der Geist, den Ideale schwellen; er trotzt, er droht mit seiner ganzen Kraft entgegen; was ihn hält, muss ihn verderben, will es vor ihm sicher seyn. *Den* Geist erkennt der Erzieher schon im Knaben; und ist hoch erfreut, wenn er ihn antrifft; denn aus *dieser Art* von Wildheit bildet sich der schönste, willigste, treueste Gehorsam; sie zähmt sich selber, so bald man sie lehrt, dass sie es *solle*, (nicht *müsse*), und wie sie es könne.

Zerstört den edeln Eifer nicht, den Ihr fürchtet. — Gewöhnt vielmehr den Jüngling, die Dinge dieser Welt als nur *allmählig* zum Guten bildsam, — gewöhnt ihn, sie als *Grössen*, und ihre Veränderungen als *Functionen der bewegenden Kräfte*, das heisst, als nothwendige, bey aller scheinbaren Unregelmässigkeit doch höchst gesetzmässige, und *in jedem ihrer Fortschritte genau bestimmte*, *Erfolge* der wirkenden Ursachen, zu betrachten. Zeigt ihm, wie allenthalben da das Phantom der Regellosigkeit entwich, wohin die Kenntniss drang; und wie allenthalben da der Kenntniss ihr Fortschritt gelang, wo sie Maass und Grösse suchte. Entblösst [34] ihm den lächerlichen Dünkel der Unwissenheit, die von jeher, wie noch heute, da das Gesetz zu leugnen pflegte, wo es ihr nicht klar unter die Augen trat. — Enthüllt ihm die Wunder der Analysis, lehrt ihn, wie der einförmige Fortschritt der Abscisse alle die Beugungen, Spitzen, und Knoten der mannigfaltigen Curven so sicher und strenge beherrscht; wie behutsam die rasche Hyperbel an ihrer Asymptote fortschiesst, um sie bey ewiger Annäherung doch nie zu berühren; wie selbst der unendlich kleine Krümmungswinkel, der aller Zahl, allem Maass sich entzieht, dennoch der vergleichenden Rechnung und Bestimmung nicht entgehen kann. Lehrt ihn diese Wunder *begreifen;* er sehe und finde es selbst, wie alle diese Grössenbegriffe in einander

42 die Grössenbegriffe SW, W ohne Angabe des Wortlautes in den Originalen.
II. Ausg, 33—35. — SW XI, 97—98. — B II, 95—96. — R II, 17. — W I, 128—129.

hängen, und aus einander hervorgehn. Er entdecke sie in der Natur, und werde nun gewahr: dass alle jene sonderbaren Curven nur zu Symbolen dienen, für das Heer der Bewegungen und Veränderungen die in der Wirklichkeit unter seinen Augen vorgehn. So wird er beobachten lernen; er wird das Gesetz auch wo er es nicht sieht, doch suchen, wenigstens voraussetzen. Gegen dies, erkannte oder unerkannte, Gesetz, wird er sich wohl hüten, in wilder Wuth zu entbrennen und zu toben; er wird einsehn, dass in der Wirklichkeit es nicht auf das ankommt, was er *will*, sondern auf [35] das, was, nach ganz andern Regeln, aus seinem *Thun erfolgt.* Diesen Regeln wird er vorsichtig sich anzupassen, — sie selbst wird er in den Dienst jener, vorher gefassten, Idee des Guten, einzuführen und darin zu erhalten suchen. — So wird er auch den *Menschen als Natur*, als bildsame Natur erblicken, trotz euren Schimären vom radicalen Guten und Bösen. — Fürchtet hiebey nichts von Materialismus! Euer Schüler kennt seine allgemeinen Grössenbegriffe schon zu gut, um zu vergessen, dass denselben der Begriff der *Materie* gerade so zufällig ist, wie der des *Geistes.* Auch wird die tägliche Erfahrung, die er nie aus den Augen lässt, ihn schon hüten, dass er nicht zwey so verschiedene Anwendungen der nämlichen Theorien, unrechtmässig vermische.

Genug von Dingen, die vom ABC der Anschauung so weit entlegen, — wenigstens *scheinen* möchten. Zwar *sind* sie es nicht. Denn eben um diese höhern Zwecke erreichen zu können, ist das ABC nothwendig; nie wird etwas werden aus dem Gebrauch der Integralrechnung für Jünglinge, wenn nicht der Knabe seine Elementarübung wohl inne hatte. —

Hier ist noch etwas anzufügen über die *Oekonomie* der Pädagogik. Die Einwendungen der Finanzen zerstören die schönsten Pläne; — dem Pädagogen ist die *Zeit* das kostbare Gut, was er [36] aufs wirthschaftlichste unter die verschiedenen Geschäffte, welche Anspruch darauf machen, zu vertheilen hat. Möchte man nun auch die Unentbehrlichkeit der Mathematik zu einer vollständigen Erziehung, so streng wie einen mathematischen Lehrsatz selbst, beweisen: so würde doch das, was unmittelbar im Leben, in den Berufsgeschäfften, nothwendig ist, noch strengere und ältere Ansprüche geltend machen, — die moralische Bildung steht ohnehin unter dem besondern Schutz des Pädagogen, — ihr zu helfen und zu dienen, müssen doch auch einige Zierden des Geschmacks herbeygerufen werden, (die Schleifwege ungerechnet, auf denen die Waaren des geistigen Luxus sich selbst einführen), — endlich kann man doch vor allen Dingen nicht umhin, für diejenigen Kenntnisse zu sorgen, deren Mangel eine gemeine Unwissenheit verrathen würde. Wird nun dies alles, in seine Abtheilungen und Unterabtheilungen wohl zerlegt, gleichsam auf *eine* Tafel nebeneinandergelegt, damit das Nöthigste von den minder Nöthigen geschieden, und Jedem,

II. Ausg. 35—38. — SW XI, 98—99. — B II, 96—97. — R II, 18. — W I, 129—131.

Jahr und Stunde angewiesen werde: so kann der Pädagoge nicht anders, als über die furchtbare Masse erschrecken, sich selbst, und den armen Kopf seines Knaben bedauern, in den so viele, so heterogene Dinge eingezwängt werden müssen! Vollends trübe wird diese Aussicht, [37] wenn man sich erinnert, dass doch eigentlich alles, was Wissenschaft heisst, ursprünglich aus einem wahren und unschätzbaren *Wohlgefühl des Geistes* bey dem Erfinder hervorging, dass eben daher Erheiterung und Erhebung seine wahre Bestimmung bleibt, — und dass jetzt, da alle diese Wohlthaten sich stundenweise in den Kopf des Knaben einpressen wollen, nicht nur der Kopf von ihnen gedrückt, sondern auch das *Herz*, die tiefere, feinere, theilnehmende Empfindung, von ihnen nach den entgegengesetztesten Seiten auseinander gespannt, gezerrt, gerissen werden wird, dass schlechterdings die Lust an dem einen, Unlust an so vielem andern, was störend dazwischen tritt, erzeugen muss, — dass also mit dem muthigern Kopfe, der sich diese Theilung des Gemüths nicht gefallen lässt, die Erziehung in beständigem Kriege leben, und dass sie der schöneren, sanfteren Seele, die sich keinen Mangel an Folgsamkeit verzeihen mag, eine ununterbrochene Reihe von Kränkungen zufügen wird. Statt den aufstrebenden Ideen zu helfen: wird sie sie *durch einander* zerstören; statt die Empfindungen mit immer neuer Wärme zu erquicken, wird sie sie *durcheinander* erkälten und tödten.

Sollte der Verfasser den eigentlichen Anfangspunkt einer auf den Grund dringenden, pädagogischen Einsicht, angeben: so fände er ihn in ei-[38]ner tiefen Besinnung an diese Wahrheit. Eine solche Besinnung ist es, wodurch Pestalozzi getrieben wird, nach bestimmten Reihenfolgen im Unterricht zu suchen. Einer solchen Besinnung haben wir die Idee des A. B. C. der Anschauung zu verdanken.

Wer die Mathematik, von der hier die Rede ist, wirklich kennt, wer sie nicht nur gelernt, sondern auch mit seinem Gefühl gleichsam gekostet hat: der kann unmöglich dazu rathen, dass man sie Jünglingen, die dem gewöhnlichen Gange des Unterrichts mit dem Interesse, was dafür möglich ist, sich einmal angefügt haben, noch obendrein aufdringe. Der Gemüthszustand im mathematischen Denken, ist von der Stimmung dessen, der mit jugendlicher Hoffnung nach philosophischer Weisheit sucht, oder dessen, der mit Liebhaberey in der alten Geschichte forscht, oder dessen, der dem Gesange der Dichter hingegeben ist, — zu weit verschieden; diese Gemüthszustände werden nicht von einer Stunde zur andern wie Kleider gewechselt. Diejenigen, bey denen von all diesen, und noch mehrern andern, Interessen, *Etwas* angeregt ist, — würden durch die Mathematik, diese Priesterin der Deutlichkeit und Klarheit, sich nur mehr verwirrt fühlen; sie würden

13 an den II. Ausg. — 14 an vielem SW, W ohne Angabe der Textveränderung.

II. Ausg. 38—40. — SW XI, 99—101. — B II, 97—98. — R II, 18—19. — W I, 131—132.

vollends nicht wissen, nach welcher Seite sie sich wenden sollten; — der völlig lei-[39]dende Gehorsam gegen ihre Lehrer würde ihre einzige Zuflucht werden.

Aber die ganze Vorstellungsart, als seyen die Gegenstände des Unterrichts eine *Masse*, deren Theile alle *neben* einander liegen, — welcher Vorstellungsart die Pädagogen zwar nicht *systematisch*, aber sehr *gewöhnlich* folgen, — ist von Grund aus verkehrt. Es findet sich hier ein Gegensatz, ungefähr wie in der Physik zwischen dem atomistischen und dem dynamischen System. Wie nach dem letztern bey weitem nicht das ganze Quantum der Materie im Raume *ausser* einander liegt, so soll auch der Geist des Zöglings nicht etwa eben so viele einzelne Kräfte, — eben so viele kleine *Stückchen* von seiner gesammten Lernfähigkeit, abgetrennt darreichen, als der Unterricht Auffassungen von ihm verlangt. Die Lernfähigkeit ist vielmehr eine *intensive Grösse*, welche durch eine, ihr entsprechende, *Solidität* des Unterrichts, in einem stetigen *Zuge* fortdauernd ausgefüllt werden muss. Zwar lässt sich dies hier nicht, wie eigentlich nöthig wäre, in speculativer Schärfe erörtern. Aber so viel ist leicht einzusehn: erstlich, dass man der Verlegenheit, welche der Mangel an Zeit bey der Menge des Unterrichts verursacht, nicht vortheilhafter entgehn könne, als indem man den *innern Gehalt*, *das Gewicht* dessen was in jeder Stunde [40] gelehrt wird, vermehrt und verstärkt; — wodurch eine grosse Menge der vorhin gemachten Abtheilungen und Unterabtheilungen, wieder zusammen schwinden wird. Zweytens, dass jede Stunde eines soliden Unterrichts, eine *Kraft* in dem Gemüthe des Zöglings zurücklässt; und dass man die, durch *verschiedene* Arten des Unterrichts erzeugten Kräfte, conserviren, folglich sie hüten müsse, einander *zuwider zu streben* und zu wirken; (welches sonst jenen Streit der Empfindungen und jene Betäubung des Geistes verursacht, bey der an keine *Selbstständigkeit* des Characters zu denken ist). Drittens, dass man im Gegentheil die einmal erzeugten Kräfte, mit möglichstem Vortheil, *vereinigt gebrauchen* müsse, um dadurch immer und immer Mehr zu gewinnen. Viertens, dass man, dem zu folge, bey der Vertheilung des Unterrichts auf Jahre und Stunden, vor allem dahin zu sehn habe; welches die *brauchbarsten*, und *stärksten*, dieser Kräfte, seyen, — damit man sich diese am ersten und am sorgfältigsten verschaffe, — und, wie man den ganzen Fortgang so einrichten könne, dass nie eine Kraft müssig liege, dass vielmehr jedesmal alle vorher erzeugten in der ganzen nachfolgenden Zeit beständig in voller Arbeit wirken mögen.

[41] Rechnet man so: dann ist die Mathematik sicher, Raum genug in den Lectionscatalogen zu finden.

Man wird es ihr alsdann nicht misgönnen: theils, in *drey* verschiedenen Perioden des Jugendalters, einen *Hauptbestandtheil* des Unterrichts auszumachen; theils, in den Zwischenzeiten, durch eingestreute

II. Ausg. 40—42. — SW XI, 101—102. — B II, 98—99. — R II, 19—20. — W I, 132—133.

Uebungen, sich gegenwärtig zu erhalten, und mehr Geläufigkeit zu gewinnen.

Die frühsten Uebungen im Zählen, Messen, u. d. gl., abgerechnet: wird die Mathematik zuerst im 8ten, 9ten, oder 10ten Jahre, in Gestalt des A. B. C. der Anschauung erscheinen, und in einem Zeitraum von etwa dreyviertel Jahren, *täglich* eine Lehrstunde, nebst einigen Uebungsstunden, verlangen. — Im 12ten, 13ten, oder 14ten Jahre, sollte ein Zeitraum von anderthalb Jahren, und wieder täglich eine Lehrstunde, hinreichen, um Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und niedere Algebra, den durch jenes ABC vorbereiteten, völlig deutlich zu machen. Endlich im 18ten, 19ten oder 20sten Jahre, würde die höhere Analysis, wieder in einem Zeitraum von anderthalb Jahren bey einer Lehrstunde täglich, das Studium so weit vollenden, als der, welchem Mathematik nicht Berufsgeschäft ist, sich wünschen wird, es für fernere Cultur und [42] Gebrauch im Verfolg seines Lebens, zu besitzen. — Bei diesem *ungefähren* Ueberschlage, ist übrigens nur von *reiner* Mathematik die Rede; die angewandte fällt für den Pädagogen jedesmal in das Gebiet ihres Stoffs.

Seltner aber, als täglich einmal, dürfen die Lehrstunden nicht seyn, wenn man irgend darauf rechnen will, dass in dem Lehrling die nöthige Sammlung des Geistes sich erhalte.

Gelegenheit für die, in den Zwischenzeiten einzustreuenden, Uebungen, wird der übrige Unterricht vielfältig darbieten.

V.

Einige Bemerkungen über die Darstellung der Mathematik, zum Behuf der Erziehung.

Will die Mathematik der Jugendbildung die vorhin erwähnten Vortheile wirklich leisten: so wird sie in die Reihe der übrigen, dazu mitwirkenden Gehülfen, so gesellig, so freundlich als möglich eintreten. Zwar ihre *wahre Würde* wird sie *ganz* mitbringen, und ganz zeigen; aber alle zufällige Sonderbarkeiten wird sie gern vermeiden. Soviel möglich wird sie sprechen und thun wie die Uebrigen; und wo sie das Benehmen derselben zu bessern sucht, da wird sie es [43] zur *Natur* zurückführen, nicht aber neue Moden herbeybringen, neue Gezwungenheiten und steife Manieren an die Stelle der alten setzen wollen. Der Präcision ihres eigenthümlichen Ausdrucks wird sie gewiss keineswegs entsagen; aber, je höhern Rang man ihr dafür zugesteht, desto sorg-

37 ihr dafür zusteht II. Ausgabe.

4 und 10ten SW, W ohne Angabe der Textveränderung. — 38 SW, B, R, W haben den Text der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante der I. Ausgabe.

II. Ausg. 42—44. — SW XI, 102—103. — B II, 99—100. — R II, 20—21. — W I, 133—135.

fältiger wird sie wachen, dass ihr Ausdruck auch immer *wirkliche* Präcision sey. Wohl verhüten wird sie, dass man ihr nicht nachweise: durch ihre künstliche Sprache habe sie sich selbst in Gedankenlosigkeit gewiegt, und im Schlaf ihre Arbeit mechanisch vollbracht. — Zwar wäre es auch dann noch *der grosse Homer*, welcher schliefe; — aber doch hörte er dann auf, Muster zu seyn für die, welche auf jeden Laut seiner Stimme voll Ehrfurcht horchten. —

Bestimmter zu sprechen: um die Vorübung im Denken abzugeben, muss das mathematische Räsonnement *keine eigne Art* des Denkens seyn, sondern es muss den nämlichen Gang nehmen, den allgemein der gesunde Verstand seiner Natur nach geht, so fern er von zufälligen Störungen im Ueberlegen nicht gehindert wird.

Es ist aber die Art des gesunden Verstandes, dass er sich auf dem Standpuncte, von wo aus er fortschreiten will, zuerst rund umher *umsieht*, um das ganze Feld zu überblicken, und sich darin zu orientiren; — dann pflegt er auf dem kür-[44]zesten Wege, stets mit vollem Bewusstseyn der Gegend, worin er sich befindet, zu seinem Ziele hinzugehn; — endlich, wenn er es erreicht hat, von hier nochmals rings umzuschauen, um die neue Nachbarschaft, die ihn nun umgiebt, kennen zu lernen.

Dem Sprachgebrauch gemäss, kann man die Umsicht, der Einbildungskraft; das Fortschreiten ganz eigentlich dem Verstande, zuschreiben.

Man sieht sogleich, wie sehr diese Unterscheidung auf die Mathematik anwendbar ist. Die grosse Wissenschaft beschäftigt wenigstens *eben* so sehr die Einbildungskraft, als das Schlussvermögen. Ehe dieses zum demonstriren kommen kann: muss jene die Figuren entworfen, die Körper mannigfaltig mit Linien durchbohrt und durch Ebenen zerfället, die unendlichen Reihen hingestreckt, und mit andern Reihen durchflochten haben. Die ganze Fülle der combinatorischen Darstellungen gehört der Einbildungskraft; der bloss fortschreitende Verstand würde traurig langsam von einem Element zum andern schleichen. Gerade der Ueberblick über die Reihen, und über die verschiedenen Werthe einer fliessenden Grösse, ist Anfangs in der Analysis das schwerste. In der Lehre von den Wurzeln und Logarithmen haben die Schüler gewonnen, sobald sie sich den beschleunigten Gang der Potenzen bey gleichförmi-[45]gem Vorrücken der Wurzeln oder der Exponenten, und die immer gedrängtere Lage der letztern bei gleichförmigem Wachsen der erstern, mit Leichtigkeit vorstellen können.

Wie nun, wenn man, ohne diese Umsicht vorbereitet und geläufig gemacht zu haben, etwa eine einzelne Wurzel, einen einzelnen Logarithmen, oder auch ein paar derselben, von deren nothwendiger Distanz aber der Schüler sich keinen Begriff macht, — in einer Rechnung gebraucht: fühlt man nicht, wie ängstlich, wie peinlich der Lehrling nun auf dem

II. Ausg. 44—46. — SW XI, 103—104. — B II, 100—101. — R II, 21—22. — W I, 135—136.

schmalen Seile der Regel fortgehn muss, die Augen einzig auf die Füsse geheftet? — Und wie vollends, wenn man allgemeine Lehrsätze über so fremde Dinge, in Menge auf einander häuft? Dann muss man, um einigermaassen nachzuhelfen, die Zeit mit vielen Beyspielen verderben, die doch, weil sie in der weiten Sphäre des Begriffs immer viel zu einzeln stehn, der Einsicht wenig Gewinn bringen.

Vielmehr sey das erste Gesetz des Vortrags: die mathematische *Einbildungskraft* nicht zu vernachlässigen; sie früh an *vollständiges* und *rasches Durchlaufen* des *ganzen Continuums*, das unter einem *allgemeinen Begriff* enthalten ist, zu gewöhnen. (Diese Regel ist von grossem Einfluss auch auf ganz andre Arten des Unterrichts). — Hieraus folgt, dass man schon [46] beym ersten Anfange die Grössen soviel möglich als *fliessend* betrachten lehren soll. Dadurch wird man das Bedürfniss nach der gesammten Mathematik aufregen.

Auch der Stoff, den man der Einbildungskraft zuerst darreicht, ist nicht gleichgültig. Er muss leicht zu verarbeiten, und die Verarbeitung muss vom grössten möglichen Nutzen seyn für das ganze fernere Studium. — Es giebt wol nichts, was so gleichsam in der Mitte der Mathematik läge, wie die Trigonometrie. Die Betrachtung der Triangel liegt der ganzen Geometrie zum Grunde, — und die reine Analysis, die eigentlich mit Raumbegriffen nichts gemein hat, weiss sich doch beym Integriren gar oft nicht anders zu helfen, als indem sie der Trigonometrie ihre Verhältniss-Folgen abborgt. — So wäre es denn schon in dieser Rücksicht wünschenswerth, wenn es etwa mit den übrigen Absichten des A B C der Anschauung sich vertrüge, dass Triangel der erste Gegenstand mathematischer Uebungen würden. —

Was, zweytens, das Verhältniss der Mathematik zum Verstande, betrifft: so mag die grosse Wissenschaft es ihrem Verehrer verzeihen, wenn er sie hier noch nicht so vollkommen findet, wie sie zur Bildung der Geister — ihrem edelsten Beruf, — es in der That werden muss. [47] Nicht an Umfang, noch an Gewissheit und Bündigkeit fehlt es ihr dazu, aber an systematischer Eleganz, und an philosophischer Durchsichtigkeit. Jeder Mangel hierin macht sich beym pädagogischen Gebrauch aufs unangenehmste fühlbar, aufs nachtheiligste wichtig, — da es für *diesen* Gebrauch nicht auf die Resultate, noch auf ihre Zuverlässigkeit, sondern auf das *Denken selbst*, und auf dessen musterhaften Gang ankömmt.

Das strenge speculative Denken leidet keine Willkührlichkeiten. Nicht mehr noch weniger soll es enthalten, als was gerade nöthig ist, um die *innere Nothwendigkeit* des vorliegenden Lehrsatzes ganz und un-

1 Seil I. Ausgabe, Seile II. Ausgabe.

42 SW, B, R, W drucken nach II ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 46—48. — SW XI, 104—105. — B II, 101—102. — R II, 22—23. — W I, 136—138.

mittelbar zu durchschauen. — Alle Willkührlichkeiten sind Individualitäten der Erfinder und Lehrer, sie halten die allgemeine Mittheilung auf, und sind ihrer nicht werth.

Die mathematische Analysis erlaubt sich jeden Augenblick Bequemlichkeiten, welche eine präcise Methode sich unmöglich gestatten kann. Einen Satz *durch Auflösung der Begriffe* (Analysis) beweisen, heisst, sich durch die gegebenen Begriffe selbst, *hintreiben* lassen zu denen, welche die innere Nothwendigkeit des Satzes enthalten. Diese Nothwendigkeit liegt aber nicht in willkührlichen Hülfslinien, oder willkührlichen Rechnungen; sie ist überhaupt nicht entdeckt, so lange es [48] zwey oder mehrere Beweise giebt, welche die Sache gleich deutlich machen. Und das, wozu die gegebenen Begriffe hin*treiben*, was sie herbey*fordern* können, ist gewiss *nur* das, was nothwendig und wesentlich zur Natur des Lehrsatzes gehört; aber darum ist auch das nicht Analysis, was die Willkührlichkeiten herbeyzog.

Diese letztern sind es, welche das mathematische Studium schwer machen, und die Freude daran verbittern. Der Geist, der in die Sache selbst sich vertiefen und versenken wollte, wird von ihnen seitwärts gesprengt, durch eine Menge enger krummer Nebenwege umhergejagt; so geht die reine, heitere speculative Fassung verloren; und kömmt man ans Ziel, was ist gewonnen? *Glauben* freylich muss man dem Beweise, denn Schritt vor Schritt betrachtet, war er ohne logischen Fehler; aber da man das Ganze nicht durchblickt, da vielmehr jeder einzelne Schritt einen *Absatz* im Denken macht, — so hätte man beynahe eben so gern der Geschicklichkeit des Lehrers aufs blosse Wort geglaubt, als einem *solchen* Beweise. Gerade dem, der mit wahrem Gefühl den majestätischen Gang einer reinen Speculation zu bewundern und zu verehren fähig ist, der mit wahrer Unterscheidungskraft den Contrast erkennt zwischen ihr, und zwischen leeren losen Spitzfindigkeiten, willkührlich umher-[49]gezerrten Begriffen, tautologischen oder sophistischen Spielwerken, — gerade diesem muss es am unangenehmsten auffallen, wenn die Analysis mit einem nicht ganz edeln Ausdruck — von *Kunstgriffen* redet, — durch deren Hülfe aus einem Knäuel von Buchstaben, ein anderer gemacht wird, der alsdann nach gewissen Mengen von Substitutionen, von Multiplicationen und Divisionen mit ganz fremden Grössen, von hin und hergeworfenen Gleichungen, fertig ist, um mit einem Schwerdt, dass aus irgend einem Winkel der Rüstkammer herbeygehohlt wird, zerhauen zu werden. Am Ende kommt oftmals eine so einfache Gleichung heraus, dass sie schon dadurch Verdacht erregt, das ganze Gewirre von Rechnungen, bey denen man die Aufgabe *vergisst um sie aufzulösen*, könne dem *Wesen* der Wissenschaft wol nicht zugehören.

---

19 und kommt SW, W ohne Angabe der Textesänderung.

II. Ausg. 48–50. – SW XI, 105–106. – B II, 102. – R II, 23–24. – W I, 138–139.

Ein vortreffliches Beyspiel von Verbesserung, das den strengen systematischen Forderungen völlig entspricht, giebt die combinatorische Begründung des binomischen und polynomischen Lehrsatzes, welche wir Hrn. *Hindenburg* verdanken. Aber für eine Veränderung im Ganzen hätte vorher die Metaphysik noch manche alte Schuld zu berichtigen. Besonders müsste durch sie die noch immer so mächtige Scheu vor dem Begriff des Unendlichen aufhören, die unsre Mathematiker [49] bewegt, auf seltsamen Umwegen dasjenige *ohne* diesen Hauptbegriff ihren *Lehrlingen* deutlich machen zu wollen, was den *Erfindern* selbst nur *durch* ihn zugänglich wurde. Eine Menge kleinerer Uebel kann gleichwohl der Unterricht schon durch bessere Auseinandersetzung und Anordnung heilen. Darauf hinzuweisen, schien hier desto nothwendiger, je stärker vorhin der Pädagogik angemuthet war, der Mathematik als einer Hauptkraft des Unterrichts ein volleres Vertrauen zu schenken.

II. Ausg. 50—51. — SW XI, 106—107. — B II, 102—103. — R II, 24. — W I, 139.

Erster Abschnitt.

Ueber die Einrichtung des ABC der Anschauung.

[51] Wenn man die Betrachtungen der Einleitung noch einmal versammelt: so zeigt sich ein dreyfacher Zweck der hier gesuchten Elementar-Uebungen; sie sollen die Anschauung bilden, der Erziehung helfen, und die Mathematik vorbereiten. Ihre Einrichtung wird also erst durch das Zusammentreffen der Ueberlegungen, wozu eine jede dieser Absichten einladet, völlig bestimmt seyn. Zuvor muss jede einzeln erwogen werden. Damit aber die daraus hervorgehenden Resultate sich geschickt zusammenfügen, damit nicht etwa ein scheinbarer Streit unter ihnen, uns verführen möge, statt ihrer freundschaftlichen Vereinigung, einen *beschränkenden Vergleich* stiften zu wollen: müssen wir noch einen Augenblick an die Frage wenden, *was* eigentlich jede der drey Absichten über die Anordnung unsrer Vorübungen zu entscheiden habe?

Wenn die Bildung der *Anschauung* sich als eine Sache der *Erziehung* von selbst darstellt: so musste dagegen die Einleitung, zwischen die-[52]sen beyden, und der *Mathematik*, das Band erst knüpfen; welches zwischen der ersten und dritten, nur noch sehr lose ausfiel. Bloss der, sehr allgemeine, Schluss: *was mit Plan, das geschieht nach Begriffen*, zeigte, von der Nothwendigkeit, planmässig für die Reife der Anschauungen zu sorgen, hinüber nach der Wissenschaft, welche die Begriffe von dem Anschaulichen, verarbeitet. Und *wenn* die Anschauung gelehrt werden sollte, so war klar, dass dieses, wie alles eigentliche Lehren, eine Ueberlieferung von Begriffen seyn müsste. *Ob* aber, und *in wiefern* es überall möglich sey, die Bildsamkeit des Anschauens unter das Gebot der Lehre zu bringen: das blieb im Dunkeln; und wie konnte es anders, wenn nicht zuvor die *Natur* des Anschauens tiefer ergründet wurde? Das aber war nicht die Sache der Einleitung; es ist das Wesentlichste der hier anzustellenden Nachforschungen.

Daraus muss sich zuerst das Materiale, — daraus müssen sich die *Buchstaben* für unser A B C ergeben. *Syllben* aus ihnen zu bilden, — oder mit andern Worten, das Material unter Begriffe zu bringen, und

---

30—33 Die II. Ausgabe hat folgende Variante:

Daraus muss sich zuerst das Materiale für unsre Vorübungen ergeben. *Dasselbe* unter Begriffe zu bringen, und aus diesen

II. Ausg. 52—53. — SW XI, 108—109. — B II, 103—104. — R II, 25. — W I, 140—141.

aus diesen Lehrsätze zu machen, — das ist dann zweytens die Bitte, die wir an die Mathematik zu richten haben, und auf welche wir vorläufig das allgemei-[53]ne Versprechen, und einige Nachricht erwarten, *wie* sie uns etwa zu Hülfe zu kommen denke, was sie geben, was sie zurückbehalten, welche Rücksicht sie dabey auf sich selbst nehmen werde? — Endlich wird noch die Pädagogik anzeigen, welche *äussere Form* sie dem Ganzen wünsche, welche Bequemlichkeiten sie anbieten könne, welche Erleichterungen sie dagegen zu empfangen sich verspreche? — Die Mathematik tritt also in die Mitte zwischen der Anschauung und der Erziehung; und darnach müssen auch die folgenden Betrachtungen sich ordnen.

I.

Grundlinien einer Theorie der Anschauung.

Da diese Theorie mit dem *äussern* Sehen, (dem Organ, dem Lichte, etc.) nichts zu thun hat, also von Perspectiv und Optik ganz schweigt; da sie sich eben so wenig auf die ästhetische Auffassung einlässt: so kann sie sehr kurz seyn; denn es bleibt ihr bloss der Act des Anschauens, das unmittelbare geistige Wahrnehmen und Fixiren des Sichtbaren, auseinanderzusetzen übrig. Nur erinnere man sich, dass hier vom Anschauen der *Form* die Rede sey. Also von einer *Zusammenfassung* des Gefärbten. (Man sehe Einl. I.). [54] Durchaus aber nicht etwa von der Frage: durch welches "Fenster" die *Dinge an sich*, in die Seele steigen. —

Was das Auge sieht, das ist nie einfach. Es hat immer eine Ausdehnung nach Breite und Länge, nicht aber nach der *Dicke*. An diese bekannten Sätze wird hier nur erinnert. Auf die Fläche nun, welche in einer beträchtlichen Ausdehnung dem Auge gleichförmig sichtbar ist, würde das blosse körperliche Auge für sich, ebenfalls gleichförmig verweilen, und eben darum keine Gestalten unterscheiden. Denn eine Gestalt ist begränzt; und muss, um gesehen zu werden, durch einen eignen Act der Aufmerksamkeit aus jener Fläche herausgehoben werden. — Aber es ist auf derselben Eins vor dem andern hervorstechend. das heisst, mit ungleicher Stärke wird Eins vor dem andern wahrgenommen. Diese Ungleichheit des Auffassens kann wechseln, und wechselt wirklich. Bald ist des stärker aufgefassten, mehr, bald weniger; zuweilen sucht sich das Auge auf einzelne Puncte zu concentriren. Bald wandelt es hier und dort umher, bald nimmt es des vorhin einzeln betrachteten, eine kleine, eine grössere, eine noch grössere Menge, endlich das Ganze zusammen. Ein solches Zusammennehmen aller Theile eines Dinges, und Weglassen alles des übrigen zugleich sichtbaren: — das ist es [55] ohne Zweifel, wodurch die Gestalt dieses Dinges ge-

funden wird. Soll aber auch die *Lage* verschiedener Dinge gegen einander, gefunden werden: so müssen die verschiedenen schon gemachten, und nicht wieder aufzulösenden Zusammenfassungen, in eine neue Umfassung eingehn; schon zusammengesetzte Ganze, müssen ein grösseres Ganzes geben. Dies kann so fort gehn. Die Pupille des Auges, die Augenbraunen, Augenglieder, u. s. w. machen zusammen das Auge; Augen, Ohren, Nase, Mund, etc. zusammen das Gesicht; das Gesicht mit den übrigen Gliedern, den Körper; und mehrere Personen machen zusammen eine Gruppe. Indem wir diese Gruppe mit einem gebildeten Blick anschauen, ruhen wir nicht etwa gleichförmig, ohne Unterschied und Gränze, auf dem Ganzen; das gäbe ein Chaos von Farben, aber keine Gruppe von wohlgegliederten Menschen: sondern uns liegt wirklich auf die beschriebene Weise eine Zusammenfassung in der andern. Indem wir hinblicken: gestalten wir das Auge besonders, die Nase besonders, jede Person besonders; endlich gestalten wir aus dem Allen zusammen die Gruppe.

Man erstaunt vielleicht über eine so verwickelte Thätigkeit, deren wir uns meist so wenig bewusst sind. Aber man wird weniger erstaunen, wenn man sich erinnert, wie unvollkommen, wie [56] fehlerhaft diese Operation auch oft verrichtet wird. Freylich der Künstler kommt mit diesem Articuliren der Gestalten gänzlich zu Stande; aber dem gemeinen Blick fehlt Anfang und Ende, er kommt weder bis zu dem Kleinsten, noch bis zum Grössten. Irre und unbestimmt schwebt er in der Mitte umher; zweifelt, wie er sich theilen, — zweifelt, wie er das Getheilte verbinden solle. *Frappirt* von den Forderungen, die der Gegenstand an ihn macht, bildet er sich vielleicht ein, *genossen* zu haben; aber nur der Künstler, der des Gegenstandes mächtig ist, geniesst wirklich. — Vielleicht auch giebt sich der Ungeübte dem Vergnügen hin, an den sanften Krümmungen auf und abzugleiten, — spielt so durch die Gestalt hin, — und empfindet auf diese Weise wirklich den *Reiz* des Schönen. Die *äſthetische* Anschauung möchte in der That wol mehr bey dem *fliessenden* Sehen, als beym fixirenden Fassen — anfangen, — nur nicht sich damit begnügen. Aber der Fehler, den jener Ungeübte machte, wird sich alsobald offenbaren, wenn er sich zum Nachzeichnen setzt. Will er — und das ist natürlich — auf eben die Weise reproduciren, wie er aufgefasst hat; will er den Griffel eben so sanft und allmählig, wie vorhin das Auge, gleiten lassen: so ist es unmöglich, dass er nicht bey der ersten krummen Linie, deren Fluss [57] er nachzubilden denkt, in einen beträchtlichen Fehler verfalle. Denn eine krumme Linie ändert ihre Richtung bey jedem einzelnen Punct nur unendlich wenig; wer also von Punct zu

---

6 Augenlieder SW; Augenlider B, R, W; R allein giebt die Schreibweise der Originale.

II. Ausg. 56–58. – SW XI, 110–111. – B II, 105. – R II, 26–27. – W I, 142–143.

Punct fortgeht, bey dem häufen sich der unendlich kleinen Fehler unendlich viele, und bringen, so unmerklich einschleichend, das Ganze aus seiner Lage. — In der That ist auch das fliessende Sehen, kein Auffassen der Gestalt; der letztern gehören alle ihre Theile *zugleich* zu, und alle wollen gleichförmig bemerkt seyn. Jenem Ungeübten sollte der *Endpunct* der krummen Linie, das *letzte Resultat* aller ihrer Krümmungen werden; aber anstatt den Endpunct mit dem Anfangspuncte nur *vermittelst* des, von einem zu andern führenden Zuges zu verbinden, hätte er die Distanz derselben, und ihre Lage gegen den Rücken der Krümmung, auf einmal, *unmittelbar* auffassen sollen; dann würde die krumme Linie sehr vest zwischen ihnen gelegen haben.

Laut des Vorigen, ist das Articuliren der Gestalten ein sehr zusammengesetztes, und darum schwieriges Geschäfft. Soll es nun leicht, und für Jedermann zugänglich werden: so muss es in seine *einfachsten Bestandtheile zerlegt* werden, so dass man dieser sich einzeln bemächtigen könne, um sie erst nachher wieder zu verbinden.

[58] Zusammenfassen heisst in der Kunstsprache, combiniren; und, eine grosse Zusammenfassung in kleinere und in die kleinsten zerlegen, ist das umgekehrte Geschäfft, von dem, was die Combinationslehre zeigt, wenn sie von gegebenen, ganz einfachen Elementen, nach und nach zu allen daraus zu machenden mehr und mehr zusammengesetzten Verbindungen fortgeht.

Es muss demnach hier von dem sogenannten *Combiniren überhaupt, ohne Wiederholungen*, das Wesentlichste eingeschaltet werden. Weitere Auskunft giebt unter andern *Stahls Grundriss der Combinationslehre, Jena und Leipzig*, 1880. S. 72, ff.

Die gegebenen Elemente, sie seyen nun wirkliche Dinge, oder Zahlen, oder, wie hier, *gefärbte Puncte*, — pflegt man durch Buchstaben zu benennen. Um an einem kurzen Beyspiele die Verbindungen, von denen hier die Rede ist, darzustellen, seyen vorläufig nicht mehr als 5 Elemente gegeben; welche durch die Buchstaben a, b, c, d, e, bezeichnet werden. Von ihnen werden erst 2, dann 3, dann 4, dann alle 5 zusammengefasst. Alle dadurch mögliche Complexionen zeigt folgende Tafel:

---

33 II. Ausgabe: . . . . zusammengefasst.*

* Um dies, und das zunächst folgende, worauf Alles ankommt, ganz leicht zu fassen: betrachte man einen Kupferstich, einen Grundriss, u. d. gl. worauf Gegenstände (genauer, die Endpuncte derselben) mit Buchstaben bezeichnet sind, die auf darunter geschriebene Namen hinweisen. Wo nun die folgende Tafel ein paar Buchstaben verbindet, da nehme man in dem Kupferstich die beyden damit bezeichneten Puncte zusammen; man kann sie aber nur dadurch zusammenfassen, dass man auf ihre Distanz achtet, oder die dazwischen mögliche gerade Linie in Gedanken zieht. Eben so, wo die folgende Tafel drey Buchstaben verbindet, da nehme man die drey zugehörigen Puncte

II. Ausg. 58–61. – SW XI, 111–113. – B II, 105–106. – R II, 27–28. – W I, 143–144.

[59]

a	b	c	d	e
	ab	ac	ad	ae
		bc	bd	be
			cd	ce
				de
		abc	abd	abe
			acd	ace
				ade
			bcd	bce
				bde
				cde
			abcd	abce
				abde
				acde
				bcde
				abcde

Man betrachte die Tafel aufmerksam, um zu sehen, ob man auf gleiche Weise auch dann alle Verbindungen aufzustellen wissen würde, wenn nur die vier Elemente a, b, c, d, gegeben wären? Es fiele alsdann e weg; und folglich alle Verbindungen, worin e vorkommt. Diese stehn aber alle in der hintersten Columne unter einander; welche Columne man nur weglassen, — oder wieder hinzusetzen könnte, wenn zu den 4 Buchstaben a, b, c, d, das e jetzt wiederum hinzugethan würde. So ist es auch leicht zu übersehn, [60] was an der Tafel sich ändern müsste, wenn noch ein sechstes Element, f, dazu käme. Dann wäre noch eine Columne anzufügen, die oben mit f anfinge, durch die Klasse der Paare mit af, bf, cf, df, ef, unter einander gesetzt, fortginge, in der Klasse der dreyfachen Verbindungen zuerst abf hätte, dann acf, u. s. w. — endlich ganz unten mit einer neu hinzukommenden sechsten Klasse schlösse, in der aber für jetzt nichts anders stünde, als abcdef. Es ist einleuchtend, dass auf eben die Weise ein siebentes Element, g, auch eine siebente Columne, ein achtes, eine achte, herbeybringen würde, — dass, mit einem Wort, für jede, auch noch so grosse Anzahl gegebener Dinge, sich alle mögliche Verbindungen nach dem angegebnen Muster würden auffinden lassen.

Wenn die Anschauung sich die Gestalt eines Gegenstandes, richtig zueignen will: so soll sie, nach dem vorigen, alle Theile desselben, oder alle die kleinsten Stellen, die man für die Anschauung *Puncte* nennen kann, *gleichförmig* auffassen. Aber der Puncte sind unzählbar

zusammen, so findet man ein bestimmtes Dreyeck, welches sie einschliessen; und für 4 Puncte ein Viereck, u. s. f.

38 sind unzählig II. Ausgabe.

42 sind unzählig SW, B, R, W ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 60–62. – SW XI, 112–113. – B II, 107. – R II, 28–29. – W I, 144–145.

viele, und wir wollten das Geschäfft dieses Auffassens erleichtern durch Zerlegung in seine einfachsten Bestandtheile. *Vor* der gleichförmigen Anschauung *aller* Puncte soll also die Zusammenfassung *einiger weniger* Puncte vorhergehn, um darnach mit diesen, allmählig mehrere zu verbinden. [61] Nehmen wir die ersten Puncte sehr nahe bey einander, fügen ihnen dann wieder die nahe liegenden an, u. so fort, bis wir langsam von einem Ende des Gegenstandes zum andern gekommen sind: so giebt das ein gleitendes, fliessendes Sehen, dessen Nachtheile vorhin gezeigt sind. Gerade umgekehrt also müssen die zuerst zusammenzufassenden Puncte *so entfernt als möglich* gewählt werden, um dann allmählig die Mitte zwischen ihnen immer mehr und mehr auszufüllen. Ungefähr so pflegt auch der Zeichner zu verfahren, der zuerst die äussersten Contouren entwirft, dann, so zerstreut als möglich, in dem mittlern Raume dies und jenes andeutet, und die völlig zusammenhängende Ausfüllung bis zuletzt verschiebt. So wird dem Bilde seine richtige Lage gesichert. Aber wieder nur durch den geübten Zeichner, — die Versuche des Anfängers im Entwerfen der Umrisse, sind sehr unsicher, sehr mühsam, oft langweilig, zuweilen fruchtlos. Aus sehr begreiflichen Ursachen. Der Umriss ist für ihn beydes, zu arm, und zu reich. Zu arm — denn er ist nicht vorher geübt, die gesammte Anschauung des Originals so zu zerlegen, sie so von ihren Reizen zu entblössen, dass blosse Contouren übrig blieben. Zu reich, — denn der Umriss besteht aus Linien; Linien aber enthalten immer zahllose Puncte, und geben noch eine un-[62]endlich grosse, statt einer einfachen Zusammenfassung. Auch bleibt immer noch die Neigung, die Linien des Umrisses fortfliessend zu sehen und zu zeichnen; und die daraus entstehenden Unrichtigkeiten ermüden die Geduld. An dem Original selbst, — nicht an dem dürftigen, reizlosen, selbst noch erst werdenden Umriss, — sollte sich vor allem Zeichnen, die Anschauung gebildet und bevestigt haben. In ihm sollte sie die *wirklich einfachen* Hauptbestandtheile seiner Form aufgesucht haben. Nachdem, durch Hülfe gewisser *constituirender* Formen, die Einbildungskraft sich der *Lage* des Ganzen völlig bemächtigt: nun sollte noch *in* dem Ganzen jedes kleinere Ganze, — und in diesen kleinern, die, wieder in jedem derselben enthaltenen, noch kleineren Ganzen, auf ähnliche Weise wie zuerst das grosse Ganze, von der Einbildungskraft fixirt werden. Dann war es Zeit zur Wiederverbindung des vereinzelten, aus den Gliedern mussten die Körper, aus den Körpern die Gruppen hervorgehn. — Erst ganz zuletzt war es an dem Bleystift, oder der Kreide, zu beweisen, die Einbildungskraft habe vest genug gefasst, die Anschauung sey reif gewesen.

Welches sind denn die, an dem Original aufzusuchenden, einfachen

41 in dem Original II. Ausgabe.

42 SW, B, R, W drucken nach II ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 62–64. – SW XI, 113–115. – B II, 107–108. – R II, 29–30. – W I, 145–146.

Hauptbestandtheile seiner Form? das wird die Betrachtung jener combina-[63]torischen Tafel entdecken. Fangen wir vorn an! Einfache Puncte, — angedeutet durch die einzelnen Buchstaben a, b, c, d, e, — sind Nichts für die Form. Paarweise verbunden, — wie ab, ac, u. s. w. — haben sie eine bestimmte Distanz, eine Länge, eine gerade Linie zwischen sich. Diese ist zwar etwas für das *Maass*, — denn sie hält eine gewisse Anzahl von Zollen, Fussen, u. d. gl. — aber die *Form* aller Linien ist die gleiche, sie seyen lang oder kurz, — oder vielmehr, auch hier ist noch keine Form. Eine solche giebt zuerst, und also am einfachsten, die Verbindung *dreyer* Punkte. Werden derselben *vier*, oder mehrere zusammengefasst: so sind die vorigen *Verbindungen zu dreyen*, darin enthalten, und *können daher als die Grundbestandtheile aller zusammengesetztern Formen angesehen werden.*

Wie aber dasjenige, was dem Maass, und der Grösse nach verschieden ist, noch keine Form giebt: so besinne man sich gleich hier, dass hinwiederum durch die Gestalt keine Grösse bestimmt wird; denn eine Gestalt bleibt dieselbe, sie zeige sich vergrössert oder verkleinert. Ein gutes Portrait hat mit seinem Original die Gestalt gemein, wenn es auch ein Miniatur-Gemälde ist. Diese Unterscheidung ist für die Folge wichtig. —

[64] Man würde demnach, um z. B. die Anschauung eines Gemäldes zur Reife zu bringen, zuerst aus dem Hauptumriss drey einfache, möglichst entfernte, an den Enden der Figur hervorragende Puncte, a, b, c, dann mit ab anstatt c einen vierten, d, alsdann acd, und darauf bcd, (um alle dreyfache Verbindungen der ersten 4 Puncte zu erschöpfen,) zusammennehmen; damit die gegenseitige Lage der jedesmal verbundenen 3 Puncte, aufs genaueste bemerkt werde. Man würde ferner einen 5ten Punct, und später einen 6ten hinzufügen, und von den dadurch mit den ersten 4 Puncten, entstehenden Verbindungen

---

S. 204 Z. 42 bis S. 205 Z. 1 „Welches sind .... Form?“ in der II. Ausgabe gesperrt gedruckt.

2—3 „Einfache Puncte“ II. Ausgabe gesperrt gedruckt.

4 „sind Nichts, weder für die Form noch für das Maass.“ II. Ausgabe.

4 „Paarweise verbunden ....“ II. Ausgabe gesperrt gedruckt.

11 „mehrere zusammengesetzt ....“ II. Ausgabe.

---

30 u. 31 SW, B, R, W geben den Text nach der II. Ausgabe ohne Angabe des Unterschiedes von der I. Ausgabe.

32, 35 drucken SW, B, R, W nach der II. Ausgabe ohne Angabe des Unterschiedes von der I. Ausgabe.

33 B giebt den Text der II. Ausgabe ohne die Variante der I. zu notiren.

36 SW, B, R, W drucken sämmtlich nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante.

13 zusammengesetzten SW, W; zusammengesetztere B, R.

II. Ausg. 64—66. – SW XI, 115. – B II, 108—109. – R II, 30—31. – W I, 146.

wenigstens *einige*, wenn auch der Kürze wegen nicht alle, besonders auffassen; — man würde dann wohl kaum noch einen siebenten und achten Punct nöthig haben, sondern hierin überhaupt nur so weit fortgehn, als hinreichend wäre, um die Lage des gesammten Hauptumrisses völlig in der Einbildungskraft zu bevestigen; wozu denn für den einen mehr, für den andern weniger gehören wird. — Weiter würde man zu den Umrissen der *Theile* des Ganzen, übergehn, und mit ihnen, wie mit dem Hauptumriss, verfahren. Bis in die Theile der Theile, würde man, nach Gutfinden, dasselbe Geschäfft mehr oder weniger weit fortsetzen. Um die kleinern Umrisse dann mit den sie umfassenden grössern, und alle Nebenumrisse mit dem [65] Hauptumriss zu verbinden: dürfte man nur die Puncte der einen mit denen der andern auf eine ähnliche Weise zu Dreyecken zusammennehmen. — Dabey würde die combinatorische Tafel dienen, um alle Verwirrung zu vermeiden; durch sie würde man unter den vielen Möglichkeiten, die hier zur Wahl vorliegen, stets orientirt seyn. Mit Hülfe der nämlichen Tafel ginge man auch zu vierfachen, fünffachen, — mehrfachen Verbindungen fort, und suchte so allmählig das Auge von den Vereinzelungen zur gleichförmigen Anschauung des Ganzen wieder zurückführen.

So *würde* man verfahren können, — wenn man voraussetzen dürfte, das Auge besässe die Fertigkeit, alle Dreyecke, das heisst, alle einfachen Grundgestalten, genau aufzufassen, und sie von einander mit Sicherheit zu unterscheiden. Denn freylich, ohne eine solche vorgeübte Fertigkeit könnte es nicht fehlen, dass die vielen hiebey entstehenden Dreyecke unter einander in eine neue Verwirrung geriethen. Ohne eine schon gewonnene Leichtigkeit in der Unterscheidung triangulärer Formen, würde das Auge nur *scheu* und *ängstlich* werden, durch so viele Zergliederungen eines einfachen Anblicks. Und wären die vorkommenden Dreyecke nicht auch, zugleich mit dem Anschauen, schon unter *Begriffen gedacht:* so könnte der Lehrer mit dem Zögling über das [66] Angeschaute nicht reden und gegenreden; wie genau der Zögling die Dreyecke gesehn oder nicht gesehn habe, das entzöge sich der Sprache, und wäre keiner Nachfrage zugänglich.

Jenem Verfahren muss also eine Reihe von Vorübungen vorausgeschickt werden, welche zugleich die *Anschauungen* und die *Begriffe* aller triangulären Formen geläufig macht. — Dies ist, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, die *Deduction* des A B C der Anschauung.

---

38 In der II. Ausgabe folgt nach „. . . . . Anschauung" noch folgender Schlusssatz:

Man muss sie ganz und im Zusammenhange verstehn, um in die Meinung der gegenwärtigen Schrift eingehn zu können.

II. Ausg. 66–68. – SW XI, 115–116. – B II, 109–110. – R II, 31. – W I, 146–147.

II.

Ueber die mathematische Bestimmung der Elementar-Formen.

Bedürfte der so eben geführte Beweis, dass die wahren Elemente aller Form, die Dreyecke sind, noch einer Bestätigung: so würde für ihn die Mathematik durch ihr, von jeher beobachtetes Verfahren zeugen; denn sie sucht sich aller Formen stets durch die darin vorhandenen, oder darin möglichen, Dreyecke, zu bemächtigen.

Diese Triangel pflegt sie durch wirkliche, zwischen den Endpuncten gezogene, gerade Linien, zu versinnlichen. Es ist zwar klar, dass durch die Linien, nur die *Entfernungen* der Endpuncte ausgedrückt werden; dass eigentlich die *gegenseitige Lage* der Endpuncte das Dreyeck aus-[67]macht; dass ein, einigermassen geübter Blick, jene Versinnlichung entbehren kann, und dass man daher ein Gemälde, oder auch nur einen Umriss, den das Auge fassen soll, sehr mit Unrecht durch wirkliches *Hinzeichnen* der dabey zu betrachtenden Dreyecke, entstellen würde. Dagegen aber bedarf es der Versinnlichung desto mehr bey den Vorübungen; hier müssen die Linien, welche den Triangel einschliessen, aufs deutlichste ins Auge fallen. —

Aber nicht nur mit einem, oder einigen, sondern mit allen möglichen Dreyecken, soll durch unsre Vorübungen die Einbildungskraft vertraut werden; einen alten Bekannten soll sie wieder erblicken in jeder Lage dreyer Puncte, die nur immer dem Auge vorkommen mag. Ist diese Forderung nicht noch immer unendlich gross? In der Weite des Raums, kann man da nicht mit grenzenloser Willkühr drey Puncte so mannigfaltig verschieden umherstreuen, dass der, welcher alle mögliche Lagen derselben zu kennen vorgäbe, sogleich beschämt stehn müsste? —

Wer hier im Ernste an die unendliche Weite des Raums appelliren würde: der müsste vergessen haben, dass die Grösse zur Gestalt nichts thut; — und durch diese Bemerkung schwindet denn schon die geglaubte Mannigfaltigkeit der möglichen triangulären Formen gar sehr zusammen.

[68] Die letztern lassen sich im Kleinen so gut wie im Grossen darstellen. Sey Eine Seite eines Dreyecks etwa ein Fuss: so braucht sich diese bey der Veränderung der Gestalt, nicht mit zu verändern;

---

10 aber klar I. Ausgabe; zwar klar II. Ausgabe.

---

37 SW, B, R, W haben den Text der II. Ausgabe: „zwar klar" ohne den Unterschied von der I. Ausgabe anzumerken.

II. Ausg. 68–70. – SW XI, 117. – B II, 110–111. – R II, 32. – W I, 147–148.

im Gegentheil, wüchse sie in gleichem Verhältniss mit den übrigen Seiten fort: so bekäme man zwar andre und andre Grössen, aber gar keine neue Form. Gerade damit, und in so fern die *Form* sich *umbildet*, muss Eine Seite *sich gleich bleiben*, *während* die andern zu- oder abnehmen. Alle Dreyecke, welche nur Vergrösserungen oder Verkleinerungen von einander wären, sind hier ausgeschlossen; sie sind für die Form nur ein einziges. Dagegen muss die Einbildungskraft geübt werden, dies einzige in jeder Grösse für das gleiche zu erkennen.

Dennoch bleibt die Menge möglicher dreyeckiger Formen unendlich. Aber nur in so fern, dass sich *zwischen* zwey, einander schon nahe kommende, immer unendlich viele, unendlich nahe in die Mitte legen lassen, die von einer zur andern einen stetigen Uebergang ausmachen. Die unendlich nahen unterscheidet dann freylich das Auge nicht, — und eben darum ist es möglich, für die Anschauung eine gewisse, nicht übermässig grosse, Anzahl von *Musterdreyecken* aufzustellen, unter denen sich immer ein paar anbieten werden, um jedem, irgend vorkommenden [69] Triangel, seinen nah begränzten Platz in ihrer Mitte anzuweisen. —

In der Geometrie werden allenthalben Dreyecke mit einander verglichen, in wie fern sie durch einige ihrer Winkel und Seiten auf gleiche Weise bestimmt, und folglich gleich sind. Ist nun dadurch ausgemacht, *dass* sie in der Form, oder in der Grösse, oder in beydem, übereinkommen: so bekümmert man sich nicht weiter um die Frage: *welche* Form sie haben, und vermöge jener Bestimmungen haben müssen? Das *sieht* zwar das Auge in der Zeichnung; aber es *merkt* nicht, weil es nicht aufmerksam gemacht wird. Auch gehört die wirkliche, wissenschaftliche Angabe der Form eines Dreyecks, nicht für die Geometrie, sondern erst für die spätere Trigonometrie. Nur dass auch diese zwar dem Verstande allgemeine Regeln darüber, aber der Einbildungskraft keine Bilder dazu giebt. So ist also die *Versinnlichung trigonometrischer Lehren*, unsern Vorübungen überlassen. Dadurch ist der *Ort* in der Mathematik näher bestimmt, wo die Bildungsmittel für die Anschauung liegen; auch das *Verhältniss*, worin die Vorübungen zu der Wissenschaft stehn. —

Das Dreyeck *überhaupt*, war die *Grundform* für die Anschauung; das *rechtwinklichte* Dreyeck *insbesondre*, verschafft der Tri-[70]gonometrie die *Grundbegriffe* zur Bestimmung aller übrigen Dreyecke. *Den* Gang müssen auch die Vorübungen gehn, um der Wissenschaft zu folgen, so fern sie können.

---

13 denn freylich I. Ausgabe; dann freylich II. Ausgabe.

---

40 SW, B, R, W drucken auch nach der II. Ausgabe, aber ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 70–72. – SW XI, 118–119. – B II, 111–112. – R II, 32–33. – W I, 148–149.

So fern sie können! Aber die eigentliche Grundlage der Trigonometrie ist die höhere Analysis. — *Wir* müssen unsre Grundlage aus der Erfahrung entlehnen; müssen durch empirisches Messen gewisse Verhältnisse — bloss *finden*, deren Nothwendigkeit die Wissenschaft beweis't; — müssen auf unvollkommne Inductionen hin gewisse Sätze *glauben*, deren Allgemeinheit die Theorie bewährt.

Die Strenge der Beweise ist nicht für kleine Knaben; — desto mehr ist für sie die mannigfaltige Versinnlichung von Zahlen, Brüchen, Rechnungen, zu denen die Dreyecke beständig veranlassen. Diese Gelegenheit, der *Arithmetik mehr Deutlichkeit* zu verschaffen, muss, so weit es nur möglich ist, benutzt werden.

Besonders auch wird hier der schon in der Einleitung gewünschte Vortheil erreichbar seyn, nicht nur einzelne Grössen, sondern die ganze Masse der Dreyecke, als *fliessend*, als in stetigem Uebergange begriffen, darzustellen. Sogar der Sinn der trigonometrischen Differentialformeln könnte hier im Voraus anschaulich gemacht werden. —

[71] Es wird also Hoffnung seyn, dass durch einerley Beschäftigung die mathematische Einbildungskraft erzeugt, der Verstand vorgeübt, und das Interesse für die gesammte Wissenschaft angeregt werden könne.

III.

Pädagogische Rücksichten.

Seit Pestalozzi's Experimenten darf man der Erziehung um einen Grad leichter zutrauen, sie werde sich kräftig genug fühlen, um gegründete Pläne nicht so gar schnell ins Reich frommer Wünsche zu verweisen. Namentlich die Versinnlichung trigonometrischer Lehren ist gegen jeden Zweifel, den man sonst über ihre Ausführbarkeit hätte hegen können, gesichert durch jene Vierecke, Cirkel, und Hornblättchen, die in P.s Schule so trefflich wirken. Das nämliche zwanglose Zeichnen auf Schiefertafeln, was die überflüssige Thätigkeit der Hände dort so glücklich ableitet, muss auch der Trigonometrie die frühesten Dienste leisten. Unentbehrlich sind besonders die Hornblättchen; diese müssen die ersten rechtwinklichten Triangel aufnehmen, und den Knaben zum Nachzeichnen derselben fast einzig anführen. Kinder, die, wie Pestalozzi's Kinder, den Cirkel aus freyer Hand zu zeichnen wissen, diese sind völlig vorbereitet, [72] den trigonometrischen Unterricht des

19—20 angeregt werden kann II. Ausgabe.

37 SW, B, W, drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante; R dagegen giebt die Variante der I. Ausgabe an.

II. Ausg. 72–74. — SW XI, 119–120. — B II, 112. — R II, 33–34. — W I, 149–150.

Hornblättchens zu empfangen, und mit hinreichender Genauigkeit dessen Gebote zu erfüllen.

Will man indessen alle Vortheile benutzen, welche die Erziehung durch ferne Vorbereitungen verschaffen kann: so *lässt* sich auch für den gegenwärtigen Zweck, eine Anregung der Aufmerksamkeit schon in den frühsten Kinderjahren, *denken*, und — wenigstens ohne Gefahr, versuchen. Die Vorschläge dazu wären etwa diese:

Sobald das Kind in der Wiege, Aufmerksamkeit auf äussere Gegenstände zeigt: hänge man an einem bequemen Platze der Wiege gegenüber eine dunkle Tafel auf, (nur nicht eine völlig schwarze, denn diese Farbe meidet das Auge des Kindes, — lieber eine bräunlich gesprenkelte;) unten vor der Tafel sey eine Console bevestigt, von ebenfalls dunkler Farbe. Darauf stelle man täglich — nicht etwa sehr bunte Gegenstände von vielen grell contrastirenden Farben, — sondern Dinge von einfacher, nur heller Farbe, und von angenehmer und leichtfasslicher Gestalt: — täglich etwas neues, doch mit Wiederhohlungen des schon vorgekommenen. Ein Ey, eine Orange, — einen Strauch mit wenigen Blättern, — eine wohlgeformte Tasse, Schale, Kanne, — Gläser, Dosen, Uhren, — späterhin eine oder zwey, doch nicht aneinander gedrängte, [73] Blumen, — endlich, wenn man will, eine Büste, eine ganze Figur. Man hüte sich vor zu grosser Freygebigkeit mit Blumensträussen, vielfarbigen Bildern, u. d. gl.; das Auge soll nur mässig gereizt, und in Dingen die es *rein auffassen* kann, unterrichtet werden. — Aber neben jenen Gegenständen können an der Tafel wohl noch einige gelbe Nägel Platz finden, die durch ihren metallischen Glanz das Auge besonders für sich gewinnen werden. Ihrer drey, weit aus einander eingeschlagen, sind genug; das Dreyeck was sie bilden, kann man täglich verändern, — so können unsre Elementar-Formen die früheste Bekanntschaft des Kindes werden. —

---

7 In der II. Ausgabe . . . . versuchen*.

*) Schon in der ersten Ausgabe waren die Worte: *lässt sich denken*, durch den Druck ausgezeichnet; und überhaupt stand Alles genau wie hier. Aber es scheint, dass nicht alle Leser die Gefälligkeit gehabt haben, genau zu lesen was da stand. Folgende Stelle ist aus Nr. 32 der Göttingischen gel. Anz. von 1804: "Deren einer (es ist die Rede von Pestalozzi's Anhängern) sich so weit vergessen hat, zu versichern, dass, wenn nur die Aufmerksamkeit aller Säuglinge von den ersten Tagen ihres Lebens an auf glänzende Puncte gerichtet würde, damit sie die Gestalt des Dreyecks vest ergriffen, auf dessen Vorstellung *alle Erkenntniss in der Welt* beruhe: eine Verbesserung des menschlichen Geschlechts erfolgen würde, dadurch auch die *moralischen* Uebel verschwinden müssten, die die — *französische Revolution* hervorgebracht haben." Durch welche Traditionen mag doch der Mythus von den Nägeln gegangen seyn, dass er, in der kurzen Zeit von 1802 bis 1804, von seiner ersten kindlichen Rohheit zu dieser prachtvollen Ausschmückung hat gelangen können?

II. Ausg. 74—76. — SW XI, 120—121. — B II, 112—113. — R II, 34—35. — W I, 150—151.

Die, theils systematischen, theils ästhetischen Gesetze, welche die gesammte Erziehung beherrschen, müssen sich einigermaassen auch schon zum A B C der Anschauung herablassen, um demselben seine Anordnung zu geben. — Wollte man eine Rhapsodie zusammengereihter einzelner Aufgaben daraus machen, so würde es keine gesammelte Kraft, auf die man rechnen könnte, im Zögling hervorbringen. Auch ziemt es sich gerade, für die, der Mathematik verwandten Beschäfftigungen am ersten, systematischen Geist in dem Knaben anzuregen, ihn an consequentes und vollständig durchgeführtes Denken zu gewöhnen. Die Verhältnisszahlen der rechtwinklichten Drey-[74]ecke dienen, glücklich genug, zum *Princip*, worauf alle folgende Rechnungen sich stützen können. Auch ist es für Knaben keine geringe geistige Eroberung, wenn sie im Stande sind, mit Hülfe jener Zahlen das ganze weite Feld der möglichen dreyeckigen Gestalten mit gemessenem, gleichförmigem Schritt, ganz und gar zu durchwandern.

Das A B C der Anschauung ist zwar nur der Prolog zur Mathematik, — und sie ist es eigentlich, die, durch Leitung, Spannung, Bewegung, Befriedigung, des speculativen Interesse, in Form eines Kunstwerks erscheinen sollte. Aber dazu hat schon der kleine Prolog das seinige vorzurüsten. Er für sich sey klar, sinnlich, rund; aber vor allen Dingen zeige er von dem kleinen auf das Grosse, — mache allenthalben die Nähe der grossen Wissenschaft fühlbar, spende manchmal eine kleine Gabe in ihrem Namen, lasse durch ihre unsichtbare Hand hie und da einen Knoten lösen, einen Fehler berichtigen, — aber auch durch ihre Allwissenheit Fehler ans Licht treten, welche alsdann die Zeichnungen, die Instrumente, die unvollkommnen Rechnungen bekennen müssen. Misverstand und Achtlosigkeit dürfen vollends gar nicht hoffen, ungeahndet durchzuschleichen.

Ein Haupterforderniss eines guten pädagogischen Plans besteht darin: dass er *geschmeidig* [75] genug sey, um sich den verschiedenen Fähigkeiten anzupassen. Wo mehrere zugleich unterrichtet werden sollen, da vorzüglich bedarf es der Kunst, den schnellern Köpfen freye Bewegung zu verschaffen; ohne sie von der allgemeinen Strasse, auf welcher die Menge fortgeht, zu entfernen, oder sie gar einen Vorsprung gewinnen zu lassen, durch den die Gesellschaft getrennt würde. Das gemeine Verfahren, nach den Mittelmässigen das Maass zu nehmen, und daherein Alle zu zwängen, ist offenbar nachtheilig für die Meisten, und für die Besten; dies Maass ist zugleich zu gross und zu klein, — zu klein gerade für die, deren Bildung sich am meisten belohnen würde. — Um jene Geschmeidigkeit des Plans zu erhalten; muss das, was zur Hauptidee desselben wesentlich und nothwendig gehört, genau geschieden werden von den, bloss nützlichen, Erweiterungen; solcher Erweiterungen aber muss man genug in Bereitschaft haben, — man muss mit Leichtigkeit in sie abzulenken wissen, — und sie müssen,

als für die Fähigern bestimmt, zu etwas höheren wissenschaftlichen Stufen hinaufleiten. — Der Versuch, diesen allerdings schwierigen, Forderungen, zu entsprechen, ist in der folgenden Darstellung des A B C der Anschauung, durch die *Episoden* gemacht, die sich an mehrern Orten eingestreut finden. Es ist nicht nöthig, sie ganz [76] durchzugehn; man gebrauche sie nach Gutdünken. Man kann auch die erste Episode theilen, um, was dort vom Cirkel und der Ellipse gesagt ist, etwa nach der fünften Abtheilung einzuschieben. — Freylich wird es einiger Kunst bedürfen, wenn man beym Unterricht von Mehrern, einige vorwärts führen will, ohne dadurch die Andern in den Wiederhohlungen und Uebungen des vorher gelernten zu stören, — selbst ohne sie dabey aus der Acht zu lassen. Aber diese Schrift zählt überhaupt auf pädagogische Kunst und Gewandtheit; sie möchte eben zur Vervollkommnung und Verfeinerung dieser Kunst, eine kleine Veranlassung liefern. Keinesweges hofft sie, an dem Verdienst der Pestalozzischen Bemühungen Theil zu nehmen, wodurch selbst der Haufe der schlechten Schulmeister fähig werden soll, zum Organ eines eben so leichten, als genau abgewogenen Unterrichts, zu dienen.

II. Ausg. 78—79. — SW XI, 122. — B II, 114—115. — R II, 36. — W I, 153.

Zweyter Abschnitt.

Darstellung des ABC der Anschauung.

[77] Die Ueberlegung der Gründe und Rücksichten, ist in der Einleitung und im ersten Abschnitt deshalb so lang gewesen, damit der darauf beruhende Vorschlag selbst, desto kürzer seyn könne. Die Theorie muss allemal dem Versuch und der Erfahrung etwas übrig lassen, zu ändern, zu füllen, und anzufügen. Und wenn auch in der Ausübung der Erfolg den Erwartungen gar nicht entspräche: so könnten dennoch die Gründe ihren Werth behalten, nur dass man noch vorsichtiger aus ihnen folgern müsste; dahingegen ein grosser Plan mit Recht verlacht wird, wenn er an kleinen Schwierigkeiten scheitert. So viel Bestimmtheit wird indessen der vorzulegende *kleine* Plan hoffentlich haben, als nöthig ist, damit *unter der Aufsicht gebildeter Männer*, Versuche darnach gemacht werden können.

I.

Erste Anfänge.

Schon das fünf- oder sechsjährige Kind kann sich üben, mit dem Griffel auf der Schiefertafel [78] gerade Linien zu ziehn, und sie auf verschiedene Weise zusammenzufügen. Dabey suche man sich ganz und gar des Pestalozzischen Ganges zu bemächtigen. — Vor allem darf die ermüdende Beschäfftigung, eine Linie nach der andern hinzuzeichnen, nicht die einzige Unterhaltung, — es muss vielmehr bloss Nebensache seyn, während man das Kind durch Vorsprechen unterrichtet, und es nachsprechen lässt. Mund und Hände müssen zugleich in Bewegung gesetzt werden, und indem das Auge sich seiner Linien bemächtigen soll, muss auch die Einbildungskraft und das Ohr gehütet werden, nicht gar zu interessanten Eindrücken nachzugeben. Es giebt ja, leider, der mechanisch zu lernenden Dinge so viele; häufe man diese zusammen, damit sie dem hungernden Geiste durch ihre Menge ersetzen, was ihnen an Inhalt abgeht!

Das Linienzeichnen muss auf die Art, Wochenlang täglich geübt werden. Um es zu erleichtern, und damit man gar nicht nöthig habe,

dabey mündlich nachzuhelfen; (welches jenen andern Unterricht stören würde), ritze man die Horizontal- und Perpendicular- und schrägen, rechts und links steigenden und fallenden Linien, wie sie sich entweder durchkreuzen oder parallel neben einander fortlaufen, — auf Hornblättchen ein; welches sehr leicht und genau mit der *Spit-*[79]*ze eines Federmessers* geschieht, das man neben einem metallenen Linial nur sanft fortführt. Der Griffel muss nun allemal *wohlgeschärft* seyn; und die Schiefertafel durchaus *nur* mit *reinem Wasser* gesäubert werden. Alsdann wird das Kind sehr bequem, und ohne die Hand an ein nachtheiliges Drücken zu gewöhnen, dem Muster nachzeichnen, was auf dem Hornblättchen wie eine feine weisse Linie deutlich erscheint, indem das letztre auf der schwarzen Schiefertafel liegt. Eben so bequem, und genau, und sanft, wird dies Blättchen, auf die gezogene Linie gedeckt, dem Kinde anzeigen, wo und wie weit es gefehlt hat. — Natürlich braucht das Kind mehrere dergleichen Hornblättchen nach einander; auf dem ersten sey nur eine einzige Linie gezogen, die aber *in allerley Lagen* auf der Tafel gezeigt, gehörig benannt, und nachgezeichnet wird; dann geht man ganz allmählig zu verwickeltern Zusammenfügungen und Durchkreuzungen mehrerer Linien fort. Weiterhin lässt man Cirkel zeichnen; die Anfangs nicht zu klein seyn dürfen; der Durchmesser habe wenigstens 2 Zoll. In der Folge können sie grösser, und kleiner werden.

Diese Uebungen werden, stets dem übrigen Unterricht beygemischt, vielleicht Jahre hindurch von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen, ehe sie [80] ganz gelingen. Erst wenn sie zur Fertigkeit gediehen sind, kann man mit völliger Sicherheit der Sache näher treten.

II.

Erste Bestimmungen von Maass und Gestalt.

Damit das gebräuchliche Maass dem Auge bekannt werde, und ihm beständig vorschwebe: grabe man in den hölzernen Rahmen der Schiefertafel die Länge eines Fusses. Der Fuss sey durch einen grössern Strich in Hälften, durch kleinere in Viertel, durch noch kleinere in 12 Zolle getheilt. — Das Kind übe sich, einen, zwey, drey Zolle, genau nachzuzeichnen, oder vielmehr auf gezogenen geraden Linien abzutheilen; es nehme zur Probe wieder ein Hornblättchen, worauf ein paar Zolle bezeichnet sind. *Ueberhaupt wird der Gebrauch der Hornblättchen mit den erforderlichen eingeritzten Figuren, in der Folge allenthalben vorausgesetzt.*

Wenn ein Gegenstand verkleinert oder vergrössert wird, so dass

32 ... in Hälften, durch kleinere in zwölf Zolle getheilt. — SW, W.

II. Ausg. 81–83. — SW XI, 124–125. — B II, 116–117. — R II, 37–38. — W I, 154–155.

die Gestalt gleich bleibt: so lässt sich das Maass als verhältnissmässig mit verkleinert und vergrössert betrachten; dann bleiben alle Zahlen, welche angeben, wie vielmal das Maass oder dessen kleinere Eintheilungen in dem [81] Gegenstande enthalten seyen, ganz unverändert. Um die Kinder an diese, für die Folge nothwendige Vorstellungsart zu gewöhnen, lasse man sie den Fuss mit seiner Eintheilung, mannigfaltig verkleinert nachzeichnen. Bald nach Willkühr; — bald bestimme man auch, das Ganze solle nur halb so gross werden, oder ein Drittel, zwey Drittel des wahren Fussmaasses betragen, u. s. w.

Die Gestalt eines Dinges wird theils durch die *Proportionen* der an ihm vorkommenden *Längen*, theils durch die *Beugungen* und *Winkel* bestimmt; — nicht erst durch beydes zusammen genommen, sondern jede dieser Bestimmungen reicht für sich hin, die Gestalt vestzusetzen, an der sich dann auch die andre Bestimmung von selbst und nothwendig vorfinden wird. Daraus folgt vieles für das ABC der Anschauung. Es muss auf beyderley Weise die Gestalt fixiren lehren; es muss auch zeigen, wie aus einer Bestimmung sich die andre ergiebt. Das letztre wird das Hauptgeschäfft aller folgenden Sätze seyn. Für jetzt kommt es zuerst darauf an, die *ursprüngliche* Auffassung der Gestalt zum deutlichen Bewusstseyn zu erheben. — Die Proportionen der Längen, sind *Begriffe*, und manchmal so schwierige Begriffe, die ohne die Wissenschaft gar nicht verstanden werden können; aber die Winkel sind *Anschauungen;* durch sie [82] wird unmittelbar die Gestalt wahrgenommen; — sie müssen nur sehr genau unterschieden werden, wenn sie dieselbe mit Sicherheit bestimmen sollen. Darum ist das Unterscheiden der Winkel die nächste Uebung, welche hier folgt.

Das Kind zeichne einen Cirkel. Durch dessen Centrum ziehe es eine Horizontallinie, und eine Perpendicularlinie; so ist der Cirkel in Viertel, oder in Quadranten, getheilt. Wieder andre Linien, durch den Mittelpunct gezogen, müssen jeden Quadranten in Drittel zerschneiden; also den Cirkel in Zwölftel. Endlich lasse man von jenen Dritteln noch Drittel, oder Neuntel des Quadranten, durch kleine Striche auf dem Umkreise bemerken. Sagt man nun dem Kinde, dass die kleinsten so entstandenen Theile des Umkreises, gewöhnlich noch in zehnmal kleinere

---

15 II. Ausgabe . . . . vorfinden wird*.

*) Diese Stelle ist in einer sehr schätzbaren Recension als ein Uebereilungsfehler getadelt; und freylich darf man nur eine Seite eines Polygons sich selbst parallel verschieben, so scheint es, als ob die Winkel die nämlichen blieben, während doch die Proportionen der Seiten sich verändern. Allein das ABC der Anschauung kennt kein Polygon nach mathematischem Sprachgebrauch; *ihm ist jede Distanz eine Linie*; folglich jede Figur, schon durch die blossen Distanzen ihrer Winkelpuncte, auf alle mögliche Weise in Dreyecke zerlegt. Hierauf beruht der Sinn dieser Schrift und der getadelten Stelle.

II. Ausg. 83–86. — SW XI, 125–126. — B II, 117–118. — R II, 38–39. — W I, 155–156.

Theile getheilt werden, die man *Grade* nennt: so wird es am Quadranten die Grade zu zehnen zählen können; 10, 20, 30, . . . bis 90.

Aus der so entstandenen Figur müssen nun andre einfachere abgezeichnet werden. Zuerst die Horizontal- und Perpendicularlinien; aber nur bis an den Punct wo sie rechtwinklicht zusammenstossen. Dann nehme man etwa den Winkel von 60°, und lasse ihn einzeln noch einmal nachbilden; — den Winkel von 40°, von 30°, u. s. f. Die Schenkel müssen bald grösser, [83] bald kleiner, auch unter einander von ungleicher Länge gezeichnet werden, damit es sich zeige, dass nur das Zusammenstossen der Linien, den Winkel ausmacht.

Um den Irrthum zu vermeiden, als hätten die Grade eine bestimmte Grösse: kann man grössere und kleinere Cirkel auf die vorhin angegebne Weise eintheilen, und aus ihnen die nämlichen Winkel nachzeichnen lassen, wodurch es sichtbar werden wird, dass der Winkel von einer bestimmten Anzahl Grade, immer derselbe ist, er mag aus dem grössern oder kleinern Cirkel genommen seyn.

Ferner, wenn das Kind eine Menge Cirkel, grössere und kleinere, so verschieden als möglich, neben einander auf der Tafel gezeichnet hat: so wische man von einem die Hälfte, von einem andern ein Viertel, von einem dritten $^7/_{12}$, $^{10}/_{12}$, $^5/_{12}$, u. s. w. weg; und lasse das Kind in Graden angeben, wie gross der noch übrige Bogen, — alsdann auch, wie gross das weggewischte sey. Darauf lasse man es den Mittelpunct wiedersuchen, und endlich jeden Cirkel wieder herstellen. Späterhin kann man Bogen von verschiedenen Cirkeln an einander setzen lassen, damit das Kind die mannigfaltigen daraus entspringenden Figuren kennen lerne.

III.

Rechtwinklichte und gleichschenklichte Dreyecke.

[84] Vom Winkel sollte die Bestimmung der Gestalt ausgehn; er also wird sich *gleichförmig* verändern, und uns dadurch eine Reihe von rechtwinklichten Musterdreyecken angeben.

Die Trigonometrie lässt uns hier die Wahl, ob wir den Winkel durch Sinus, oder durch Tangenten schliessen wollen. Aber die Sinus werden durch den Radius, also das kleinere wird durch das grössere gemessen; da doch das Auge natürlich das kleine auf das Grosse überträgt, um dies durch jenes zu messen. Ferner, die durch Sinus und Cosinus gebildeten rechtwinklichten Dreyecke liegen alle in einem Cirkel eingeschlossen; wie gross müsste dieser Cirkel seyn, wenn die Dreyecke sich sinnlich klar darstellen sollten. In der Zeichnung würden die Linien einander bunt durchkreuzen. Für die Rechnung würde man kleine, dem Auge nicht sichtbare, Brüche einführen müssen.

Die Anschaulichkeit ist hier das höchste Gesetz; darum haben die Tangenten und Secanten den Vorzug. Die unter 45° sind dabey nicht nöthig. Nennt man in jedem rechtwinklichten Dreyeck die kleinste Seite den Radius, die mitt-[85]lere die Tangente, so fangen die Winkel von 45° Grad an, zu wachsen. Diese Benennungen verletzen zwar ein wenig den mathematischen Sprachgebrauch; indess das Kind bedarf vester und leicht anzuwendender Ausdrücke: es würde in Verwirrung gerathen, wenn bald der Radius, bald die Tangente grösser wäre; — und die Mathematik wird in der Folge bey dem weiter fortgeschrittenen Knaben, durch so viel Neues, was sie ihn lehrt, eine so kleine Gewohnheit leicht nach ihrer Sitte verändern.

Zwey Hornblättchen, worauf die Zeichnungen, die durch fig. 1, und fig. 2, dargestellt sind, *mit völliger Genauigkeit* eingeritzt werden müssen: diese sind hier, und für alles folgende, die unentbehrlichen Geräthschaften. Figur 2 enthält bloss ein Längenmaass, ein Quadratmaass, und einen Winkelmesser; fig. 1. aber zeigt die rechtwinklichten Musterdreyecke, die dem Auge, so wie ihre Verhältnisszahlen dem Verstande, aufs vollkommenste eingeprägt werden müssen.*)

[86] An Figur 1. benenne man dem Knaben zuerst die unterste kleine Horizontallinie a c als den *Radius*, — welches Wort allemal die Entfernung des Mittelpuncts vom Umkreise eines Cirkels bedeutet; — ferner die Perpendicularlinie, welche den Cirkel unten in a berührt, als die *Tangente*; und jede von den, aus dem Mittelpuncte auslaufenden schrägen Linien, als eine *Secante*. Man merke dann die Puncte, wo die Perpendicularlinie von den verschiedenen Secanten getroffen wird; die Länge von einem dieser Puncte bis zu dem untersten Ende der Perpendicularlinie, welches den Cirkel berührt, ist eigentlich die, der abschneidenden Secante jedesmal zugehörige Tangente. Beyde aber, sowohl die Secante als die Tangente, hängen ihrer Grösse nach ab von der Grösse des Winkels, den die Secante mit dem horizontal liegenden Radius bildet. Der kleinste von diesen Winkeln, der in der Zeichnung vorkommt, ist die Hälfte des rechten Winkels, er beträgt also 45°. Nimmt man die nächstfolgende Secante mit dem Radius zusammen: so ist nun der Winkel um 5 Grad grösser, macht also 50°. Die dritte Secante schliesst mit dem nämlichen Radius einen Winkel von 55° ein; und so wachsen die Winkel jedesmal um 5 Grad, bis zu 90°. Die Puncte a, c, und 1, schliessen das *erste* Dreyeck ein, a c 2 ist das [87] *zweyte* Dreyeck, a c 3 das *dritte*, a c 4 das *vierte*, und so fort bis a c 8, nach welchem noch a c 9 folgen sollte, wenn nicht, wie man in der Figur sieht, die neunte Secante gar zu sehr verlängert

---

*) Vortheilhaft wird man diese beyden Figuren, in verschiedenen Vergrösserungen, auf noch mehrern Hornblättchen einritzen lassen; und dadurch die so wichtigen Uebungen im Vergrössern und Verkleinern, erleichtern.

II. Ausg. 88—90. — SW XI, 127—128. — B II, 119—120. — R II, 40—41. — W I, 157—159.

werden müsste, um die Tangente abzuschneiden; so dass sie auf einem Hornblättchen nicht Raum hat. Nach der neunten Secante folgt, indem der Winkel unten, noch einmal wie bisher um 5 Grad fortrückt, das Perpendikel c b, welches also die Secante des Winkels von 90⁰ liefern müsste. Aber wann wird dieses die Tangente durchschneiden? Es läuft ihr parallel, nähert sich ihr also nie, erreicht sie noch viel weniger. Die Tangente und Secante von 90⁰ laufen daher beyde ins Unendliche fort, und bilden kein Dreyeck. Wäre aber der Winkel nur ein wenig kleiner als 90⁰, so würden sich die beyden Linien einander nähern, also auch irgend einmal erreichen, und das Dreyeck schliessen. — Zwischen 1 und 2 sieht man den *Unterschied* der ersten, und der zweyten Tangente; denn wenn man a 1, die erste, von a 2, der zweyten, abzieht, so bleibt offenbar 1 2 übrig. So auch zwischen 2 und 3 liegt der Unterschied der zweyten und dritten Tangente, zwischen 3 und 4, der Unterschied der dritten und vierten; u. s. w. Diese Unterschiede sind sich niemals gleich, obgleich sie dadurch erzeugt werden, dass der Winkel in c sich [88] immer mit gleichen Unterschieden weiter öffnet. Man sieht, — je grösser der Winkel *schon ist*, *ehe* er fortschreitet, desto mehr wachsen Tangente und Secante, wenn er auch nur noch um ein weniges zunimmt. Denkt man sich, dass der Winkel nicht auf einmal um 5⁰, sondern nur ganz langsam, ganz allmählig, wie ein Zeiger an der Uhr, und doch auch, eben wie dieser, nicht *einmal* geschwinder ein *andermal* langsamer, sondern *mit völlig gleichförmiger Bewegung*, fortrückte: dann müssten durch jede kleinste Verrückung unfehlbar auch die Tangente und Secante einen kleinen Zusatz bekommen; aber, *wie klein* auch diese kleinen Zusätze wären, dennoch würde immer der nächstfolgende grösser seyn müssen, als der vorhergehende. Oder, *Tangente und Secante wachsen immer geschwinder, wenn der Winkel gleichförmig wächst.*

Diese Betrachtungen setze man den Kindern zuvörderst ganz klar auseinander. Dann lasse man sie das erste, das zweyte, das dritte Dreyeck, *jedes einzeln*, und alle drey *neben einander* hinzeichnen; damit sie sich an die genaue Unterscheidung derselben gewöhnen. Weiter das zweyte, dritte, und vierte neben einander, dann das dritte, vierte und fünfte neben einander, u. s. w. Es versteht sich, dass man nicht zu den folgenden dreyen übergeht, ehe die vorigen drey [89] wohlgeübt sind. *Sobald während* dieser Uebungen einmal ein Dreyeck vollkommen gelingt: nehme das Kind das Hornblättchen fig. 2; welches mit dem fig. 1. *genau* nach demselben Maassstab gezeichnet seyn muss; — und *messe mit der*, in fünf Theile getheilten *Linie*, a b, die *Tangente und Secante des hingezeichneten Dreyecks.* Der Radius in fig. 1. ist nämlich vollkommen gleich mit einem von den 5 Theilen der Linie a b; und ein solcher Theil heisst hier ein Ganzes. Der Maassstab in fig. 2. muss nun so angelegt werden, dass er, vermittelst der

II. Ausg. 90—92. — SW XI, 128—129. — B II, 120—121. — R II, 41—42. — W I, 159—160.

in 10 kleinere Theile getheilten Linie b c angebe, *wie viel Ganze und Zehntel* die Tangente und Secante enthalten. (Für das Ganze wird man am besten den an jedem Orte gebräuchlichen Zoll nehmen, und darnach die Grösse der Figuren auf dem Hornblättchen einrichten lassen.) Die gefundenen Zahlen schreibe das Kind an; und zwar so: Hinter der Anzahl der Ganzen mache es ein Comma, und dahinter setze es die Anzahl der Zehntel. Z. B. ein Ganzes und zwey Zehntel wird so geschrieben: 1, 2.

Das Kind muss sich nun so lange im Zeichnen der Dreyecke üben, bis es *jedes* wenigstens *einmal vollkommen* recht gemacht, und daran die Zahlen für die Tangenten und Secanten entdeckt [90] hat. Auf diese Weise wird es endlich folgende Tafel zu Stande bringen.

Für	45°	ist	die	Tangente		1;	die	Secante	über	1,4
„	50°	„	„	„	fast	1,2	„	„	„	1,5
„	55°	„	„	„	über	1,4	„	„	„	1,7
„	60°	„	„	„	„	1,7	„	„	genau	2,
„	65°	„	„	„	„	2,1	„	„	über	2,3
„	70°	„	„	„	„	2,7	„	„	„	2,9
„	75°	„	„	„	„	3,7	„	„	„	3,8
„	80°	„	„	„	„	5,6	„	„	„	5,7
„	85°	„	„	„	„	11,4	„	„	„	11,4
„	90°	„	„	„		unendlich;	„	„		unendlich.

Für 85° muss freylich der Lehrer die Zahlen sagen, da sie sich auf den kleinen Figuren nicht messen lassen.

Haben sich die, so mühsam gefundenen Zahlen, dem Gedächtniss nicht von selbst eingeprägt: so müssen sie vollends auswendig gelernt werden. Und damit das Auge sich gewöhne, die Dreyecke in allen Lagen zu erkennen, — auch um mehr Abwechslung zu geben, — lege man beym Zeichnen das Hornblättchen nicht immer grade, sondern drehe es bald so bald anders, und lasse dies oder jenes Dreyeck in der schiefen Lage nachbilden, worin es sich jetzt zeigt. —

Nur noch ein paar Nachträge, — und die doppelte Bestimmung der triangulären Musterformen, sowohl durch die Winkel, als durch die [91] Proportionen der Längen, wird sich vollendet zeigen.

Jedes der Dreyecke war durch den einzigen Winkel am Mittelpuncte des Cirkels, — oder, wenn kein Cirkel gezeichnet ist, durch den, der Tangente gegenüberstehenden Winkel, — völlig bestimmt, und von den übrigen unterschieden. Aber ausser diesem, und dem, ihnen allen gemeinschaftlichen rechten Winkel, findet sich zwischen der Tangente und Secante noch ein dritter Winkel. Er *findet* sich

2—3 wird am besten I. Ausgabe (Druckfehler). — 29 gerade II. Ausgabe.

41 SW, B, R, W drucken in beiden Fällen den Text der II. Ausgabe.
II. Ausg. 93—94. — SW XI, 130—131. — B II, 121. — R II, 42—43. — W I, 160—161.

von selbst; man sieht bald, dass man ihn nicht grösser noch kleiner machen kann, ohne den am Mittelpunct mit zu verändern; ist also der letztere bestimmt, so ist es auch jener. Man sieht ferner, dass, wie der eine wächst, der andre kleiner wird. Wie gross wird der kleinere jedesmal seyn? Um das zu finden: giebt es hier kein anderes Mittel, als Messen. Dazu dient der eingetheilte Quadrant in fig. 2. Die Messung wird zeigen: dass im ersten Dreyeck der Winkel bey 1, 45°, im zweyten bey 2, 40°, im 3ten bey 3, 35° beträgt, u. s. w.; — mit einem Worte, man wird den Satz finden: dass *beyde* spitze Winkel im rechtwinklichten Dreyeck, *zusammen* allemal 90° ausmachen. Diesen Satz, den die Geometrie beweis't, muss das Gedächtniss aufbewahren. — Da also der eine der beyden Winkel sich immer aus dem andern er[92]giebt, so bald man nur den zuerst bestimmten von 90 Grad abzieht; so hängt die Gestalt des rechtwinklichten Dreyecks von jedem unter ihnen einzeln, nicht erst von beyden zusammengenommen ab. Sich hievon durch den Augenschein zu überzeugen, zeichne man nur zuerst die Tangente und Secante unter einem beliebigen Winkel, z. B. dem von 35°, an einander; füge hierauf den Radius rechtwinklicht an die Tangente, so wird zwischen Radius und Secante von selbst der Winkel von 55° entstehn, und das Dreyeck gerade dieselbe Gestalt zeigen, als ob man zuerst Radius und Secante unter 55° zusammengefügt, und alsdann den Winkel durch die Tangente rechtwinklicht geschlossen hätte.

Nachdem man auf solche Weise dem Kinde deutlich gemacht, wie die Gestalt sich nach jedem der Winkel richtet: muss man ihm noch zeigen, dass die vorhin gefundenen Zahlen, das heisst, die Proportionen der Längen, ebenfalls die Gestalt des Dreyecks, bei jeder Grösse desselben, bestimmen. Dazu dienen Uebungen im Vergrössern und Verkleinern. Zuvörderst zeichne sich das Kind seinen Maassstab, nämlich die Linie a b in fig. 2, nach Gefallen vergrössert. Von dem so entstehenden willkührlichen Maasse, nehme es, nach Anleitung jener Zahlen, für jedes Dreyeck die gehörige Menge von Ganzen und Zehnteln [93] zu der Tangente und Secante; wobey es sich genöthigt finden wird, diese beyden Linien genau unter dem nämlichen Winkel, wie bey dem ersten Maasse, zusammenzufügen, wenn der Radius, als ein Ganzes, das Dreyeck schliessen soll, ohne zu gross oder zu klein zu werden. Dergleichen Zeichnungen müssen nach mehrern, abgeänderten willkührlichen Maassen so viele gemacht werden: bis es dem Kinde völlig deutlich ist, dass das Maass nur die Grösse, jene Verhältnisszahlen aber die Gestalt, und folglich auch die Winkel des Dreyecks bestimmen. — Kleine Verschiedenheiten in der Gestalt, werden dennoch, alles Fleisses ungeachtet, zwischen den ursprünglichen und den vergrösserten Dreyecken zuweilen merklich werden. Dabey hat man Gelegenheit, zu erinnern, dass die Zahlen in der Tafel fast überall

II. Ausg. 94–97. — SW XI, 131–132. — B II, 122. — R II, 43–44. — W I, 161–162.

kleine Reste unbestimmt lassen, die zwar allemal weniger als ein Zehntel betragen, und deshalb von keinem grossen, doch von einigem Einfluss auf die Gestalt sind. Wird eine dieser Zahlen noch einmal, wie zum erstenmal, durch Messen gesucht, und wird dabey auf den Rest, den die Linien noch *über* die schon bekannte Anzahl der Zehntel haben, genau geachtet, — wird derselbe als ein halbes, als ein Viertel eines Zehntels, möglichst bestimmt geschätzt; so kann darnach die Zeichnung nach dem vergrösserten [94] Maasse berichtigt, und der Form, die das Hornblättchen anzeigt, näher gebracht werden. So entsteht ein Bedürfniss nach einer genauern Angabe jener Zahlen, welches in Folge der einigermaassen befriedigt werden wird.

Hier sind auch arithmetische Uebungen einzuflechten. Das neue, willkührliche Maass, werde mit dem alten, oder mit dem wirklichen Zollmaasse gemessen; jenes betrage von diesem etwa 1, 2. Das heisst: die Linie, die man nach dem *neuen* Maasse *Eins*, oder *ein Ganzes* nennt, enthalte den Zoll, der nach *gemeinem* Maasse Einer oder ein Ganzes heisst, *einmal* in sich, und darüber noch *zwey Zehntel* des nämlichen Zolls. Nun ist in allen jenen Dreyecken der Radius immer Eins; aber das Eins kann grösser oder kleiner seyn, und darnach werden auch die Dreyecke grösser und kleiner, wie die Uebungen im Vergrössern der Dreyecke gezeigt haben. Soll also ein Dreyeck *nach dem eben angenommenen* neuen Maasse gezeichnet werden, so beträgt der Radius das Eins, oder das Ganze *dieses Maasses*, oder einen und zwey Zehntel Zoll. — Wie gross werden nun die Tangente und Secante, z. B. von 60° seyn? Die Zahl für diese Secante ist 2; das heisst, sie enthält den Radius grade zweymal; 1,2 aber giebt, zweymal genommen, 2,4. — Die Zahl für die Tangente von 60° ist 1,7; das heisst, [95] diese Tangente enthält einmal den Radius ganz, und drüber noch 7 Zehntel desselben. 1,2 muss also 1,7 mal genommen werden. Die Rechnung, deren Bedeutung leicht errathen wird, wenn sie auch nicht schon bekannt ist, steht so:

```
 1,2
 1,7
-----
 1,2
  84
-----
2,04
```

Nämlich 84 *Hundertel* sind sieben Zehntel von 1,2; diese addirt zu einmal 1,2; geben 2,04, d. h. 2 Ganze, kein Zehntel, und 4 Hundertel.

Man könnte jetzt den *Umfang* des Dreyecks, oder die Anzahl der Zolle finden, welche alle seine Seiten zusammengenommen betragen. Man dürfte nur Radius, Tangente und Secante addiren.

II. Ausg. 97—99. — SW XI, 132—133. — B II, 122—123. — R II, 44—45. — W I, 162—163.

1,2
2,04
2,4
―――
5,64 oder $5^{64}/_{100}$ Zoll.

Für das nämliche Maass finden sich Tangente und Secante von 65⁰ so:

Die Tangente:	Die Secante:
1,2	1,2
2,1	2,3
2,4	2,4
12	36
2,52	2,76

[96] Der Umfang des rechtwinklichten Dreyecks mit dem Winkel von 65⁰ beym angenommenen Radius:

1,2
2,52
2,76
―――
6,48 oder $6^{48}/_{100}$ Zoll.

Sehr genau sind diese Rechnungen noch nicht. Aber sie sollen hier auch nur erst gleichsam *entworfen* werden. Wie die Kenntniss wächst, kann auch die Rechnung genauer werden.

Es liegt aber viel an der hier angeknüpften frühen Bekanntschaft mit Decimalbrüchen, deren Gebrauch in alle Schulen eingeführt werden sollte. Es ist der Natur der Sache nach nicht möglich, mit gemeinen Brüchen so bequem wie mit diesen zu rechnen. Auch pflegen sie bey allem, was irgend wissenschaftliche Rechnung heissen mag, vorzukommen. Das Kopfrechnen kann auch auf sie übertragen werden. —

Man suche nun rechtwinklichte Dreyecke auf, wo sie sich finden wollen; an Tischen, Fenstern, Wänden, Häusern, Feldern; und sie finden sich an jeder geraden viereckigen Gestalt, so bald man dieselbe schräg durchschneidet. Man lasse nach dem Augenmaasse schätzen, zwischen welche Paare von Musterdreyecken sie fallen. Dabey kann sich das Auge mannigfaltig helfen, und die Schät-[97]zung durch viele Proben bis zur Sicherheit berichtigen. *Ein* Winkel würde das ganze Dreyeck bestimmen, aber mit dieser Bestimmung muss der andre Winkel, müssen auch beyde Verhältnisszahlen, sowohl für die Tangente als für die Secante übereintreffen.

Ferner lasse man die kleinste Seite nach gemeinem Fuss- oder Zoll-Maasse schätzen, und daraus, mit Hülfe der vorhin gewiesenen Rechnung, die übrigen Seiten, und den Umfang suchen. Die Wohlthat der Rechenkunst wird fühlbar werden, wenn man dies auf Gegenstände anwendet, bey denen wirkliche Messung unbequem seyn würde, wie bey hohen Zimmern, Häusern, u. s. w. Es braucht nur einige

pädagogische Gewandtheit und Sagacität, um schon hier ein angenehmes Erstaunen zu wecken, über die Macht, womit die Zahlen in die Ferne greifen, und uns das nahe bringen, was unsrer Auffassung sich zu entziehen scheint. — Weiss man den bisherigen Uebungen eine lebendige Thätigkeit zu gewinnen, so werden eigne Versuche die Kinder an die *Gränzen* ihrer Kenntniss *anstossen* machen; und dann kann ihnen das folgende, — kann ihnen späterhin die Wissenschaft, leicht helfen, diese Gränzen zu durchbrechen. —

Aus den rechtwinklichten Dreyecken entwickeln sich sehr leicht Musterformen für die *gleichschenklichten.*

Man lasse von den bisher durchgegangenen Triangeln je zwey gleiche an einander zeichnen; zuerst mit den Tangenten an einander. So gehn die beyden Radien in *eine* fortlaufende Linie zusammen, — die *Grundlinie;* — und die beyden Secanten geben die gleichen *Schenkel* des neuen Dreyecks; dessen *Höhe* durch die vormalige Tangente angezeigt wird. Man weiss hier sogleich die Grundlinie, die Schenkel, und die Höhe, in Ganzen und Zehnteln; man weiss auch alle Winkel. Die beyden an der Grundlinie sind gleich; der an der Spitze ist das doppelte von dem kleinsten Winkel des rechtwinklichten Dreyecks, woraus das gleichschenklichte gebildet ist. Diese Dinge kann man das Kind selbst finden lassen, indem man es durch Fragen leitet. — Der rechtwinklichten Musterdreyecke sind 9, (das für 85^0 mitgerechnet,) also bekommt man auf die angegebne Weise auch 9 gleichschenklichte. Dazu kommen noch 8 neue, wenn man jene rechtwinklichten Dreyecke nun auch, je zwey gleiche, mit den Radien an einander legt. Die Grundlinie entsteht dann aus den beyden Tangenten. Der Winkel an der Spitze wird stumpf. Alle Zahlen für Winkel und Seiten sind sogleich be-[99]kannt. In allem sind der gleichschenklichten Musterdreyecke 17; von denen die grössten beyden auf einer Schiefertafel nicht leicht Patz finden. Die übrigen müssen in verschiedenen Lagen öfters gezeichnet werden; auch kann man ihren Umfang auf eine Weise die sich aus dem vorhergehenden von selbst findet, für mehrerley verändertes Maass berechnen; und sie selbst an verschiedenen vorkommenden Gegenständen aufsuchen lassen.

IV.

Episoden. — Flächeninhalt der Dreyecke. — Der Cirkel. — Die Ellipse.

Je zwey gleiche rechtwinklichte Musterdreyecke, mit den Secanten aneinander, das eine umgekehrt gelegt, so dass die Tangente der Tangente, der Radius dem Radius gegenüber stehe: werden Rechtecke bilden, die jetzt ihrem Quadratinhalt nach sehr leicht zu bestimmen

sind, und die, eben weil sie aus Dreyecken abgeleitet sind, die Ausmessung der Dreyecke, und den Einfluss der Form derselben auf ihren Inhalt, am besten offenbar machen werden.

Sind die Dreyecke auf der Schiefertafel zu Rechtecken aneinander gezeichnet: so lasse man das Quadratmaass fig. 2. zum Messen brauchen. [100] Um die Figur nicht zu verwirren, ist fe nicht so weit verlängert wie bc, daher ist darauf nur ein einziger Quadratzoll angegeben. Aber schon das Längenmaass ab kann auch selbst dem Kinde deutlich genug zeigen, wie viele *ganze* Quadratzolle in dem vorliegenden Rechtecke Platz haben; der in Hundertel getheilte Quadratzoll dient dann, um den *Rest* auszumessen, den das Rechteck noch über die Ganzen enthält.

Das *erste* Rechteck sey das, was aus dem *ersten* Dreyeck entspringt, das *zweyte* aus dem zweyten, das *dritte* aus dem dritten u. s. f. So ist das erste Rechteck ein Quadrat, denn die Tangenten von 45^0 sind den Radien gleich, und daher bekommt das Viereck lauter gleiche Seiten. Das zweyte Rechteck fasst jenes Quadrat, oder einen ganzen Quadratzoll, in sich; und drüber noch *beynahe zwey länglichte Streifen* des Quadratmaasses, wovon jeder Streifen 10 Hundertel ausmacht. Beynahe zwey, — denn die Tangente von 50^0 ist ein Ganzes und beynahe zwey Zehntel. Das durch sie bestimmte Rechteck hat demnach einen Quadratinhalt von Einem Ganzen und beynahe 20 Hunderteln. Man sieht hier sogleich, wie die Zahlen für die Rechtecke von denen für die Tangenten abhängen. Beym nächstfolgenden dritten Rechteck bekommt man über 1 und $^{40}/_{100}$, denn die Tangente von 55^0 ist [101] über 1,4. Die Zahl der Ganzen ist dieselbe, die Zahl der Zehntel bey der Tangente wird zehnmal so gross (aus 2 wird 20; aus 4, 40; aus 7, 70); was herauskommt, sind aber nicht Zehntel sondern Hundertel. So sind die Zahlen für diese Rechtecke sehr leicht auswendig zu lernen. Man spreche aber nicht etwa der Kürze wegen: 4 Zehntel, statt 40 Hunderteln. Dadurch würde man den Begriff der Eintheilung des Quadratmaasses verwirren. Dieses wird nicht in Zehntel, sondern in Hundertel getheilt. In die letztern *muss* es gerade darum zerfallen, weil jede seiner Seiten, als Längenmaass betrachtet, in Zehntel getheilt war.

Die Rechtecke wachsen sehr ungleichförmig, mit immer grössern Unterschieden. Man mache darauf aufmerksam, dass auch dieses noch von dem gleichförmigen Fortschritt der Winkel in den Dreyecken herrührt. Sollten die Rechtecke, sollten also zuvor die Tangenten gleichmässig fortschreiten, welchen Gang müssten dann die Winkel gehn? Offenbar mit immer kleineren, — und zuletzt, wenn das Rechteck sehr lang würde, mit fast unmerklich kleinen Schritten.

Jedes Rechteck ist das doppelte des Dreyecks woraus es entstand. Folglich ist das Dreyeck die Hälfte des Rechtecks. So ist also auch der [102] Quadratinhalt der Musterdreyecke gefunden; man darf nur

die Zahlen für die Rechtecke halb nehmen. Also das erste Dreyeck ist $^1/_2$, oder funfzig Hundertel; das zweyte ist die Hälfte von beynahe $1\,^{20}/_{100}$ oder es ist beynahe $^1/_2$ und $^{10}/_{100}$, oder 50 und 10, d. i. 60 Hundertel. Das dritte ist über $^{70}/_{100}$; u. s. w.

Alle diese Zahlen gelten auch bey vergrössertem Maasse; nur kommt es darauf an, die Vergrösserung des Quadratmaasses zuvor genau zu betrachten. Ein Quadrat muss 4 gleiche Seiten haben; sie sind also alle 4 bestimmt, wenn eine festgesetzt ist. Aber eine Seite desjenigen Quadrats, was zum Maasse für alle Flächen gebraucht wird, ist eben so gross wie die Linie, die man Eins, oder ein Ganzes beym Längenmaass nennt; wie fig. 2 zeigt. Wird dieses Eins des Längenmaasses vergrössert, so muss auch das Quadrat, was für das Flächenmaass Eins ist, sich darnach richten. *Wie* denn richtet es sich darnach? — Gesetzt, die Länge bc würde doppelt so gross, es würde daraus bd, — würde nun auch das Quadrat davon nur doppelt so gross werden? Ohne Zweifel haben auf der Linie bd zwey Quadrate neben einander Platz, jedes so gross wie bcef. Also wenn man die *Grundlinie* bc, verdoppelt, die *Höhe* bf aber unverändert lässt, so verdoppelt sich auch die durch beyde bestimmte Fläche. [103] Dieser Satz ist richtig und sehr brauchbar. Nur hier kann er nicht zur Anwendung kommen; denn offenbar ist nicht geschehn was geschehn sollte. Das Quadrat sollte vergrössert werden, also statt eines kleinern sollte ein grösseres Quadrat entstehn; durch jene Verdoppelung aber entsteht gar kein *Quadrat*, sondern ein Rechteck, dessen eine Seite doppelt so lang ist wie die andre, die Gestalt ist also ganz verdorben. Die Seiten mussten gleich bleiben; also mit der einen musste sich auch die andere verdoppeln. Wenn nun bf noch einmal so lang wird: so verdoppelt sich dadurch auch das vorhin entstandne Rechteck; dieses aber war schon die Verdoppelung des Quadrats: folglich wird das letztre *zweymal* verdoppelt werden, oder in dem vergrösserten Quadrat viermal enthalten seyn. — Gesetzt ferner, die Länge bc würde *dreymal* so gross: so würde schon dadurch, *ehe* man die Höhe veränderte, auch das Quadrat bcef dreymal genommen. Aber das schon verdreyfachte Quadrat würde zum zweytenmale verdreyfacht, indem nun auch die Höhe, weil die Seiten gleich bleiben müssen, dreymal so gross würde. Drey Quadrate dreymal genommen, giebt neun Quadrate. Das Quadrat wird also 9 mal so gross, indem die Grundlinie dreymal so gross wird. — Nähme man bc fünfmal, so müsste man auch bf fünf-[104]mal nehmen; dadurch würde das Quadrat zweymal mit 5 multiplicirt, oder es würde *fünfmal fünfmal*, das ist, 25mal genommen. — Und wie vielmal man bc nimmt, so vielmal muss man, damit die

22 also anstatt . . . II. Ausgabe.

41 SW, B, R, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante.
II. Ausg. 105–107. – SW XI, 137–138. – B II, 126–127. – R II, 47–48. – W I, 166–167.

Seiten gleich bleiben, auch bf nehmen; und dadurch wird immer das Quadrat zweymal mit der nämlichen Zahl vervielfältigt, womit die Seite desselben nur einmal multiplicirt wurde. Das gilt auch dann, wenn man mit Brüchen multiplicirt. Sey es $^1/_2$; nicht nur bc soll man halb nehmen, — dadurch würde auch das Quadrat halbirt, und es käme ein Stück wie bqfn heraus; — sondern auch bf muss zu seiner Hälfte bp herabsinken; so bleibt von der Hälfte des Quadrats nur die Hälfte, oder das Quadrat ist zweymal halb genommen, oder zweymal mit $^1/_2$ multiplicirt; und da die Hälfte der Hälfte ein Viertel ist, so wird aus dem Ganzen dessen vierter Theil bqpo. — Oder man multiplicire mit 1,2; indem also das Längenmaass einmal und noch zwey Zehntel desselben genommen werden, fügen sich auch dem Quadrat, schon ehe die Höhe sich ändert, noch zwey Zehntel desselben bey; diese Zehntel sind aber Streifen deren jeder 10 Hundertel enthält, sie machen also zusammen 20, und, rechnet man das Quadrat selbst dazu, 120 Hundertel. Nun muss auch die Höhe mit 1,2 vervielfältigt werden. Das giebt für das Qua-[105]drat 1mal 120 Hundertel, und noch 2 Zehntel von 120 Hunderteln dazu. Der zehnte Theil von 120 ist 12, dies zweymal genommen giebt 24, folglich kommen in allem 144 Hundertel, oder $1^{44}/_{100}$. Das hätte man kurz so rechnen sollen.

$$\begin{array}{r} 1{,}2 \\ 1{,}2 \\ \hline 1{,}2 \\ 24 \\ \hline 1{,}44 \end{array}$$

Man soll nämlich das Quadrat 1,2mal 1,2mal nehmen, man suche also erst 1,2mal 1,2; das ist es, was die eben gezeigte Rechnung suchte; und nun kann man das Quadrat, anstatt zweymal mit 1,2; nur einmal mit 1,44 multipliciren, wodurch die beyden geforderten Multiplicationen eben so auf einmal geschehn, wie wenn man, statt 2mal mit 3, nur einmal mit 9 multiplicirt.

Noch umständlicher, durch noch mehrere Beyspiele wie hier, muss dieses den Kindern erst völlig deutlich gemacht werden. Dann lasse man ein vergrössertes Quadratmaass auf die Schiefertafel zeichnen; und Triangel, deren Radius der Seite dieses Quadrats gleich ist, zu Rechtecken aneinander setzen. Einige Abtheilungslinien in diesen Rechtecken gezogen, werden es sinnlich machen: dass die vergrösserten Rechtecke, — und [106] folglich auch Dreyecke, — eben so viel vom vergrösserten Maass enthalten, wie die vorigen nach gemeinem Maass gezeichneten, von diesem enthielten. Oder, es wird klar seyn, dass die vorhin gefundenen Zahlen für die Rechtecke, bey jedem Maasse gelten. Folglich, dass man immer nur das Maass mit der gehörigen Zahl zu

nach gemeinen I. u. II. Ausgabe.

II. Ausg. 107—109. — SW XI, 138—139. — B II, 127—128. — R II, 48—49. — W I, 167—168.

multipliciren hat, um den Inhalt zu finden; wobey nur nicht Quadratmaass mit Längenmaass zu verwechseln, sondern, wenn etwa das letztre, oder die Seite des Quadratmaasses gegeben, daraus das Quadratmaass selbst erst zu suchen ist.

Die hier gewählte Behandlung der Flächenmessung, welche das Maass von der Zahl sorgfältiger sondert als die gewöhnliche Multiplication der Grundlinie mit der Höhe, hat den für ein A B C der Anschauung wichtigen Vortheil, dass die Kinder gewöhnt werden, auch bey Flächen, Grösse und Gestalt in Gedanken zu trennen, die vorliegenden Zeichnungen sich als blosse Sinnbilder grösserer oder kleinerer Gegenstände vorzustellen; die Form als eine Abänderung andrer Formen zu denken; und die Zahlen, welche die verschiedenen Formen zu unterscheiden dienen, als blosse Verhältnissbegriffe zu erkennen. Bey der Ausmessung wirklicher Gegenstände aber, wenn es nicht darauf ankommt, den Kopf zu bil-[107]den, sondern das Gesuchte baldigst zu erfahren, ist die Multiplication der Grundlinie mit der Höhe viel kürzer, als wenn man zuerst die blosse Form durch Vergleichung der Winkel an den Diagonalen, dann die Vergrösserung des Maasses durch Schätzung der kleinsten Seite suchen wollte. *So* gehe der Lehrer des A B C der Anschauung bey Ausmessung von Feldern, Fenstern, Häusern etc. zu Werke; er kann nicht verweilend genug sorgen, dass das Angeschaute sich *völlig* in Begriffe verwandle; aber zur Erleichterung künftiger, im Leben etwa nothwendiger Arbeiten, kann er hinterher zeigen: dass der Höhe *zwey Zahlen* zugehören, durch deren eine sie als Tangente des Winkels an der Diagonale bestimmt wird, deren andre sie, wegen der Vergrösserung des Quadratmaasses, mit der Grundlinie gemein hat: dass bey der hier gewählten Betrachtungsart diese zwey Zahlen getrennt werden, weil nur die erste von der Form, die zweyte aber von der Grösse abhängt; dass hingegen zur Bestimmung des Inhalts, die Trennung nicht dient, weil hierin beyde wieder zusammenfallen; dass man folglich die Höhe nur hätte nach gemeinem Maass, wie die Grundlinie, durch eine einzige Zahl angeben dürfen, welche jene beyden enthalten haben würde; und dass zu ihr noch die Zahl für die Grundlinie durch Multiplication hinzukom-[108]men müsse, um den Inhalt nach gemeinem Maasse zu ergeben.

Kleine, doch merkliche Unrichtigkeiten, bey den Versuchen wirklicher Flächenmessung, werden hier nochmals, und auffallender als vorhin, daran erinnern, dass die Zahlen für die Tangenten nicht genau, sondern nur bis auf Zehntel bekannt sind. Es schadet nicht, wenn die Anfänger darüber ungeduldig werden. Diese Ungeduld ist absichtlich erregte Wissbegierde. Man erinnere sie, dass sie ihre Zahlen durch Messen selbst gefunden haben, man heisse sie genauer messen, wenn

35 nach gemeinen I. u. II. Ausgabe.

II. Ausg. 109—112. — SW XI, 139—140. — B II, 128—129. — R II, 49—50. — W I, 168—169.

sie können, — und verspreche ihnen für die Zukunft die Hülfe der Wissenschaft, die hierin jeden Wunsch zu befriedigen Macht hat.

So auch, wenn sehr länglichte Vierecke vorkommen, wo die Unterschiede der in der Tafel angegebnen Tangenten so gross werden, dass die dortigen Zahlen nichts genaues bestimmen: heisse man sie Tangenten für weniger als um 5° verschiedene, Winkel, eben so durch Messen suchen, wie sie die ersten gefunden haben. Wird dafür die Schiefertafel zu klein: so lassen sich im Freyen auf ebenem Boden Linien zeichnen, oder durch Stäbe und Schnüre andeuten, und nach Fussen und deren Zehnteln, ja, wenn man will, deren Hunderteln angeben; wobey es denn freylich darauf ankommt, wie gross und wie genau man [109] vorher den Winkelmesser auf dem Boden hingezeichnet, wie richtig man das Perpendikel auf den Radius gesetzt hat.

Folgendes ist eine Zugabe zu jener Tangententafel:

Die Tangente	von	78°	ist	4,7	die	Secante	4,8
„	„	83°	„	8,1	„	„	8,2
„	„	88°	„	28,6	„	„	28,6

Das bisherige lässt sich leicht erweitern auf Rhomboiden, (schiefe Vierecke,) und alle Arten von Dreyecken, folglich auf die ganze Flächenmessung überhaupt.

Zuerst kann man wieder die rechtwinklichten Musterdreyecke, ihrer zwey gleiche, mit den Tangenten oder Radien, aber umgekehrt, an einandersetzen lassen; so dass sie Rhomboiden bilden. Offenbar sind diese *den* Rechtecken, oder *den* gleichschenklichten Triangeln, dem Inhalte nach gleich, welche aus Zusammenfügung der nämlichen rechtwinklichten Dreyecke entstehn. — Weiter schneide man bey Rechtecken aller Art, ein willkührliches triangelförmiges Stück an einer Seite ab, — nur muss der Schnitt gerade seyn, und durch eine Spitze des Rechtecks gehn, — so kann man dasselbe an der andern Seite wieder ansetzen; daraus entstehn schiefe Vierecke, die man durch ähnliches Abschneiden und Ansetzen [110] in noch schiefere verwandeln wird; so dass auf diese Art die ganze Mannigfaltigkeit aller möglichen Rhomboiden durchlaufen werden könnte. Dabey wird der Fläche der ursprünglichen Rechtecke nichts gegeben noch genommen; nur die Lage der Theile wird geändert. Es ist also leicht, den Satz deutlich zu machen, dass jedes Parallelogramm sich in ein Rechteck verwandeln lässt, welches, bey gleicher Grundlinie und Höhe, (denn auch diese werden sich durch jenes Abschneiden nicht ändern) den gleichen Inhalt behält; oder, dass der Inhalt dieses Rechtecks den Inhalt jenes Parallelogramms angiebt. Dreyecke, als Hälften der Parallelogrammen, sind also auch Hälften der zugehörigen Rechtecke, und lassen sich als solche berechnen. — Alle Figuren lassen sich endlich in Dreyecke zerfällen, deren Summe dem Inhalt der Figur gleich seyn wird. Es

II. Ausg. 112–114. – SW XI, 140–141. – B II, 129–130. – R II, 50–51. – W I, 169–170.

ist nicht nöthig, darüber weitläuftig zu werden, da wir hier auf dem Wege der Geometrie selbst uns befinden. —

In diese Episode kann auch, für die fähigsten Köpfe, eine vorläufige Bestimmung des Cirkels, mit aufgenommen werden. Zuerst leite man auf die Bemerkung dass der Cirkel sich in seinen kleinsten Theilen nicht merklich krümmt, dass ein kleiner Bogen seiner Tangente beynahe gleich sey. (Hierbey wird das Wort, Tangente in seine ge-[111]wöhnliche mathematische Bedeutung ganz zurücktreten.) Dann lasse man, allenfalls mit Hülfe von Linial und Winkelmesser, eine Linie von 10 Zoll, und daran einen Winkel von 10°, und am andern Ende der Linie ein Perpendikel zeichnen. Das letztre, durch beyde Schenkel des Winkels abgeschnitten, wird die Tangente von 10°, also nur sehr wenig mehr als der Cirkelbogen von 10° für den Radius von 10 Zollen, seyn. Von dergleichen Bogen gehören zum ganzen Umkreise 36; die Tangente von 10° aber mit dem Hornblättchen gemessen, wird 1 Zoll, und 7 und etwa $^1/_2$ Zehntel, lang gefunden werden; man multiplicire also 1,75 mit 36.

```
 1,75
 36
------
 10,50
 52,5
------
 63,00
```

Ungefähr 63 Zoll wäre also der Umfang für einen Radius von 10 Zoll. Oder, den Cirkel zehnmal kleiner gedacht, für den Radius von 1 Zoll kömmt der Umfang 6,3 Zoll. Aber man vergleicht gewöhnlich den Radius mit dem *halben*, oder den Durchmesser mit dem ganzen Umfang. Die Hälfte von 6,3 ist 3,15; welche Zahl ein wenig zu gross seyn wird, da man die Tangente statt des Bogens zur Rechnung nahm. [112] Wirklich sollte sie seyn 3,14 und etwas weniges darüber.

Von hieraus braucht man wieder den Vortrag der Geometrie nur fasslich einzukleiden, um ganz auf ihrem Wege vom Umfang zum Inhalt überzugehn. —

Pestalozzi hat in das A B C der Anschauung auch die Ellipse (er nennt sie, etwas unrichtig, das Oval,) aufgenommen. Sie verdient dies theils, weil sie die jungen Zeichner an eine *veränderliche* Krümmung gewöhnt, theils, weil sie so häufig gebraucht wird, wenn Cirkel, die das Auge nicht *gerade* ansieht, gezeichnet werden sollen. Sie wird dann meistens *verzeichnet;* und daher ist es gut, ihren Zug durch eine Regel zu sichern, wenn gleich aus den analytischen Untersuchungen dieser Linie, sich hier nichts weiter als eben diese Regel entlehnen lässt.

Man zeichne einen Cirkel, und in ihm einen horizontalen, und einen perpendicularen Durchmesser. Dem letztern ziehe man einige Linien genau parallel durch den Cirkel. Was von diesen Linien, an jeder Seite des horizontalen Durchmessers, zwischen ihn und den Um-

II. Ausg. 114–116. — SW XI, 141–143. — B II, 130–131. — R II, 51–52. — W I, 170–171.

fang fällt: das theile man in die Hälfte, oder man schneide davon $^2/_3$, $^3/_4$, — oder irgend einen andern beliebigen Bruch ab; nur nehme man bey jeder Linie den *gleichen* Bruch. Durch die Puncte, womit [113] man den Bruch angedeutet hat, zieht man die Linie; sie wird eine regelmässige Ellipse seyn. Ihre Form ist durch den gewählten Bruch bestimmt, und kann sich mit ihm verändern. — Erst nach solchen Vorübungen darf die Ellipse aus freyer Hand gezeichnet werden.

V.

Uebersicht aller triangulären Formen.

Die Vorbereitungen sind nun gemacht, um bald der Einbildungskraft und dem Verstande die ganze Mannigfaltigkeit der dreyeckigen Grundgestalten vorzuführen. Die ersten mechanischen Beschäfftigungen mit Linien und Cirkeln mischten sich früh unter die ersten Anfänge alles Unterrichts; und schienen nur der Hand ein Spielwerk zu erlauben. Ernsthafter wurde die Sache, da Längen und Winkel genau gemessen und unterschieden zu werden verlangten. Die rechtwinklichten Dreyecke machten schon eine *wissenschaftliche Nothwendigkeit* — zwar nicht einsehn, aber fühlen und finden, indem sie an Winkeln und Seiten ein System von *gegenseitigem Bestimmen und Bestimmtwerden*, entdeckten. Dieser wichtige Fortschritt des Verstandes, der eine ganz gesammelte Besonnenheit erforderte, belohnte sich durch eine Menge von Betrachtungen über vorkommende Gegenstände, denen man [114] mit Freyheit mehr oder weniger weit nachgehn konnte. Zu dieser Freyheit gebe der Lehrer *Ruhe;* — nachdem er von der Episode, so viel ihn gut dünkt, für die fähigern mitgenommen hat, mache er eine Pause von ein paar Wochen, und lasse in die, dem A B C der Anschanung gewidmeten Stunden, irgend einen andern Unterricht eintreten. Es ist gut, wenn die Erinnerung eine kurze Zeit lang schläft, damit sie mit *gleichförmiger Lebhaftigkeit* wieder erwache; damit der Unterschied zwischen dem *früher* und *später* gelernten, verschwinde; und alles gehörig in einander dringe.

Wenn er nun den Faden wieder aufnimmt: so gebe er zuerst eine Uebersicht des bisher geübten. Alsdann lasse er den Schüler mit sich überlegen: ob es wohl die Absicht dieses Unterrichts seyn könne, bloss rechtwinklichte Formen zu bestimmen? Gesetzt auch, man wolle, um grössern Schwierigkeiten auszuweichen, sich nur mit den einfachsten Formen beschäfftigen, welche in einem durch drey Linien eingeschlossenen Raume bestehen: so seyen doch diese drey Linien nicht allemal zu rechtwinklichten, sondern zu gar mannigfaltigen Dreyecken zusammengefügt. Jene Tangente, welche bey allmähliger Eröffnung des gegenüberstehenden Winkels, in immer veränderten Verhältnissen länger und länger abgeschnitten [115] wurde; würde auch dann noch auf

II. Ausg. 116—118. — SW XI, 143—144. — B II, 131—132. — R II, 52—53. — W I, 171—172.

mannigfaltige Weise abgeschnitten werden, wenn man sie nach einer oder der andern Seite mehr oder minder hinüber neigen wollte. Für jeden Neigungswinkel, den man ihr gäbe, würde eine ganze Reihe von Musterdreyecken, eben wie jene rechtwinklichten, möglich seyn. So zeige sich ein Heer von möglichen Dreyecken, — deren jedes man in der Wirklichkeit anzutreffen erwarten könne. Indem sich eine Thüre öffne, verändere sich die Lage ihrer Grundlinie gegen jeden Punct im Zimmer, in jedem Augenblicke. So auch wenn ein Mensch, grade oder schräg, vor zwey Bäumen vorübergehe. U. s. w.

Es werden sich hier interessantere Beyspiele auffinden lassen, die man nicht verschmähen muss. Indessen liegt die Hauptsache darin, dass man schon hier eine Art von speculativem Interesse anrege, welches durch kleine Nebeninteressen zwar *gewürzt*, — aber weder *ersetzt* werden kann, noch *überwogen* werden darf.

Es frägt sich nun, wie man die Mannigfaltigkeit der Dreyecke, die sich nach allen Seiten hin erstreckt, — durchschreiten wolle? Die Bemerkung: dass man in jedem Dreyeck aus einer Spitze auf die gegenüberstehende Seite ein Perpendikel fällen könne, wodurch das Dreyeck in zwey rechtwinklichte zerfalle; — bietet ein leich-[116]tes Mittel dar, sich hier zu orientiren. Man wird rückwärts jedes Dreyeck ansehn können, als wäre es *zusammengesetzt* aus zwey rechtwinklichten, — und nun wird es so viel mögliche Dreyecke, als mögliche *paarweise Verbindungen* von rechtwinklichten, geben. Um also aus der ganzen Menge eine hinreichende Anzahl von Musterformen, *zwischen* welchen die übrigen liegen müssen, herauszuheben: werden wir unsre rechtwinklichten Musterdreyecke, so vielmal paarweise verbinden als es sich thun lässt. Und die bey ihnen gemachten Messungen und Rechnungen, werden die Grundlage abgeben zur Berechnung aller Verhältnisse, welche die Form der übrigen Dreyecke zu bestimmen nöthig sind. Die Aussicht ist also offen; es braucht nur Fleiss und Geduld, den Weg selbst zu durchlaufen. —

Das Perpendikel, wodurch ein Dreyeck in zwey rechtwinklichte zerfällt, theilt den Winkel an der Spitze in zwey Theile. Jeder Theil bestimmt das, an seiner Seite liegende, rechtwinklichte Dreyeck, der Form nach völlig. So verschieden also der Winkel an der Spitze aus seinen zwey Theilen zusammengesetzt seyn kann: eben so verschieden sind die Verbindungen der rechtwinklichten Dreyecke.

Man ziehe quer über die Schiefertafel eine Horizontallinie. Darauf setze man, in der Mit-[117]te, ein Perpendikel, nicht gar zu gross. Oben an dem Perpendikel denke man sich zu beyden Seiten Winkel, die sich allmählig eröffnen, bis jeder Winkel 90° wird, da denn beyde äussern Schenkel mit jener Horizontallinie parallel, und als eine einzige Linie fortlaufen werden. *Bis* sie dies thun: schliessen sie mit der Horizontallinie immer andre und andre Triangel ein. Alle diese Triangel

würden gleichschenklicht werden, wenn die Winkel sich zu beyden Seiten immer um gleich viel öffneten. Will man aber alle *mögliche* Dreyecke haben: so muss *für jede* Grösse des einen Winkels, der andre Winkel *alle mögliche* Grössen von 0 bis 90° durchlaufen. Dann wird der Winkel an der Spitze des ganzen Dreyecks, welcher die Summe jener beyden ist, auf alle mögliche Weise aus zwey Theilen zusammengesetzt werden.

Der Winkel *links* am Perpendikel, habe Anfangs 5°; und bleibe vorläufig unverändert. Der an der *rechten* Seite des Perpendikels habe zuerst 5°, dann 10°, dann 15°, dann 20°, u. s. w. bis 85°. Darauf bekomme jener 10°, und bleibe wieder unverändert, während dieser noch einmal von 5° anfängt, und immer um 5° wächst. Weiter steige der erstre zu 15°, und stehe so still; der letztre fange wieder von 5° an, und durchlaufe 10°, 15°, 20°, u. s. w. Ferner [118] gebe man dem erstern 20°, und lasse den andern seine Reihe durchgehn. Man sieht wie dies fortgeht.

So bekäme man gewiss alle mögliche Verbindungen rechtwinklichter Dreyecke. Aber es würden sich darunter auch solche finden, die sich durch nichts als durch eine *umgekehrte Lage* unterschieden, z. B. gleich Anfangs, wenn der Winkel links, 10° hat, und der zur Rechten wieder bey 5° anfängt: dann wiederhohlt sich die Verbindung, die schon da war, als der Winkel zur Linken, 5°; der zur Rechten, 10° hatte. Nur ist aus Links, Rechts geworden. *Der* Unterschied trägt aber zur Form nichts bey, und ist daher hier überflüssig.

Um nun die *Versetzungen* auszuscheiden, und die, der Form allein wichtigen *Combinationen* übrig zu behalten: bemerke man, dass immer eine Versetzung entstehn muss, wenn *links* ein *grösserer* Winkel liegt als Rechts. Denn vorhin hat schon einmal der grössere Rechts gelegen, da der zur Linken nur erst so gross war wie jetzt der kleinere. Z. B. es sey Links ein Winkel von 35°, Rechts einer von 25°; so war früher einmal der zur Linken 25°, und da unterdess der zur Rechten seine Reihe durchlief, kam er auch an 35°, und stellte schon damals die Ver-[119]bindung dar, die sich jetzt nur in umgekehrter Lage wiederhohlt.

Man verhüte also, dass nie der grössere Winkel links liege.

Das wird nie geschehn, wenn nur der Winkel zur Rechten, die Reihe, welche er zu durchlaufen hat, nicht immer von vorn anfängt; sondern allemal mit *der* Zahl von Graden beginnt, welche eben jetzt der zur Linken hat. Z. B. der zur Linken sey 75°; so durchläuft der zur Rechten nur 75°, 80°, und 85°.

Jetzt besinne man sich, dass in jedem der zu beyden Seiten des Perpendikels fallenden rechtwinklichten Dreyecke, der Winkel an der Grundlinie durch den an der Spitze bestimmt ist. Wie sich der am Perpendikel aufthut, muss der an der Grundlinie kleiner werden.

Wächst der eine um 5^0, so verliert der andre eben so viel. Der eine geht von 5^0 bis 85^0, folglich der andre von 85^0 bis 5^0. Dies geschieht an jeder Seite des Perpendikels. — Der Winkel an der Spitze ist immer die Summe der beyden am Perpendikel.

Diese Betrachtungen liegen der *ersten*, dem Buche angehängten, Tabelle zum Grunde, welche der Schüler sich nach Anleitung des Lehrers, selbst entwerfen muss. — Oben läuft eine Reihe von Zahlen von 10 bis 90; unter jeder Zahl ist [120] ein gerade heruntergezogener Strich; derselbe stellt das Perpendikel vor, das den Winkel in der Spitze (die obere Zahl) eintheilt in die beyden Winkel rechts und links, welche durch kleinere Zifern zu beyden Seiten des Strichs bemerkt sind. Dadurch werden auch die beyden Winkel an der Grundlinie bestimmt; diese sind mit grossen Zifern unter jenen angegeben. Das erste Dreyeck links, hat also in der Spitze einen Winkel von 10^0, unten an der Grundlinie zwey gleiche von 85^0; jener ist durch das Perpendikel in zwey Stücke, jedes von 5^0 getheilt. So geben durch die ganze Tafel je drey um einen Strich herum im Dreyeck stehende grosse Zahlen, die drey Winkel eines Dreyecks an; und die zwischen geschriebenen kleinen Zahlen, bemerken die Theilung der obern Zahl, oder des Winkels in der Spitze. — Die oberste horizontale Reihe von Dreyecken heisse die *erste*, die darunter liegende horizontale Reihe heisse die *zweyte*, darauf folgt die *dritte*, *vierte*, u. s. w. In der ersten Reihe bleibt links der Winkel am Perpendikel immer 5 Grad, folglich der ihn zu 90^0 ergänzende an der Grundlinie, immer 85^0; in der zweyten Reihe wird jener 10^0; dieser also 80^0; die Reihe fängt um eine Stelle später an, weil der Winkel rechts nicht wieder 5^0 werden kann, welches kleiner seyn würde als 10^0. Aus glei-[121]chem Grunde werden die Reihen vorn immer kürzer; man sieht, wie dies mit den obigen Forderungen zusammentrifft. — Durchläuft man die Tafel in gerader Richtung von oben nach unten: so bekommt man *Columnen;* von diesen heisse die vorderste links, welche nur *ein* Dreyeck enthält, die *erste Columne*, die darauf folgende, welche zwey enthält, die *zweyte*, u. s. w. In jeder Columne bleibt sich der Winkel Rechts am Perpendikel, folglich auch an der Grundlinie, gleich; eben um dieser Ordnung willen sind die Reihen vorn immer später angefangen. — Endlich kann man die Tafel noch *schräg*, von oben, zur Rechten, nach unten, zur Linken durchlaufen; so bleibt in jeder *Diagonale* der Winkel an der Spitze sich gleich. Denn dieser ist die Summe der beyden am Perpendikel, von denen immer einer eben so viel grösser, als der andre kleiner, wird, indem man bey jener schrägen Richtung *zugleich* die *Columnen* nach vorne, die *Reihen* aber nach unten hin durchläuft.

Durch die mittelste Diagonale wird die Tafel in zwey gleiche, aber ungleichartige Hälften getheilt. Diese Diagonale geht nämlich durch alle rechtwinklichte Dreyecke, — jene bekannten Musterdreyecke; —

II. Ausg. 123–125. — SW XI, 146–147. — B II, 134–135. — R II, 55–56. — W I, 174–175.

ihr zur Linken liegen die spitzwinklichten, zur Rechten die stumpfwinklichten Triangel. Beym ersten Anblick scheint die [122] Mannigfaltigkeit der einen so gross wie die der andern; aber die Anzahl der spitzwinklichten schwindet sehr zusammen; wie folgende Betrachtungen zeigen:

In jedem der Dreyecke ist der Winkel an der Spitze in zwey Theile zerfället. Aber welches ist der Winkel an der Spitze? Bey recht- und stumpfwinklichten gewiss der rechte oder stumpfe; denn man versuche von einer andern Ecke des Triangels ein Perpendikel auf die Grundlinie zu fällen, dasselbe wird *ausser* dem Dreyecke liegen, und nur die *Verlängerung* der gegenüberstehenden Seite treffen können. So etwas gehört nicht hieher, weil dann nicht wirklich der Winkel an der Spitze die Summe der beyden am Perpendikel wäre. Also bey recht- oder stumpfwinklichten Dreyecken ist hier allemal die grösste Seite für die Grundlinie, und der ihr gegenüberstehende grösste Winkel für den an der Spitze zu nehmen. Aber bey spitzwinklichten Dreyecken giebt es keine solche Entscheidung. Man kann sie kehren und wenden wie man will; jede Seite als Grundlinie genommen hat einen Winkel über sich schweben, von welchem herab das Perpendikel *in* das Dreyeck fällt. Hier ist eine *dreyfache* Wahl; — bey *gleichschenklichten* jedoch nur eine *zwiefache*, denn ob man den einen, oder den andern *Schenkel* statt der Grund-[123]linie nimmt: das lässt sich nicht unterscheiden, weil die Schenkel selbst in nichts verschieden sind. — Da nun die Tafel alle mögliche Fälle enthält, so *wiederhohlt* sich in ihr jedes gleichschenklichte Dreyeck *zwiefach*, jedes andre *dreyfach*, nämlich in derjenigen Hälfte welche die spitzwinklichten enthält; bey den übrigen findet keine Wiederhohlung statt.

Die vordere Hälfte der Tafel, zur Linken, muss also noch genauer durchsucht werden, damit man die Wiederhohlungen auffinde.

Sie zeigen sich leicht, wenn man nur das Vorhergehende wohl inne hat. Man sehe die oberste Reihe an; darin bleibt der Winkel von 85° immer gleich; die beyden andern laufen in entgegengesetzter, aber gleicher Folge gegen einander; der eine von 10° bis 85°, der andre von 85° bis 10°. Nothwendig muss die eine Hälfte der Reihe die andre wiederhohlen. — Man gehe ferner von dem vorletzten Triangel der ersten Reihe, schräg hinab neben der Diagonale der rechtwinklichten Dreyecke; man vergleiche jedes Dreyeck an das man kommt, mit dem obersten derselben Columne; auch diese werden sich wiederhohlen. Denn in der Diagonale bleibt, wie schon bemerkt, der Winkel an der Spitze immer gleich; dieser hat hier 85°, ist also derselbe wie der Winkel links in der ersten Reihe, der auch [124] immer 85° bleibt. Ueberdas ist in einerley Columne der Winkel rechts immer gleich. Sind aber zwey Winkel in zwey Dreyecken gleich, so müssen es auch die dritten seyn, denn alle drey zusammen haben immer 180°; wie

man sogleich begreift, da bey der Zusammensetzung zweyer rechtwinklichter Dreyecke zu einem neuen, das neue alle *spitze* Winkel von jenen beyden, folglich 2mal 90° bekommt. (So macht man diesen geometrischen Lehrsatz, der auch vorangeschickt werden kann, leicht aus dem Vorhergehenden deutlich.)

Was hier an der ersten Reihe, und der ihr zugehörigen Diagonale gezeigt ist: das lässt sich leicht auf alles übrige erweitern.

Jede Reihe fängt vorn mit einem *gleichschenklichten* Dreyeck an. Zufolge der ganzen Einrichtung; denn *kleiner* darf der Winkel zur Rechten nicht seyn, als der zur linken; er fängt also da an, wo er ihm *gleich* ist. — Nun wächst der Winkel an der Spitze; der an der Grundlinie Rechts, nimmt ab. Indem sie so mit gleichem Schritt gegen einander laufen: kömmt irgend einmal *jeder von beyden dahin*, wo der *andre anfing*. Dann ist das erste gleichschenklichte Dreyeck wieder da. Hier schneide man die Reihe ab. So ist die eine Hälfte des abgeschnittenen Stücks, die Wiederhohlung der [125] andern, nur in umgekehrter Ordnung. Das zeigt die Tafel selbst am deutlichsten, die man hier immer vor Augen haben muss. — Von da nun, wo die Reihe abgeschnitten wurde, gehe man schräg in der Diagonale herunter. Hier bleibt der Winkel in der Spitze gleich. Aber in dem gleichschenklichten Dreyeck, von wo man herunterging, ist dieser Winkel an der Spitze gleich dem Winkel links an der Grundlinie, der durch die ganze Reihe gleich bleibt. So haben die Reihe, und die Diagonale, *einen* Winkel gemein. Aber beyde durchschneiden die gleichen Columnen. Dort treffen sie immer auf gleiche Winkel. So haben sie den *zweyten* Winkel, folglich *alle drey* gemein; folglich sind ihre Dreyecke immer dieselben.

Diese Schlüsse setzten von Anfang an voraus: Das gleichschenklichte Dreyeck vorn, am Anfang jeder Reihe, habe in der *Spitze* einen *kleinern* Winkel, als *Rechts* an der *Grundlinie.* Dann liefen diese Winkel *gegen* einander, indem der kleinere wuchs, der grössere abnahm. Aber die Voraussetzung gilt nur bis an die sechste Reihe, welche mit dem *gleichseitigen* Dreyeck anfängt. Weiter gelten also auch die Schlüsse nicht, aber das ist gerade weit genug, um die ganze Hälfte der Tafel zu treffen. Dies ist wieder durch den Blick auf die Tafel offenbar. —

[126] Nicht ohne Mühe wird der Lehrer die Uebersicht der möglichen Dreyecke den Kindern deutlich machen. Aber die Mühe wird durch den unschätzbaren Vortheil belohnt werden, dass die Kinder sich üben, mit stetigem Blick ein Feld von Begriffen vollständig zu durchschauen. Diese Verstandesübung, welche von combinatorischer Art ist, *muss* gelehrt werden, denn auch gebildete Köpfe pflegen ihrer nicht von selbst mächtig zu seyn; da hingegen die Pädagogen vieles als Verstandesübung empfehlen, was unbedeutend, und einiges, was

II. Ausg. 128–130. — SW XI, 149–150. — B II, 136–137. — R II, 57–58. — W I, 176–177.

sogar zweckwidrig ist, weil es ungelernt von statten gehn muss, wenn es nicht pedantisch werden soll. — Fühlt der Lehrer, dass *ihm selbst*, die Betrachtungen über jene Tafel nicht ganz leicht werden, so schliesse er daraus nicht, "die Kinder *könnten* sie nicht lernen," — sondern er schliesse, wie viel an *seinem* Jugendunterricht gefehlt haben müsse! Uebung im Combiniren sollte schlechterdings ein wesentliches Stück jedes Lehrcyklus seyn. Es würde um viele Wissenschaften anders stehn, wenn ihre Gründer und Pfleger dieselbe besessen hätten. Und viele Dinge des frühen Schulunterrichts, unter andern namentlich das *Decliniren* und *Conjugiren*, würden den Geist nicht mehr tödten, sondern heben, würden weit schneller, und leichter, und sicherer, gefasst werden, wenn man dabey [127] combinatorische Betrachtungen anstellte. Die erste, und die zweyte Behauptung, sind beyde so gewiss: dass selbst ein Schriftsteller ganz ohne Ruf und Gewicht, es wagen darf, dieselben ohne Beweis hinzuwerfen, in vollem Vertrauen, der Gang der Wissenschaften und der Pädagogik werde irgend einmal den Beweis statt seiner führen. — Ueberdas ist der Begriff eines Dreyecks, ein so äusserst wichtiger Begriff, dass er im hohen Grade die Mühe verdient, ihn ganz, durch alle seine Modificationen zu verfolgen. — Unterrichtet der Lehrer gut, so ist die einzige Schwierigkeit, auf die er hiebey stossen kann, eine zu *frühe* Ermüdung der Aufmerksamkeit bey den Kindern. Fehlt es ihnen aber nur nicht *überhaupt* daran, — ist der Lehrer nur nicht zu schwach, um ihnen *den Grad* von Anstrengung zuzumuthen, den sie wohl vertragen können, und diejenige Beharrlichkeit von *einer* oder *ein paar Stunden*, an die auch schon der Knabe — gegen eben so viel Erhohlungszeit, — gewöhnt werden muss, um irgend etwas *ausführen* und *vollbringen* zu können: — dann wird es nicht schaden, wenn auch nicht der ganze Faden jener Betrachtungen *auf einmal* und *unabgebrochen* dem Knaben entwickelt werden könnte. Man lasse die Ermüdung vergessen, — man kann ohne Nachtheil einige von den folgenden Rechnungen [128] einmischen; — nach einigen Tagen fange man, mit etwas veränderter Darstellung, wieder an; zergliedere, erläutere, versinnliche jeden einzelnen Schluss aufs genaueste, — und erlaube weder sich noch den Kindern, die Geduld eher zu verlieren, bis die völlige Einsicht hervorspringt.

11—16 In der II. Ausgabe fehlt der Satz:
„Die erste und die zweyte . . . . Beweis statt seiner führen."

35—36 SW, B, W haben den ganzen Satz übersehen; R dagegen, obwohl der Text der II. Ausgabe zu Grunde liegt, giebt die Variante der I. Ausgabe.

II. Ausg. 130—131. — SW XI, 150—151. — B II, 137—138. — R II, 58—59. — W I, 177—179.

VI.

Berechnung der Seiten.

Auf dem vorhin übersehenen Felde muss nun das Einzelne *angeschaut*, und *überdacht* d. h. berechnet werden.

Um jede trianguläre Form gehörig zur Anschauung zu bringen, dazu dienen zwey Mittel. Erstlich: vor jeder Berechnung eines Dreyecks werde dasselbe im Kleinen auf der Schiefertafel entworfen. Zweytens, damit die Einbildungskraft nicht an kleine Zeichnungen einzig gewöhnt werde: muss man ein Instrument haben, das alle Triangel, mit denen man sich eben beschäfftigt, auch sogleich im Grossen darstellen könne.

Folgende Einrichtung eines solchen Instruments (das auf jeden Fall dem triquetrum der Alten ähnlich seyn wird,) ist versucht worden, und als Modell, zum bequemen Handgebrauch, gut ausgefallen:

Ein Stab von Holz, a b, fig. 4. ist durch ein Gelenk bey b, mit einem andern Stabe b e ver-[129]bunden. An der andern Seite, bey a, ist auch ein Gelenk, das aber nicht unmittelbar an dem Stabe c d bevestigt ist. Vielmehr ist an der innern verticalen Seite des Stabes c d, welche Seite die Figur nicht zeigt, eine Rinne in dem Stabe angebracht, die sich nach innen zu erweitert. In dieser Rinne ist ein kleiner Schieber beweglich, der auf der Figur durch eine punctirte Linie zwischen m und n angedeutet wird. Der Schieber ist durch das Gelenk bey a, mit dem Stabe a b verbunden. Daher lässt sich a b an c d verschieben, auch kann man den Winkel, den diese beyden Stäbe mit einander machen, nach Gefallen schliessen, und bis 90° öffnen. a b und e b aber lassen sich bis 180° öffnen, und so weit schliessen als es die Spitze d des Stabes c d, bey jeder Stellung des Instruments erlaubt. c d und b e müssen *wenigstens* fünfmal so lang seyn als a b; besser wäre es, sie noch länger zu machen, wenn nur das Instrument dann nicht unbequemer zu handhaben würde. Die beyden Winkelmesser, welche man bey a und b sieht, würden am besten in ganz schmalen messingenen Bogen bestehn; man kann sie aber auch von Hornblättchen machen. Sie sind auf dem Stabe a b bevestigt; die andern beyden Stäbe müssen sich unter ihnen drehen können. Ein dritter Winkelmesser kann bey d auf dem Stabe c d angebracht werden, er [130] braucht nur 60° zu haben. c d und b e sind abgetheilt erstlich in fünf gleiche Theile, jeden gleich der Länge a b. Ferner ist a b — was auf der Figur, um Verwirrung zu vermeiden, nicht bezeichnet worden, — in 10 Theile, und eben so ist auch jede der fünf Einheiten auf den Stäben c d und b e abgetheilt. a b gilt nämlich hier für ein Ganzes, folglich sind auf den andern Stäben Ganze und Zehntel bemerkt. Hundertel können ebenfalls be-

II. Ausg. 132–134. — SW XI, 151–152. — B II, 138–139. — R II, 59–60. — W I, 179–180.

zeichnet werden, wenn das Instrument nicht zu klein ist; sonst muss man sie nach dem Augenmaasse schätzen, und zwar so genau als möglich. — Je grösser das Instrument gemacht wird, desto besser. Eigentlich sollte eine Vorrichtung getroffen werden, dass das Instrument seine Bewegungen an der Wand machen könne. So würden die Dreyecke, die es darstellt, am besten ins Auge fallen. Will man es aber neben sich auf den Tisch legen, so bekommt es eine bequeme Grösse, wenn a b 4 Zoll lang genommen wird*). Es kann von jedem guten Tischler ohne bedeutende Kosten verfertigt werden. Nur muss man alsdann die Winkelmesser selbst auf Horn zeichnen; und besonders sie selbst [131] aufnageln, denn dieses erfordert die alleräusserste Genauigkeit, die man von keinem Handwerker erwarten kann. Liegt das Centrum der Winkelmesser nicht *vollkommen* auf den Puncten a, b, und d, — trifft ihre Grundlinie nicht *haarscharf* zusammen mit dem Rande der Stäbe, — so ist das Instrument unbrauchbar. — Winkelmesser von Horn kann man nicht wohl aufleimen; noch weniger mit gewöhnlichen Nägeln bevestigen, die das Horn spalten würden. Am besten nimmt man seine Zuflucht zu Nähnadeln, von denen die obere Hälfte abgebrochen wird; die Spitze schlägt man mit einem Stimmhammer ein. Ihrer zwey halten ein Hornblättchen vollkommen vest; zur Vorsicht können ein paar drüber eingeschlagen werden. Soll das Instrument seine Triangel recht genau zeigen, so stellt man es am besten nach den Zahlen in der zweyten Tabelle, denn ein Dreyeck wird immer sicherer durch seine Seiten als durch die Winkel bestimmt. (Diese Bemerkung wende man nicht als einen Einwurf gegen die hier gewählte Methode, aus den Winkeln die Seiten zu suchen. Durch Winkel giebt sich die Form unmittelbar der Anschauung; auch haben diese Vorübungen nicht schon, wie die Mathematik selbst, brauchbare Mittel, um von angenommenen Seiten zu den Winkeln überzugehn. Ueberdas, hätte man *rationale* Seiten ange-[132]nommen, — was doch höchst selten alle drey zugleich seyn können — so wären *irrationale Winkel* gekommen, — ein Begriff, der so wenig sinnliche Klarheit hat, dass er sich in ein A B C der Anschauung durchaus nicht schickt.)

Bey der folgenden Berechnung der Seiten wird die *Regel de Tri* nothwendig, — und zugleich, welches kein geringer Vortheil ist, versinnlicht.

Da es noch heut zu Tage erwachsene Personen giebt: welche klagen: ihnen seyen Gründe der Regel de tri niemals deutlich vorgetragen worden, — so mag hier dem A B C der Anschauung ein Eingriff in das A B C der Rechenkunst erlaubt seyn.

*) Zu noch mehrerer Versinnlichung, sey das Ganze schwarz, der innere Rand der Stäbe aber, der eigentlich die Dreyecke zeigt, weiss oder roth gefärbt.

31 wären *rationale* SW.

II. Ausg. 134—136. — SW XI, 152—153. — B II, 139—140. — R II, 60—61. — W I, 180—181.

Wenn man drey Ellen Tuch kaufen will, so wird man sich nach dem Preise *einer* Elle erkundigen; und nun schliessen: weil man die Elle *dreymal* kaufen wolle, so werde man den Preis einer Elle auch *dreymal* bezahlen müssen. Ueberhaupt — *wie vielmal* man die Elle verlangt: *so vielmal* zahlt man den Preis. Die Berechnung jenes ganz einfachen Beyspiels wird folgendermaassen aufgesetzt:

$$1 : 3 = b : 3b$$

wo b den Preis bedeutet. Die mathematische Bezeichnung wird so gelesen: Eine Elle wächst zu drey Ellen; darum wächst der Preis b zu [133] dreymal b. Wäre der Preis 4 Rthlr., so läse man so: Eine Elle wächst zu drey Ellen; darum wachsen 4 Rthlr. zu 3 mal 4, oder zu 12 Rthlrn.

Um eines so leichten Exempels willen wird man keine Rechnung anstellen. Eher vielleicht um des folgenden willen:

$$100 : 850 = 5 : \frac{850 \,.\, 5}{100}$$

Man lese dies so: 100 Rthlr. wachsen zu 850 Rthlrn.; darum wachsen 5 Rthlr. jährlicher Zinsen zu 850mal 5, dividirt durch 100. Es versteht sich dass hier vorausgesetzt wird: man wolle wissen: wie viel Zinsen ein Capital von 850 Rthlrn. zu 5 procent jährlich ertrage? — *Wie vielmal* 100 Rthlr. man ausleiht, *so vielmal* 5 Rthlr. Zinsen bekömmt man jährlich. Aber wie vielmal 100 Rthlr. hat man denn ausgeliehen? Das lässt sich hier ohne einen Bruch nicht sagen. Bequem überlegt man die Sache so: Gesetzt, für *jeden einzelnen* ausgeliehenen Rthlr. bekäme man fünf Rthlr.; so würden für 850 ausgeliehene Rthlr. offenbar 850 mal 5 Rthlr. einkommen. Aber, wollte man das von dem Schuldner wirklich fordern: so verlangte man sicher hundertmal soviel als er geben würde. Also den hunderten Theil von 850 mal 5 hat man mit Recht zu fordern; daher wird man 850 mal 5, — [134] oder, welches dasselbe ist, 5 mal 850, — durch 100 dividiren. Die Rechnung steht so:

$$\begin{array}{r} 850 \\ 5 \\ \hline 4250 \end{array}$$

wo man nur noch 42,5 statt 4250 zu schreiben hat, um fertig zu seyn. Denn in der Division mit 100 stecken *zwey* Divisionen mit 10; nun bedeutet jede Zahl *zehnmal* weniger, wenn man sie *eine* Stelle weiter Rechts setzt; folglich ist die Division mit 100 verrichtet, sobald man jede Zahl um *zwey* Stellen weiter nach der Rechten hinschiebt. Dann werden aus 50 Ganzen, fünf Zehntel; aus 200 Ganzen, 2 Ganze, und aus 4000 Ganzen, 40 Ganze, also aus 4250 wird 42,5. — Mehr Weitläuftigkeit wäre hier unzweckmässig; die folgenden Rechnungen werden aber zur Deutlichkeit beytragen. Scheut man sich indess nicht vor

II. Ausg. 136—138. — SW XI, 153—154. — B II, 140—141. — R II, 61—62. — W I, 181—182.

einer leichten Spur von Buchstabenrechnung: so ist alles, was zur Regel de tri wesentlich gehört, ganz kurz gesagt in folgender Formel:

$$a : m a = b : m b$$

a und b bedeuten Dinge, von denen man weiss dass eins sich immer wie das andre vervielfältigt. a wächst also zu m mal a, wie b zu m mal b. Da man aber die Zahl m gewöhnlich nicht ohne Bruch wird angeben können, so sucht man m mal b so, [135] dass man b erst a m mal nimmt, — nun ist es a mal zu viel genommen, — darum dividirt man a m b durch a. Also der Ausdruck $\frac{a\,m\,b}{a}$ zeigt die ganze, zuweilen für schwer gehaltene Rechnung. —

Um nun die Formen der Dreyecke durch die Proportionen ihrer Seiten zu bestimmen; und um diese Proportionen mit einander vergleichen zu können: muss man den zufälligen Unterschied der *Grösse*, ganz von der *Form* entfernen. Darum müssen alle Dreyecke *eine* Seite der Grösse nach gemein haben. Dann wird die Verschiedenheit der übrigen Seiten, die Verschiedenheit der Formen bemerklich machen.

Da aber die eine gleiche Seite für sie alle der gleiche *Maassstab* seyn wird, das heisst, da man die übrigen Seiten dadurch bestimmen wird, dass man von ihnen angiebt, wie viel Ganze und Zehntel von jener sie enthalten: so frägt es sich, welche Seite sich am besten dazu schicke, den gemeinschaftlichen Maassstab auszumachen? Am natürlichsten die *kleinste;* denn mit dem kleineren misst man das grössere. Da also die kleinste Seite selbst zum Maasse dient, so enthält sie jederzeit das Maass nicht mehr noch weniger als *einmal* in sich; oder ihre Zahl ist immer 1; die Zahl der übrigen Seiten aber ist allemal grösser als 1. —

[136] Zum Behufe der Berechnung dieser Seiten, welche sich ganz und gar auf die Verhältnisszahlen für die rechtwinklichten Dreyecke stützt: ist es nun nothwendig, dass die Mathematik uns zu Hülfe komme; mit einigen Zifern nämlich, wodurch jene Verhältnisszahlen genauer bestimmt werden. Wollten wir die jetzt zu suchenden Zahlen nur bis auf Zehntel berechnen, so würden sehr viele der dadurch bestimmten Dreyecke sich gar nicht sichtbar unterscheiden, da sie in den Zehnteln noch gleich sind, und erst in den Hunderteln von einander abweichen. Darum müssen aber auch die Zahlen für die rechtwinklichten Triangel wenigstens bis auf Hundertel bekannt seyn. Auch so noch lässt die Rechnung hie und da eine bedeutende Unsicherheit übrig. Das nöthigt uns, die *Verschiedenheit* der *Dreyecke* sorgfältig zu durchdenken, um unter *mehreren möglichen Wegen* der Rechnung, jedesmal den zu wählen, der gerade bey der vorliegenden Aufgabe am sichersten zum Ziele führt. Und wenn endlich, in ein paar seltnen Fällen, auch diese Vorsicht nicht zureicht: so zeigt eben dadurch das

II. Ausg. 138–140. — SW XI, 154–155. — B II, 141–142. — R II, 62. — W I, 182–183.

ABC der Anschauung auf die Mathematik hin, — auf die *Wissenschaft*, nach der die Bemühungen des Anfängers streben. — Die Hundertel, die wir als ein vorläufiges Geschenk der Wissenschaft schon hier erbitten, finden sich in folgender Tafel:

[137] Von	45⁰	ist die	Tang.		1,	die Sec.	über	1,41
„	50⁰	„ „	„	über	1,19	„ „	„	1,55
„	55⁰	„ „	„	„	1,428	„ „	„	1,74
„	60⁰	„ „	„	„	1,73	„ „	genau	2
„	65⁰	„ „	„	„	2,14	„ „	über	2,36
„	70⁰	„ „	„	„	2,74	„ „	„	2,92
„	75⁰	„ „	„	„	3,73	„ „	„	3,86
„	80⁰	„ „	„	„	5,67	„ „	„	5,75
„	85⁰	„ „	„	„	11,43	„ „	„	11,47

Auch durch die hinzugefügten Hundertel sind die Tangenten und Secanten nicht vollkommen bestimmt. Es fehlen noch Tausendtel, Zehntausendtel, u. s. w. Bey der Tangente von 55⁰ sind die Tausendtel hier mit angezeigt, denn 8 Tausendtel machen beynahe ein Hundertel, und *bey einer so kleinen* Tangente, wie diese, darf man so viele Tausendtel schon nicht für unbedeutend halten. Es ist mänlich klar, dass *in Vergleich* mit der *ganzen übrigen* Grösse dieser Tangente, so fern sie durch 1,42 bestimmt ist, die noch hinzukommenden 8 Tausendtel *mehr betragen*, als wenn z. B., (wie wirklich der Fall ist,) ihrer eben so viele hinter den Zahlen für die Secante von 80⁰ fehlen. Neben 5 Ganzen, kann man einige Tausendtel mehr oder weniger schon eher übersehn, als neben *einem* Ganzen. — Will man nicht gerade genau rechnen, so kann man statt 1,428 allenfalls schreiben 1,43; doch [138] wird der Fehler, der daraus am Ende der Rechnung entsteht, leicht mehr als ein Hundertel betragen.

Verlangt man auch noch die Tangenten und Secanten von 78⁰, 83⁰ und 88⁰, so sind sie folgende:

78⁰	Tangente	4,70	Secante	4,81
83⁰	„	8,14	„	8,20
88⁰	„	28,63	„	28,65

Von der wirklichen Berechnung der Dreyecke mögen zuvörderst zwey leichte Beyspiele einen Begriff geben. Man sehe fig. 3 und fig. 5.

34 Die II. Ausgabe macht folgende Anmerkung zu „. . . der Dreyecke*)“.
*) Sollten Lehrer, welche Mathematik verstehn, nach der gegenwärtigen Schrift unterrichten wollen: so wäre, unter Umständen, folgender Vorschlag eines Recensenten zu empfehlen: “Rec. würde die Namen von Radius und Tangente wie in der Trigonometrie gebrauchen; und ehe er zu den Dreyecken überhaupt fortginge, durch den ohnehin schon hier eintretenden Gebrauch der Arithmetik, indem er das, was in Beziehung auf den einen Winkel Tan-

5 „Tangente“ . . . „Secante“ (resp. Sekante) SW, R, W.

II. Ausg. 140—143. — SW. XI, 155—157. — B II, 142—143. — R II. 62—63. — W I, 183—184.

In fig. 3. besteht das ganze Dreyeck abc aus den rechtwinklichten acd und bcd. In acd ist cd, als die kleinste Seite, für den Radius, ad aber, als die mittlere, für die Tangente zu nehmen. Hingegen in bcd stellt cd die Tangente, db den Radius vor. Dieser Umstand, dass cd in einem Dreyeck als Radius, im andern als Tangente anzusehen ist, ruft die Regel de tri herbey. In fig. 5. ist es anders, ad ist Radius für beyde Dreyecke. Darum bedarf es hier keiner Regel de tri. Man setze nur die Zahlen für beyde rechtwinklichte Stücke, auf; addire bd zu dc; und sorge, dass die kleinste Seite ac, die Zahl 1 bekomme: so ist das Dreyeck fig. 5 ausgerechnet. Als die leichteste Rechnung wird diese hier zuerst gezeigt. Der Winkel zur linken des Perpendikels [139] sei 60°, der zur rechten sey 50°. So hat der ganze Winkel in der Spitze 110°, der an der Grundlinie Rechts, 40°; Links, 30°; und das Dreyeck findet sich auf der ersten Tabelle, in der zwölften Columne, in der zehnten Reihe, angegeben; nur dass hier Rechts und Links versetzt ist, welches für die Rechnung eben so gleichgültig ist, wie für das Dreyeck selbst. Die Zahlen, welche die Winkel erfordern, sind, in abd: 1; 1,73; 2; in acd: 1; 1,19; 1,55. Um aber aller Verwirrung, welche etwa durch die Decimalbrüche veranlasst werden könnte, überhoben zu seyn; denke man sich das ganze Dreyeck mit allen seinen Seiten, *hundertmal so gross;* so werden die Zahlen:

für abd.	für acd
100; 173; 200.	100; 119; 155.

Die Linie bc nun besteht aus den beyden Tangenten bd und dc;

gente war, in Beziehung auf den andern als Radius darstellte, und umgekehrt, aus den schon bekannten Zahlen für die Seitenverhältnisse in den ersten 9 Musterdreyecken eben diese für die noch möglichen 9 übrigen ableiten, und so die Grundtabelle, ohne das Gedächtniss mehr zu beschweren, aus sich selbst vollständig werden lassen. Es ist eben dieselbe Rechnung, (nicht ganz,) in die der Verf. hernach bey der Zusammensetzung der Dreyecke überhaupt jeden Augenblick fallen muss: sie steht aber nur hier wissenschaftlich an der rechten Stelle, und wird noch ausserdem den erheblichen Vortheil geben, dass alle jene Regeln für die Berechnung der Dreyecke überhaupt in eine einzige zusammenfallen, und so die Entwickelung des Ganzen leichter und systematischer vollbringen lassen." Dies ist die Sprache des Mathematikers, der allenthalben die allgemeinste Formel sucht. Der Pädagog hingegen vermeidet absichtlich den *Mechanismus* vieler Arbeit nach *Einer* Regel. Um dieser, und andrer kleinerer Rücksichten willen ist der Vorschlag nicht in die gegenwärtige Ausgabe verwebt worden. Für Zöglinge aber, die selbst einen Hang haben, das Besondre als dem Allgemeinen untergeordnet auf einmal durchschauen zu wollen, und die allgemeine Regel durch alle specielle Fälle bis zur Vollendung durchzuführen, würde die einförmigere Rechnungsart Vorzüge haben; wie wohl sie etwas minder genau ausfällt, wie man bey aufmerksamer Vergleichung finden wird.

1 Fig. 2 B (Druckfehler).

II. Ausg. 142–145. — SW XI, 156–158. — B II, 143. — R II, 63–64. — W I, 184–185.

also addire man 173 und 119; das giebt 292. Die Zahl 100, welche dem Radius a d der beyden rechtwinklichten Dreyecke gehört, ist jetzt überflüssig, den a d kommt in dem ganzen Dreyeck nicht vor. Aber a c ist die kleinste Seite, folglich muss, laut des Vorhergehenden, ihre Zahl 155 sich in 1 verwandeln. Wird aber diese Seite, oder doch ihre Zahl, hundert fünf und funfzig mal kleiner: so muss, damit die Form nicht zerstört werde, alles [140] am ganzen Dreyeck eben so vielmal kleiner werden. a c war 155, a b war 200, b c war 292; alle diese Zahlen müssen mit 155 dividirt werden. $^{155}/_{155}$ ist, wie sich versteht, 1; die folgenden Divisionen stehn so:

155)200[1,29	155)292[1,88
155	155
450	1370
310	1240
1400	1300
1395	1240
5	60

Diese Divisionen sind in Decimalbrüchen fortgesetzt. Man denke sich den Rest 45 in der dritte Zeile, als 450 Zehntel; darin liegen 2 Zehntel von 155; ferner denke man sich den Rest 140, in der fünften Zeile, welches schon Zehntel sind, als 1400 Hundertel; darin liegen 9 Hundertel von 155. Nämlich ein Zehntel von 155, wäre 15,5; ein Hundertel von 155, wäre 1,55; *zwey* Zehntel davon sind also zweymal 15,5; oder 31,0; und *neun* Hundertel von eben der Zahl sind 13,95. Mit diesen Zehnteln und Hunderteln ist nun, wie man sieht, wie mit ganzen Zahlen fortgerechnet worden, indem nur immer *jedem Rest eine Null angehängt* wurde. Die Null soll den Rest nicht unrechtmässiger Weise zehnmal so gross machen, sondern nur die übrig [141] gebliebenen Ganzen als eine zehnmal so grosse Anzahl *von Zehnteln*, die übrig gebliebenen Zehntel als eine zehnmal so grosse Anzahl *von Hunderteln, darstellen.* Die Division der Zehntel giebt dann offenbar Zehntel, die Division der Hundertel giebt Hundertel.

Bey beyden Divisionen ist die Anzahl der Hundertel ein wenig zu gross geworden, doch beträgt der Fehler bey der ersten Division kein halbes Hundertel, bey der zweyten kaum ein Tausendtel. Die Fehler rühren daher, weil die Zahlen für die Tangenten und Secanten auch durch die hinzubemerkten Hundertel noch nicht genau genug bestimmt waren. In der, dem Buche angehängten *zweyten Tabelle*, die durch Hülfe der Logarithmen bis auf Zehntausendtel berechnet ist, findet man die Verhältnisszahlen für die beyden grössern Seiten dieses Dreyecks so angegeben: 1,2855; und 1,8794. Weil die kleinste Seite

21—22 darin 9 Hundertel SW.

23 „15,5; *zwey*“ II. Ausg. (Druckf., der in den übrigen Ausgg. vermieden ist).

II. Ausg. 145—147. — SW XI, 158—159. — B II, 143—144. — R II, 64—65. — W I, 185—186.

immer 1 ist, so konnte sie in der Tabelle allenthalben weggelassen werden.

Sollte noch die geringste Dunkelheit nachbleiben, wie die Zahlen die Seiten bestimmen können; so wird doch der Gebrauch des vorhin beschriebenen Instruments, welches die Ganzen, die Zehntel und Hundertel, unmittelbar vor Augen legt, jeden Grad der Deutlichkeit verschaffen können.

[142] Das Dreyeck fig. 3, im welchem an der Spitze der Winkel von 85° getheilt ist in 50° und 35°, findet sich in der zehnten Columne in der siebenten Reihe. Für beyde rechtwinklichte Stücke schreibe man zuerst wieder Radius, Tangente und Secante auf.

50°	55°
100, 119, 155,	100, 143, 174.

Hier ist c d in dem Dreyeck a c d, 100; aber in dem Dreyeck c d b, 143. Der Grund liegt darin, dass in dem letztern der Maassstab, nämlich der Radius d b, kleiner ist, als in jenem, wo c d selbst Radius ist. Sind die Uebungen im Vergrössern und Verkleinern der rechtwinklichten Musterdreyecke sorgfältig angestellt: so muss hier alles verständlich seyn. — So mit verschiedenem Maasse gemessen, kann man nun a d und d b nicht zusammenrechnen; wie doch geschehn muss, um für das ganze Dreyeck die Seite a b zu bekommen. Auch c b, welches augenscheinlich kleiner ist als a c, würde unrichtig durch die Zahl 174 ausgedrückt werden, wenn a c die Zahl 155 behielte.

In einer gegebenen Grösse ist ein kleineres Maass mehrmal enthalten, als ein grösseres. Also wie das Maass kleiner, so wird die Zahl grösser. Aber das Maass für a c d wird kleiner, wenn man auch dieses Dreyeckes Seiten jetzt mit dem nämlichen Maasse, wie c d b, — mit dem [143] Radius d b, ausmisst. Darum ist auch die Zahl für c d *schon* grösser geworden, sie ist von 100 gewachsen zu 143. Eben so müssen nun noch die Zahlen 119 und 155 wachsen, weil für *alle* Seiten von a c d dieselbe Verkleinerung des Maasses statt findet.

Gesetzt, 100 wäre gewachsen zu 200; so wäre es doppelt so gross geworden, wie zuvor; also müssten auch 119 und 155 sich verdoppeln. Oder gesetzt, 100 wäre gewachsen zu 150; so wäre es anderthalbmal so gross geworden, wie vorher; also müssten auch 119 und 155, anderthalbmal genommen werden. Vollends zu 150 ist nun 100 nicht gewachsen. *Wie vielmal so gross* als zuvor es geworden sey, lässt sich ohne Bruch nicht angeben; aber das ist gewiss, dass *eben so vielmal* auch 119 und 115 genommen werden müssen. Nun erinnere man sich an die Regel de tri. Folgendes ist die Rechnung:

30 weil sie für II. Ausgabe (Druckfehler).

II. Ausg. 147–149. — SW XI, 159–160. — B II, 144–145. — R II, 65–66. — W I, 186–187.

100 : 143 = 119 : $\frac{143.112}{100}$	100 : 143 = 155 : $\frac{143.155}{100}$
143	143
119	155
1287	715
143	715
143	143
170,17	221,65

Das Comma verrichtet hier die Division mit 100, wie schon oben gezeigt. — Es ist nun db [144] zu ad, oder 100 zu 170,17 zu addiren. Das giebt 270,17 ac ist der Rechnung zufolge, 221,65; und cb, das sein erstes Maass behalten hat, bleibt 174. Aber cb ist die kleinste Seite, und muss 1 werden. Alle Zahlen nun müssen *gleichvielmal* kleiner werden; darum dividire man 270,17 und 221,65 mit 174.

174)270,17[1,55	174)221,65[1,27
174	174
961	476
870	348
917	1285
870	1218

Die 961 in der dritten Zeile sind Zehntel; die 917 in der 5ten Zeile sind Hundertel; indem man die Zehntel dividirt, bekommt man Zehntel; die Division der Hundertel giebt Hundertel.

Nicht um ein Tausendtel zu gross ist die erste Zahl gefunden; die zweyte stimmt völlig überein mit der zweyten Tabelle, in welcher für diesen Triangel die Verhältnisszahlen 1,5498, und 1,2743 angegeben sind; indem wieder, wie bekannt, die kleinste Seite 1 ist.

Einen ähnlichen Gang, wie in diesen Beyspielen, wird die Rechnung bey allen Dreyecken nehmen; doch sind Modificationen nützlich, um allenthalben mit dem grössten möglichen Vortheil [145] zu verfahren. Der Vortheil besteht zwar hier höchstens in ein paar Hunderteln: — aber, wer rechnen lernen will, muss noch weit kleinere Brüche der vermehrten Sorgfalt und des geschärften Nachdenkens werth halten. — Ueberdas wird es nur durch die Modificationen möglich, die Langeweile von diesen Uebungen zu entfernen. Wie dürfte man doch sonst den Kindern anmuthen, dieselbe einförmige Rechnung so viel mal zu wiederhohlen, als es Dreyecke giebt, die von ihnen mit beharrlicher Aufmerksamkeit beschaut und bedacht werden müssen? Wie würden ihnen diese Dreyecke, aller Tabellen ungeachtet, durch einander schwimmen, wenn

1 . . . „144 = 155" . . . II. Ausgabe . . . statt . . . „143 = 155" I. Ausgabe.

39 SW, B, R drucken den falschen Text der II. Ausgabe; W druckt richtig.
II. Ausg. 149—151. — SW XI, 160—161. — B II, 145—146. — R II, 66—67. — W I, 187—188.

es nicht Unterschiede gäbe, die beobachtet seyn wollen, damit die Rechnung, so wie sie der Lehrer fordert, geleistet werden könne.

Die Dreyecke zerfallen in dieser Rücksicht in 4 Klassen. Man sehe die erste Tabelle. Diejenigen stumpfwinklichten Dreyecke, bey denen beyde Winkel am Perpendikel 45° oder darüber sind, machen eine Klasse. Die zweyte enthält die, bey denen ein Winkel am Perpendikel unter 45° ist. Unter den spitzwinklichten Dreyecken gehören zur dritten Klasse die, welche wenigstens einen Winkel am Perpendikel haben, der 45° oder darüber beträgt. Die vierte Klasse schliesst diejenigen in sich, bey denen kein Winkel am Perpendikel die [146] Grösse von 45° erreicht. Die letztre Klasse legt der Rechnung am meisten Schwierigkeit in den Weg, ist aber auch am mindesten zahlreich; die meisten Dreyecke fasst die erste Klasse in sich, und diese sind auch am leichtesten, und im Ganzen am sichersten zu berechnen.

Das Verfahren, was die erste Klasse erfordert, ist an dem Beyspiel fig. 5 vollkommen gezeigt. Nur um die Rechnung, frey von allen Zwischenbemerkungen, übersehen zu lassen, hier noch ein Beyspiel. Es sey das Dreyeck was die erste Tabelle in der 16ten Columne in der 15ten Reihe zeigt.

```
                 75 | 80
      100, 373, 386 | 100, 567, 575
                 373
                 567
                 ---
                 940

386)940[2,43                 386)575[1,49
    772                          386
    ----                         ----
    1680                         1890
    1544                         1544
    ----                         ----
     1360                         3460
     1158                         3474
     ----
      202
```

Bey der letztern Division ist am Ende eine 9 gesetzt, wo die Division eigentlich nur eine 8 zuliess, denn 3474 ist grösser als 3460. Aber nur [147] um 14 grösser; welches im Vergleich mit den Zahlen selbst sehr wenig beträgt. Daher stimmt diese Rechnung immer noch sehr nahe zusammen mit der, nach welcher die zweyte Tabelle gemacht ist. Diese giebt: 1,4905. Auch aus der gegenwärtigen Rechnung hätte sich die 9 gefunden, wäre nur die Secante von 80° nicht um die 8 Tausendtel verkürzt gewesen, die ihr noch gehören. —

Bey den Dreyecken der zweyten Klasse ist das Perpendikel zugleich als Radius und als Tangente anzusehn, jenes in dem grössern, dieses in dem kleinern rechtwinklichten Stücke, welche durch den grössern und durch den kleinern Winkel am Perpendikel, bestimmt

II. Ausg. 151–153. — SW XI, 161–162. — B II, 146–147. — R II, 67–68. — W I, 188–190.

werden. Man kann also nach dem zweyten Beispiele rechnen. Dann ist bey dem Dreyeck fig. 6, so zu verfahren:

50	60
100, 119, 155	100, 173, 200
$100 : 119 = 173 : \frac{173.119}{100}$	$1\not{0}\not{0} : 119 = 2\not{0}\not{0} : \frac{119.200}{100}$
173 119 ——— 1557 173 173 ——— 205,87 100 ——— 305,87	119 2 ——— 238
[148] 155) 305,87 [1,97 155 ——— 1518 1395 ——— 1137 1085 ——— 52	155) 238 [1,53 155 ——— 830 775 ——— 550 465 ——— 85

Diese Zahlen sind so genau wie man es hier verlangen kann; daher ist die Veränderung der Rechnung, welche vermittelst des *ausser* dem Dreyecke *fallenden, Perpendikels* be gemacht werden könnte, in gegenwärtigem Falle nicht nöthig. Eine solche Veränderung wird aber nützlicher bey fig. 7; und soll daran gezeigt werden, nachdem zuvor die Rechnung auf dem gewöhnlichen Wege geführt ist.

55	80
100, 143, 174	100, 567, 575
$100 : 143 = 567 : \frac{567,143}{100}$	$100 : 143 = 575 : \frac{575.143}{100}$
567 143 ——— 1701 2268 567 ——— 810,81 100 ——— 174) 910,81 [5,23 870 ——— 408 348 ——— 601 522 ——— 79	575 143 ——— 1725 2300 575 ——— 174) 822,25 [4,72 696 ——— 1262 1218 ——— 445 348 ——— 97

[149] Vergleicht man die zweyte Tabelle: so finden sich für dies Dreyeck in der 16ten Columne, in der 7ten Reihe, die Zahlen 5,2192; und 4,7173. Die Rechnung fehlte also, besonders bey der ersten Zahl, merklicher als gewöhnlich. Das kann man vermeiden.

Es ist schon erinnert worden, dass bey grösseren Tangenten und Secanten die fehlenden Tausendtel nicht so sehr in Betracht kommen, als bey kleineren. Daher sind die grösseren als richtiger angegeben anzusehen; und, wo Wahl statt findet, wird man sie lieber zur Rechnung gebrauchen, als die kleineren.

Nun ist hier die bessere Wahl möglich. Man sehe das Perpendikel b e in fig. 7. Es ist gefället auf die *Verlängerung* der Secante des grössern rechtwinklichten Dreyecks, aus der gegenüberstehenden Spitze des kleinern. Daraus entsteht das Dreyeck e a b; dieses ist ein Theil von einem grössern e b c; und mit demselben hat es den rechten Winkel bey e gemein. e a ist der Radius, e b die Tangente, und a b die Secante in e a b; hingegen in e b c ist e b der Radius, e c die Tangente, b c die Secante. Wie wird man die Winkel in den Dreyecken finden? c hat 10°, b (in dem *ganzen* Dreyeck e b c) muss mit c zusammen 90°, folglich für sich allein 80° betragen. Zieht man davon 55° ab: so bleibt für das *kleine* [150] Dreyeck e a b, bey b noch der Winkel von 25° übrig. Folglich bey a hat dasselbe Dreyeck, um 90° für beyde spitze Winkel voll zu machen, noch 65°. Nun lassen sich die Zahlen aufsetzen, für e a b und e b c. Man wird dieselben durch die Regel de tri auf einerley Maass bringen; alsdann e a *von* e c *abziehn;* und durch a b, — die kleinste Seite von a b c, die 1 werden muss — gehörig dividiren. Dabey hat man den Vortheil, dass jetzt von 65° und 80°, statt vorhin von 55° und 80°, die Tangenten und Secanten in die Rechnung kommen. Der Unterschied der Richtigkeit in den für 65°, und für 55°, hier bekannten Zahlen, ist nicht zu gering, um die vorhin gefundenen Resultate merklich zu berichtigen.

65	80
100, 214, 236	100, 567, 575
$100 : 214 = 567 : \frac{567.214}{100}$	$100 : 214 = 575 : \frac{575.214}{100}$
567	575
214	214
2268	2300
567	575
1134	1150
1213,38	1230,50
100	
1113,38	

II. Ausg. 154–156. — SW XI, 163–164. — B II, 148–149. — R II, 69–70. — W I, 191–192.

[151]

236) 1113,38 [4,71	236) 1230,50 [5,21
944	1180
1693	505
1652	472
418	330
236	236
182	94

Dass bey fig. 7 die Veränderung der Rechnung nöthiger war, als bey fig. 6, rührt hauptsächlich daher, weil dort in den Regeln de tri nicht so grosse Zahlen multiplicirt wurden, folglich das Fehlerhafte der kleinen tang. und sec. sich nicht so sehr vervielfältigte, wie hier. Und die grossen Zahlen kommen offenbar von den grossen Winkeln, oder von der länglichtern Form des Dreyecks. Daher erfordern die Dreyecke der letzten Columnen die hier gebrauchte vorsichtigere Rechnung am meisten. Doch sind davon auszunehmen die in den obersten Reihen; bey denen sich die gemeine Rechnung ohnehin der grössern Zahlen bedient.

Die Dreyecke der *dritten* und *vierten* Klasse liegen in der vordern Hälfte der Tafel; wo die schon bemerkten Wiederhohlungen vorkommen, weil man aus jeder Spitze eines Dreyecks, Perpendikel fallen lassen, also auf dreyerley Weise den Triangel in rechtwinklichte Stücke zerlegen kann. Hieraus folgt für die Rechnung eine drey- [152] fache Willkühr; oder vielmehr, man wird überlegen, welche der drey Zerlegungen die sicherste Rechnung gebe?

Der *Unterschied* zwischen den beyden letzten Klassen liegt darin, dass in der dritten es immer möglich bleibt, das Perpendikel für eines der rechtwinklichten Stücke als Radius anzusehn, in der vierten aber dasselbe bey beyden Stücken als Tangente genommen werden muss. Nun erinnert man sich aus den vorigen Rechnungen: dass in den Regeln de tri die erste Zahl immer 100 war, womit man nicht nur leicht dividirte, sondern wobey auch keine Ungewissheit über die Richtigkeit der Zahl statt fand. Diese 100 war nämlich der Radius, der eigentlich 1 seyn sollte, und nur hundertmal grösser gedacht wurde, um die Decimalbrüche als ganze Zahlen behandeln zu können. Der Radius ist selbst das Maass für die übrigen Seiten; es frägt sich daher bey ihm nicht, ob ihm auch Tausendtel, Zehntausendtel u. s. w. fehlen mögen, deren Mangel bey den Tangenten und Secanten immer kleine Ungewissheiten veranlasst. Waren wegen der letztern unsre Rechnungen schon nicht bis auf Tausendtel richtig; so werden sie jetzt noch unsicherer werden, wenn wir in der vierten Klasse uns genöthigt sehn, statt der Zahl 100, eine Tangente zu gebrauchen; die so viel eher Fehler [153] verursacht, je kleiner sie ist. Und hier gerade ist es die kleinste Zahl, die aus einer sicheren sich in eine unsichere verwandelt.

I. Ausg. 156–158. — SW XI, 164–165. — B II, 149–150. — P II, 70–71. — W I, 192–193.

Um dieser Unbequemlichkeit so lange als möglich zu entgehen: ist für die dritte Klasse die erste Regel folgende: Man zerlege das Dreyeck nie so, dass am Perpendikel beyde Winkel kleiner als 45°, und dadurch die gegenüberstehenden Seiten zu Radien würden. Vielmehr sehe man dahin, dass das Perpendikel wenigstens *einen* Winkel *über* 45° neben sich habe, und dadurch selbst zum Radius für eins der rechtwinklichten Stücke werde. — Erinnert man sich überdas noch, dass grössere Tangenten richtiger angegeben sind, wie die kleineren: so wird kein Zweifel über den Gang der Rechnung mehr statt finden.

In fig. 8 ist das Perpendikel c e gar nicht zu gebrauchen, denn es würde in dem Dreyeck b c e sowohl als in a c e, die Tangente seyn; und die noch übrige Wahl zwischen a d und b f entscheidet sich dadurch, dass b f die Tangente eines sehr grossen Winkels bey a ist, folglich vor a d den Vorzug der grössern Richtigkeit hat. So ist also das ganze Dreyeck a b c, zu zerlegen in a b f und b c f, der Winkel bey a habe 85°; der bey c, 40°; folglich der zu dem Dreyeck b c f gehörige bey b, [154] 50°: so geht die Rechnung folgenden bekannten Gang.

50	85
100, 119, 155	100, 1143, 1147
$100 : 1143 = 119 : \frac{119.1143}{100}$	$100 : 1143 = 155 : \frac{155.1143}{100}$
1143	1143
119	155
10287	5715
1143	5715
1143	1143
1360,17	1771,65
100	
1460,17	
1147) 1460,17 [1,27	1147) 1771,65 [1,54
1147	1147
3131	6246
2294	5735
8377	5115
8029	4588
348	527

24 „1134" II. Ausg. statt „1143" in I. Ausg. — 29 „1771,55" fälschlich statt „1771,65" in I u. II. — „154" in I statt „1,54" in II. — 31 „6245" 33 „5105", 35 „517" in II statt „6246", 5115, „527" in I.

36 „1134" drucken fälschlich SW, B. — „1771,55", „6245", „5105", „517" drucken fälschlich SW, B. — R u. W drucken richtig; R macht in einer Anmerkung auf die Druckfehler aufmerksam; „1,54" drucken correct alle Ausgaben.

II. Ausg. 158–160. – SW XI, 165–166. – B II, 150–151. – R II, 71–72. – W I, 193–194

Das Dreyeck findet sich in der 10ten Columne in der ersten Reihe. Die Zahlen sind völlig richtig. — Dasselbe findet sich aber wegen der Wiederhohlungen auch in der 10ten Columne in der 7ten Reihe; und in der 7ten Columne in der ersten Reihe. An diesen drey verschiedenen Orten sind die drey verschiedenen Winkel durchs [155] Perpendikel getheilt. An den zwey letztgenannten Orten war die Theilung unbequem für die Rechnung; an dem ersteren aber hatte man den Triangel aufzusuchen, um dort sogleich durch die Bezeichnung in der Tafel, welche die Zerlegung des Winkels an der Spitze andeutet, auf den rechten Weg des Verfahrens geleitet zu werden. Ueberhaupt suche man die Dreyecke der dritten Klasse, in den obern Reihen, aber in den hintern Columnen; dort findet sich immer ein Winkel am Perpendikel über 45°, und der andre ist so klein, — folglich der ihm entsprechende an der Grundlinie, nebst seiner Tangente so gross, als es in dem Dreyeck möglich ist.

Hingegen die Dreyecke der *vierten* Klasse nehme man, um die Unrichtigkeit möglichst zu vermindern, aus den *vordersten* Reihen *und* Columnen; denn dort werden sich die Winkel an der Grundlinie, und die zugehörigen Tangenten, am grössten finden.

Der Triangel fig. 9 kommt vor in der 6ten Columne in der 5ten Reihe; und dicht daneben in der nächsten Columne und Reihe noch zweymal. Man nehme ihn aber vorn am ersten Orte; oder in der Figur brauche man das Perpendikel b f, welches bey b die spitzigsten Winkel neben sich hat. Die an der Grundlinie sind desto grösser, sie haben 60° und 65°.

[156]

60	65
100, 173, 200	100, 214, 236

100 bedeutet hier das erstemal c f, das zweytemal a f; also beyde Stücke der Grundlinie sind Radien geworden. Dass dies unvermeidlich war, zeigt schon der Anblick der Figur. Mochte man immerhin a b, oder auch b c zur Grundlinie nehmen, so zerfiel sie immer in Stücke, welche beyde kleiner waren, als das sie zerfällende Perpendikel. b f ist wenigstens das *grösste* Perpendikel, in Vergleich mit den Stücken der zugehörigen Grundlinie. Es ist das einemal Tangente von 60°; oder, wenn f c Radius, also 100 ist, so ist b f 173. Das anderemal ist es Tangente von 65°; oder wenn a f Radius, also 100 ist, so ist b f 214. Das zweytemal ist es mit dem kleineren Maasse gemessen, daher wurde die Zahl grösser. In eben dem Verhältniss grösser müssen auch die andern beyden Zahlen werden, die zu dem Dreyeck c b f gehören; weil alle Seiten auf einerley, und zwar auf das kleinste Maass gebracht werden sollen. Also wie 173 zu 214 wächst, so wachsen auch 100 und 200. Daher entstehen folgende Regeln de tri:

[157]

$173 : 214 = 100 : \frac{214.100}{173}$	$173 : 214 = 200 : \frac{214.200}{173}$
214	214
100	200
173) 21400 [123,699	173) 42800 [247,398
173	346
410	820
346	692
640	1280
519	1211
1210	690
1038	519
1720	1710
1557	1557
1630	1530
1557	1384
73	146

Die Divisionen sind hier in Decimalbrüchen fortgesetzt worden; vermittelst der, den Resten angehängten Nullen, welche die übergebliebenen Ganzen als zehnmal so viel Zehntel, die übergebliebenen Zehntel als zehnmal so viel Hundertel darstellen, u. s. f. Das Verfahren war hier nöthig, weil mit den herausgekommenen Zahlen noch weiter gerechnet werden muss. Dazu dürfen ihnen die anhängenden Zehntel und Hundertel nicht fehlen. Dass auch noch Tausendtel gesucht worden sind, geschah darum, weil es sicht-[158]bar war, dass die Tausendtel *in diesem Beyspiel* beynahe ein Hundertel betragen. Dafür werden sie der Kürze wegen auch genommen werden; anstatt 123,699 soll also geschrieben werden 123,70; anstatt 247,398 setze man 247,40. — Es ist nun zuvörderst c f und f a zu addiren, und alsdann noch durch die kleinste Seite, welche hier das herauskommende a c seyn wird, zu dividiren.

123,70
100

223,7. Um mit dieser Zahl, der noch 7 Zehntel anhängen, bequem zu dividiren, denke man sie zehnmal grösser, so wird sie 2237. Um den Fehler, der daraus entstehen würde, wieder gut zu machen, müssen dann auch die Zahlen, welche dividirt werden sollen, zehnmal grösser genommen werden. Dann wird es seyn als hätte man mit 10 multiplicirt und wieder mit 10 dividirt, welches sich aufhebt.

1 $\frac{214.100}{100}$ II. Ausgabe ... statt $\frac{214.100}{173}$ ... I. Ausgabe.

39 Ausser SW haben alle Ausgaben den correcten Text.

II. Ausg. 162–164. — SW XI, 168. — B II, 152–153. — R II, 73–74. — W I, 195–196.

2237) 2360 [1,05	2237) 2474 [1,105
2237	2237
12300	2370
11185	2237
1115	13300
	11185
	2115

[159] Die Vorsicht, mit welcher diese Rechnung angestellt ist, wird dadurch belohnt, dass sie selbst in den Tausendteln beynahe richtig ist. Der letzte Rest in der zweyten Division ist so gross, dass man fast eine 6 statt der zuletzt gefundenen 5 hätte schreiben können; genau wie es die zweyte Tabelle verlangt, die 1,0572 und 1,1064 für dieses Dreyeck giebt. —

Die angezeigten Methoden werden es den Kindern — denen man nur alles genauer erklären, oder vielmehr umständlicher auseinandersetzen muss, — möglich machen, in jedem von den auf der zweyten Tabelle bemerkten Dreyecken, die Verhältnisse der Seiten aus den gegebenen Winkeln zu berechnen. Dies darf nun nur nicht bloss *möglich* bleiben, es muss *wirklich* werden. Einzelne zerstreute Beyspiele wären nur Rechenexempel. Aber die Mannigfaltigkeit der Dreyecke selbst, war es, welche durchlaufen, welche ganz eigentlich ein Gegenstand der Kenntniss werden sollte. Dem Mathematiker würde es hinreichen, Methoden zu besitzen, nach denen er *in vorkommenden Fällen* sich helfen *könnte*. Aber um die Anschauung zu bilden, ist die *Bekanntschaft* mit allen hier möglichen Fällen, und die geläufige und bestimmte *Unterscheidung* derselben, — die Hauptsache; das Rechnen ist bloss ein Hülfsmittel, um zu der [160] Hauptsache zu gelangen. Nur damit das Auge veranlasst werde, in den Lagen dreyer Puncte auch kleine Unterschiede zu bemerken, — damit es die verschiedenen Entfernungen dieser Puncte genauer mit einander vergleiche, an einander messe, — damit es beachte, wie stark oder gering ein paar Linien oder Entfernungen gegen einander geneigt seyen, — ja überhaupt, damit es dazu komme, das Angeschaute zu gestalten, und die Gestalt zu fixiren; aus den unzähligen Verhältnissen, die ein einziger Anblick darreicht, gewisse Hauptverhältnisse herauszuheben; und auf den letztern mit sicherem Fortschritt das Gebäude der übrigen zu errichten: — dazu bedarf es einer vorhergegangenen Beschäftigung mit den einfachen Grundformen; einer Beschäftigung, wodurch diese an sich nicht reizenden Formen, ein Gegenstand des Nachdenkens werden; als solcher sich wichtig, und, wo möglich, interessant machen; aus unmittheilbaren Wahrnehmungen sich in Begriffe verwandeln, die besprochen und gemeinschaftlich beurtheilt werden können. Dazu dient die Rechnung; dazu muss sie nun auch gebraucht werden.

Keins von den Beyspielen, wodurch die Rechnung erläutert und

I. Ausg. 164–166. — SW XI, 169–170. — B II, 153–154. — R II, 74–75. — W I, 196–197.

geübt wird, darf verloren gehn. Was herauskommt, werde jedesmal angeschrieben. Die Producte des Fleisses zu sam-[161]meln, wenn sie auch nur den *Schein* eines Zwecks hätten, wäre schon darum rathsam, weil es weder erfreulich, noch eine gute Gewohnheit ist, verlorne Arbeit zu machen. Die Sammlung der zur Uebung berechneten Dreyecke dient aber hier als erste Anlage einer grössern Sammlung; vielleicht selbst als ein Reiz, einen schon halb gewonnenen Besitz vollständig zu machen.

Man lasse also, wenn auch die Rechnung schon hinreichend geläufig ist, doch die noch fehlenden Musterdreyecke ebenfalls berechnen; so dass der Schüler sich selbst eine Tabelle verschaffe, die mit der hier angehängten zweyten Tabelle überkomme, nur nicht ebensoviele Decimalzifern angebe. Lernen der Kinder mehrere mit einander: so kann die Arbeit einigermaassen vertheilt werden. Indessen ist es besser, wenn sie bloss einander ihre Rechnungen berichtigen, und übrigens jeder alles macht; damit gelegentlich jeder sich alle Dreyecke hinzeichne, und das Auge mit allen gleichförmig bekannt werde. Ausser der Zahlentabelle muss auch noch eine ihr entsprechende *Figurentabelle* entworfen werden; worin alle Dreyecke, soweit es thunlich ist, nach einerley Maass, (so dass immer die kleinste Seite gleich ist,) die sehr länglichten aber nach halb so grossem Maass, gezeichnet seyen. Beyde Tabellen dienen weiterhin zu mancherley Gebrauch.

VII.

Episode. Berechnung der zwischenfallenden Dreyecke.

[162] Für die Anschauung kann es hinreichen, wenn sie die Musterdreyecke zu unterscheiden, und von vorkommenden Dreyecken anzugeben weiss, zwischen welchen von jenen, sie liegen. Aber zur Vorbereitung auf die Mathematik wird es zweckmässig seyn, auch die Continuität zwischen den Puncten, oder die Möglichkeiten, über welche die Dreyecke in den Tabellen hinwegschreiten, genauer zu betrachten.

Dass es in der ersten Tabelle Reihen zwischen den Reihen, Columnen zwischen den Columnen geben könne, ist klar. Schritten die Winkel am Perpendikel nicht von 5° zu 5°, sondern von einem zu einem Grade fort, so würden sehr viel mehrere Dreyecke in die, sich innerlich ausdehnende, Tabelle kommen; die jetzt darin vorhandnen, würden unter den übrigen daraus zerstreut liegen, doch ohne in ihrer Ordnung im mindesten gestört zu seyn. Nur der Platz zwischen je zweyen würde scheinen sich erweitert zu haben, indem er noch vie[l]

36 durchaus zerstreut . . . II. Ausgabe.

39 SW, B, R, W drucken richtig nach der II. Ausg. ohne Angabe der Variante

II. Ausg. 166–169. — SW XI, 170–171. — B II, 154–155. — R II, 75–76. — W I, 197–198.

neue Triangel in sich aufnähme. Und nur *scheinen*, — denn die Distanz von 5 zu 5 Grad wird nicht grösser noch [163] kleiner, man mag sie mit kleinern oder mit grössern Schritten durchwandern.

Gingen vollends die Winkel nur von Minute zu Minute, oder gar von Secunde zu Secunde, so würden der zwischenfallenden Reihen und Columnen noch viel mehrere. Wie viele ihrer aber werden *könnten*, das lässt sich gar nicht bestimmen, denn auch der Schritt von Secunde zu Secunde lässt sich ins Unendliche theilen.

Immer aber würde jedes Dreyeck anzusehn seyn, als bestehend aus zwey rechtwinklichten; immer würden die vorigen Arten der Rechnung passen; — *wenn man nur für zwischenfallende Tangenten und Secanten* die Zahlen besässe.

Der Mathematiker hat gedruckte Tafeln für diese Linien: das ABC der Anschauung kennt nur seine, in jedem Gedächtniss tragbare, und nie im Leben zu verlierende Tafel, nach der bisher gerechnet ist. Wollte man diese Tafel mit neuen Lasten beschweren, so möchte sie brechen. Den kleinen Besitz durch Nachdenken möglichst benutzen, das ist die Sorge, die uns hier geziemt. Dabey aber werden wir fühlbar an die Gränzen stossen, die wir nicht durchbrechen können ohne die Wissenschaft. Eben um dieses Gefühl ist es hier hauptsächlich zu thun. —

[164] Man versinnliche zuvörderst noch einmal, durch Zeichnungen, bewegliche Stäbe, u. d. gl., den beschleunigten Wachsthum der Tangenten und Secanten bey gleichförmig fortschreitendem Winkel. — Die Tangenten von 46°, 47°, 48°, 49°, durchlaufen ohne Zweifel den Unterschied derer von 45° und von 50°. Eben so wird der Unterschied derer von 50° und von 55°, durchlaufen von den zwischen liegenden für 51, 52, 53, 54°. Und so auch jeder der folgenden Unterschiede, die auf fig. 1. zwischen den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, sichtbar sind, wird in 5 Theile zerschnitten werden, wenn man zwischen die dort gezeichneten Tangenten alle diejenigen einschieben will, die dem von Grad zu Grad fortschreitenden Winkel gehören. — Werden es aber fünf *gleiche* Theile seyn, worin jeder der Unterschiede zerfällt? Gewiss nicht. Die ersten Theile werden kleiner, die letzten grösser seyn. Indessen, wenn man nicht bestimmt, sondern nur *im Durchschnitt* angeben wollte, um wieviel die Tangenten in der oder der Gegend wüchsen: dazu könnte man jeden der Unterschiede in 5 gleiche Theile eintheilen. Hier, wo wir kein Mittel haben, die Abtheilungen genau zu bestimmen, werden wir uns schon begnügen müssen, die Theile Anfangs gleich zu machen und etwa nachher sie einigermaassen zu berichtigen.

[165] In folgender Tafel finden sich, neben den bekannten Tangenten und Secanten, ihre Unterschiede oder Differenzen; und jede der Diffe-

35—36 abgeben wollte SW.

II. Ausg. 169—171. — SW XI, 171—172. — B II, 155—156. — R II, 76—77. — W I, 198—199.

renzen ist dann weiter mit 5 dividirt. Z. E. die Differenz der Tangenten von 45° und von 50° ist 19 Hundertel; davon der fünfte Theil ist — beynahe — 4 Hundertel.

	Tang.				Sec.			
45°	1,	Diff.			1,41	Diff.		
		0,19		0,04		0,14		0,03
50°	1,19				1,55			
		0,24		0,05		0,19		0,04
55°	1,43				1,74			
		0,30		0,06		0,26		0,05
60°	1,73				2,			
		0,41		0,08		0,36		0,07
65°	2,14		: 5 =		2,36		: 5 =	
		0,60		0,12		0,56		0,11
70°	2,74				2,92			
		0,99		0,20		0,94		0,19
75°	3,73				3,86			
		1,94		0,39		1,89		0,38
80°	5,67				5,75			
		5,76		1,15		5,72		1,14
85°	11,43				11,47			

Im Durchschnitt also werden, zufolge dieser Tabelle, zwischen 45° und 50° Tangenten von Grad zu Grad um 4 Hundertel, zwischen 50° und 55° um 5 Hundertel, zwischen 55° und 60° um 6 Hundertel wachsen, u. s. w. So findet man die Tangente von 46° ungefähr 1,04; die von 47° ungefähr 1,08; u. s. w. die von 51° un-[166]gefähr 1,24; (soviel als 1,19 und 0,05); die von 58° ungefähr 1,61; (soviel als 1,43 und *dreymal* 0,06; weil 58° soviel ist als 55° und 3°;) die von 59° ungefähr 1,67; u. s. f.

Dies muss nun so berichtigt werden, dass die erstern von den jedesmaligen 5 Fortschritten, kleiner, die letztern aber, oder der letzte wenigstens, grösser werden, als es im Durchschnitt angegeben ist. Bis zu 65° hin ist die Berichtigung, für die gegenwärtige Absicht, leicht. *Man werfe nur jedesmal ein Hundertel weg.* Z. B. statt 1,04 setze man 1,03; statt 1,08; setze man 1,07; statt 1,67 kommt 1,66; u. s. w. Der letzte Fortschritt wird dann von selbst grösser. Ist die Tangente von 59°; 1,66; und die folgende von 60°; 1,73; so beträgt dieser Fortschritt, — der letzte unter den fünfen zwischen 55° und 60°, — offenbar 0,07; er ist also um 0,01 grösser, — und *musste* es werden, weil

35 „10,8" fehlerhaft in II statt „1,08" in I. — 39 „*musste*" ist in II nicht gesperrt gedruckt.

40 SW, B, R, W drucken im ersten Falle nach I, im zweiten nach II; aber ohne Angabe der Variante.

II. Ausg. 171–172. – SW XI, 172–173. – B II, 156–157. – R II, 77–78. – W I, 199–200.

man die 4 vorigen Tangenten alle um 0,01 kleiner nahm, als es im Durchschnitt angegeben war.

Offenbar ist diese Berichtigung sehr roh, bloss nach Gutdünken aufs Gerathewohl hin gemacht. In wie fern, und bis wie weit sie brauchbar sey, davon würde man sich schlecht überzeugen, — wenn nicht die grossen Tafeln der Mathematiker ihre Zustimmung gäben. Aber auch dies ist über 65° hinaus nicht mehr der Fall. Und zeigt nicht schon das Augenmaass, dass die grössern Tan-[167]genten von dem, was im Durchschnitt angegeben wurde, sehr viel mehr abweichen als um 1 Hundertel? Versuche man doch, die Tangenten zwischen 75° und 80° nach der vorigen Weise zu bestimmen. Werfe man, wenn man will, mehr als ein Hundertel weg; wende man alle Sorgfalt an, um den ganzen Unterschied — der hier, nach der Tabelle, 1,94 beträgt, — in fünf ungleiche, immer wachsende Theile zu zerlegen; — wird man die richtigen Zahlen errathen? Sie finden sich in folgender Tafel:

75°	3,73	Diff.	
		0,28	
76°	4,01		(4,12
		0,32	
77°	4,33		4,51
		0,37	
78°	4,70		4,90
		0,44	
79°	5,14		5,29)
		0,53	
80°	5,67		

Die letzten, eingeklammerten Zahlen sind die, welche nach der Angabe im Durchschnitt, gekommen wären; die man also zu berichtigen gehabt hätte. Im Durchschnitt wäre nämlich jede Differenz 0,39; man sieht an diesem Beyspiel, wie die ersten drey Differenzen kleiner, die zwey letzten aber grösser sind.

[168] Das bisherige wird hinlänglich andeuten, wie der Lehrer auf den Fortschritt solcher ungleichförmig wachsender Grössen, wie die Tangenten und Secanten sind, die Aufmerksamkeit zu richten, und die Erwartung durch Versuche zu spannen habe, ehe er die Zahlen selbst giebt. (Das nämliche ist beim Vortrage mathematischer Anfangsgründe, bey den Logarithmen, den Sinus und Cosinus, etc. zu beobachten.) — Auch die Bemerkung ist hinzuzufügen: dass bey aller Ungleichförmigkeit dennoch die Fortschritte der Tangenten und Secanten, durchaus nothwendig und vollkommen durch die weitere und weitere Oeffnung des Winkels bestimmt werden; dass es also gewiss eine *allgemeine Regel* geben müsse, welche diese Nothwendigkeit, diese Abhängigkeit der

32 Die Bisherige SW.

II. Ausg. 172–174. — SW XI, 173–174. — B II 157–158. — R II, 78. — W I, 200–201.

Tangenten und Secanten vom Winkel, allgemein ausspreche. So wird man einen Begriff von der Mathematik, als der Wissenschaft solcher Regeln, hervorbringen; den manche selbst dann noch nicht haben, wenn sie mit ihrem ganzen Cursus der sogenannten Mathesis pura fertig sind.

Hier folgen nun von Grad zu Grad die Tangenten und Secanten über 65°. Es versteht sich, dass sie nicht zum Auswendiglernen gegeben werden. Sie sind ein Geschenk des Lehrers an diejenigen Schüler, die es schätzen gelernt haben. Sie werden schriftlich auf-[169]bewahrt, und sind eine Vorübung im Gebrauch mathematischer Tabellen.

	Tangenten.	Secanten.
66°	2,24	2,46
67°	2,35	2,56
68°	2,47	2,67
69°	2,60	2,79
70°	2,75	2,92
71°	2,90	3,07
72°	3,08	3,23
73°	3,27	3,42
74°	3,49	3,63
75°	3,73	3,86
76°	4,01	4,13
77°	4,33	4,44
78°	4,70	4,81
79°	5,14	5,24
80°	5,67	5,76
81°	6,31	6,39
82°	7,11	7,18
83°	8,14	8,20
84°	9,51	9,56
85°	11,43	11,47
86°	14,30	14,33
87°	19,08	19,10
88°	28,63	28,65
89°	57,29	57,30

[170] Die Berechnung der zwischenfallenden Dreyecke ist jetzt vorbereitet. — Ein Dreyeck habe folgende Winkel: 74°, 43°, folglich einen dritten von 63°; man verlangt das Verhältniss der Seiten. — Das Dreyeck ist spitzwinklicht, von der dritten Klasse; den vorigen Regeln zufolge soll man es zum Behuf der Rechnung in den obern Reihen und in den hintern Columnen suchen. Man denke sich unter der dritten Reihe, eine eingeschoben, die links an der Grundlinie einen Winkel von 74°

II. Ausg. 174–176. — SW XI, 174–175. — B II, 158–159. — R II, 78–79. — W I, 201–202.

haben wird. Sie geht durch alle Columnen; unter andern trifft sie auch die 10te, wo der Winkel rechts an der Grundlinie 40° beträgt. Dieser würde sich in 41°, und dann in 42°, darauf in 43° verwandeln, wenn man zwischen der 10ten und 9ten Columne, noch Zwischen-Columnen einschöbe. Der Winkel an der Spitze gewinnt, was die andern verlieren, und umgekehrt; hier gewinnt er 1°, und verliert zugleich 3°, folglich verliert er in allem 2°, und wird 63° aus 65°. So ist der Ort des Dreyecks in der ersten Tabelle bestimmt. Wie der Winkel an der Spitze zerfället werde, das zeigen die an der Grundlinie, deren jeden er zu 90° ergänzen muss. Die 63° zerfallen nämlich in 16°, um den von 74°, — und in 47°, um den von 43° zu ergänzen. Man gebraucht demnach zur Rechnung die Tangenten und Secanten [171] von 74° und von 47°. Die von 74° stehn in der eben gegebenen Tabelle. Die von 47° zu finden, ist auch gezeigt. Zur Tangente 1 addire man 2mal 0,04 weniger 0,01; zur Secante 1,41 addire man 2mal 0,03 weniger 0,01; so ist die Tangente, 1,07; und die Secante 1,46. Die Rechnung geht dann durchaus wie vorhin. Sie ergiebt, dass die Seiten sich beynahe verhalten wie 1; 1,3; 1,4; oder wie 10; 13; 14. Vergleicht man die zweyte Tabelle, so zeigt sich, wie diese Zahlen zwischen die dortigen fallen.

Folgende Beyspiele zur Uebung kann jeder, der mit logarithmischen Rechnungen umzugehn weiss, sehr leicht nach Belieben vermehren:

Gegebene Winkel:		Verhältniss der Seiten:
17°, 93°, 70°	. . .	1; 3,415; 3,214
119°, 60°, 1°	. . .	1; 50,11; 49,62
143°, 15°, 22°	. . .	1; 2,325; 1,447

Für die Form des Unterrichts ist hier noch einmal allgemein zu bemerken: dass der Lehrling, wenn ihm die Winkel gegeben sind, allemal zuerst sich die ungefähre Gestalt des Dreyecks, wenn auch nur ganz roh auf der Schiefertafel entwerfen, und während dem Rechnen vor Augen behalten muss. Dies hält die Bedeutung der Zahlen gegenwärtig; und sichert vor Verwechselungen.

VIII.

Zusammenfassung des Gewonnenen. Trigonometrische Fragen.

[172] Die Summe der geforderten elementarischen Anschauungen ist jetzt bey einander. Eine jede derselben hat auch ihre Zahl; und ist dadurch nicht nur bezeichnet, fixirt; wie in der Sprache der Gedanke durch sein Wort, jede Sache durch ihren Namen: — sondern auch

II. Ausg. 176–178. — SW XI, 175–176. — B II, 159–160. — R II, 79–80. — W I, 202–203.

ihrem eigensten Wesen nach begriffen, und der Begriff erschöpfend ausgedrückt. Reine Gestalt, ohne Grösse, — das blosse *Verhältniss* der Form, — ist überall kein Gegenstand des körperlichen Sehens; nur der Zahlbegriff erreicht es wahr und ganz. — Vermittelnd aber tritt die Phantasie zwischen den Begriff und die Anschauung; ohne die Grösse von der Gestalt ganz zu verbannen, macht sie sie *zufällig*, indem sie *vergrössert* und *verkleinert.* So ist auch hier der Uebergang von den Figuren zu den Zahlen, erleichtert durch grössere und kleinere Darstellung der nämlichen Form; wozu theils Uebungen im grössern und kleinern Zeichnen, theils das durch fig. 4 angedeutete Instrument, dienten. Hat also der Lehrer sein Amt wohl verwaltet, hat er seine Schüler nicht etwa in mechanisches Rechnen versinken lassen: so muss jetzt mit jeder unsrer dreyeckigen Muster-[173]formen, das Auge, die Einbildungskraft, und der Verstand, gleich vertraut, gleich befreundet seyn.

Es kommt jetzt darauf an, alles das einzelne wohl zu verbinden; die vielen Zahlbegriffe zu einem *Gedankenganzen* zu erheben; sie als *übergehend*, als *fliessend* in einander, und dadurch alle als ein einziges *Continuum* darzustellen. Dazu bedarf es zuerst einer aufmerksamen Betrachtung der zweyten Tabelle, und alsdann einiger Uebungen, welche Veranlassung geben, diese Tabelle nach allen Richtungen zu durchsuchen und zu durchkreuzen.

Aus der zweyten Tabelle sind alle Wiederhohlungen weggelassen. So steht jetzt links an der Spitze das *gleichseitige* Dreyeck allein; je weiter von dieser Spitze, desto mehr entfernt man sich von der Gleichseitigkeit. Jede Columne endigt sich in ein *gleichschenklichtes* Dreyeck; auch oben fangen die Columnen abwechselnd mit *völlig* oder *beynahe* gleichschenklichten Dreyecken an. Der Unterschied zwischen den untern, und den obern gleichschenklichten Triangeln liegt darin: unten

---

1 ihrem Wesen II. Ausgabe.

1—2 Begriff gehörig ausgedrückt II. Ausgabe.

2—3 „— das blosse Verhältniss der Form, —“ fehlt in II. Ausgabe.

4 Zahlbegriff erreicht die Verhältnisse der Form II. Ausgabe. Dazu ist in II folgende Anmerkung gemacht: . . . . Form*)

*) Doch erreicht er nicht das eigentlich-Räumliche; *Distanz überhaupt;* und *Lage* oder *Winkel.* Darum darf ein ABC der Anschauung seinen eigenthümlichen Unterschied von einer bloss versinnlichten Zahlenlehre, nicht verfehlen.

---

17 Zahlenbegriffe SW, W.

30 u. 31 SW, B, R, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante.

32 SW, B, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante; R giebt die Variante.

33 SW, B, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante; R giebt die Variante.

II. Ausg. 178–180. – SW XI, 176–177. – B II, 160. – R II, 80–81. – W I, 203–204.

ist jedesmal ein Schenkel gleich der kleinsten Seite, und darum 1; der andre Schenkel ist dann die in der Tabelle ausgelassne kleinste Seite selbst. Hingegen oben sieht man zwey gleiche Zahlen, beyde grösser als 1; sie sind die [174] Schenkel, und die ausgelassne kleinste Seite ist die Grundlinie. Also bey den untern Dreyecken ist die Grundlinie grösser, bey den obern kleiner als die Schenkel.

Eben weil man sich von der Linken zur Rechten immer weiter von der Gleichseitigkeit entfernt: nehmen die Zahlen *in den Reihen* immer zu; sie bedeuten nämlich Seiten, die im Vergleich mit der kleinsten immer grösser werden. Der Winkel rechts am Perpendikel*) öffnet sich immer weiter; dadurch wächst die rechte Seite und die Grundlinie; hingegen der Winkel links, bleibt durch jede Reihe hindurch immer derselbe, und mit ihm bleibt auch die kleinste Seite unverändert. Alle Dreyecke nämlich, die auf der zweyten Tabelle vorkommen, haben vermöge der Einrichtung der Tabellen, ihre *kleinste Seite* [175] *jedesmal links; die mittlere rechts; und die grösste liegt als Grundlinie unten.* Dies rührt daher, weil in der ersten Tabelle, wenn man die Wiederhohlungen abschneidet, der grösste Winkel allemal in der Spitze, und der kleinste rechts liegt; wodurch die gegenüberstehenden Seiten bestimmt werden.

Eine kleine Verwirrung könnte in dem Gebrauch des Worts: Grundlinie, bey den obern gleichschenklichten Dreyecken entstehn; man wird sie indess durch eine Warnung leicht verhüten. Es liegt nämlich von den Schenkeln dort einer unten; und die kleinste Seite, welche die Grundlinie seyn sollte, wenn das Dreyeck seine gewöhnliche Lage hätte, hat ihren Platz, wie allemal, zur Linken. —

Ein wenig minder leicht, wie in den Reihen, ist der Fortschritt der Zahlen *in den Columnen* zu erklären. Zuvörderst sondere man die spitzwinklichten Dreyecke ab; und behalte nur die stumpfwinklichten, also das, was der Diagonale, welche durch die rechtwinklichten läuft, zur Rechten liegt. — In jeder Kolumne bleibt der Winkel *Rechts* am Perpendikel, unverändert; der linke thut sich auf, und durch ihn *wächst*, nebst der Grundlinie, *die kleinste Seite.* Aber diese ist es, mit welcher die übrigen Seiten verglichen werden. Sie ist das *Maass* für diesel-[176]ben. Wird nun das Maass grösser: so ist es nicht mehr eben so oft in dem Gemessenen enthalten; die Zahl, welche dieses *So*

*) Wegen der Winkel vergleiche man immer die erste Tabelle. In der zweyten konnten die Zahlen für die Winkel nicht wohl so gestellt werden, dass sie die *Lage* derselben andeuteten. Vielmehr sind rechts neben den Reihen *die* Winkel bemerkt, welche, der hier gewählten Darstellung gemäss, links gedacht werden müssen. Oben finden sich die, welche rechts hin gehören. Die grössern Zifern bedeuten die Winkel an der Grundlinie; die kleinern die am Perpendikel, welche zusammen den in der Spitze geben. Man übe die Einbildungskraft, diese Zahlen gleich an ihren Ort hinzudenken.

II. Ausg. 180–182. — SW XI, 177–178. — B II, 160–161. — R II, 80–82. — W I, 204–205.

oft angiebt, wird kleiner. Das ist der Grund, warum die Zahlen abnehmen, wenn man in den Columnen herunter geht. Zuletzt wird die linke Seite der rechten gleich; dann ist das Dreyeck gleichschenklicht, und die Columne zu Ende.

In den stumpfwinklichten Dreyecken nehmen aus dem angezeigten Grunde *beyde* Zahlen ab. Die Grundlinie wächst zwar auch, indem die kleinste Seite zunimmt. Aber man lasse diese letztre immer grösser, man lasse sie *unendlich* werden, — die Grundlinie wird dann auch unendlich, — und der *Unterschied* beyder wird, gegen sie selbst, *immer unbeträchtlicher;* man kann sie beynahe für *gleich* ansehn. Nennt man alsdann die Seite, 1, so ist auch die Grundlinie kaum mehr als 1. Hier in unsern Columnen darf nun zwar die linke Seite nicht die rechte übersteigen; indessen erklärt die eben gemachte Bemerkung einigermaassen, dass die Grundlinie, obgleich sie wächst, sich doch dem Verhältniss der Gleichheit mit der kleinsten Seite, annähert; und dass daher ihre Zahl, welche diese Annäherung des Verhältnisses ausdrücken muss, nicht grösser, sondern nur kleiner werden kann.

[177] Dies letztre nun passt nicht auf die *spitzwinklichten* Dreyecke; (welche *über* der, durch die rechtwinklichten laufenden Diagonale zu finden sind.) In ihnen sieht man die grössere Zahl, welche die Grundlinie andeutet, beständig zunehmen; nur die kleinere nimmt ab. Freylich die Zahl für die rechte Seite muss abnehmen, weil die rechte Seite unverändert bleibt, während ihr Maass, die linke, kleinste Seite wächst; dies versteht sich aus dem vorigen. Aber dass die Zahl für die Grundlinie nicht eben darum auch zunehmen müsse, weil die Grundlinie selbst zunimmt: das ist so eben gezeigt; und nun findet sich doch, dass die Zahl hier mit der Linie wächst. Das eine gilt bey den stumpfwinklichten, das andre bey den spitzigen Dreyecken; aber wie kann dieser Unterschied der Dreyecke machen, dass die Grundlinie, die doch in beyden Fällen wächst, dort abnehmende, hier zunehmende Zahlen bekömmt?

Diese Schwierigkeit ist für den Mathematiker keine; er weiss aus dem Verhalten der Sinus, dass es nicht anders seyn könne. Aber hier lässt sich die Sache nicht ins Licht setzen. Sie muss bemerkt werden als eine künftige Frage an die Mathematik.

Einigermaassen kann fig. 10 zur Erläuterung dienen. Man vergleiche die Dreyecke abc, und [178] aec. Wenn die Linien ab, und ae, durch weiteres Oeffnen des Winkels, jede in die ihr zunächst liegende punctirte Linie übergeht: was folgt daraus für die Grundlinie und für die kleinste Seite? Beyde gewinnen; aber, wenn der Winkel am Perpendikel klein ist, wie bey ab, so ist der Wachsthum der kleinsten Seite unbedeutend; die Grundlinie nimmt weit stärker zu. Also gewinnt das *Gemessene* weit mehr als das *Maass.* Hingegen, wenn der Winkel am Perpendikel gross ist, wie bey ae, dann gewinnen beyde

ungefähr gleich viel. — Nun kömmt es noch darauf an, ob der Wachsthum der Grundlinie *im Vergleich mit ihr selber* beträchtlich sey? Und dies hängt davon ab, wie gross sie, und mit ihr der Winkel auf der *andern* Seite des Perpendikels sey? Geht sie bis f: so bedeutet ihr Wachsen nicht so viel, als wenn sie nur bis c geht. Aus diesem zusammengenommenen sieht man soviel, dass der Winkel in der Spitze, der die beyden am Perpendikel in sich fasst, nicht gar gross seyn darf, wenn die Grundlinie verhältnissmässig mehr wachsen soll, als die kleinste Seite. Ist er grösser als 90°: so sagt die zweyte Tabelle, dass die kleinste Seite im Vergleich mit sich selbst und mit den übrigen Seiten mehr zunimmt, als die Grundlinie; daher dann die Zahl für die letztre, kleiner wird.

[179] Noch sind die bisherigen Betrachtungen, — welche die Geduld nicht ermüden dürfen, weil sie zum Gebrauch der zweyten Tabelle nothwendig sind, — nicht genau, nicht bestimmt genug angestellt. Es reicht nicht hin, nur bloss zu wissen, *dass* gewisse Grössen wachsen oder abnehmen; man muss auch nachforschen, *wie weit, wie schnell,* sie fortschreiten, und hier hauptsächlich ist auch der *Unterschied* zwischen den beyden Zahlen, die zu einerley Dreyeck gehören, in Betracht zu ziehn.

Man durchlaufe die Reihen. Es zeigt sich, dass die Zahlen *immer schneller* wachsen. Dies erklärt sich sogleich, wenn man sich die Dreyecke vorstellt, und sich erinnert, wie der Winkel rechts am Perpendikel seine Tangente und Secante immer mehr beschleunigt, je weiter er sich öffnet. Endlich ist auch klar, dass dies Wachsen gar nicht auf die Zahlen in der Tafel beschränkt ist, sondern ins Unendliche fortgeht, wenn man den Winkel noch über 85° öffnet.

Man durchlaufe die Columnen; zuerst die hintern. Noch hinter der, welche auf der Tafel die letzte ist, würde es Columnen geben, wenn man die Reihen verlängerte. Diese Columnen würden oben mit weit grössern Zahlen anfangen. Schon die hinterste der Tafel hat ungleich grössere Zahlen als alle andre Columnen. Sie endigt [180] sich aber mit 1, und 1,9924; *durchläuft also die nämlichen Zahlen, welche auch in den andern Columnen vorkommen.* Dasselbe gilt von jeder hintern Columne in Beziehung auf die ihr vorhergehenden. Dieser Umstand macht es etwas mühsam, gegebenen Zahlen ihren Ort in der Tafel anzuweisen. *Einzelne* Zahlen könnte man, wenn sie nicht viel über 1 und 2 betragen, fast allenthalben hinbringen. Für ein bestimmtes Dreyeck werden ihrer nun allemal zwey gegeben seyn; dann kommt es darauf an, *den* Ort zu finden, wohin sie *beyde zugleich* passen. Wären zum Beyspiel 1,6; und 2; gegeben: so sieht man die Zahl 1,6; an mehrern Orten in der Tafel, z. B. in der Reihe XIII, Co-

6 „sieht man“ in I zwei Mal gedruckt. Alle andern Ausgaben drucken correct.
31 als andre Columnen SW, W.

II. Ausg. 184—187. — SW XI, 180—181. — B II, 162—163. — R II, 83—84. — W I, 206—207.

lumne XV; aber dort findet sich nicht zugleich 2, sondern 2,4; also kann hier nicht der Ort für die Zahlen seyn. *Wo* er sey, zu finden: dazu muss man nun auch noch in den *Unterschieden* der Zahlen orientirt seyn, die zu einerley Dreyeck gehören.

Zu diesem Behuf nehmen wir einige Standpuncte in der Tabelle, von wo aus sie sich übersehn lässt.

Man durchlaufe die Diagonale der rechtwinklichten Dreyecke, von der Rechten zur Linken, und zwar so, dass man immer eins überspringt. So findet sich zwischen den Zahlen 11,43 und 11,47 wenig Unterschied; zwischen 3,73 . . . und [181] 3,86 . . . ist er etwas über 1 Zehntel; zwischen 2,14 . . und 2,36 . . etwas über 2 Zehntel; zwischen 1,42 . . und 1,74 etwas über 3 Zehntel; und zwischen 1, und 1,41 . . wenig über 4 Zehntel.

Man durchlaufe die Reihe IX, welche das Feld der stumpfwinklichten Dreyecke in der Mitte theilt. Hier findet sich zwischen 1,41 . . und 1,93 . . der Unterschied von ungefähr 5 Zehntel; zwischen 2,73 . . und 3,34 . . ungefähr 6 Zehntel; und zwischen 8,113 und 8,789 ist er noch nicht 7 Zehntel.

Diese Unterschiede müssen gemerkt werden.

Am Ende jeder Columne ist der Unterschied der zusammengehörenden Zahlen sogleich sichtbar. Er beträgt genau die Decimalbrüche der untern Zahl, weil die Ganzen sich beym Abzug aufheben.

Oben in den Columnen ist kein, oder fast kein Unterschied, er wächst aber immer, bis er die nur genannten Decimalbrüche erreicht. Dieses Wachsen einigermaassen zu verfolgen; dazu dienen die eben bemerkten Unterschiede; denn die meisten und grössern Columnen werden von jener Diagonale und Reihe durchschnitten. —

Die Auflösung der folgenden Fragen, — welche der Trigonometrie angehören, — wird nun hinreichend vorbereitet seyn.

[182] Es kann gefordert werden, aus drey Seiten von angegebener Länge, ein Dreyeck zu machen. Oder von irgend einem Dreyeck können die Seiten bekannt, die Winkel aber unbekannt seyn. Dann ist die Aufgabe: die Winkel zu finden. Desgleichen können zwey Seiten, und ein Winkel, gegeben werden; alsdann ist die dritte Seite nebst den beyden übrigen Winkeln zu suchen.

Bey diesen Aufgaben muss man zuerst Gestalt und Grösse von einander sondern.

Sollten z. B. die Seiten 2, 3 und 4 Fuss lang seyn: so hätte gewiss

---

31—32 „Dann ist . . . . zu finden." fehlt in der II. Ausgabe.

---

39 SW, B, R, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Variante. — 24 „dienen" aus Versehen in I zwei Mal gesetzt. Alle übrigen Ausgaben drucken correct.

II. Ausg. 187—189. — SW XI, 181—182. — B II, 163—164. — R II, 84—85. — W I, 207—208.

das Dreyeck eine bestimmte Grösse. Davon weiss die zweyte Tabelle nichts; bey ihr ist die kleinste Seite immer 1. Aber man kann die 3 und 4 Fuss auch mit den 2 Fuss messen, oder untersuchen, wieviel mal diese in jenen enthalten seyen. Das geschieht, indem 3 und 4 durch 2 dividirt. Wird die Division in Decimalbrüchen fortgesetzt, so müssen die herauskommenden Zahlen sich in der zweyten Tabelle entweder vorfinden, oder man muss ihnen wenigstens ihren Platz unter den dortigen Zahlen anweisen können. Denn alle Zahlen in dieser Tabelle bedeuten ja nichts anders, als wievielmal die kleinste Seite eines Dreyecks von übrigens ganz willkührlicher Grösse, enthalten sey in den beyden andern. Jenen Platz nun zu finden: das ist die Art von Auflösung dieser Fra-[183]gen, welche dem ABC der Anschauung gemäss ist. Methoden, denen der Mathematik ähnlich, wären hier eben so zwecklos als unmöglich. Hier werden die Dreyecke als eine Sache der *Kenntniss*, nicht der Rechnung, betrachtet; und es gilt nur, sie an den Verhältnissen der Seiten so gut wie an den Winkeln zu *erkennen* und unter den übrigen herauszufinden. — Die verlangte Division ist hier sehr leicht.

2) 3,0 [1,5	2) 4 [2
2	4
1,0	
10	

Also die Zahlen 1,5 und 2 müssen in der Tabelle gesucht werden. Dass man nun nicht etwa die 2 in der Reihe VI, Columne XII, für die gegenwärtige halten werde: versteht sich von selbst; denn dort ist die zugehörige Zahl 1,7 . . Wir haben irgendwo zu suchen, wo der Unterschied 5 Zehntel betragen kann; und so ist dort die ganze Gegend verfehlt, obgleich sich in der Nähe jener 2, links, eine Zahl 1,5098 findet, die mit unsrer 1,5 zuzutreffen scheint. — Vielmehr müssen wir uns in der Reihe XI bey den Zahlen 1,41 . . und 1,93 . . orientiren; denn diese haben den verlangten Unterschied. Wohin werden wir uns von dort aus wenden? Die Zahlen müssen wachsen; also gewiss nicht links. Gerade aufwärts [184] und abwärts auch nicht; denn da würde der Unterschied hier zu gross und dort zu klein werden. Also rechtshin. Aber gerade fort in der Reihe, wächst der Unterschied. Schräg unterwärts eben so. Es bleibt also nichts übrig als zur Rechten ganz wenig schräg aufzusteigen. Dass hier die Zahlen 1,41 und 1,93, indem sie zu den benachbarten wachsen, durch 1,5 und 2 hindurchgehn müssen, ist offenbar. Also zwischen den Reihen VIII und IX, und den Columnen XII und XIII muss das Dreyeck liegen. So hat es einen Winkel zwischen 50° und 45°, und einen zwischen 30° und 25°.

Das Aufsuchen der Richtung, wohin man sich wenden musste, ist

II. Ausg. 189—191. — SW XI, 182—183. — B II, 165. — R II, 85—86. — W I, 208—209.

nur zur Uebung der *Umsicht* in der Tabelle, absichtlich ein wenig erschwert. Man vergleiche nur die Reihe XI mit den gleichschenklichten Dreyecken, so sieht man die Richtung, in welcher ungefähr gleiche Unterschiede zu erwarten sind. Die Decimalbrüche 5321 unten in der Columne X, zusammengenommen mit den Zahlen 1,41 und 1,93; — oder die Decimalbrüche 7320, zusammengehalten mit den letzten Zahlen der Reihe XI, deren Unterschied auch beynahe 7 Zehntel beträgt, — zeigen diese Richtung; nur die letztern ein wenig zu schräg. Besonders deutlich aber wird sie durch die obern gleichschenklichten Dreyecke angegeben, wenn man [185] diese in eine Linie zusammenfasst. Bey ihnen ist ohne Zweifel der Unterschied gleich, denn er ist 0, oder es ist gar keiner vorhanden.

Mit Hülfe der letztern Bemerkung ist es nun nicht mehr schwer, allen durch die Seiten bestimmten Dreyecken ihren Ort in der Tafel anzuweisen; und dadurch ihre Winkel zu finden. — Es seyen die Seiten 3, 4 und 5 Fuss lang. 4 und 5 werden zuerst durch 3 dividirt.

3) 4 [1,33 . .	3) 5 [1,66 . .
3	3
1,0	20
9	18
10	20
9	18

Unterschied: 0,33 . . Diesen zu finden, durchlaufe man die angegebene schräge Richtung von der Mitte zwischen den untern Enden der Columnen VIII und IX an. So kommt man sehr bald auf die Diagonale der rechtwinklichten Dreyecke. Auch ist das Dreyeck aus den gegebenen Seiten wirklich rechtwinklicht. Man sieht, wie seine Zahlen zwischen die Reihe VII und VIII in den Uebergang aus Col. X in Col. XI, mitten inne fallen. Ausser dem rechten Winkel hat es daher noch einen zwischen 50° und 55°.

Die Seiten seyen 3, 8, 9 Fuss. $^9/_3$ ist 3; und $^8/_3$ ist 2,666 . . . Der Unterschied, wie vorhin, [186] 0,333 . . Man gehe in der vorigen Richtung weiter rechts. Die Zahlen 2,53 und 2,87 geben den Unterschied noch zu gross, und sie selbst sind zu klein; aber ein wenig weiter aufwärts kommen schon zu grosse Zahlen. Also liegt das Dreyeck zwischen Reihe V und VI, und Col. XIV und XV; und hat Winkel zwischen 65° und 60° und zwischen 20° und 15°.

Die Seiten seyen 10, 13, 14 Meilen. — Meilen oder Fuss thun hier nichts zur Sache. Die Zahlen werden 1; 1,3; 1,4. Der Unterschied 0,1. Diesen findet man nahe unter der Linie der obern gleich-

7 Reihe IX, I. Ausgabe.

II. Ausg. 191–193. — SW XI, 183–184. — B II, 165–166. — R II, 86–87. — W I, 209–210.

schenklichten Dreyecke. Die Zahlen fallen zwischen Reihe V und VI und Col. IX und X. Die Winkel sind zwischen 65° und 60° und zwischen 45° und 40°.

Seyen die Zahlen 10, 19, 25; oder 1; 1,9; 2,5. Der Unterschied also 0,6. Etwas über den untersten Zahlen von Col. XI fange man an, in der bekannten Richtung aufwärts zu gehn. So kommt man auf die Zahlen 2,06 und 2,64; welche schon zu gross sind. Das Dreyeck liegt zwischen Reihe IX und X und Col. XIII und XIV; und hat Winkel nahe an 45° und 20°.

Seyen die Zahlen 1; 1,8; 2,6. — Unterschied 0,8. Winkel sehr nahe 30° und 15°.

Mit Hülfe des Instruments fig. 4 ist es sehr leicht sich hierin zu üben.

[187] Nach aufgelöseter Aufgabe werde jedesmal das Dreyeck entworfen.

Offenbar ist hier *Rückgang* von gegebenen Begriffen zur entsprechenden Anschauung; so wie dort, wo aus gegebenen Winkeln die Seiten berechnet wurden, *Fortschritt* von der Anschauung zu den Begriffen statt fand.

Will man nun noch unmittelbarer, noch mehr *gleichzeitig* die Anschauung mit dem Begriff verbinden: so lässt sich dazu die zweyte der vorhin genannten Aufgaben benutzen, welche zwey Seiten*) nebst einem Winkel, also das Dreyeck theils durch Begriff, theils durch Anschauung, aber durch beydes nur unvollständig giebt, und die vollständige Bestimmung daraus suchen lässt. Ohnehin würde diese Aufgabe bloss aus der Tabelle, oder durch Rechnung sich nur mit Schwierigkeit auflösen lassen. Hier darf man Uebung im Zeichnen und eine schon etwas vertraute Bekanntschaft mit der zweyten Tabelle voraussetzen; und so lässt sich folgender Weg einschlagen:

Ein Dreyeck, worin ein Winkel gegeben ist, kann immer ziemlich genau gezeichnet werden. [188] Ist dies geschehn: so wird schon an der Gestalt, die Gegend in der zweyten Tabelle, wohin es gehört, einigermaassen erkannt werden. Nun nehme man noch den gegebenen Winkel zu Hülfe, der *in dieser Gegend* der Tabelle doch nur *in einer* Linie, (Columne, Reihe, oder Diagonale,) vorkommen kann; — man vergleiche auch das Verhältniss der gegebenen Seiten mit den Zahlen in der Tafel; so wird daraus der eigentliche Ort des Dreyecks ziemlich genau

*) Man halte die gegebenen Seiten nicht für gegebene *Anschauung;* wenigstens nicht in Absicht auf die *Gestalt;* und mit dieser, nicht mit der *Grösse,* haben wir hier zu thun. Die Seiten geben uns nur ihr *Verhältniss,* und dies ist *Begriff.*

5 aufgelöster SW.
31 darum um soviel SW.

II. Ausg. 193–195. – SW XI, 184–185. – B II, 166–167. – R II, 87–88. – W I, 210–211.

bestimmt werden können. Da diese Uebung, Zeichnen erfordert: so lassen sich hier nicht wohl Beyspiele davon geben. Sie ist nur für die Fähigern, und es wird darum soviel eher erlaubt seyn, sich hier weiterer Auseinandersetzungen zu enthalten.

Man würde vielleicht wünschen, dass die Bestimmungen der Dreyecke durch die Seiten, weniger schwankend seyn möchten. Es käme auf grössere Vollständigkeit der Tabelle an; und in der That liesse sich eine ziemlich leichte Methode geben, Mittelglieder in sie einzuschieben. Wäre es erlaubt, den Plan des ABC der Anschauung über das Nothwendige auszudehnen, — wollte man z. B. die Einbildungskraft auch im Vorstellen *körperlicher Räume* üben: — so würden die gegenwärtigen Elementarübungen sich füg-[189]lich bis zum Doppelten vermehren können. Aber bey der geringen Meinung, welche die Pädagogen von den Fähigkeiten der Kinder gewöhnlich hegen, erscheint vielleicht schon das Bisherige Vielen zu schwer und zu lang; — und auf jeden Fall wird es bescheidener seyn, hier abzubrechen.

II. Ausg. 195. – SW XI, 186. – B II, 167. – R II, 88. – W I, 211.

Dritter Abschnitt.

Gebrauch des ABC der Anschauung.

[190] Wer so gefällig gewesen ist, bis zum Ende des vorhergehenden Abschnittes aufmerksam nachzufolgen, der wird, wenn er sich noch nicht verwerfend entschieden hat, wenigstens dem Verfasser nicht erlauben wollen, sich hier schon völlig zu verabschieden. Denn, — abgesehen von allen, vielleicht angemessenen, vielleicht selbst wesentlichen, Erweiterungen, welche der Kreis jener Vorübungen etwa erhalten könnte: — so ist doch noch übrig, denselben *einzufügen*, einzupassen in die übrigen Theile des Unterrichts. Sein *Nutzen* muss sichtbar werden, — eine bestimmte Angabe muss das *Verfahren* zeigen, *wodurch* derselbe gewonnen werden kann: wenn nicht überall dieser Nutzen eine Chimäre scheinen soll, wenn nicht jene vorgeschlagenen Uebungen auf die verhasste Liste der thörichten Luftprojecte gesetzt seyn wollen. Sie würden gewiss nichts besseres seyn, — würden, wie so mancher Unterricht, so manche Lectüre, die man, nicht eingeleitet, nicht fortgeleitet, auf gut Glück in die [191] Mitte der Studien hineinwirft, kaum die unerfreuliche Spur einer vergeblichen Bemühung im Gedächtniss zurücklassen; — wenn die rohe Waare nun ohne alle weitere Verarbeitung, sich selbst überlassen bleiben sollte.

Wie wenig jene Grundformen, für sich allein, in ihrer armen Einfalt zur Verbesserung des Anschauens wirken würden, ist leicht zu denken. Nun wurde zwar schon im Anfange des ersten Abschnitts bemerkt, wie sich dieselben in jeder noch so zusammengesetzten Gestalt, als Bestandtheile vorfänden; und wie die Articulation der Gestalten durch sie erleichtert werden könnte. Die Anwendung des ABC der Anschauung ist dort in der That, dem allgemeinen Begriffe nach, schon angegeben; aber auch nur dem *Begriffe* nach, nur in so fern in der dortigen Unter-

---

21 jene dürftigen Grundformen . . . II. Ausgabe.
21—22 allein, zur Verbesserung II. Ausgabe.

---

29 u. 30 SW, B, W drucken nach der II. Ausgabe ohne Angabe der Varianten; R giebt die Varianten.

II. Ausg. 196—197. — SW XI, 187. — B II, 168. — R II, 88. — W I, 211—212.

suchung dieser Begriff ein Glied *der Gedankenreihe* ausmachte, welche zur Auffindung der Materialien des ABC der Anschauung diente. Soll aber ein Begriff in die *Wirklichkeit* eingeführt werden, soll er daselbst als eine *Kraft* mit andern Kräften in Verbindung und in Conflict treten: so frägt sich sogleich, wie man dieser Kraft ein so beträchtliches *Maass* von *Stärke* zusichern könne, als sie bedarf? Es frägt sich ferner, in welchen Verein mit andern Kräften man sie setzen, wie man diesen Verein wieder in neue [192] Verbindungen einführen müsse, wie weit man *diesen* Faden seiner Bemühungen fortzuspinnen habe, und wo man ihn, als *einen*, nun fertigen, *Hauptfaden* für das ganze Gewebe, abschneiden dürfe?

Das Anschauen, diese unentbehrliche, diese vesteste, breiteste Brücke zwischen Mensch und Natur, — verdient gewiss, so fern es nur irgend einer Kultur durch Kunst fähig ist, dass ihm ein Hauptfaden des pädagogischen Bemühens gewidmet werde. Wo dieser Faden anfange, ist gezeigt; seine fernere Richtung gleichfalls. Er würde nun, wenn man nicht genauer überlegte, etwa dem *Zeichenmeister* in die Hände fallen; dieser könnte sich jener Musterdreyecke bedienen, um, — ein wenig bequemer und sauberer, als mit den verunstaltenden Netzen, Parallelstrichen, u. d. gl., — die Genauigkeit der Copieen durch die, am Original bemerkte Lage gewisser Hauptpuncte, zu sichern. Ein so kleiner Vortheil wäre des Aufwands der Zeit und Mühe schwerlich werth, den die Anfangsgründe kosteten! Aber auch, wie wenig wäre dadurch die grosse Idee: Bildung der Anschauung, erreicht! Diese hat die *Natur selbst* zum Gegenstande; — wie tief muss jede Zeichenübung sich hier subordiniren! Es wäre der höchste Stolz des Zeichenmeisters sowohl als des Lehrers des [193] ABC der Anschauung, wenn sich beyde vereinigen könnten, um der Auffassung der Natur die verlangte Schärfe und Leichtigkeit anzubilden.

Unmittelbar können sie indessen die Hand einander noch nicht reichen. Es wäre ein ungeheurer Sprung von den einfachen Dreyecken des einen, bis zu den höchst zusammengesetzten Combinationen dieser Dreyecke, die der andre fordern würde. Ueberdas würde der Künstler sie nur als erste Hülfsmittel, als Grundanfänge der Gestaltung dulden; er würde verlangen, dass die Aufmerksamkeit zwar von ihnen ausgehn, aber *von* da aus sich *zu* den wirklichen Umrissen, zu dem Runden, Fliessenden, — zum Schönen hinwenden, und darüber das Eckige und Scharfe nun vergessen solle. Die Lehrlinge hingegen, denen die Verbindungen der Dreyecke noch zu thun machten, würden hieran festkleben, — wenn man es ihnen nicht vorher möglich machte, dies, als etwas völlig Fertiges und Ueberstandnes, hinter sich zu werfen.

Zwischen den einfachen Dreyecken, und den zusammengesetzten Formen, welche Kunst und Natur dem Auge darbieten, muss demnach ohne Zweifel ein Uebergang gebahnt werden.

II. Ausg. 197–199. — SW XI, 188–189. — B II, 168–169. — R II, 88–89. — W I, 212–213.

Da könnte man denn durch Hinzufügung und allmählige Verrückung eines vierten Puncts zu dreyen vorher gegebenen, eine Reihe von viersei- [194] tigen Musterformen bilden, — man könnte von da zu Fünfseitigen, Sechsseitigen, Figuren übergehn, und sie, jenen dreyseitigen analog, durch Zeichnen und Rechnen geläufig machen wollen. — Aber zeigt sich nicht sogleich, in welche unendliche Weitläuftigkeit dies verwickeln, welche widrige Verlängerung dadurch den Vorübungen zuwachsen würde?

Bedürfte es so vieler Umstände, so liefe die ganze Sache Gefahr, bey allen zugestandnen Nutzen doch *der Kosten wegen* für unthunlich erklärt zu werden.

Aber es ist auch nicht der geringste *besondre* Aufwand an Zeit und Mühe mehr nöthig; im Gegentheil, es ist Zeit-Ersparung zu hoffen.

Unter den unentbehrlichen und allgemein eingeführten Studien des Knabenalters findet sich eins, das — vielleicht darf man sagen, auf jene Musterdreyecke *gewartet* hat, das ohne sie seine Bestimmung nicht erreichen kann; und das rückwärts ihnen den Gegendienst vollkommen leistet, alle ihre mehr oder minder zusammengesetzten Combinationen, — schon vergrössert und verkleinert, — dem Auge darzustellen, von der Einbildungskraft zurückzufordern, und dadurch beyden geläufig zu machen.

Die *Geographie*, was hat sie zur Absicht? Will sie etwa gewisse Namen von Provinzen [195] und Städten, vertheilen auf andre Namen von Ländern und Welttheilen? Wozu braucht man denn Landcharten? Ohne Zweifel um doch irgend ein, wenn auch noch so confuses, Bild von der gegenseitigen Lage dieser Dinge zu geben. Aber, erreicht denn die Landcharte ihren Zweck, wenn dies Bild confus bleibt? Was wollen jene Gasparischen Charten mit Städten ohne Namen? Was wollen die Pädagogen, die sogar die ganzen Charten von den Knaben abzeichnen und abmalen lassen? — Die *ganze* Charte ist es freylich nicht, was sich der Einbildungskraft *gleichförmig* eindrücken *soll*, wenn sie es durch diese Spielerey auch *könnte*. Aber, in dem Maasse ihrer grössern oder geringern Wichtigkeit, sollen einzelne *Puncte*, einzelne Städte, Vorgebirge, Quellen und Mündungen von Flüssen, (nicht so sehr die stets veränderlichen *Gränzen* der Länder und Provinzen,) in ihrer gegenseitigen Lage so bestimmt als möglich der Einbildungskraft gegenwärtig seyn. Schnell und sicher soll in Gedanken ein ganzer Welttheil durchlaufen werden können. Aber diese Gedankenreise eilt von Hauptstadt zu Hauptstadt, von einem Hafen zum andern, — sie darf unterwegs bey Kleinigkeiten nicht mehr aufgehalten werden, als in so fern sie hier oder da zu verweilen besondern Antrieb findet. Also

17 der Gegendienst I. u. II. Ausgabe.
32 Spielerey doch *könnte* SW, W.

II. Ausg. 199–202. — SW XI, 189–190. — B II, 169–170. — R II, 89–90. — W I, 213–214.

das minder Bedeutende muss nur als zwischen liegend, als enthalten in der [196] Gegend gedacht werden, die durch merkwürdigere Puncte vorher bestimmt ist. Die letztern müssen herausgehoben, müssen vom Uebrigen abgesondert, und nur untereinander, wie entfernt sie auch liegen mögen, verbunden aufgefasst werden. Unmittelbar, ohne allmähliges Umherschleichen durch das Zwischenliegende, müssen sie ihrer Lage nach deutlich vorgestellt werden können.

Dies führt geradezu auf Dreyecke. Es setzt bestimmt jene Vorübungen voraus. Denn nicht mehr noch minder als drey Puncte stehn in einem einfachen und unmittelbaren Verhältniss gegenseitiger Lage; und es kommt nun darauf an, ob der Lehrling fähig ist, drey beliebige Orte auf der Landcharte, abgesondert zu fixiren, und deren Lage von jeder möglichen andern Lage zu unterscheiden? Ob der Lehrer ein Mittel hat, zu erforschen, wie gut oder schlecht dies Fixiren, dies Unterscheiden, vollbracht sey? Ob einer dem andern seine Anschauung mittheilen, prüfen, berichtigen kann? Ob beyde sich in der ganzen möglichen Mannigfaltigkeit dreyeckiger Formen genug zu orientiren wissen, um dem vorliegenden Dreyeck seinen Platz auf diesem weiten Felde bestimmt anzuweisen; — denn dies und nichts anders bedeutet das verlangte Unterscheiden. —

Bey jeder neuen Landcharte, die der Lehrer vorlegt, fange er damit an, die drey wichtigsten [197] Orte auf derselben zu nennen, und zu zeigen. Sie werden ein Dreyeck bilden. Dies wird in eine von den, im zweyten Abschnitt Nummer VI, unterschiedenen vier Klassen fallen. In welche? Das sey die erste Frage. Dann müssen die Columnen und Reihen angegeben werden, zwischen welche es auf den Tabellen einzuschieben sey. Dabey können für Ungeübte das Instrument fig. 4 und die vorhin entworfne Figurentabelle zu Hülfe genommen werden. — Endlich lasse man mit des Dreyecks kleinster Seite das Meilenmaass vergleichen, und nach dem Augenmaasse schätzen, wieviel Meilen sie betrage? Die beyden andern Seiten ergeben sich, wenn man nur die eben gefundene Zahl von Meilen, mit den, dem Dreyecke zugehörigen Zahlen der zweyten Tabelle, multiplicirt. — Es versteht sich, dass hier keine grosse Genauigkeit verlangt wird. — Macht dies noch Schwierigkeit; so sey für *diese* Landcharte dies eine Dreyeck genug. Sobald aber die Uebung wächst, (und sie wird schon wachsen, denn das geographische Studium dauert lange genug,) so nehme man zu dreyen noch einen vierten merkwürdigen Punct derselben Charte, und behandle wenigstens *eins* von den dreyen dadurch entstehenden neuen Dreyecken, auf die nämliche Art. Späterhin kann man einen fünften, sechsten, immer mehrere Puncte hinzufügen; man kann die so ent-[198] standnen vier- fünf- oder mehrseitigen Figuren ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit nach mit einander vergleichen; man kann den so wichtigen Zusammenhang verschiedener Landcharten dadurch deutlich machen; man

kann das Gewebe der Dreyecke an die Bestimmungen der Länge und Breite anknüpfen; — und man wird durch dies alles den Fortgang des geographischen Studiums nicht nur nicht aufhalten, sondern dessen Erfolg beträchtlich beschleunigen.*)

Nur ganz leise und sanft sey bey dieser Anwendung des ABC der Anschauung auf die Geographie, das Benehmen des Lehrers gegen die Zöglinge. Rascher Eifer gehört eher für die Nummern III, V, und VI des zweyten Abschnitts; *dort* gilt es, dreist, behende, und beharrlich, bald ermunternd, bald imponirend, über die Schwierigkeiten der nothwendigen Vorkenntnisse hinwegzuführen. *Hier* kommt es mehr darauf an, die Dreyecke beliebt zu machen, um bald freye und selbstthätige Anwendungen derselben [199] hervorzulocken. Auch werden sie in der Geographie, wo sie, als schon bekannt, das Leichteste sind, eben darum von selbst willkommne Ruhepuncte werden; der ermüdende Lehrling wird sie suchen, und gern bey ihnen verweilen. —

Je glücklicher die jugendliche Phantasie in den Landcharten die Repräsentanten der Erdfläche erkannt hat; desto leichter und ungezwungner werden sich nun unsre Dreyecke zum *gestirnten Himmel* erheben. Seine strahlenden Puncte sind noch offenbarer als die Städte der Landcharte, dazu geeignet, durch die Hülfe jener Vorübungen, und *nur dadurch unverwirrt*, aufgefasst zu werden. Hier verwandle sich vollends alle Führung in Begleitung. Gelegentlich mag man die Sternbilder benennen; doch sey es dem Knaben unverwehrt, sich selbst Thiere, Städte, Grundrisse, Charten, am Himmel zu zeichnen.

Ob durch diese Anwendungen das Auge mit den Combinationen der Dreyecke hinlänglich vertraut gemacht werde: darüber ist wol kaum ein Zweifel möglich. Das Auge, indem es auf einer Landcharte, oder am Himmel verweilt, kann schon bey dem blossen *Gedanken* an Dreyecke überhaupt, fast nicht umhin, ihrer eine Menge sogleich vor sich zu sehn; da es nur darauf ankommt, die *Gleichförmigkeit* des Sehens aufzuheben, und aus allen den vorliegenden Puncten *einige* her-[200]auszusondern. Das willkührliche Umherspielen zwischen Dreyecken, Vierecken, Fünfecken, — das Drehen und Wenden, Zusammenfassen und Sondern, Bauen und Zerstören; Anders und anders schalten und walten mit dem gegebenen Stoffe, — gerade dieses ist ganz die Sache der Kinder, es ist der natürliche Gang, den ihre Betrachtungen jederzeit nehmen. Und so kann man sagen: es komme bey dem ABC der Anschauung überhaupt nur darauf an, den Kindern die Vorstellung von

*) Uebrigens wird wol Niemand um der Pestalozzischen Methode willen, wie solche in der Schrift: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, für die Geographie* angegeben ist, — die vortreffliche Gasparische verlassen wollen. Aber mit der letztern werden sich die Vortheile, welche das ABC der Anschauung gewährt, sehr leicht verbinden lassen.

II. Ausg. 204—206. — SW XI, 191—192. — B II, 171—172. — R II, 91—92. — W I, 215—216.

einem Dreyeck im allgemeinen geläufig zu machen, sie dann auf die mögliche Verschiedenheit der Dreyecke hinzuweisen, und endlich ihnen Gegenstände vors Auge zu bringen, an denen statt regelmässig gebildeter Linien und Flächen, nur hauptsächlich umhergestreute Puncte vorkommen und sich wichtig machen; aus diesen werden sie sich selbst Dreyecke schaffen, samt allen daraus möglichen Combinationen. Also für unsre Vorübungen den schlimmsten Fall gesetzt, den übrigens jeder gute Lehrer verhüten kann und soll; dass, etwa in einer Schule, die Hälfte der Kinder, statt zu zeichnen und zu rechnen, gedankenlos sässe, und das Hornblättchen nebst dem, die Dreyecke darstellenden Instrumente, nur *gaffend anstarrte:* so würde schon dies blosse *Gaffen*, das doch immer ein *Schauen* ist, hier, wie vielleicht bey keinem andern Unterrichte, den Zweck einigerma- [201] ssen erreichen helfen. Folgte nun die Geographie: so würde, bei ähnlichem Hinstarren auf die Landcharte, doch schon die blosse Erinnerung an Dreyecke, das Auge unwillkührlich wecken, das Chaos der durch einander liegenden Städte-Zeichen zersetzen und spalten, und dem Unterricht, der dieser Zersetzung nachhülfe, einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit sichern.

Erst hier ist der eigentliche Gränzstein des ABC der Anschauung. Es war noch nicht zu Ende, so lange zum unmittelbaren Uebergange auf die Mannigfaltigkeit der Naturgegenstände nicht alles vorbereitet lag; nur wurde die Endigung vortheilhaft in einen andern Unterricht eingewebt, um keine eignen Anstrengungen nöthig zu machen.

Den Uebergang selbst zu besorgen: sey nun das Amt des Zeichenmeisters. Er weigere sich dessen nicht; denn er wird seinem eigenthümlichen Geschäfft mehr Würde geben, er wird es selbst glücklicher vollbringen, wenn er seine Kunst zum Mittel macht, um die *Anschauung der Natur* zu bilden. Ob aber für diesen Zweck unser ABC ihm brauchbar seyn könne: darüber ist theils im Anfange des ersten Abschnitts gesprochen, theils dienen vielleicht die folgenden Vorschläge, das [202] *Wie?* der Ausführung näher zu bestimmen. Nur voran noch einige Bemerkungen.

Die Formen, welche die Natur darstellt, werden anders von dem Auge, anders von der Einbildungskraft aufgefasst. Das Auge sieht sie als *flach*, die Einbildungskraft bestrebt sich, sie so vorzustellen, wie sie im *körperlichen* Raume wirklich ausgedehnt sind. Indem dies Bestreben zum Theil gelingt, geräth der Mensch in einen schwankenden Mittelzustand, er sieht ein unbestimmt erhobenes *Relief.* Kunst und Wissenschaft suchen ihn diesem Zustande zu entwinden. Zeichnung und

18—19 B hat keinen Absatz.

II. Ausg. 206—208. — SW XI, 192—194. — B II, 172—173. — R II, 92—93. — W I, 216—217.

Perspectiv lehren die Einbildungskraft, rückwärts zu gehn, und die Fläche des Auges, die sie zerstörte, wiederherzustellen. Körperliche Geometrie, und jede Art von *Anatomie* (das Wort im weitesten Sinne genommen, worin auch die Bergleute, Anatomen der Erdrinde, die Astronomen, Anatomen des Himmels, heissen könnten,) fordern dagegen die Einbildungskraft zur Vollendung ihres Ganges auf, und üben sie, das schwankende Relief bis zu den wahren Gränzen des Körpers auszudehnen, um alsdann auch sein *Inneres*, — die Lagen, die Gänge, die Adern, die er enthält, in ihrer Ordnung und Zusammenfügung, — ja auch die Veränderungen dieser Ordnung, wenn etwa *Bewegungen* im Inneren vorgehn, — sich ohne Verwirrung denken zu können.

[203] Das letztere, eben so schwierige als wichtige Geschäfft der Einbildungskraft, beruht indessen ganz auf der Anschauung. Aus Stücken, von dieser letztern aufgefasst, setzt jene ihr körperliches Bild zusammen. Darum ist Cultur der Anschauung eine so nothwendige Vorbereitung für alle jene Anatomen; — also für Aerzte, Wundärzte, — Mechaniker, Architecten, Zimmerer, — Physiker, Geologen, Astronomen, — und überhaupt für alle Menschen, denen an deutlichen Vorstellungen körperlicher Gegenstände gelegen ist. So viel nothwendiger ist diese Vorbereitung, weil bey der wirklichen Erlernung der, durch jene Namen angedeuteten Künste und Wissenschaften, die Operationen der Einbildungskraft dasjenige sind, was beständig vorausgesetzt, nicht das, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird; daher die Mängel, die Unrichtigkeiten, welche in diese Operationen einschleichen, sich tief verstecken, — der Lehrer nicht begreift, wo es dem Schüler fehle, — und ihn wol gar als einen schlechten Kopf von sich weiset, bloss wegen der Unbehülflichkeit im Imaginiren körperlicher Bilder.

Diese Bemerkung steht hier, theils, um eine Aussicht in die Weite zu gewähren, durch welche hin das ABC der Anschauung seine Wirkung zu erstrecken wünscht; theils, um die Nothwendigkeit eines systematischen Bandes fühlbar zu machen, [204] welches die Lehrer in verschiedenen, und übrigens ganz heterogenen Fächern, umschlingen muss, wenn der Stamm so vieler Fertigkeiten: Bildung des Anschauens, in dem Geiste des Lehrlings gehörig auferzogen werden soll. Schon haben wir den Geographen herbeirufen müssen; aber auch des Zeichners können wir nicht entbehren, eben darum weil die Uebung, das Convexe als flach zu sehen, einen Hauptzweig des Stammes ausmacht; und überdies, weil zuerst die Flächenanschauung auslernen muss, um nachher die körperlichen Bilder richtig und geläufig zusammen zu setzen.

9 er erhält II. Ausgabe.

40 SW, R drucken nach der II. Ausgabe; B u. W nach der I. Ausgabe ohne Angabe der jemaligen Variante.

II. Ausg. 208—210. — SW XI, 194—195. — B II, 173—174. — R II, 93—94. — W I, 217—218.

In Ansehung des letztern könnte man behaupten, dass eigentlich nie ein, im körperlichen Raume construirtes, Ganzes, vollendet imaginirt sey, wenn nicht die Einbildungskraft auch jede perspectivische Projection desselben mit grösster Leichtigkeit sich darzustellen wisse. Doch dies auszuführen wäre hier zu weitläuftig. —

Der Lehrer der Zeichenkunst könnte nun, ungefähr wie der Lehrer der Geographie, aus dem zum Copiren vorgelegten Kupferstich einige hervorstechende Puncte heraus heben, ihre Lage zuvörderst durch Triangel bestimmen, und weiter durch Hülfe andrer Triangel das Zwischenliegende oder Umgebende ihnen anfügen lassen. Dann hätte er das ABC der Anschauung in seinen Dienst genommen; nicht aber durch seine Dienste unsre [205] Zwecke befördert. Ob sein Schüler eine Copie copiren lernt, interessirt uns gar nicht. Wir wünschten ihm vielmehr, er möchte einer so traurigen Nothhülfe zur Erleichterung für seinen Lehrling, gar nicht bedürfen; er möchte die misliche Frage, ob der letztere den Kupferstich auch wol wirklich *als* eine *Abbildung* und einen *Stellvertreter wahrer Natur*, anerkenne und verstehe? — und dies ist doch hoffentlich die Meinung des Meisters? — lieber ganz umgehn können; möchte Mittel haben, vermöge deren er den Schüler mit Erfolg sogleich zum *Zeichnen nach der Natur* anleiten könnte. So würden wir auch zu unserm Zwecke kommen. Denn was der Lehrer hier verlangen würde, das wäre gerade, perspectivisch richtig das Convexe auf die Fläche zu zeichnen; und nachher wieder diese Fläche so zu schattiren, dass sie sich in den körperlichen Raum, den die Natur selbst einnimmt, zu verwandeln schiene.

Vielleicht bedarf es nur eines kleinen Kunstgriffs, um der Zeichnung zur perspectivischen Richtigkeit zu verhelfen; nur setzen wir dabey voraus, der Lehrer wolle unserm ABC sich anschliessen. Um dies zu thun: darf er nicht wohl mit Abbildungen organisirter Wesen, den Anfang machen; denn an diesen ist alles zu rund, zu weich; es lassen sich nicht leicht feste Puncte aufgreifen, über die sich Lehrer und Schüler mit Gewissheit ver-[206]stehn könnten. Hingegen in Landschaften kommt des Zugespitzten, des Eckigen, genug vor; hier ist alles mehr zufällig hingestreut, und erinnert noch an die Landcharte sammt ihren Dreyecken.

Damit sich nun die in der Landschaft hervorstechenden Puncte in flache Triangel zusammenordnen: kommt es nur darauf an, dass ein paar Linien vor der Landschaft schweben, in welche dergleichen Puncte fallen; und dass diese Linien in einer Ebene seyen, welche auf der Axe des Auges senkrecht stehe. Dazu wird sich Rath schaffen lassen. In einem Stabe etwa sey eine Rinne, worin das Ende eines andern Stabes, der mit jenem einen rechten Winkel macht, auf und ab geschoben werden kann. Diese höchst einfache Maschine nehme man mit ins Freye, stelle den ersten, unten zugespitzten, Stab, ver-

mittelst eines Bleyloths senkrecht in die Erde, so dass der Lehrling, welcher davor, aber in einiger Entfernung, steht, gerade an der Gränze dieses Stabes ein paar Haupt-Puncte aus der Landschaft erblicke; dann schiebe man den andern so, dass durch ihn ein dritter Punct berührt werde, und jetzt merke der Lehrling auf das entstehende Dreyeck. Hoffentlich wird es nicht mehr nöthig seyn, jetzt noch von Columnen und Reihen zu reden. Eben so wenig braucht das Dreyeck gleich aufs Papier hingezeichnet zu werden; (im Nothfall würde man höchstens [207] erlauben, die Endpuncte anzudeuten, niemals aber, durch die Seiten des Triangels den Anblick zu verderben.) Aber auf ähnliche Weise wie vorhin, werde die ganze Landschaft durchmustert, bis der Lehrling sich getraut, ohne alles Hülfsmittel in einem Entwurf, der das Werk einiger Minuten seyn muss, die Hauptpuncte oder Striche anzugeben. Diesen corrigire der Lehrer auf der Stelle; und damit sey vorläufig die ganze Uebung geendigt: nur müssen ihr viele ähnliche bald hinter einander (wenigsten alle Tage eine,) nachfolgen. Es kommt hier bloss darauf an, *Schauen* zu lernen, — die Möglichkeit und die Art und Weise, wie die Natur in einer Fläche dargestellt werden könne, völlig zu begreifen und sich durch eigene That zu beweisen; dies muss mit raschem Ernst und ohne alle fremde Beymischung betrieben werden.

Vielleicht genügt es dem Lehrling, nur vor einem Stabe, — oder selbst nur vor einem Baume, — eine Zeitlang das Auge hin und her zu bewegen. So werden ihm nach einander alle Puncte der Landschaft an die Gränze des Stabes, also in eine Fläche fallen, nur dass diese Fläche nicht gleichzeitig gesehn wird, und sich kein Dreyeck wirklich darstellen kann. —

Ist es auf solche Weise gelungen, Augenmaass für die freye Natur zu gewinnen: dann wird we- [208] der Lehrer noch Schüler länger an die Landschaft gebunden seyn. Nicht mehr unmittelbar auf das ABC der Anschauung, aber auf das mit seiner Hülfe erlangte perspectivische Augenmaass, — das nun schon nicht mehr nöthig hat, sich gleichsam auf Dreyfüssen zu isoliren, — können sich Versuche gründen, dem Gips-Abguss oder dem Marmor, die Umrisse des *Menschen* zu entlocken. Der Lehrer mache den Anfang; er zeichne in Gegenwart des Schülers nach einer Büste. Die so entstandne Copie wird gewiss ihr Original repräsentiren; Fläche und Körper werden einander wechselsweise auslegen; der Lehrling wird ihre gegenseitige Beziehung ergreifen, und leicht einen Umriss nachversuchen. Hat das Auge sich wohl unterrichtet, so wird bald die Hand gehorchen müssen. —

Es ist nicht nöthig, noch vieles hinzuzusetzen. Der wahrhafte Künstler sorgt ohne Erinnerung, dass mit der fixirenden Anschauung, — die uns hier allein beschäftigt, — sich früh auch die ästhetische verbinde. Er wird jetzt die harten Dreyecke gleichsam zudecken; er wird den Zögling reizen, durch die sanftesten Biegungen, durch die

mildeste Verflössung von Krümmung in Krümmung, die, der *Einbildungskraft* noch vorschwebenden Musterformen, dem eignen *Auge* zu verstecken, sie wie in ein absichtliches Vergessen zu begraben. [209] So werden sie, wie sie sollen, das wohlumhüllte, aber noch immer fest haltende und tragende Knochengebäude aller Zeichnung werden. — Junge Leute von Anlage, wird der Künstler, nach so vielen Uebungen der fixirenden Anschauung, dahin bringen, dass sie aus beobachteter Bewegung eines Thiers oder eines Menschen, den schönsten Moment, die vortheilhafteste Stellung, herausheben, und dem Papier zur Aufbewahrung überliefern.

Hier ist der Ort, eines episodischen Beytrags zu erwähnen, den uns ein andrer Unterricht um die Zeit der Zeichenübungen entweder schon geliefert hat, oder bald liefern wird. Es ist die *Mineralogie*, sofern sie die Fossilien nach den äusserlichen Kennzeichen beurtheilt. Schwerlich giebt es eine andre gleich günstige Gelegenheit, das Auge auch für die kleinsten Verschiedenheiten der Textur, des Glanzes, der Farbe, zu schärfen, und damit zugleich so manche andre sinnliche Wahrnehmung zu verbinden. Das ABC der Anschauung braucht sich indessen hier keine besondre Rücksichten zu erbitten; die Einheit des Resultats wird beym Lehrling von selbst erfolgen.

Der vorhin gemachten Bemerkung zufolge, sollte jetzt vom Imaginiren körperlicher Räume die [210] Rede seyn. — *Gebälk* und *Zimmerwerk* an Gebäuden allerley Art, weil es geradlinichte Formen darstellt, würde hier ähnliche Dienste leisten, wie bey der Flächenanschauung die Landcharte. Dann ginge man zu *Maschinen* über; zeigte sie erst in Ruhe, darnach in Bewegung. — Mit *sphärischen Formen* würde die fernere Betrachtung des *gestirnten Himmels* vertraut machen, der auch erst mit *ihrer* Hülfe einem weitern Ueberblick zugänglich wird; denn die ebenen Dreyecke taugen nur für kleinere Parthieen des Himmels, welche dem Auge für flach gelten können. Jetzt erst würden die Vorkenntnisse von *mathematischer Geographie*, welche dieser Wissenschaft gewöhnlich an die Spitze gestellt werden, ihre völlige Deutlichkeit erhalten; — man weiss nur zu gut, wie mangelhaft die Kinder sie gemeinhin begreifen. — Bey der *Naturgeschichte* würde die fixirende Anschauung ihre Studien beschliessen. Recht eigentlich studiren würde sie besonders an *Skeleten*. In den innern Höhlungen derselben würde sie den Platz für die mancherley Organe, welche darin neben einander geordnet sind, nicht nur als *Platz* überhaupt, sondern als einen so und so bestimmten geometrischen

II. Ausg. 215–217. — SW XI, 197–198. — B II, 176–177. — R II, 96–97. — W I, 220–221.

Körper beobachten. Mit nebenstehenden lebenden Wesen würde sie die Skelete vergleichen, um sich die Bedeckung der Knochen durch [211] Fleisch und Muskeln so genau, wie es je der Bildhauer und Mahler bedarf, deutlich zu machen. An mehreren Skeleten von mehreren Thier-Arten würde sie die verschiedenen Modificationen eines und desselben allgemeinen thierischen Baues, nicht nur als Verschiedenheiten überhaupt, sondern als *solche* und *so grosse* Verschiedenheiten, zu bemerken wissen. — Es ist bekannt, dass die Naturgeschichte, so lange sie ihre Gegenstände nur an äussern Merkmalen unterscheidet, dieselben bloss als *zufällige Erscheinungen*, — erst indem sie der Organisation, und deren Bestimmung nachspürt, die Pflanzen *als* Pflanzen und die Thiere *als* Thiere, — und nur erst wenn sie ganze Geschlechter und Klassen auf eine gemeinschaftliche Ur-Idee, als verschiedene Ausdrücke derselben, bezieht, die Natur wirklich *als Natur*, das heisst, als Erzeugerin nach Begriffen, darstellt! Aber es ist eben so gewiss, dass, um die Natur so zu verstehen, — um ihr zu diesem Verstehen nur die nöthige Zeit und Aufmerksamkeit widmen zu mögen: schon *durch die blosse Anschauung* weit mehr *bestimmte Kenntniss* dessen was die Natur unmittelbar *giebt*, — und weit mehr *vertrauliche Gewöhnung* des Menschen an die Natur, gestiftet seyn muss, — als durch flüchtiges Vorzeigen und Obenhin-Anblicken von allerley Kupfern und Naturalien, je gewon-[212]nen werden kann. Auch zeigt es sich hier wieder, dass der Lehrer, wenigstens im Nothfall, ein Mittel haben muss, die Anschauung zu scharfer Aufmerksamkeit zu nöthigen; er muss gewisse bestimmte Angaben von ihr fordern, und ihre Fehler ihr nachweisen können. — Indessen, bey dem Schüler, der alle vorhin angezeigten Uebungen durchlaufen hätte, — und bey übrigens nicht ganz geschmacklosem Unterricht, — würde ein solcher Nothfall nur sehr selten eintreten; — wie denn freylich die Betrachtung der äussern und inneren thierischen Formen, welche sich so weit von mathematischer Regelmässigkeit entfernen, kein Ende finden würde: wenn jetzt nicht, auch ohne Aufruf des Lehrers, die, schon geübte, zergliedernde Aufmerksamkeit, sich von selbst, bis zu den Elementarformen hinab, in den Anblick eintauchte, um, wieder emporsteigend, die Energie und den Reichthum aller der mitgebrachten einfachern Auffassungen, in den Schatz der Total-Anschauung zu concentriren.

Nach so abgemessenem Fortschritt durch einen so weiten Cyklus von mancherley Uebungen, — deren jede, auch einzeln genommen, schon ihren eigenthümlichen Werth hat, — dürfte man wohl hoffen, *Geläufigkeit* mit *Genauigkeit* vermählt zu haben. Sollte jemand glauben, das Auge werde durch unsre Uebungen ein schülermässiges [213] Zögern,

34 wieder hervorsteigend II. Ausgabe.

42 SW, B, R, W drucken nach der II. Ausgabe **ohne** Angabe der Variante.

II. Ausg. 217–219. – SW XI, 198–199. – B II, 177–178. – R II, 97–98. – W I, 221–222.

eine ängstliche Ungewissheit annehmen: so wäre dies soviel mehr *darum* eine eitle Furcht, weil ja der tägliche, gemeine, Gebrauch des Auges dabey beständig fortdauert, und von jener künstlichen Bildung gerade nur in so fern etwas annimmt, als es ihm bequem und behülflich ist. Freylich muss man die Kinder rasch und munter erhalten, damit sie nicht bloss in der Schule das Gesicht üben; dessen, was sie mit freyer Lust schauen, muss unendlich mehr seyn, als dessen, was das Hornblättchen und das hölzerne Dreyeck ihnen aufdringen. Aber diese Gesetze jeder erträglichen Erziehung verstehn sich durchaus von selbst; denn jeder Unterricht, auch der vortrefflichste, wird verderblich, so bald die physische Kraft der Kinder nicht gegen ihn im Gleichgewichte gehalten wird.

Auch der nöthigen *Vollständigkeit* würde sich jener Cyklus schmeicheln können. Auf noch unbekannte Schwierigkeiten in irgend einem Gebrauche des Auges, oder der, dasselbe vertretenden Imagination, zu stossen, hätte wohl keiner zu fürchten, der schon in Maschinen, am Himmel, und im Innern der Thiere, orientirt wäre. Vielmehr würde ein solcher nicht nur einer mächtigen Auffassungskraft, sondern, bey einiger eignen Regsamkeit des Geistes, auch einer höchst brauchbaren mechanischen *Erfindungskraft* sich [214] bewusst seyn. Weit entfernt, in den Schulen des Geometers, des Baukünstlers, des Physiologen, — in irgend einer Werkstatt von höherer oder niederer Art, — durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt zu werden, würde er vielmehr so vielfältige Belehrungen, die ihm hier entgegenströmten, mit Selbstthätigkeit sich zuzueignen und fortzuführen; — er würde mit *Kopf* und *Hand* zuzugreifen wissen, wenn für das Geschick der Hände in den frühern Jahren auch nur ein wenig gesorgt wäre, — eine Sorge, die gewiss denen, welche ein ABC der Anschauung interessiren kann, nicht besonders empfohlen zu werden braucht. —

Und so könnte dieser Hauptfaden des Unterrichts jetzt als fertig aus der Hand gelegt, es könnte einer *allgemeinen Pädagogik* überlassen werden, über ihn und seine Verwebung mit dem Ganzen, das Weitere zu verfügen: — wenn nur nicht in den Elementarübungen eine Lücke gelassen wäre, welche alles das, was mit dem Imaginiren körperlicher Räume zusammenhängt, seiner nothwendigen Grundlage beraubt. Einer ähnlichen Vorbereitung nämlich, wie die flachen Musterdreyecke — zwar erstlich für alle Anschauung überhaupt, dann aber insbesondre nur für die Flächenanschauung liefern, bedarf auch das Imaginiren körperlicher Räume für sich insbe-[215]sondre; es bedarf *seiner eignen Musterformen.* Diese Lücke auszufüllen, wäre nicht schwer; vorläufig ist sie absichtlich gelassen. Wozu doch ein grosses Gebäude aufführen, ehe man weiss, ob jemand Lust hat, darin zu wohnen?

36 ähnlichen Grundlage nämlich SW, W.

II. Ausg. 219—221. — SW XI, 199—201. — B II, 178—179. — R II, 98—99. — W I, 222—223.

Es frägt sich, ob Männer von Geist, der hier behandelten pädagogischen Angelegenheit sich annehmen mögen? — Ob die gegenwärtige Behandlung ihren Beyfall erlangen kann? —

Es frägt sich gewiss nicht, ob die äussern Erscheinungen, — diese ersten Ernährer, diese treuesten Pfleger und unermüdlichsten Lehrer des jugendlichen Geistes, — ob sie verdienen, dass er um ihre vertrauteste Bekanntschaft sich bewerbe?

Es frägt sich gewiss nicht, ob es gut sey, dass dem Menschen in seiner Sinnenwelt, — für jetzt seiner Heimath, seinem Wohnhause, recht eigentlich heimisch und häuslich wohl werde? Ob es ein Glück sey, sich aus jeder Art von Geschäft mit behaglicher Leichtigkeit in den Arm der Natur werfen zu können; und, bey allen Räthseln, die sie dem Verstande aufgiebt, doch wenigstens an ihrer sinnlichen Klarheit und Deutlichkeit nichts zu vermissen?

Es frägt sich wohl auch nicht, ob zwischen sinnlicher Klarheit und gesundem Urtheil, — zwischen scharfem Schauen und scharfem Denken, ein Zusammenhang sey? Ob durch Na-[216]turkenntniss der helle Kopf zur Beschäftigung mit abgezogenern Begriffen gut vorbereitet; der trägere Mensch durch Anreizung zum Gebrauch seiner Sinne, in das nächste und rechte Gleis seiner Thätigkeit gelenkt werde?

Kann es eine Frage seyn, ob die Erziehung ihrer Idee entspreche, wenn sie das, was Zufall und gemeiner Unterricht der Jugend ungeordnet hinschütten, in eine möglichst lange Reihe zusammenrückt, die von Glied zu Glied wie vom Mittel zum Zweck fortschreitet? Wenn sie den Materialien, welche die Werke der Natur und der Kunst, die Fläche des Himmels und der Erde, zum Jugendunterricht liefern, eine solche Stellung giebt, dass die Anschauung in beständigem Fortschritt sich an den leichtern Formen zur Auffassung der schwierigern und zusammengesetztern übe?

In der Zuversicht, dass an dem allen kein Verständiger zweifeln werde; hat diese Schrift darüber wenig oder nichts gesagt. Sie hat angefangen von dem, worüber man zweifeln könnte.

“Wozu Bildung der Anschauung? Sieht das Auge nicht von selbst?
„Ist es zur Auffassung der Natur nicht von Natur gut genug?” — “Wo-
„her Bildungsmittel für die Anschauung? — Warum Dreyecke? Welcher
„Lohn für die Rechnung? Für so frühe mathematische [217] Ar-
„beiten? — Welcher Uebergang von Dreyecken zur Welt? die doch
„nicht aussieht wie ein Haufe von Dreyecken? — Woher die Zeit?
„Und wo der Ort, *unter* — wo der Zusammenhang *mit* den übrigen
„Studien?“ —

40 Studien] Seiten II. Ausgabe.

1, 4, 8, 15 fragt statt frägt in SW, W.
41 SW, B, R, W drucken nach II ohne Angabe der Variante.
II. Ausg. 221–223. — SW XI, 201–202. — B II, 179. — R II, 99–100. — W I, 223–224.

Was über diese und ähnliche Fragen gesagt ist, das zu wiederhohlen ziemt sich nicht. Vielleicht aber ziemt es sich, um Prüfung zu bitten; und Versuche zu wünschen. Versuche, die mit dem nöthigen Scharfsinn angestellt wären, um mit geschmeidiger Anpassung an die gegebenen Umstände, das Unwesentliche geschickt zu verändern, ohne das Wesentliche zu verrücken. So z. B. bestimmt sich das rechte *Alter* für diesen Unterricht, nach Fähigkeit und Bedürfniss; — einem guten Gedächtniss darf man, für die *letzten* Rechnungen, *neben* den Tangenten auch Sinus anvertrauen; — nicht aber von Anfang an Sinus statt Tangenten nehmen, um der Anschaulichkeit nicht zu schaden; — langsame Köpfe müssen nur mit zwey, — die geübtesten können mit 4 oder 5 Zifern rechnen, die man aus der zweyten Tabelle nehmen mag; — Anfangs wird ein Lehrer mehreres besorgen müssen, was eigentlich unter verschiedene vertheilt seyn sollte; — u. d. gl.

Welche genauere Bestimmungen der Mechanismus des Lehrens noch anzunehmen habe, um für Viele zugleich, für Schulen zu passen? — [218] Ob er sich für Mädchen merklich ändern müsse? — Welche Vortheile, welche Anwendungen, — welche Schwierigkeiten sich in der Verbindung mit anderm Unterricht ergeben werden? — Vor allem, welche unwillkührliche Wirkung diese Vorübungen, — noch ausser der, hoffentlich richtig vorausgesehenen, Hauptwirkung, — in der jugendlichen Seele hervorbringen werden? — Wie viel Fragen an Andrer Beurtheilung und Erfahrung! —

Das ABC der Anschauung, wie es hier in die Welt geschickt wird, ist nur noch ein armer Fremdling, der gar manche gute Gabe, aus vielen Händen, sich auf sein ehrlich Gesicht erbitten muss. Etwas reichlicher hätte er gleich Anfangs ausgestattet werden können; aber er muss es erst zu verdienen scheinen, dann kann ihm das Zurückbehaltne nachgesendet werden.

24—29 „Das ABC . . . nachgesendet werden.“ fehlt in der II. Ausgabe.

---

25 ist noch ein SW, B, W.
26 Händen, auf sein SW, B, W.
28—29 Zurückbehaltene SW, B, R, W.

II. Ausg. 223—224. — SW XI, 202. — B II, 180. — R II, 100. — W I, 224.

Nachschrift zur zweyten Auflage.

[225] Bey der ersten Erscheinung konnte die gegenwärtige Schrift hoffen, unter den neuen Lehrplänen, welche die Pestalozzische Unternehmung hervorrufen und empfehlen würde, einen angemessenen Platz zu erhalten. So viel eher durfte sie eine solche Empfehlung für sich zu gewinnen suchen, da sie auf ihrer Seite den Anstoss wegzuräumen schien, den wenigstens Kenner der Mathematik an jenem Viereck nehmen konnten, das die Idee des ABC der Anschauung entstellte. Es schien rathsam, die Leichtigkeit der Verbesserung zu zeigen, noch ehe der Tadel laut würde. — Diese Sorgfalt mag voreilig gewesen seyn. Die Beurtheiler haben den Anstoss nicht genommen. Das Pestalozzische ABC der Anschauung ist erschienen; — es hat sein Viereck behauptet; es will Anschauungslehre der *Maass*-Verhältnisse — wenigstens *heissen*, wenn auch nicht durchaus nur das *seyn;* es rühmt sich endlich seiner nahen Verwandschaft mit der versinnlichten Zah-[226]lenlehre, mit der es in der That beynahe zusammenfällt. Wären das etwa *drey* Fehler *für einen:* so wären sie so viel übler, weil sie einander *beschönigen.* — Wiewohl nun die Verehrung des Verfassers gegen den edlen Schweizer um Nichts gemindert ist; so muss er doch, schon um nicht zudringlich zu seyn, sein Buch aus dem äussern Zusammenhange, worin es stand, um etwas zurückziehn. Die Frage: um wieviel es die Pestalozzischen Plane fördere, kann nicht mehr ein annehmlicher Maassstab zu seiner Würdigung seyn. Da es aber zu klein ist, um allein zu stehn, so bleibt ihm nichts übrig, als desto fester an die *reine Idee der Pädagogik selbst*, auf die es schon vorher vielfältig sich berief, sich anzuschliessen.

Hinweggesehen jetzt von dem Buche: so kann überhaupt keine pädagogische Bearbeitung irgend eines einzelnen Lehrstücks, weder richtig geführt noch hinterher richtig beurtheilt werden, wenn nicht beyden, dem Beurtheiler wie dem Arbeiter, jene Idee des Ganzen, von dem es ein Theil seyn soll, auf gleiche Weise vorschwebt. Ausserdem wird der eine sich verlieben in den Gegenstand, worin er sich vertiefte;

der andre hingegen, der hieher nur zerstreute Blicke wirft, wird jenen, sey es mit Recht oder Unrecht, in Verdacht haben: der Nachdruck, womit er seine [227] Vorschläge empfiehlt, sey bloss Folge seiner einseitigen Vorliebe. Gegen Eine solche Vorliebe wäre es denn freylich leicht, eine andre gelten zu machen, die doch wenigstens eben so viel, wo nicht mehr Ansprüche hätte, mit der Kraft ihres Eifers in die Erziehung einzugreifen. — Preis't z. B. Einer die Mathematik als *unentbehrlich* für die Erziehung, so lies't ein Andrer das so, als wäre das unentbehrliche *Rad in der Maschine*, für die *einzige Triebfeder* derselben ausgegeben. Oder *benutzt* jener auch nur die Anschauungsübungen so, dass sie *zugleich* eine Vorübung für das mathematische *Begreifen* des Anschaulichen seyn mögen: so bewacht ein Dritter eifersüchtig die Rechte der *blossen Anschauung*, die doch eben Alles erst herbeyschaffen müsse, wozu die Begriffe sich nachher wohl etwa von selbst finden würden. Bey Misverständnissen solcher Art darf man sich gar nicht wundern, wenn dann wieder Andre kommen, welche fragen: ob denn Anschauung und theoretische Begriffe sich jemals in ein sittliches, jemals in ein religiöses Gefühl verwandeln? Ob denn das Vesthalten der Kinder in der Sinnen-Sphäre, nicht offenbar das gerade Gegentheil sey von der Hinweisung auf das *Uebersinnliche*, wodurch Glaube, Liebe, und Hoffnung in den zarten und reinen Kinderseelen erweckt werden könne; und [228] so viel nothwendiger in *ihnen* erweckt werden *müsse*, je mehr das Zeitalter mit Erscheinungen droht, wodurch roh-*aufgewachsene* Menschen nur noch mehr verhärtet werden können. —

Träte einmal die Idee der Pädagogik selbst redend auf: so würde *sie* freylich Frieden zu stiften wissen zwischen den Partheyen; indem sie keine zurückstiesse, vielmehr eingestünde, dass sie des Werks einer jeden bedürfe; und nun zeigte, *was* denn und *wo* jede zum Ganzen beytrage, *wie* eine der andern vorarbeiten müsse; wie gerade darum, weil hierin bisher nie Ordnung und Einverständniss geherrscht habe, die Ober-Aufseher des ganzen Geschäffts *gedrungen* gewesen wären, viele allgemeine Vorschriften der Mässigung zu geben, damit von den Arbeitern nur keiner den andern stosse und hindere; wie aber auch eben dadurch, weil niemand mit *ganzer* Kraft wirken durfte, weil Nichts zu Ende gebracht, Nichts mit Grösse und Kühnheit ausgeführt wurde, das Ganze in einen Zustand von Schwäche gerathen sey, der ihm beynahe Verachtung zuziehe; indem es sich kaum läugnen lasse, dass bisher die vorzüglichsten Menschen im Durchschnitt nicht eben die sorgfältigst-Erzogenen gewesen seyen. —

Unglücklicherweise aber kann man der reinen Idee der Pädagogik kaum erwähnen, ohne neue [229] lebhaftere Streitigkeiten zu wecken. Denn wo ist diese Idee? Welchem Philosophen soll sie entlehnt werden? — Pestalozzi versuchte sich ohne System. Herr *Ith* erläuterte seinen Plan durch Vergleichung mit Kantischen Principien. Hr. *Jo-*

hannsen (in seiner Kritik der P.schen Methode, S. 202) nennt das den "unglücklichsten Einfall, den man haben könne." Gar leicht könnte es Hrn. Johannsen begegnen, dass irgend Jemand wieder zu ihm spräche: es gebe über jenen unglücklichen Einfall einen noch unglücklichern; den nämlich, die *Fichte*'schen Lehren in diese Sache hereinzuziehn; — ein solcher Einfall sey nur *dem* zu vergleichen, wenn man der Fichte'schen *productiven* Anschauung, zu ihrer nützlichen Uebung, das Pestalozzische ABC in ihren Productions-Kreis *von aussen* hineinreichen wolle; damit sie ihre Bilder in die ihr dargebotnen Quadrate übertrage und darnach berichtige.*)

[230] Der Verfasser ist genöthigt, hier einige Bemerkungen gegen Hr. Johannsen einzuflechten; deren Hauptpunct darin besteht, dass derselbe auch der gegenwärtigen Schrift "im Ganzen" den nämlichen Gesichtspunct andichtet, den Er selbst zu seiner Kritik gewählt hat: — "Zurückführung aller Kenntnisse auf die Anschauung sey der *höchste* Grundsatz des Unterrichts." So spricht, natürlich genug, der Anhänger des Systems der productiven Anschauung; aber so spricht nicht der *entschiedne Gegner* dieses Systems, — und als solchen muss sich der Verfasser, unbeschadet seiner Hochachtung gegen das Genie seines grossen Lehrers *Fichte*, — hier wol öffentlich bekennen; da die Aeusserungen über Philosophie in der Einleitung (S. 30 u. f. der gegenwärtigen Ausgabe [oben S. 188]) nicht hingereicht haben, um die widrigste aller Zudringlichkeiten, Unterschiebung fremder Meinungen, abzuwehren. — Dass übrigens dieses Buch erstlich und *hauptsächlich* ein ABC der *Anschauung*, dann zweytens und *nebenher* (weil beydes der Natur der [231] Sache nach zusammenfällt) ein Prolog zur Mathematik (nicht bloss zur höhern) seyn soll: ist beynahe lächerlich zu wiederhohlen, da die ganze Anlage der Schrift davon zeugt. Aber wenn sie das *Augenmaass* üben will, warum *misst* sie denn nicht? Warum verschmäht sie das Quadrat, da es doch "in der ganzen Geometrie richtiger ist, das Dreyeck als die Hälfte eines Vierecks von gleicher Grundlinie und Höhe anzusehn, und auf diese Weise vermittelst des Quadrats zu messen, als vom Dreyeck zum Quadrat überzugehn?" Richtig ist dies in der "ganzen" Geometrie da,

*) Es giebt im Fichte'schen System eine Aufforderung zur freyen Thätigkeit; versteht sich, zu demjenigen was wir freye Thätigkeit *in der Sinnenwelt* nennen. Aber die Aufforderung sammt dem Auffordernden, ist ursprünglich — Product der Phantasie des Aufgeforderten. Möchte Hr. Johannsen wol die Stelle in diesem System nachweisen, wo man die productive Anschauung, welche selbst *Alles* Aeussre macht, — welche, wenn es für sie einen Lehrer und Erzieher geben soll, auch diesen selbst machen muss — auf irgend eine Art, sey es noch so mittelbar, von aussen her auffordern kann?

21—22 Hartenstein fügt hier in SW die entsprechende Seitenangabe seiner Ausgabe bei: [oben S. 95 fg.].

SW XI, 205—206. — B II, 182—183. — R II, 102—103 — W I, 265—266.

wo dieselbe lehrt, den Flächeninhalt der Dreyecke zu bestimmen; d. h. es ist dies von der *ganzen* Wissenschaft *ein einziger Lehrsatz.* Dieser Lehrsatz kommt denn auch in diesem Buche d a vor, wohin er gehört; in die erste *Episode* nämlich. Zur Hauptsache aber gehört er nicht; weil das Messen der Flächen überall nicht zum Anschauen gehört. Vielmehr ist der Inhalt einer Fläche, rein aufgefasst, ein *ganz und gar unsinnlicher Begriff,* der alle Form, also auch alles Anschauliche zerstört. Denn derselbe soll das *reine Quantum* der Flächenausdehnung angeben, ganz abgesehen davon, ob dies Quantum in runder oder eckiger Begränzung, welcherley Art man wolle, erscheinen möge. Aus diesem Gesichtspuncte sind alle Quadraturen, [232] und, mit gehöriger Veränderung, auch die Rectificationen und Cubaturen anzusehn. Es kommt dabey nicht darauf an, das Gerade krumm, und das Krumme gerade zu machen: sondern beydes, das Gerade so wohl, als das Krumme, ganz wegzuwerfen; um das blosse Quantum räumlicher Ausdehnung übrig zu behalten, dem übrigens hinterher jede beliebige Form wieder gegeben werden kann. Um nämlich das Gemessene für Phantasie und Sinn auf irgend eine Art zu fixiren: *leiht* man ihm gewöhnlich diejenige Gestalt, deren Umrisse durch das ursprünglich angenommene Längenmaass am leichtesten bestimmt werden können; darum wird der Flächeninhalt in quadratischer, der körperliche Inhalt in cubischer Form *dargestellt,* ohne dass jedoch dieser Inhalt im mindesten an diese Form *gebunden* wäre. — — Dass endlich die Anschauungslehre der Gestalten auch für die Auffassung *krummlinigter* Gestalten hätte sorgen sollen: diese Erinnerung würde sehr treffend seyn, wenn es nur möglich wäre, dafür mehr zu thun als geschehn ist. Vergleichungen der *Endpuncte* krummer Linien gegen den *Rücken* der Krümmung sind schon gefordert im ersten Abschnitt, Nummer I. Dies aber setzt wieder Dreyecke voraus. Zeichnung des Cirkels, Angabe einzelner Bogen in Graden, Aufsuchung des Mittel-[233]puncts, also auch des Halbmessers, diese Uebungen sind gefordert S. 86 u. 87 [oben S. 216]; und sie sind so wichtig, dass sie verdienen, hier noch einmal nachdrücklich empfohlen zu werden. An diese Uebungen könnte sich das anschliessen, worauf es hier eigentlich ankäme, nämlich *Schätzung aller,* auch *stetig veränderlicher, Krümmungen, an jeder Stelle;* durch *Vergleichung mit* einem *Cirkel von bestimmtem Halbmesser, als dessen Bogen die bestimmte krumme Stelle angesehen werden könnte.* Aber wie will man diese Schätzung lehren? Bloss empirisch? Das lässt sich thun, bedarf aber alsdann keiner weitern Anweisung. Oder aber mit derjenigen Sicherheit und Genauigkeit, wie es für die Auffassung der Dreyecke möglich war; — also durch Einführung der mathematischen Begriffe? Das kann nie-

---

31 Hartenstein fügt in SW. die entprechende Seitenangabe seiner Ausgabe zu: [oben S. 126].

SW XI, 206—207. — B II, 183—184. — R II, 103—104. — W I, 266—267.

manden einfallen, der die Berechnungen der Krümmungshalbmesser und Krümmungswinkel nebst den dabei vorausgesetzten Gleichungen für mögliche Curven, kennt. Doch davon weiter zu reden, wäre einem Schriftsteller gegenüber nicht rathsam, der schon "*tiefe* geometrische und trigonometrische Vorkehrungen" in einem Buche gefunden hat, das in die Tiefen der Wissenschaft sich nicht weiter als bis zur Regel de tri vertieft.

[234] So viel zur Vertheidigung gegen den dreisten Kritiker, der nicht nur das Fichte'sche System, sondern, ohne Fichte's Originalität, auch Fichte's *Ton* in die Pädagogik einzuführen Anstalt macht. Das *erste* könnte, *als Uebung der Speculation*, nicht anders als interessant seyn; aber es ist noch die Frage, wer dabey mehr Blössen geben würde, ob die bisherige Pädagogik, oder das System, oder der, zwischen beyde eintretende Anwender des Systems*)? — Das [235] *zweyte* wird hoffent-

---

*) *Zwey absolute* Ich in Wechselwirkung neben einander duldet das System nicht. Wer soll nun das absolute seyn? der Zögling? So ist der Erzieher ausgeschlossen. Der Erzieher? Dies bleibt, auch aus andern Gründen (denn Er ist es doch wol, welcher von Erziehung redet?) zunächst übrig. Wird er nun, indem er den Zögling als ein Vernunftwesen setzt, demselben auch productive Anschauung zuschreiben? Unter deren Producten unter andern auch ein Bild von ihm, dem Erzieher, vorkomme, sammt Bildern von seiner sämmtlichen Thätigkeit? Und durchaus der gleichen Sinnenwelt, worin Er sich lebend und wirkend findet? Diese prästabilirte Harmonie zwischen zweyen ursprünglich producirten Welten, wo ist sie begründet? — Hier möchte man beynahe das Schellingische Absolute anrufen; — so gewiss es übrigens selbst in die [235] Producte des Ich zurückfallen muss. — Aber sie sey begründet, wo und wie sie wolle: wie soll nun der Erzieher seine Thätigkeit ansehn? Soll er bloss darum in seiner Sinnenwelt handeln, — Figuren zeichnen und vorlegen, sprechen, ermahnen, züchtigen, — damit vermöge der Harmonie das Aehnliche in der vom Zögling producirten Sinnenwelt sich ereigne? Ist denn die Harmonie in Rücksicht auf das Materiale so wenig prästabilirt, dass sie auf die Willkühr des Erziehers wartet? — Oder, warum geht die sinnliche Erkenntniss, ja die ganze Einsicht und Gesinnung des Zöglings nicht viel schneller vorwärts, wenn doch die beyden productiven Anschauungen so nahe zusammenhängen, dass, wie es scheint, es beym Lehrer nur der Production dessen was gelernt und gedacht werden soll, bedürfen müsste, damit es vom Zögling auch wirklich gelernt und gedacht sey? — Fragen genug zur Vorübung für vorlaute Erziehungsreformatoren. Zur Lösung vergleiche man *nicht bloss* Fichte's Naturrecht; sondern vor allem die Sittenlehre S. 289 u. f. und die Bestimmung des Menschen S. 283 u. f.; — und nun sehe man zu, wie weit man damit kommt. — Man sieht übrigens leicht, warum sich bey der Pädagogik nach Fichte'schen [236] Grundsätzen Schwierigkeiten ereignen, die bey der Rechts- und Sittenlehre nicht eben so fühlbar wurden. Dort nämlich war es nur nöthig, zu erklären, wie wir Vernunftwesen ausser uns *nach realistischer Ansicht* zu setzen gedrungen seyen. Der Philosoph steht da allein auf dem transscendentalen Puncte. Ob ihm jemand folgen, ihn verstehn werde? Er *erwartet* es allenfalls; er *weiss* es nicht; er kann nie-

---

38—39 Hartenstein fügt in SW die entsprechende Bände- und Seitenangabe der Gesammtausgabe der Fichteschen Werke bei: [Werke, Bd. IV, S. 218 u. II, S. 294]. — 43 seyn Original-Ausgabe; seien B, R, W; sein SW.

SW XI, 207—208. — B II, 184—185. — R II, 104—105. — W I, 267—268.

lich nicht gelingen. Viele sind beleidigt, und viele werden sich widersetzen. —

[236] Mag man sich noch so sehr bemühen, jeden Gedanken durch seine eigne Deutlichkeit hell zu machen: in unsern systemreichen Zeiten fällt von allen Seiten falsches Licht darauf; und jeder- [237] mann sieht mit geblendeten Augen. Was bleibt übrig, als selbst von allgemeinen Grundsätzen her einen Schein darauf zu werfen; — wie gewiss man auch überzeugt seyn mag, dass darunter eben diese allgemeinen Grundsätze leiden müssen, die es mehr als alles andre nöthig hätten, an ihrer rechten Stelle zu bleiben, und nur mit ihrer ganzen systematischen Umgebung dem öffentlichen Urtheil ausgesetzt zu werden. — Hinter einem ABC der Anschauung, im Anhange, die Idee der Erziehung überhaupt aufzustellen: dieser Versuch kann nicht sehr ernstlich gemeint seyn; oder er wäre eine grosse und tadelnswerthe Thorheit. Ein Fragment aus einem älteren Aufsatze aber, der ursprünglich zur Verständigung mit einem Freunde geschrieben wurde, lässt sich wol dazu brauchen, durch den Contrast seiner grossen, wiewohl nur angedeuteten, Umrisse, das ABC der Anschauung als dasjenige kleine Pünctchen erscheinen zu machen, was es in der Weite der Erziehungssphäre in der That ist; — nur dadurch bemerklich, weil es den Anfang einer fernhin und in allerley Verzweigungen auslaufenden Linie, fixirt. — Vielleicht ist es ein Vortheil nebenher, wenn gelegentlich eine Möglichkeit gezeigt wird, wie man auch unabhängig von den neuesten bekannten Systemen über Erziehung philosophiren könne. —

[238] Diese Nachschrift aber kehrt zum ABC der Anschauung selbst zurück, von dem sie ausgieng. — Die Verwirrung durch zwey verschiedene Ausführungen der nämlichen Idee ist einmal vorhanden. Da kein Streit darüber geführt werden wird noch soll: so bleibt denjenigen Personen, welchen an der Sache gelegen ist, nichts übrig, als sich durch eignes Nachdenken zu orientiren. In den natürlichen, ganz unbefangenen, auf kein bestimmtes Resultat berechneten Gang eines

---

manden die intellectuale Anschauung mittheilen. — *Hier*, in der Pädagogik muss Er sich erklären, ob die von ihm gesetzten Vernunftwesen *so gesetzt* seyen, dass sie den transscendentalen Punct selbst betreten können oder nicht? Denn sie dahin gehoben zu sehn, müsste der Zweck der Erziehung seyn; die sonst als ein gemeines Geschäfft in der realistischen Tiefe kriechen muss. Weiter muss er sich nun *bestimmt* erklären über die *Bedingungen*, unter denen jemand auf den Punct, theils der reinen Theorie, theils der reinen Sittlichkeit komme. Antwortet er hier wieder durch das Wort *Freyheit:* so ist es um die Erziehung geschehn. Nur gebe man jetzt Acht, dass er seine Freyheit nicht wieder an allerley Bedingungen binde, sondern es in der Wahrheit bey einem *reinen* Vermögen *durchweg absolut anzufangen* bewenden lasse.

11—12 einen ABC II. Ausgabe.

SW XI, 208—209. — B II, 185—186. — R II, 105—106. — W I, 268—269.

solchen Nachdenkens nun sucht sich der Verfasser zu versetzen durch folgende Betrachtung:

Wir fassen die Gegenstände, die unserm Auge vorschweben, gewöhnlich nicht so scharf auf, als wir wünschten. Wollten wir nun unsern Blick durch ein kräftigeres Hülfsmittel, als bloss wiederhohltes Hinschauen, schärfen: so hätten wir zwischen zweyen Wegen die Wahl: entweder dem Gesehenen etwas hinzuzufügen, oder etwas davon wegzulassen. Hinzufügen könnten wir ihm gewisse Linien von mehr regelmässiger, fasslicher Gestalt; alsdann würden wir den Gegenstand eben in so fern auffassen, wie er sich jenen Linien anschliesst; wir würden ihn gleichsam in einem Netze fangen. Diese Art von Netz aber würde sich nicht wieder loswickeln lassen; es würde in der Phantasie hängen bleiben. Wir würden nicht mehr unmittelbar getroffen werden von [239] der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes. Die Geschlossenheit seiner Gestalt wäre dahin, seit er, den fremden Normen angewachsen, mit ihnen, wie Theile mit andern Theilen, ein Ganzes machte. Sein freyes Schweben wäre dahin, seit er angelehnt und eingepresst stünde, am Gerüst oder im Käfigt. Die *ästhetische* Anschauung wäre *aufgeopfert*; und die fixirende an einen leidigen Mechanismus gewöhnt. — So würde es gehn, die *hinzugefügten* Linien möchten nun Dreyecke oder Vierecke oder Cirkel oder was sonst seyn.

Der zweyte Weg, etwas *wegzulassen* von dem zu verwickelten Gegenstande, bliebe noch offen. Ungefähr so, wie man von einer zu weitläuftigen Geschichte etwas weglässt, — nämlich nicht etwa eine ganze Hälfte, oder überhaupt irgend ein wesentliches Stück, sondern das kleinere Detail, zuweilen zum Anfange sogar die Schattirungen der Charactere, und allen Verlauf der Begebenheiten, damit das Gedächtniss vorläufig bloss einige chronologische Hauptmomente, und deren Distanz von einander, sicher und genau sich einpräge. Oder wie man aus einer wissenschaftlichen Darstellung, die beym ersten zusammenhängenden Vortrage nicht gefasst wurde, zur Erleichterung die Kunstworte heraushebt, und die einzelnen Begriffe bestimmt, [240] denen sie gehören; ferner bemerkt, welche von diesen Begriffen in den Principien, welche im Beweise, welche im Resultat liegen. — So auch könnte man bey Gegenständen der Anschauung nachsehen, was wol zur Kenntlichkeit der Gestalt am entbehrlichsten sey; man könnte sich entschliessen, dies Entbehrlichste beym Hinsehen gleichsam zu ignoriren, die Aufmerksamkeit davon abzuziehn. Bliebe das Uebrige noch zu verwickelt, so könnte man auch davon einiges übersehen, andres im Auge behalten. Und so fort, bis am Ende nur einige hervorragende Stellen oder Umrisse übrig wären. Wollte man aber auf das Allereinfachste kommen, so müsste man sich einzig auf gewisse hervorragende *Puncte* beschränken. Diese würden nun eine zufällige, ungeordnete Lage zu haben scheinen, nachdem das Vermittelnde Alles gleichsam weggewischt wäre. Aber die

SW XI, 209—211. — B II, 186—187. — R II, 106—107. — W I, 269—270.

ungeordnete Lage wäre doch keine andre als die wahre, die sie im Gegenstande selbst hatten. Die Auffassung dieser Lage vertrüge sich also mit der Auffassung des Gegenstandes, ja sie gehörte zu derselben, sie könnte weder bey der fixirenden, noch bey der ästhetischen Anschauung entbehrt werden. Sie würde ferner die Grundlage für beydes abgeben; indem nun die ganze Gestalt an jenen Puncten bevestigt schiene, ohne dass doch die Bevestigung [241] irgend etwas heterogenes und entstellendes mit sich führte. Der Gegenstand wäre an Nichts angelehnt, als an sich selbst; er stünde noch eben so *frey* wie zuvor, aber er *stünde; er schwebte nicht* mehr vor dem *schwankenden Auge!*

Doch wären damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Die Lage einiger zerstreuten Puncte sollte aufgefasst — unmittelbar, *so wie* diese Puncte da liegen, aufgefasst werden; ohne alles weitere Hülfsmittel! Denn *hineinmengen* darf man, nach obiger Ueberlegung, durchaus gar nichts! Aber ist denn dies Auffassen so leicht? Versuche man es bey den Sternen am Himmel! —

Jetzt kommen wir den Dreyecken nahe. Denn um nun auch diese Aufgabe wieder auf ihr Einfachstes zurückzuführen: müsste man wieder von den Puncten zuerst einige weglassen. Wie viele? So viele, dass die übrigen nur noch gerade hinreichten, um überhaupt eine gegenseitige *Lage* zu haben. — Nähme man dazu ihrer viere, statt drey, so würde man nicht sehr fehlen. Nur Schade, dass diese vier *zufällig umhergestreuten* Puncte wahrscheinlich ein gar seltsames, schiefes, und schiefliegendes Viereck bilden würden. Ein Quadrat, ein Rechteck, wäre gar nicht zu erwarten, *man müsste es denn hineingezeichnet haben.* Wer dies schiefe [242] Viereck auffassen wollte: der würde es wahrscheinlich an allen seinen Spitzen besehn; er würde jede Spitze mit zwey andern Puncten zusammenfassen; also unwillkührlich auf die Dreyecke gerathen, in welche das Viereck zerfallen muss, sobald man Diagonalen zieht. Es käme also darauf an, ob er diese Dreyecke aufzufassen verstünde. — — Bis man sich nicht über diese einfachen Gedanken einversteht, wäre es unnütz, das "Zurückbehaltne" nachzusenden. Aus seiner allgemeinen Pädagogik aber muss der Verfasser hier kurz anzeigen: dass er einen analytischen und einen synthetischen Faden des Unterrichts *beyde zugleich* nothwendig findet, nur dass jener einige Schritte voran sey! Offenbar gehört das ABC der Anschauung zum synthetischen. —

---

34 synthesischen II. Ausgabe; synthetischen SW, B, R, W.

SW XI, 211—212. — B II, 187—188. — R II, 107—108. — W I, 270—271.

Der Blick vom ABC der Anschauung aus zur Erziehung überhaupt, nehme nun die umgekehrte Richtung! Jenes trete in die Ferne; man hat es nicht recht gesehn, wenn man es nur noch in der Nähe sah. Wir suchen die Höhe der Pädagogik. Aber Niemand ist eingeladen, der das *Gute* nicht kennt; Niemand, der etwas höheres zu wissen meint. Wer die Principien leugnet, dem sind die seinen wieder geleugnet.

SW XI, 212, — B II, 188. — R II, 108. — W I, 271.

Ueber die

ästhetische Darstellung der Welt,

als

das Hauptgeschäfft der Erziehung.

---

[243] Man kann die *eine* und ganze Aufgabe der Erziehung in den Begriff: *Moralität,* fassen.

Man könnte, und dürfte auch so viel Aufgaben der Erziehung annehmen, als es erlaubte Zwecke des Menschen giebt. Dann aber gäbe es so viele pädagogische Untersuchungen, als Aufgaben; dann würden diese Untersuchungen ausser ihrem gegenseitigen Verhältniss angestellt; man sähe weder, wie sich die vereinzelten Maassregeln des Erziehers beschränken müssten, noch wie sie sich befördern könnten. Man würde sich viel zu arm an Hülfsmitteln finden, wenn man jede einzelne Absicht unmittelbar erreichen wollte; und einerley, was man nur einfach hervorzubringen dächte, geschähe durch nicht beabsichtigte und nicht berechnete Neben- und Nachwirkungen vielleicht zehnfach; — so dass alle Theile [244] des Geschäffts ausser ihrem richtigen Verhältniss gesetzt würden. Diese Betrachtungsart ist also untauglich zur Anknüpfung pädagogischer Untersuchungen. Soll es möglich seyn, das *Geschäfft* der Pädagogik als ein einziges Ganzes durchgreifend richtig zu durchdenken, und planmässig auszuführen, so muss es vorher möglich seyn, die *Aufgabe* der Erziehung als eine einzige aufzufassen.

Moralität, als *höchster* Zweck des Menschen und folglich der Erziehung, ist allgemein anerkannt. Wer dies leugnete, müsste wol nicht eigentlich wissen, was Moralität ist; wenigstens hätte er kein Recht hier mitzusprechen. — Aber Moralität als *ganzen* Zweck des Menschen und der Erziehung aufzustellen, dazu bedarf es einer *Erweiterung des Begriffs derselben,* — einer Nachweisung seiner *nothwendigen Voraussetzungen,* als der *Bedingungen* seiner *realen Möglichkeit.*

Der *gute Wille,* — der stete Entschluss, sich, als Individuum, unter dem Gesetz zu denken, das allgemein verpflichtet: — dies ist der

SW XI, 213—214. — KlSch I, 43—44. — B II, 189. — R II, 109. — W I, 271—272.

gewöhnliche, und mit Recht der *nächste* Gedanke, an den uns das Wort: Sittlichkeit, erinnert. Denken wir die Gewalt, den Widerstand hinzu, mit welchem der Mensch diesen guten Willen gegen die entgegen arbeitenden Ge-[245]müthsbewegungen in sich aufrecht hält; so wird uns die Sittlichkeit, welche vorher bloss eine *Eigenschaft*, eine *Bestimmung* des Willens war, zur *Tugend*, zur Kraft und That und Wirksamkeit jenes so bestimmten Willens. Von beiden noch verschieden ist, was zur Legalität gehört, die richtige *Erkenntniss* des moralischen Gesetzes; — und wieder verschieden von der Kenntniss des allgemeinen Gesetzes, und selbst von der Kenntniss der gewöhnlichen und anerkannten Regeln der Pflicht im gemeinen Leben, — ist die treffende Beurtheilung dessen, was in besondern Fällen, in einzelnen Augenblicken, in der unmittelbaren Berührung des Menschen und des Geschicks, als das Beste, als das eigentliche und einzige Gute, zu thun, zu wählen, zu vermeiden sey. — Dies Alles *findet* die Philosophie *unmittelbar im Begriff;* und vom Menschen erwartet, oder fordert sie es eben so unmittelbar, als eine Aeusserung der *Freyheit.*

Kann der Erzieher mit dieser Vorstellungsart, so wie sie da steht, etwas anfangen?

Gesetzt auch nur, es wäre bloss von der sittlichen Bildung im engsten Sinne die Rede; man mag davon alles Wissenschaftliche, alle Uebungen, alle Stärkungen der geistigen und physischen Energie, so weit man es immer möglich glaubt, abstreifen, und für andere Betrachtun-[246]gen zurücklegen: — ist nun dasjenige, was sich dem Philosophen darbietet, indem er nur den *Begriff* der Sittlichkeit vor sich nimmt, auch dem Erzieher *gegeben?* Findet auch er den guten Willen vor, so dass er denselben nur gegen die Neigungen zu richten, nur auf die rechten Gegenstände durch den Vortrag der Moral hinzuweisen brauchte? Fliesst etwa auch ihm die intelligible Quelle, — darf auch er den Strom, dessen Ursprung er nicht weiss, getrost vom Himmel ableiten? In der That, für denjenigen, der unsern neuern Systemen anhängt, ist nichts consequenter, als ruhig zu erwarten, dass sich wohl etwa ganz von selbst das radicale Gute, — oder vielleicht auch das radicale Böse, — bey seinem Zögling äussern werde; — nichts consequenter, als die Freyheit, die er in demselben, als in einem Menschen, doch voraussetzen muss, still zu respectiren, sie nur durch gar keine *verkehrte Mühe zu stören*, (wobey man fragen müsste, ob die Freyheit denn überhaupt gestört werden *könne?*); und so den wichtigsten Theil seines Geschäffts ganz aufzugeben, und am Ende seine ganze Sorge auf blosse *Darreichung von Notizen* zu beschränken. Auch ist etwas ähnliches von einem Anhänger jener Systeme einmal wirklich und im Ernst behauptet worden.

[247] Doch so präcis muss man in der Anwendung dieser Theorieen nicht seyn. Sie selbst wären unter der Last einer solchen Consequenz

schon im Entstehn zusammengebrochen. Man darf hoffen, dass der erste Transscendentalphilosoph, der sich für Erziehung interessirt, auch dafür einen schicklichen Standpunct aufzuweisen wissen wird. Das Postulat: die Erziehung *müsse* möglich seyn, wird zuerst mit einem rechtlichen Titel ausgestattet werden; dann findet sich in der Sinnenwelt Raum genug, und für alle die, welche in ihr etwas zu schaffen haben, gilt die realistische Ansicht. So wie die Freyheit sich durch ihren Ausspruch (das Sittengesetz) gleich einer *Ursache* im Reiche der *Erscheinungen* verrathen darf, so wird man auch der vom Erzieher geordneten Sinnenwelt erlauben, dass sie als auf die Freyheit des Zöglings wirkend, — erscheine; und das reicht hin. Nun haben wir unser Feld, — zwar noch nicht die Regeln des Verfahrens, allein der Erzieher erfinde sie nur erst, der Transscendentalphilosoph wird sie nachher schon aus seinem System abzuleiten wissen. —

Dem Erzieher ist die Sittlichkeit ein *Ereigniss*, eine *Naturbegebenheit*, die in der Seele seines Zöglings sich zwar, wie man annehmen kann, schon in einzelnen Augenblicken, einem kleinen Theil nach zufällig hat blicken lassen, die [248] sich aber in ihrem ganzen Umfange zutragen, und dauern, und alle die übrigen Ereignisse, Gedanken, Phantasieen, Neigungen, Begierden in sich nehmen, in Theile von sich selber umwandeln soll. In dieser Vollkommenheit *sollte* diese Naturbegebenheit mit dem *ganzen Quantum* der geistigen Kraft des Zöglings geschehn; in der unvollkommenen Gestalt, worin sie wirklich geschieht, hat jedesmal der gute Wille, oder besser, ist jedes einzelne gute *Wollen*, ein bestimmtes Quantum von Thätigkeit, ein bestimmter Theil des Ganzen, und zwar *so* bestimmt, *so* gross nur für diesen bestimmten Augenblick vorhanden; in der Zeit aber wächst das Quantum, nimmt ab, verschwindet, wird negativ (wie bey einer krummen Linie), wächst wieder, und dies alles lässt sich, so fern der Zögling sich offen äussert, in der Beobachtung wahrnehmen.

In der ganzen Bestimmtheit, womit es geschieht, geschieht es nothwendig, als ein unfehlbarer Erfolg gewisser geistiger Ursachen, eben so nothwendig als jeder Erfolg in der Körperwelt; nur aber durchaus nicht nach materiellen Gesetzen, (der Schwere, des Stosses u. s. f.) die mit den Gesetzen geistiger Wirkung nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Der Erzieher muthet sich den Versuch an, — eben wie der Astronom, — durch richtiges Fragen der Natur, und [249] durch genaue und lange genug fortgeführte Schlussreihen, endlich dem Gange der vor ihm liegenden Erscheinungen seine Gesetzmässigkeit abzuforschen, und somit auch zu entdecken, wie sich derselbe nach Absicht und Plan modificiren lasse. Diese realistische Ansicht leidet nun auch nicht die mindeste Einmengung der idealistischen. Kein leisester Wind von *transcendentaler Freyheit* darf in das Gebiet des Erziehers durch irgend ein Ritzchen hineinblasen. Was finge er doch an mit den

gesetzlosen Wundern eines übernatürlichen Wesens, auf dessen Beystand er nicht rechnen, dessen Störungen er nicht vorhersehen, noch ihnen vorbauen könnte? Etwa *Veranlassungen geben? Hindernisse entfernen?* — Also *war* das absolute Vermögen gehindert? Also *giebt* es für dasselbe Veranlassungen *ausser seinem eignen*, rein ursprünglichen *Anfangen?* Also ist das Intelligible wieder mitten im Mechanismus der Natur-Dinge befangen? — Die Philosophen besinnen sich hoffentlich besser auf ihren eignen Begriff! — *Transcendentale* Freyheit darf und kann auch durchaus *nicht* im Bewusstseyn, gleich einer innern Erscheinung, sich betreffen lassen. Hingegen *diejenige* Freyheit der Wahl, die *wir alle* in uns finden, welche wir als die schönste *Erscheinung* unsrer selbst ehren, und welche wir unter den andern Erschei-[250]nungen unsrer selbst hervorheben möchten, — diese ist es gerade, welche der Erzieher zu bewirken und festzuhalten trachtet.

Machen, dass der Zögling sich selbst finde, als wählend das Gute, als verwerfend das Böse: dies, oder Nichts, ist Characterbildung! Diese Erhebung zur selbst bewussten Persönlichkeit, soll ohne Zweifel im Gemüth des Zöglings selbst vorgehn, und durch dessen eigne Thätigkeit vollzogen werden; es wäre Unsinn, wenn der Erzieher das eigentliche Wesen der Kraft dazu erschaffen, und in die Seele eines andern hineinflössen wollte. Aber die schon vorhandene, und *ihrer Natur nothwendig getreue* Kraft, in eine solche Lage zu setzen, dass sie jene Erhebung unfehlbar und zuverlässig gewiss vollziehn müsse: das ist es, was sich der Erzieher als möglich denken, was er zu erreichen, zu treffen, zu ergründen, herbeyzuführen, fortzuleiten, als die grosse Aufgabe seiner Versuche ansehn muss.

Es wird jetzt nothwendig, den Begriff der Sittlichkeit (den wir hier als bekannt und gegeben ansehn müssen) einer schärfern philosophischen Betrachtung zu unterwerfen; deren Anfang blosse Analyse, deren Fortgang aber nothwendige Synthesis wird, indem sie die *Voraussetzungen* nachweis't, auf welche sich der Begriff we-[251]sentlich *bezieht*, ohne dass man sie zu *seinem Inhalt* rechnen könnte. Die Form dieser Untersuchung ist von sehr allgemeinem Gebrauch, kann aber freylich hier nicht ihre volle Strenge und Schärfe zeigen.

Gehorsam ist das erste Prädicat des guten Willens. Ihm gegenüber muss ein *Befehl* stehn, oder muss wenigstens irgend etwas als Befehl erscheinen können. Der Befehl hat etwas *Befohlenes* zum Gegenstande. — Aber nicht jeder Gehorsam gegen den ersten besten Befehl ist sittlich. Der Gehorchende muss den Befehl geprüft, gewählt, gewürdigt — das heisst, er selbst muss ihn für sich zum Befehl erhoben haben. *Der Sittliche gebietet sich selbst.* — *Was* gebietet er sich? — Hier ist allgemeine Verlegenheit! Kant, der diese Verlegenheit am

23 Erhehung II. Ausgabe (Druckfehler).

SW XI, 216–217. — Kl Sch I, 46–48. — B II, 191–192. — R II, 111–112. — W I, 274–275.

besten unter Allen empfand, schiebt nach vielem Zaudern endlich ganz eilig*) die Form des Gebots, die Allgemeinheit, (wodurch es sich von momentaner Willkühr unterscheidet) in die Stelle des Inhalts. Andre schieben ihre theoretischen Begriffe, — Annäherung an die Gottheit, an das reine Ich, an das Absolute — ja auch die Sitten und Gesetze des Landes, oder gar das [252] Nützliche, das Angenehme, hier herein**). Wer unbefangen ist, erkennt die leere Stelle für leer. Er schliesst: wir alle kennen den Begriff der Sittlichkeit; enthielte er nun *einen bestimmten* Gegenstand des Befehls, so würden wir auch diesen mit dem Begriff kennen. — *Einen bestimmten* Gegenstand also enthält er nicht. Aber er *bezieht* sich doch auf vorauszusetzenden Befehl, d. h. auf ein vorauszusetzendes Wollen, denn Befehl ist selbst Wille! Dies Wollen muss das ursprüngliche und erste seyn; der Gehorsam folgt nach. Ist nun dies ursprüngliche Wollen kein bestimmtes, aber doch ein wirkliches: so ist es offenbar ein *unbestimmt-vielfaches.* Hierin liegt der Grund, dass man von dem Gehorsam aus nicht darauf geführt wird, denn diesem steht, als Befehl, nur der *allgemeine Begriff* gegenüber: es gebe überhaupt ein solches Wollen, das gegen alle Neigungen und individuelle, zufällige Begehrungen als Gebot auftrete.

[253] Ehe wir nun das Characteristische derjenigen Acte des Gemüths aufsuchen, welche hier, dem gehorchenden Willen gegenüber, als gebietender Wille erscheinen: sind zwey Bemerkungen nothwendig. Erstlich: diese Acte an sich, können Nichts eigentlich-sittliches seyn. Denn sie sind vorher, sie sind unabhängig, da, *ehe* sie in das gebietende Verhältniss zu den Neigungen treten; aber nur *sofern* sie ein Glied dieses Verhältnisses werden, gehören sie der Sittlichkeit. Das Ursprüngliche des gebietenden Wollens ist in einer ganz andern Sphäre zu suchen. — Zweytens: so fern diese unbestimmt-vielfachen Acte den Gehorsam motiviren: müssen sie dergestalt *construirt* seyn, dass sie unter den allgemeinen Begriff gefasst werden konnten, *welchem* das allgemeine und Eine Gelübde der Treue gilt, sammt der Einen und beständigen Aufmerksamkeit, Selbstkritik, und Demuth, welche die Krone des Sittlichen ausmacht. — Die Construction muss so beschaffen seyn, dass dadurch jedes Fremdartige *ausgestossen* werde; *sie* muss die *Strenge* in den Gegensatz bringen, zwischen dem Würdigen und Guten auf der einen, dem Gemeinen und Schlechten auf der andern Seite; durch

*) M. s. seine Grundl. z. Metaph. d. Sitten. S. 51.

**) Man kann dabey eine Stelle in Plato's Republik im 6ten Buch vergleichen: *τοις μεν πολλοις ἡδονη δοκει ειναι το αγαθον, τοις δε κομψοτεροις, φρονησις.* Hier rügt er nun den Cirkel: *ȣκ εχȣσι δειξαι ἥτις φρονησις, αλλ' αναγκαζονται τε λευτωντες την τȣ αγαθȣ φαναι.*

36 Hartenstein fügt hier die entsprechende Band- und Seitenzahl seiner ersten Ausgabe (1838. 1839) der Kantschen Werke bei: [Werke Bd. IV, S. 43].

38 *ἡδονη* II. Ausgabe.

SW XI, 217–218. — Kl Sch I, 48–49. — B II, 192–193. — R II, 112–113. — W I, 275–276.

sie muss die laute, eindringende Kraftsprache der sittlichen Imperativen entstehn. Denn *vor* dem Verhältniss der Vernunft *zur Neigung* [254] ist dies alles nicht denkbar. — Eine solche Construction kann nicht bloss logisch seyn. Aus einer wohlclassificirten Sittenlehre kann sie nicht erlernt werden; diese kühlt den Willen, sie treibt ihn nicht! Vielmehr bedarf es einer theils poetischen, theils pragmatischen Construction. — Doch es ist Zeit, die Elemente zu suchen, welche construirt werden sollen.

Vergeblich würde man den Begierden Gehorsam auflegen, wenn man die Vernunft hinterher wieder zur Begierde machen wollte. Ewig wahr bleibt Kants Lehrsatz: kein practisches Princip dürfe die Wirklichkeit irgend eines Gegenstandes fordern. Aber was folgt daraus? Nichts anders, als dass, ursprünglich, die Vernunft überall nicht Wille ist; denn Wille der Nichts will, ist ein Widerspruch. Die Vernunft vernimmt; und sie *urtheilt*, nachdem sie vollendet vernahm. Sie schaut und richtet; dann wendet sie den Blick, und schaut weiter. — Dies wird sich bewähren, indem wir den vorigen Faden wieder aufnehmen. Der Gehorchende würdigt den Befehl; dass heisst, er erzeugt ihn, wenigstens *als* Befehl. Wie muss er wol hier sich selbst erscheinen? Als aufstellend den Machtspruch? Oder als findend eine vorliegende Nothwendigkeit? — Muss Er Sich geltend machen wollen, als Herrn und Meister, als *Eigenthümer* gleichsam seines [255] innern Vorraths von Sinn und Leben? Oder wäre es vielleicht, wenn nicht wahrer, doch sicherer für die Richtigkeit seines Urtheils, wenn er etwa nur den fremden Willen einer vollkommenen Vernunft zu ergründen strebte? — Als aufstellend den Machtspruch darf er sich *nicht* erscheinen. Denn das Erste der Sittlichkeit, der Gehorsam, ist vernichtet, es ist eine Willkühr an die Stelle der andern gesetzt, sobald, in irgend einem Sinn, Wille sich als den Grund des Befehls zeigt. *Der Sittliche ist durch und durch demüthig; diese Bekanntschaft* mit dem Begriff der Sittlichkeit war hier vorausgesetzt!

Also als findend eine Nothwendigkeit erscheint er sich. — Oder vielleicht erscheint Er sich gar nicht, denn die Nothwendigkeit könnte er ja finden, ohne den Blick auf Sich zu richten? Diese Frage wird, ein wenig weiter unten, sich von selbst genauer beantworten. Zuerst frägt sich: welche Nothwendigkeit wird gefunden? Keine theoretische; man kennt den Unterschied zwischen *sollen* und *müssen;* und einen Befehl würdigen, heisst nicht, sich nach dem Unabänderlichen bequemen. Also auch keine *logische;* denn diese ist, an sich, ebenfalls ein Müssen; sie verweis't überdas auf einen höhern Grundsatz, und verschiebt also nur die Frage: wie und war- [256] um denn Er nothwendig sey? — Also Nichts Geschlossenes, Nichts Gelerntes, Nichts in der Erfahrung Gegebenes oder durch die Naturlehre Erforschtes! So weit behält Kant durchaus recht, der das Empirische der reinen Ver-

nunft streng entgegensetzt. — Man wird aber hoffentlich hier nicht etwa antworten: eine *moralische* Nothwendigkeit! Denn es ist nur eben zuvor gezeigt, dass wir hier ganz ausser dem Gebiet der Moral sind. Die Rede ist von dem Ursprünglichnothwendigen, was erst *dann* etwa *sittlich*-nothwendig *werden* wird, wenn es, im Gegensatz gegen die Neigung, den Gehorsam regiert.

Unter den bekannten Nothwendigkeiten ist nur noch die *ästhetische* übrig.

Diese characterisirt sich dadurch, dass sie in lauter absoluten Urtheilen, ganz ohne Beweis, spricht, ohne übrigens Gewalt in ihre Forderung zu legen*). Auf die Neigung nimmt sie gar keine Rücksicht; sie begünstigt und bestreitet sie nicht. Sie entsteht beym vollendeten Vorstellen ihres Gegenstandes. — Für verschiedene Gegenstände giebt es eben so viele ursprüngliche Urtheile, die [257] sich nicht etwa auf einander berufen, um logisch aus einander abgeleitet zu werden. Höchstens findet es sich, dass nach Absonderung alles zufälligen, bey verschiedenen Gegenständen ähnliche Verhältnisse sich wieder fanden, und dass diese natürlich ähnliche Urtheile erzeugten. Soweit man die einfachen ästhetischen *Verhältnisse* kennt, hat man denn auch einfache *Urtheile* über dieselben. Diese stehn an der Spitze der Künste, mit völlig selbstständiger Autorität. Unter den Künsten ragt in dieser Rücksicht die Musik hervor. Sie kann ihre harmonischen Verhältnisse sämmtlich bestimmt aufzählen, und deren richtigen Gebrauch eben so bestimmt nachweisen. Würde aber der Lehrer des Generalbasses nach Beweisen gefragt, so könnte er nur lachen; oder das stumpfe Ohr bedauern, das nicht schon *vernommen* hätte! — Besonders wichtig ist es, dass die ästhetischen Urtheile niemals die Wirklichkeit ihres Gegenstandes fordern. Nur *wenn* er einmal ist, und wenn er bleibt, so beharrt auch das Urtheil welches angiebt, wie er seyn *sollte!* Und durch dies Beharren gilt es dem Menschen, der ihm nicht entfliehen kann, endlich für die strengste Nöthigung. Eine Geschmacklosigkeit ist dem Künstler ein Verbrechen. Freylich nur sofern er Künstler seyn will! Es ist ihm unverwehrt, sein misrathenes Bild zu zerstören, und [258] das Instrument, dessen er nicht Meister ist, zu verschliessen; endlich die Kunst ganz aufzugeben.

Nur *von Sich Selbst* kann der Mensch nicht scheiden. Wäre etwa Er selbst Gegenstand solcher Urtheile: so würden diese, durch ihre zwar ruhige, aber immer vernehmliche Sprache, *mit der Zeit* einen

*) Plato Vol. VIII. p. 45. Ed. Bip.: *Την τȣ λογισμȣ αγωγην — μαλακην, ʽατε χρυσην. — ʽατε γαρ τȣ λογισμȣ καλȣ μεν οντος, πρᾳȣ δε, και ȣ βιαιȣ, κ. τ. λ.*

39 Hartenstein fügt in SW die entsprechende Seitenangabe der Plato-Ausgabe des Stephanus bei: „(Steph. p. 645a)".

SW XI, 220—221. — Kl Sch I, 50—52. — B II, 194—195. — R II, 114—115. — W I, 277—278.

Zwang über ihn ausüben, — so gerade wie über den Liebhaber, der nun einmal seinen Sinn darauf gesetzt hat, Künstler seyn zu wollen. Es kommt noch hinzu, dass, indem aus der Mitte des Gemüths ein Geschmacksurtheil hervorbricht, es gar oft durch die Art wie es entsteht, als eine Gewalt gefühlt wird, die eigentlich in dem was es spricht, nicht liegt. Glücklich wenn ein solcher Ungestüm gleich anfangs siegt; — er vergeht mit der Zeit; aber das Urtheil bleibt; es ist sein langsamer Druck, den der Mensch sein *Gewissen* nennt.

Findend eine ursprünglich-practische, also ästhetische, — Nothwendigkeit: biegt der Sittliche sein Verlangen, um ihr zu gehorchen. Das Verlangen also, war Glied eines ästhetischen Verhältnisses. Und *in so fern* richtete der Betrachtende seinen Blick auf *Sich*, *in wiefern* in ihm das *Verlangen* ist, was in dem beurtheilten Verhältniss vorkommt. Uebrigens würde ohne Zweifel die ästhetische Forderung sich ganz gleich bleiben, wenn ein Andrer, in eben dem [259] Verhältnisse stehend, der Verlangende wäre. So urtheilen wir über Andre, nur noch leichter als über uns selbst; — und die Forderung *gilt* — *sollte* wenigstens dem Andern gelten; und wir muthen ihm an, es selbst so zu finden.

Wollte man nun diejenigen ästhetischen Urtheile, welche sich auf den Willen richten, kennen lernen; d. h. wollte man eine practische Philosophie aufstellen: so müsste man vor allem die Idee eines höchsten Sittengesetzes, als einzigen Spruches der reinen Vernunft, von welchem alle andere Sittenregeln nur Anwendungen wären, ganz und gar aufgeben. Vielmehr, indem man den Willen nach und nach in den einfachsten denkbaren Verhältnissen betrachtete, die aus seinen Richtungen auf sich selbst, auf andere Willen, und auf Sachen, hervorgehn können: würde *für jedes* dieser Verhältnisse auch ein ursprüngliches, absolut unabhängiges ästhetisches Urtheil, von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, mit unmittelbarer Evidenz hervorspringen. — Man hätte nachher die so erhaltenen Urtheile zu construiren; eine *Lebensordnung* daraus zu bilden. Dies würde leicht gelingen, wenn man dieselben gleich Anfangs in ihrer eigenthümlichen Klarheit, in ihren einfachsten und präcisesten Bestimmungen, unvermischt mit irgend etwas Fremdem, und *unentstellt* durch Versuche [260] falscher Philosophie, eins auf das andre zu reduciren — gewonnen hätte. Der Gegensatz erklärt ohne Mühe, warum es schwer wird, aus denjenigen Beurtheilungen, wozu das tägliche Leben zufällig und zerstreut veranlasst, ein vestes System practischer Gesinnungen zu errichten, von welchem der Character Solidität und Einheit erhalten könnte. Hätte aber die Wissenschaft bey dieser Construction für die Richtigkeit der Zeichnung gesorgt; so würde der Reichthum des Lebens, theils verklärt durch Dichtung, theils

23 als einen SW.

SW XI, 221–222. – Kl Sch I, 52–53. – B II, 195–196. – R II, 115–116. – W I, 278–280.

eindringend als Wahrheit der Geschichte, jene Zeichnung bald im Ganzen, bald parthienweise, mit abwechselnder Färbung ausgemalt, durch diese oder jene Contraste gehoben, darstellen helfen. —

Doch dieser *pädagogische* Gedanke kommt zu früh; wiewohl nur um ein weniges. Denn die Anwendung der allgemeinen Betrachtungen ist nahe; es bedarf nur noch eines Rückblicks auf den sittlichen Gehorsam. Wie verhält sich dieser zu jenem System der *practischen Vernunft**)? [261] Das Gehorchende soll *Wille* seyn und bleiben. Aber seine *Richtung* soll es zum Theil ändern**). Nun ist ursprünglich alles Wollen, Begehren, Verlangen, auf Gegenstände gerichtet.

Und man glaube nicht, diese Gegenstände liessen sich nach Gefallen unter dem Wollen gleichsam verschieben. Wer wenig will, dem ist alles verleidet, sobald man ihm *dies* versagt. — Also nur in der Abstraction kann man den Willen von seiner Richtung scheiden.

[262] Aber wer viel kennt und denkt, der verlangt viel; und wessen Vorstellungen wohl associirt sind, dem associirt sich auch das Verlangen. Die Richtung des Verlangens ändern, heisst eigentlich, *ein* Verlangen anhalten, so aber, dass neben ihm gleich ein andres bereit sey hervorzutreten. Dies vermag nur ein vielgewandter und vielgeweckter Geist. Eben darum wird es Männern leichter als Kindern. Aber schon wohlgezogenen Kindern ist eben *durch die Zucht* eine *Freyheit gegeben* und *erworben*, jedes Verlangen für den Augenblick ohne grosse Mühe anzuhalten; — eine Freyheit übrigens, die für sich allein mit der Sittlichkeit noch gar nichts gemein hat. Man sieht indess sogleich, dass es nur noch darauf ankommt, ob Egoismus, oder practische Vernunft sich ihrer bemächtigen werde; im einen Fall wird sie Klugheit, im andern Sittlichkeit. — —

So liegt denn also hier gleich vor unsern Augen das Erste der Zucht. Wir sollen viel Verlangen wecken; — aber durchaus keinem gestatten, zügellos hinzustürmen auf seinen Gegenstand. Es soll scheinen, als läge ein unermesslicher Vorrath von Willen eingeschlossen in einem

*) Unsere Psychologie wolle nicht übel nehmen, dass die practische Vernunft hier zum Theil mit der ästhetischen Urtheilskraft zusammenfällt; dass sie dagegen von einer Verwandschaft mit *transscendentaler Freyheit* so gar Nichts weiss! Es ist in der That nicht abzusehn wie die letztre in eine practische Philosophie nach jenem Entwurf, hineinkommen sollte. Man könnte sie eben so gut in die theoretische Musik oder Plastik einmengen. — Wegen der besorglichen Folgen tröste man sich vorläufig mit der Erziehung. — Der theoretischen Philosophie aber muss es höchst willkommen seyn (wie Kant wenigstens deutlich genug hat merken lassen,) wenn sie nicht mehr nöthig hat, um ihrer Schwester willen jenen Unbegriff zu dulden, dessen Widersinn sie sich sonst gewiss längst gestanden hätte, und vielmal zu gestehn auf dem Wege war.

**) Man vergleiche hier die σοφια ανδϱεια, u. σωφϱοσυνη des Plato, hauptsächlich nach der Darstellung im 4ten Buche der Republik.

26 in einem SW. — 40 längst gefunden SW.

SW XI, 222–223. — Kl Sch I, 53–54. — B II, 196–197. — R II, 116–117. — W I, 280–281.

ehernen Behälter, den nur die Vernunft öffne, wo, wann, wie sie wolle. *So wird* es scheinen, wenn von Anfang an die Berührung durch [263] Gegenstände möglichst vielförmig, der stets fühlbare Zügel aber unter Umständen wirksam genug ist, um dem Gemüth vest einzuprägen: es sey auf Erreichung keines Gegenstandes unbedingt zu rechnen. Dass übrigens die Zucht am besten als unpersönliche Nothwendigkeit sich darstellt, und dass sie durch viel Liebe, viel freye Gefälligkeit, vergütet werden muss, ist bekannt; wie überhaupt die Kunst, alles was bey Kindern Eigensinn heisst, auszulöschen, ohne ihrer Heiterkeit zu schaden, hier vorausgesetzt wird.

Wie man nun das rohe Verlangen hüten soll, dass es nicht durch die That seine Kraft beweise, und dadurch entschiedner Wille werde: so muss dagegen, wo sich *richtige Ueberlegung* erhebt, dieselbe *in Handlung gesetzt*, und bis zur Erreichung ihres Zwecks *unterstützt* werden. So erfährt die Vernunft, was sie vermag; und fasst Muth, zu regieren.

Sehn wir einen Knaben, der, — verdanke er es nun der Kunst, oder der Natur und dem Zufall, — sich viel versucht, aber was er thöricht findet, leicht verlässt, was er bedacht hat, vest und kräftig durchsetzt; einen Knaben, den man auf alle Weise leicht wecken, durch ungemessene Behandlung leicht reizen, durch die rechten Worte leicht lehren, wenden, beschämen kann: dann erfreuen wir uns des Anblicks, und [264] weissagen ihm Gutes. Wir nennen ihn *frey*, weil wir voraussetzen, er werde mit seinen offenen Augen schon finden, vernehmen, was vernünftig sey; und in ihm liege kein Widerstand, der das Urtheil schweigen heissen und es überwältigen könnte.

Aber wir vergessen vielleicht, dass es noch darauf ankommt, *was denn für eine Welt* der Knabe vor sich finden, beurtheilen, und zu behandeln sich üben werde.

Diese Welt sey ein reicher, offner Kreis voll mannigfaltigen Lebens! So wird er sie mustern in allen ihren Theilen. Was er erreichen kann, wird er rühren und rücken, um dessen ganze Beweglichkeit zu erforschen. Das andre wird er betrachten, und sich im Geiste dahin versetzen. Die Menschen und ihr Betragen wird er meistern, die Lebensarten und Stände nach Glanz und Vortheil und Ungebundenheit vergleichen. Er wird — wenigstens in Gedanken — nachahmen, kosten, wählen. Fasst irgend ein solcher Reiz ihn vest: so wird er *calculiren:* — und er ist der ächten Sittlichkeit verloren!

Oder aber es fessele ihn Nichts. Die Knabenjahre mögen ihm vergehn unter beständigen Umtrieben augenblicklicher Lust. Nur dass er seiner Körperkraft, seiner Gesundheit, seiner Freyheit von Bedürfnissen, und seiner *innern* [265] *Haltung* gewiss sey; und dass er eine

12 es sich nicht II. Ausgabe.

43 SW druckt nach I; KlSch, B, R, W = II, ohne Angabe der Variante. SW XI, 223–224. — KlSch I, 54–55. — B II, 197–198. — R II, 117–118. — W I, 281–283.

Summme scharfbemerkter Erscheinungen in gelegentlicher Auffassung gesammelt habe, um unter den Dingen der Welt sich nicht fremd zu fühlen. Er werde nun des *Anstandes* gewahr, den der erste Eintritt in die Gesellschaft vom erwachsnen Jünglinge fordert. Mit der Scheu zu fehlen, mit dem Wunsch zu lernen, übrigens ruhig, ohne etwas zu suchen noch zu fürchten, trete er ein, und schaue umher! So wird seine concentrirte Besonnenheit alle Verhältnisse fassen; der Gegensatz des Lächerlichen und des Schicklichen wird sein Urtheil so leicht wie sein Betragen bestimmen. Und neben dem Schicklichen wird er finden, was ehre und schände, die Redlichkeit und Treue, die Falschheit und den Verrath. Und wenn er nur wirklich ein *nachahmendes* Gemüth hat, so ist er ursprünglich voll Theilnahme, voll eingehenden Sinnes in Andrer Leiden und Hoffen; — aufgelegt ist er demnach auch zu *der* Besinnung, die das Schöne der Seele, die Güte, erkennt und schätzt. Aus diesen Auffassungen wird er sich ein Gesetz bereiten, und eine Pflicht, dem Gesetz zu folgen; denn er kann nicht anders, er müsste sich selbst schmähen, wenn er nicht folgte. Darum *will* er folgen, und er *vermag* es; und Ihr werdet ihn abermals, mit *vermehrtem Nachdruck*, *frey* [266] nennen; und mit Recht, in dem edelsten Sinn des Worts, — wüsstet Ihr auch noch so genau, wie er es wurde und werden musste. —

Ob er es wurde oder nicht, und wie weit: das hing an dem psychologischen Zufall: ob er sich *eher vertiefte in die Berechnungen des Egoismus*, oder in die *ästhetische Auffassung der* ihn umgebenden *Welt.* Dieser Zufall soll nicht Zufall bleiben. Der Erzieher *soll* den Muth haben, vorauszusetzen: er könne, wenn er es recht anfange, jene Auffassung *durch ästhetische Darstellung der Welt* früh und stark genug *determiniren*, damit die freye Haltung des Gemüths nicht von der Weltklugheit, sondern von der reinen practischen Ueberlegung das Gesetz empfange. Eine solche Darstellung der Welt, — der *ganzen* bekannten Welt, und *aller* bekannten Zeiten, um nöthigenfalls die üblen Eindrücke einer ungünstigen Umgebung auszulöschen, — diese möchte wol mit Recht das Hauptgeschäfft der Erziehung heissen; wofür jene Zucht, die das Verlangen weckt und bändigt, nichts als nothwendige Vorbereitung wäre.

Der Begriff einer ästhetischen Auffassung der Welt ist weiter, als der, der ähnlichen Auffassung des menschlichen Verlangens, folglich weiter als ihn die Sittlichkeit unmittelbar fordert. Und er [267] sollte es seyn. Denn wiewohl äussre Gegenstände uns zufällig sind, und wiewohl es sehr wichtig ist, so viel als möglich zum Zufälligen zu rechnen: so ist es uns doch nicht möglich, aus der *Sphäre* des Aeusseren überhaupt zu scheiden. Und nun erheben sich so mancherley Forderungen des Geschmacks, *deren Art zu fordern im Grunde keine andre ist*, als die der ästhetischen Beurtheilungen *des Willens.* Ihre

SW XI, 224–226. — Kl Sch I, 55–57. — B II, 198–199. — R II, 118–119. — W I, 283–284

Nöthigung wird auch in dem Maass stärker gefühlt, wie uns das Aeussere näher anhängt. Daher die Gewalt, womit die äussere Ehre, der Anstand, der gesellschaftliche Ton, — kurz womit alles, was zur Ablegung der Rohheit gehört, unter Menschen von angefangener Bildung seine Ansprüche gelten macht. — Man sagt, es gebe nur Eine Tugend. Beynahe eben so richtig könnte man sagen, es gebe nur einen Geschmack. Wer ihn irgendwo mit kalter Besinnung verletzt: der ist auf dem Wege, das Sittliche wo nicht zu verlassen, so doch es mehr auf die fremdartigen Principien zu stützen, welche vom Streben nach innerer Grösse und Wohlfahrt, oder von bürgerlicher und religiöser *Klugheit* herrühren.

Wie nun eine *allgemein*-ästhetische Darstellung der Welt angelegt werden müsse, darüber hier nur das *eine* Wort — eigentlich Wiederhohlung des Vorigen: Man hüte sich, die Ge-[268]schmacksurtheile auf einander zu reduciren. Und, was darauf zurückkommt: Man hüte sich, Collisionen zu läugnen. Wird aber, hier weiter unten, viele und frühe Lectüre classischer und gewählter Dichter — wird Vorübung der Sinne zum Auffassen der Kunstwerke aller Art gefordert; so kann der Zusammenhang, auch der verschwiegenen Gründe, leicht errathen werden.

Nur noch einige Hauptzüge von jener Darstellung der Welt, sofern sie das Sittliche unmittelbar angeht.

Es versteht sich, dass die einfachen Grundurtheile über den Willen*), zwar nicht als Formeln, aber als Beurtheilungen individueller Fälle, eben wegen ihrer Einfachheit und absoluten Priorität schon dem Kinde nicht entgehn können, wofern ihm nur die Gelegenheiten von der Umgebung dargeboten werden. Es ist oft gesagt, und hoffentlich allgemein erkannt, dass die zärt-[269]liche Sorge der Mutter, der freundliche Ernst des Vaters, die Verkettung der Familie, die Ordnung des Hauses, vor den unbefangenen Blicken des Kindes in aller Reinheit und Würde dastehn müssen; weil es nur beurtheilt, was es bemerkte, ja weil das was es sieht, ihm das Einzig-Mögliche, und das Muster seiner Nachahmung ist.

Gesetzt, diese erste Bedingung sey erfüllt; (oder späterhin erträglich ersetzt durch die wohlthätige Humanität eines nicht gemeinen Lehrers): wie schreitet von hier aus die Erziehung weiter? Sie *muss* den engen Kreis verlassen: sie zeigt die tadelnswürdigste Schwäche, wenn sie das Kind, das hier ausgelernt hat, und weiter blickt und strebt, aus Furcht vor dem was draussen ist, noch länger auf das

*) Man hat gegenwärtig Ursache, sich gegen den Verdacht zu schützen, als wolle man eine *neue* Sittlichkeit erfinden, und dadurch den strengen Forderungen der alten und ächten hohnsprechen. Darum mögen hier die bekannten Namen: *Rechtlichkeit, Güte, Selbstbeherrschung*, stehn. Die schärfere Bestimmung bleibt vorbehalten. Sie wird ihr Verdienst darin suchen, Nichts Neues, aber das Alte deutlicher zu sagen.

SW XI, 226–227. — Kl Sch I, 57–58. — B II, 199–200. — R II, 119–120. — W I, 284–288.

Nächste beschränken will. — Aufwärts und abwärts hat sie fortzuschreiten. Aufwärts giebt es Einen Schritt; *nur* Einen, und nichts Höheres mehr. Abwärts — eine unendliche Weite und Tiefe. Nach jener Seite muss das *übersinnliche* Reich sich öffnen; denn im Sichtbaren ist der Familienkreis selbst das Schönste und Würdigste! Aber nach der entgegengesetzten hin liegt die *Wirklichkeit;* und zeigt theils von selbst mit zudringlicher Sinnenklarheit ihre Mängel und ihre Noth, theils ist es Pflicht der Erziehung, vollends aufzudek-[270]ken, was der Zögling nicht sieht, und doch sehen muss um als Mensch leben zu können.

Da aber die Contraste einander gegenseitig heben, und desto mehr, je weiter sie sich von der Mitte entfernen: so würde man leicht auf die Regel kommen: immer nach beyden Seiten zugleich, und gleichmässig, fortzugehn, um neben immer stärkerem Schatten immer stärkeres Licht nur desto glänzender hervortreten zu machen; — wenn nur der Weg nach beyden Seiten gleich offen wäre, und auf ähnliche Art fortliefe. —

Gott, das *reelle* Centrum aller practischen Ideen, und ihrer schrankenlosen Wirksamkeit; der Vater der Menschen, und das Haupt der Welt: Er fülle den Hintergrund der Erinnerung, als das Aelteste und Erste, bey dem alle Besinnung des, aus dem verwirrten Leben rückkehrenden Geistes, immer zuletzt anlangen müsse; um, wie im eigenen *Selbst*, in der Feyer des Glaubens zu ruhen. — Aber eben darum, weil das Höchste schon unter den *frühesten* Gedanken, an welchen die Persönlichkeit des werdenden Menschen hängt, sich seinen Platz bevestigen soll; und weil es, als das *Höchste*, nun ferner nicht mehr *erhöhet* werden kann: so ist Gefahr, man werde es, bey fortdauerndem Hinheften des Geistes auf den Einen, so *einfachen* Punct, [271] nur verunstalten, man werde es zum Gemeinen, ja zum Langweiligen herabziehn; und langweilig darf *der* Gedanke, der unaufhörlich die menschliche Schwäche beschämt und tadelt, gewiss nicht werden, oder er erliegt der ersten Verwegenheit, womit der speculirende Trieb es unternimmt, sich seine Welt selbst zu bauen. — Lieber noch sollte man die Idee weniger wach erhalten; um sie zu der Zeit unverdorben vorzufinden, da der Mensch zur Haltung in den Stürmen des Lebens ihrer bedarf. Aber es giebt ein Mittel, sie langsam zu ernähren, zu verstärken, auszubilden, und ihr eine unaufhörlich steigende Verehrung zu sichern, — ein Mittel, das demjenigen, der sie theoretisch kennt, zugleich für das *einzige* gelten muss: — dies nämlich, sie fortdauernd durch *Gegensatz* zu bestimmen.

Und eben dies ist es auch, was jene andre Richtung der fortschreitenden Darstellung der Welt ganz von selbst herbeyführt.

---

22 zurückkehrenden SW, W.

SW XI, 227–228. — Kl Sch I, 58–59. — B II, 200–201. — R II, 120–121. — W I, 288–291.

Aus Gründen, deren Nachweisung hier zu weitläuftig wäre, erhellt, dass der Unterricht zwey getrennte, aber stets gleichzeitig fortlaufende Reihen, von unten auf, jenem höchsten, vesten Puncte entgegen zu führen habe, um endlich beyde in ihm zu verknüpfen; — man kann diese Reihen durch die Namen: *Erkenntniss*, [272] und *Theilnahme*, unterscheiden. Die Reihe der Erkenntniss fängt natürlich an bey den Uebungen zur Schärfung und ersten Verarbeitung der Anschauungen und der nächsten Erfahrungen: kurz, beym ABC der Sinne. Etwas schwerer würde es seyn den Anfangspunct der Reihe für die fortschreitende Theilnahme anzugeben, und den angegebnen zu rechtfertigen. Die genauere Betrachtung entdeckt bald, dass dieser Punct nicht in der jetzigen Wirklichkeit liegen kann. Die Sphäre der Kinder ist zu eng, und zu bald durchlaufen; die Sphäre der Erwachsnen ist bey *cultivirten Menschen* zu hoch, und zu sehr durch Verhältnisse bestimmt, die man dem kleinen Knaben nicht begreiflich machen *will*, wenn man auch könnte. Aber die Zeit-Reihe der *Geschichte* endigt sich in die Gegenwart, und in den Anfängen unsrer Cultur, bey den Griechen, ist durch classische Darstellungen eines idealischen Knaben-Alters, durch die *homerischen Gedichte*, ein lichter Punct für die gesammte Nachwelt fixirt worden. Scheut man es nicht, die *edelste* unter den Sprachen, vor der recipirten *gelehrten* Sprache im Unterricht vorangehn zu lassen: so wird man theils unzählige Schiefheiten und Verdrehungen in allen dem vermeiden, was irgend zur Einsicht in die Literatur, in die Geschichte der Menschen, der Meinungen, [273] der Künste u. s. w. gehört*): theils ist man sicher, dem Interesse des Knaben Begebenheiten und Personen darzubieten, deren es sich ganz bemächtigen, und von wo aus es übergehn kann zu unendlich mannigfaltigen, eignen Reflexionen über Menschheit und Gesellschaft, und über die Abhängigkeit beyder von höherer Macht.

Die früheste Bildung des kindlichen Gefühls müsste ganz verfehlt seyn, wenn der, nach gestillter Freude am Unterhaltenden zurückbleibende, *sittliche* Eindruk jener alten Erzählungen, irgend zweydeutig seyn könnte. Schon das Verhältniss der Fabel zur Wahrheit, und der Rohheit zur Bildung muss dem Knaben allenthalben hervorspringen, wenn er jenes Bild vergleicht mit dem Kreise in dem er lebt. Und der doppelte Gegensatz — theils zwischen den Menschen des Dichters, und den Seinen, die er liebt und ehrt, — theils vollends zwischen jenen Göttern, und der Vorsehung, die er sich denkt nach dem [274] Bilde der Eltern und die er anbetet nach ihrem Beyspiele: — dieser

*) Dieser Gegenstand ist so wichtig und so reich, dass er ein eignes Buch erfordern würde. Der Verfasser schreibt hier nicht ohne sprechende Erfahrungen der Ausführbarkeit. Viele Gründe geben übrigens der Odyssee vor der Ilias den Vorzug. Aber nach zurückgelegtem 10ten Jahre würde *dieser* Anfang zu spät kommen.

SW XI, 228–229. — Kl Sch I, 59–61. — B II, 201–202. — R II, 121. — W I, 291–292.

Gegensatz thut bey einem rein gehaltnen jugendlichen Gemüth gerade die umgekehrte Wirkung wie bey denen, welche vor der Langenweile gedehnter Religionsvorträge *Schutz* suchen bey Phantasien, mit denen sie dreist spielen dürfen, und *Ersatz* in Kunst-Uebungen, woran sie ihre eigne Meisterschaft zu bewundern hoffen. — Der Knabe spielt in der Wirklichkeit; spielend realisirt er sich seine Phantasien. Wäre einer so unglücklich, dass er der Gottheit ihr unsinnliches Reich misgönnte, und darin für seine Fictionen leeren Raum verlangte: der müsste wenig äusserliches Leben haben; man müsste seine Diät verbessern, und seine gymnastischen Uebungen vermehren.

Aber die Welt, wie er sie betrachtet in den Stunden des Ernstes, dehne sich weiter und weiter; zwar immer gelegen zwischen den gleichen Extremen, dränge sie gleichsam dieselben in weitre Fernen hinaus, damit Platz werde für die Menge der Charactere, welche am Faden der Geschichte hereintreten, jeder beleuchtet, wo möglich, durch seinen ersten classischen Beschreiber, sonst wenigstens durch den Schein, der von den reinsten Quellen des historischen Lichtes her sich verbreitet über die dunkelern Strecken. Perioden, die kein Meister beschrieb, deren Geist [275] auch kein Dichter athmet, sind der Erziehung wenig werth. Aber lehrt man die Sprachen der Schriften wegen, so ist es seltsam, wenn man den Schriften das Interesse nimmt durch vorgreifende Erzählungen im nüchternen Auszuge, vollends in dem albernen Tone, der die Kindlichkeit nachahmen möchte. — Den neuern Zeiten gehört ein anhaltendes Studium des reifenden Jünglings; in der frühern Welt, hauptsächlich der alten, wird der Knabe mit Musse wandeln können, wenn er, wie er sollte, nur eben entwachsen der bedürfnissvollen Kindheit, seinen Homer anfing.

“Jedem das Seine!” Diesem Ausspruch werde *sein* Recht bey jeder Darstellung, Betrachtung, Beleuchtung, der mannigfaltigen Charactere. Das Reinliche, das Saubere, was jede ächte Poesie zeigt, wenn sie Individualitäten aufstellt und gruppirt: dies, wo nicht nachzuahmen, so doch es aus ihren Händen dankbar zu empfangen und sorgsam zu benutzen, ist die erste Pflicht des Erziehers. Aber *das* Gemälde, was Er aufstellen soll, hat keinen Rahmen; es ist offen und weit, wie die Welt. Daher *fallen* hier alle Eigenheiten, wodurch sich die Gattungen der Poesie unterscheiden; und nackt und bloss steht jedes Schwache und jedes Schlechte, was sich sonst mit der Absicht des Kunstwerks entschuldigt. [276] *Das Gewissen geht mit in die Oper!* wie sehr immer der Dichter protestire. *Ihn bannt* der Erzieher aus seiner Sphäre, gestützt auf Plato's Ansehn, — wo nicht die Wahrheit, die Deutlichkeit des Schlechten, zur Läuterung des Bessern, zur Erhöhung des *Guten*, dienen kann und dienen will.

Indem nun durch die Lectüre der Dichter und Historiker, durch wachsende Menschenkenntniss, und durch moralische und Religions-

Vorträge, die den vorher gelieferten Stoff verarbeiten helfen, sich fortlauernd die sittlichen Unterscheidungen schärfen; die Beobachtung der Nüancen der Charactere, und die Schätzung ihrer *Distanzen* nach sittlichem Maass, sich berichtiget; und eben dadurch die Elemente der practischen Idee von Gott, an Klarheit und Würde stets gewinnen: tritt, von der Seite der *Erkenntniss* her, in steigender Deutlichkeit, der Begriff der *Natur* hervor, als des Systems der Kräfte und Bewegungen, die, im einmal angehobnen Gange streng beharrend, von Gesetz und Ordnung und von scharf bestimmtem Maass das Muster uns verzeichnen. — Wie mangelhaft wäre die Darstellung der Welt, wie wenig in ihr das Wirkliche, das *Gegebene* befasst, wie fabelähnlich schwebte sie im luftigen Gedanken-Raum, wenn man die Natur ausliesse! Und [277] wie schlecht würde sie dem Geist des vernünftig gestalteten Lebens entsprechen! Glaubt man, allein durch die sittlichen Ideen, handeln zu lehren? — Mitten in der Natur steht der Mensch, selbst ihr Theil, im Innersten durchströmt von ihrer Macht, erwiedernd die äussere Gewalt durch seine eigne, nach *seiner* Art, nach *seinem Wesen*, erst denkend, dann wollend, dann wirkend. *Durch seinen Willen* geht die Kette der Natur. Aber *an Einer* bestimmten *Stelle* für Einen bestimmten Willen! *Dies Schicksal*, entsprungen einzig aus der *Individualität der Lage*, die jedem bestimmten Exemplar der Gattung unvermeidlich eine eigne ward, — entgegengesetzt der Abkunft vom höchsten Plan der Natur, welchen *für die Gattungen zunächst* die allgemein ordnende Vorsehung entwarf: — dies Schicksal ist die Noth, welche den Menschen drängt; es ist *diese* Noth, die er *nothwendig sehen* und *bedenken* muss, um seine Schritte, und das *Maass* seiner Schritte für jeden einzelnen Augenblick richtig zu bestimmen. Denn die sittliche Idee ruft zwar dem Geschlechte, aber sie verstummt dem Einzelnen, so fern er einzeln ist; sie weiss Nichts von seiner nächsten Schranke, sie tadelt und beschämt, aber helfen kann sie nicht; — sie will ihn am Ziele, er ist auf dem Wege, aber sie weiss nichts vom [278] Wege, viel weniger kann sie ihn führen. Sich und seine Kräfte und die nächsten Kräfte die ihn helfen, muss der Mensch kennen, und *anerkennen* ihre Beschränktheit, wenn ihre Stärke ihm dienen soll *nach ihrem Maass*.

Dies Schicksal ist *nicht* jene *alte μοιρα*, jene Verderberin des Lebens, jenes reine Widerspiel alles Geistes*).

*) Das neueste Wiedererscheinen der *μοιρα* ist ein Triumph für die alten Dichter. Ihre poetische Allgewalt konnte den Klotz, den ein uralter Volksglaube ihnen aufdrang, so anbringen, dass neuere Meister auf den Wahn geriethen, an ihm hänge die Kunst! — Welche Kunst, die irgend bestimmte Principien hat, zählt das völlig Ungestalte, aller Gestaltung *völlig Unempfängliche* (dies würde eine metaphysische Erörterung des *Begriffs* zeigen), unter ihre Elemente? Welche Kunst duldet ein Element, das, allen den übrigen Elementen völlig heterogen, daher aller rein gestimmten Verhältnisse gegen dieselben, — aller *Intervalle* völlig

SW XI, 230—232. — Kl Sch I, 62—64. — B II, 203—204. — R II, 122—123. — W I, 294—295.

[279] Den sittlichen Menschen vermag es nicht zu bedrängen. Denn er verlangt nicht, dass in seinem Individuum sich die Menschheit, sich die Vernunft vollende! Er kömmt der Vorsehung entgegen; *er sucht ihrer Sorge für die Gattung sich anzuschliessen;* er vernimmt den Aufruf, das eingeleitete fortzuführen; er begreift: die Theodicee sey der *That* der Menschen überlassen. —

Aber wo bleibt die Erziehung? Wie kömmt der Zögling zur Einsicht in diese Folgen seiner Individualität? — Diese Frage winkt zum Schluss. Denn der Mensch sieht sich bald als Natur, wenn er nur erst Natur überhaupt kennt. Es ist aber niemand aufgelegt, in die strenge Gesetzmässigkeit der Natur sich hineinzudenken, dem nicht die strenge Disciplin der *Mathemathik*, zugleich mit ihren Aufschlüssen zu Theil ward.

[280] Und noch vor der Forschung nach den Gesetzen, bedarf es der scharfen *Auffassung* des *Gegebenen.* Es bedarf überhaupt der Aufmerksamkeit, der Hingebung an das Vorliegende. Es bedarf einer frühen Zucht für die schweifenden Gedanken, einer frühen Gewöhnung zum genauen Fortführen und Vollenden angefangener Arbeit. Hier ist die Sphäre der Betrachtungen, die schon in der Einleitung zur gegenwärtigen Schrift ihre Stelle gefunden haben. — — —

Bleibe es nun immerhin dem geneigten und denkenden Leser überlassen, diese Umrisse zu verbinden und auszufüllen. Es soll nicht scheinen, als wäre hier ein Ganzes geliefert. Aber es sollte hervorgehn, dass es sich noch wagen lasse, gewisse Systeme, die der Erziehung nie frommen können, wenigstens da, wo von Erziehung die Rede ist, zu ignoriren. Dem Tadel derselben sey das hier Vorgetragne, für eine Weile, Preis gegeben. Es ist hoffentlich nicht neu und nicht alt genug, um jemandem Lust zu machen, es auf fremde Theorien zu reimen, und es besser als der Verfasser selbst, verstehn zu wollen. Sonst würde er erklären müssen, dass er es für eine schlimme Probe, nicht des Scharfsinns, sondern des Schwachsinns hält, wenn jemand die eigenthümlichen Behauptungen verschiedener Denker gern zusammenschiebt, — und vor allem, dass [281] er sich von keinem verstanden glauben wird, dem es noch ein Räthsel ist, wie Determinismus und Sittlichkeit zusammen bestehn können.

---

unfähig, nur als absolute Störung unauflösliche Misklänge erzeugen kann? Und welcher gebildete Mensch nimmt herzlichen Antheil an einer Trauer, die auf einem längst verworfenen *Unbegriff* beruht? — Beyde, das absolute Schicksal und die absolute Freyheit, sind gleich alte Reste der Rohheit, und gleich arge Scandale, wie für die Theorie so im Reiche des Geschmacks. Werden sie aufs Beste gebraucht in einem Kunstwerk, so helfen sie, vielleicht wider den Willen des Dichters, ewig nur zum *Rahmen* des Gemäldes, indem sie die Scene, die Zeit, die Ansicht der handelnden Personen, folglich die *Voraussetzungen* und *Gränzen* bestimmen, innerhalb deren man für diesmal die Darstellung des Schönen erwarten darf.

SW XI, 232–233. – Kl Sch I, 64–65. – B II, 204–205. – R II, 123–124. – W I, 295–296.

Andere, die so abstracte Untersuchungen etwa nicht gern in Gesellschaft des ABC der Anschauung sehn, sind gebeten zu bedenken: dass es doch wol nützlich seyn könnte, wenn einmal eine pädagogische Schrift Veranlassung giebt, die Weite der Erziehungssphäre, und die Grösse der noch vorliegenden Aufgaben, nach der *Distanz* zu schätzen, die man durchlaufen müsste, um von dem Niedrigsten aufzusteigen zum Höchsten; und in die man hinausblicken soll, weil man das Letzte vorbereiten muss durch das Erste.

SW XI, 233. — KlSch I, 65. — B II, 205. — R II, 124. — W I, 297.

Zweyte Tabelle. Bestimmung der Muster-

.	.	VI. 60 30	VII. 55 35	VIII. 50 40	IX. 45 45	X. 40 50	XI. 35 55
.	.	.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.	1,4619 1,4619	1,6383 1,6840
	.	.	.	1,1831 1,1831	1,2817 1,3289	1,4035 1,5027	1,5801 1,7169
		1, 1,	1,0572 1,1064	1,1305 1,2267	1,2247 1,3660	1,3473 1,5321	1,5098 1,7368
			1, 1,1471	1,0693 1,2609	1,1584 1,3927	1,2743 1,5498	1,4281 1,7434
				1, 1,2855	1,0833 1,4088	1,1917 1,5557	1,3356 1,7368
					1, 1,4142	1,1102 1,5498	1,2328 1,7169
						1, 1,5321	1,1207 1,6840
							1, 1,6383

dreyecke durch das Verhältniss der Seiten.

XII. 30/60	XIII. 25/65	XIV. 20/70	XV. 15/75	XVI. 10/80	XVII. 5/85			
.	.	.	.	5,7382 5,7382	11,430 11,473	5	85	I.
.	.	2,8793 2,8793	3,8050 3,8490	5,6713 5,7587	11,299 11,430	10	80	II.
1,9318 1,9318	2,2855 2,3302	2,8242 2,9127	3,7320 3,8637	5,5625 5,7302	11,083 11,299	15	75	III.
1,8794 1,9696	2,2235 2,3572	2,7474 2,9238	3,6306 3,8490	5,4115 5,6713	10,782 11,083	20	70	IV.
1,8126 1,9924	2,1445 2,3662	2,6499 2,9127	3,5017 3,8050	5,2192 5,5625	10,399 10,782	25	65	V.
1,7320 2,	2,0492 2,3572	2,5320 2,8793	3,3461 3,7320	4,9872 5,4115	9,9365 10,399	30	60	VI.
1,6383 1,9924	1,9383 2,3302	2.3950 2,8242	3,1649 3,6306	4,7173 5,2192	9,3987 9,9365	35	55	VII.
1,5321 1,9696	1,8126 2,2855	2,2397 2,7474	2,9598 3,5017	4,4115 4,9872	8,7894 9,3987	40	50	VIII.
1,4142 1,9318	1,6731 2,2235	2,0674 2,6497	2,7320 3,3461	4,0721 4,7173	8,1132 8,7894	45	45	IX.
1,2855 1,8794	1,5209 2,1445	1,8794 2,5320	2,4835 3,1650	3,7016 4,4115	7,3751 7,1132	50	40	X.
1,1472 1,8126	1,3572 2,0492	1,6770 2,3950	2,2161 2,9597	3,3031 4,0720	6,5810 7,3751	55	35	XI.
1, 1,7320	1,1831 1,9383	1,4619 2,2397	1,9318 2,7320	2,8793 3,7016	5,7369 6,5810	60	30	XII.
	1, 1,8126	1,2356 2,0674	1,6329 2,4835	2,4337 3,3031	4,8490 5,7369	65	25	XIII.
		1, 1,8794	1,3214 2,2161	1,9696 2,8793	3,9242 4,8490	70	20	XIV.
			1, 1,9318	1,4905 2,4337	2,9696 3,9242	75	15	XV.
				1, 1,9696	1,9924 2,9696	80	10	XVI.
					1, 1,9924	85	5	XVII.

VII.

Thesen zur Promotion und Habilitation.

1802.

[Text nach Fasc. 86 der Acta Decanatus (sc. der philos. Facultät der Universität Göttingen) Eichhornii inde ab 1. Jul. 1802 ad 2. Jul. 1803.]

Citirte Ausgaben.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke* (Bd. XII), herausgegeben von G. Hartenstein.
KlSch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. Hartenstein.

1.

Theses, quas pro summis in philosophia honoribus consequendis die XXII Octobris publice defendet J. F. Herbart.

[1802.]

I. Philosophia in genere est conatus reperiendi nexum necessarium in cogitationibus nostris.

II. Metaphysica est complexus omnium disquisitionum, quae quovis modo *ultimum* quiddam in cognitione nostra spectant.

III. Metaphysica, ne dicam philosophia, totum absolutum esse non potest.

IV. Ex uno eodemque principio an omnes metaphysicae veritates possint erui, adhuc usque dubitandum est. Sed, si possent, haec istius scientiae tractandae ratio, etsi optima, tamen nec unica, nec plene sufficiens minimeque in docendo statim ab initio ineunda esset.

V. Principium rationis sufficientis demonstrari potest. Cuius demonstrationis hoc est fundamentum, quod, quae res commutata sit, ea tamen una eademque res remansisse judicanda est.

VI. Rerum, quae sunt, *unde* sint, ratio sufficiens, etsi fortasse sit, desiderari tamen nulla debet. Quamvis enim non esse vel aliter se habere cogitari possint, nulla tamen haec ipsarum rerum est contingentia.

VII. Libertas voluntatis *transscendentalis*, quam vocant, nulla est.

VIII. Libertatis transscendentalis ad ethicam constituendam nihil opus est.

IX. Libertatis transscendentalis, vel si qua esset, conscii tamen nobis esse non possemus. Adeoque ejus, qua in bono malove consilio eligendo conscii nobis sumus libertatis, commercium nullum est cum illo philosophorum mytho.

X. Jus naturae, tanquam scientia in se perfecta atque absoluta, ab ethica et politica separanda, nullum est.

---

9 philosophia totum (ohne Komma) SW, Kl Sch. — 12 Sed si (ohne Komma) SW, Kl Sch. — 13 nec plane SW, Kl Sch.

SW XII, 58. — Kl Sch I, lviii—lix.

2.

Theses, quas pro loco in philosophorum ordine rite obtinendo die XXIII Octobris publice defendet J. F. Herbart.

[1802.]

I. Absolutae necessitatis praedicatum, quod in Theologia Summo numini adsignari solet, sibi ipsi repugnat.

II. Superlativus realitatis, quo in summi numinis natura explicanda utuntur, nullum habet sensum.

III. Summae legis ethicae agnitio, animique ad virtutem propensio veram religionem in nobis inchoat, non autem confirmat.

IV. Transscendentali idealismo qualicunque refutato, rursus exoritur physicotheologia: qua contenti esse debemus.

V. Spatii et temporis cogitationem quod e mente nostra ejicere non possumus, hoc non probat, eas cogitationes natura nobis insitas esse. Qui in hac Kantianae rationis parte latet error, totum tollit systema.

VI. Intellectualis intuitio nulla est.

VII. Illud *Ego*, quo quisque sui ipsius conscientiam significat, nude positum, involvit contradictionem acerrimam; quae plane resolvi, non autem ex alio loco in alium transferri debet. Resolutionem autem istam ne aggredi quidem potest philosophia, nisi sic, ut idealismum funditus evertat.

VIII. Rei publicae forma absolute optima generali theoria definiri non potest.

IX. Poenarum theoria generalis tradi non potest.

* * *

X. Ars paedagogica non experientia sola nititur.

XI. In liberorum educatione Poëseos et Matheseos maxima vis est.

XII. Institutio liberorum a Graecis literis incipienda, et quidem ab Homeri Odyssea, nulla omnino prosaico, minime autem chrestomatico libro praemisso.

---

9 agnitio animique (ohne Komma) SW, Kl Sch. — 11 rursum exoritur SW, Kl Sch.

SW XII, 59. — Kl Sch I, lix.

VIII.

Zwei Vorlesungen über Pädagogik.

[1802.]

[Text nach dem Msc. 2060 der Königsberger Universitätsbibliothek.]

Citirte Ausgaben.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke* (Bd. XI), herausgegeben von G. Hartenstein.
Kl Sch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. Hartenstein.
B = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Frdr. Bartholomäi.
R = J. F. Herbart. *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von Karl Richter.
W = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von Otto Willmann.

[1] An der Spitze dieser Vorlesungen erwarten Sie, m. H., vielleicht vor allem Andern die Definition meines Gegenstandes, erwarten sodann eine Lobrede, eine Geschichte, einen Ueberblick desselben.

Erst nach dem ersten Versuch, Wesentliches und Zufälliges zu scheiden, kann die Definition ein bedeutender Ausdruck des Resultats dieser ganzen Ueberlegung werden. Wer das Abzuscheidende nicht im Auge hat, dem zeigt die Definition nicht, was, noch auch wie richtig sie ausgeschlossen habe. Sie ist aldann mehr Ueberraschung, als Unterstützung des eignen Denkens. Statt der Definition werde ich aus dem rohen Gedanken, an den uns schon das blosse Wort Erziehung erinnert, die Hauptmerkmale soweit herausheben, als nöthig ist, um die Fäden der fernern Untersuchung anzuknüpfen.

Ebensowenig eine Lobrede! Eine solche Krone möchte das bescheidene Haupt meiner Wissenschaft mehr drücken, als verherrlichen. Mit Lobreden mag man den Vortrag solcher Wissenschaften eröffnen, die in ihren Lehrsätzen völlig bestimmt dastehen, und deren wohlthätige Wirkung sich in der allgemeinen Erfahrung unzweideutig bewährt hat; die schon ihr männliches Alter erreicht haben. Die Kunst der Jugendbildung ist selbst noch eine jugendliche Kunst; sie versucht, sie übt ihre Kräfte, sie hofft dereinst etwas vortreffliches zu leisten, aber sie bekennt gern, dass ihre bisherigen Versuche sie mehr über das, was zu vermeiden, als über das, was zu thun sey, belehrt haben; dass sie bisher noch auf jedem ihrer Schritte die Uebermacht des Zufalls fürchtet, den sie lieber flieht als bekämpft; und dass sie in ihren allgemeinen Grundsätzen noch die Aussprüche und Einsprüche der

---

Das Msc. (leider nur Fragment) trägt die Ueberschrift: „Pädagogik"; sodann folgen als erste Zeile die Stichworte: „Keine Definition, — Lobrede, — Geschichte, — Ueberblick". Herbart hat angefangen, diese Stichworte am oberen rechten Rande des Msc. in einem Satze zu verwenden, aber er hat nur das Wort „Definition" in den einleitenden Satz verwebt. Dieser Satz lautet: „An der Spitze dieser Vorlesungen erwarten Sie, m. H. vielleicht vor allem andern die Definition meines Gegenstandes, erwarten sodann . . . ." Hartenstein hat zuerst in KlSch diesen Einleitungssatz, indem er die andern Stichworte auch mit verwendete, vollendet. Dieselbe Construction ist sodann in SW und von da in B, R, W, sowie in die vorliegende Ausgabe (Z. 1—3) übergegangen.

SW XI. 63. — KlSch I, 3. — B II, 69. — R II, 271. — W I, 231.

Philosophie zwar *erwartet*, aber ohne zu wissen, ob sie, wenigstens vorläufig, dadurch mehr belehrt, als gestört werden wird. — Lobreden können bey einer solchen Wissenschaft weniger ihren wirklichen Leistungen, als den Hoffnungen gelten, die man für die Zukunft sich von ihr macht. Aber eben diese Hoffnungen sind es, deren Grund oder Ungrund erst das Ganze dieser Vorträge ins Licht setzen soll. In dem Maasse, wie ich Ihnen die Idee der grossen Kunst mehr entwickeln, und die Ausführbarkeit dieser Idee bestimmter nachweisen kann, wird die Achtung, welche Sie gewiss der Pädagogik schon mitbringen, mehr zum Vertrauen und vielleicht zur Verehrung sich erhöhen.

Eben so wenig Geschichte! — Was enthält die Geschichte einer Wissenschaft? Ohne Zweifel Versuche, die man anstellt, um zur Wissenschaft selbst zu gelangen. Wer vermag den Werth dieser Versuche zu würdigen, und, wo darin Rückgang oder Fortgang sey, zu bemerken? Ohne Zweifel derjenige, der den besten und kürzesten Weg, welchen diese Versuche zu ihrem Ziele nehmen konnten, übersicht. Daher ist die Geschichte einer Kunst gewöhnlich erst dann verständlich und interessant, wenn man der Hauptideen mächtig ist, nach denen die mannigfaltigen Versuche, von denen die Geschichte erzählt, beurtheilt werden können; wenn man bey unrichtigen Maassregeln die richtigen Absichten herauszufinden und zu schätzen, wenn man demjenigen, was Uebertreibung oder Schwäche verfehlten, das rechte Maass nachzuweisen, wenn man das Wahre, das Wichtige, vom Unbedeutenden, Irrigen, und Gefährlichen gehörig zu trennen versteht.

Statt der Geschichte der Pädagogik bedürfen wir es aber gar sehr, dass Sie Sich den gegenwärtigen Zustand dieser Kunst hinreichend deutlich vor Augen stellen. Dazu empfehle ich Ihnen zwey Mittel. Erstlich wolle jeder in seine eigne Jugend zurückblicken, und, sowohl wie er selbst erzogen ist, als wie er andere hat erzogen werden sehn, ins Gedächtniss zurückrufen. Dabey werden es freylich wol nicht Viele von Ihnen ganz vermeiden, entw[eder] mit Vorliebe oder mit Geringschätzung an Ihre Lehrer u[nd] Erzieher zu denken. Ihre Jugend ist schwerlich schon weit genug hinter Ihnen, um Sie der unbefangenen Betrachtung mächtig zu machen, durch welche sich dereinst dieser Theil Ihrer Geschichte in belehrende Erfahrung für Sie verwandeln soll. Besonders wenn man wesentlicher Fehler inne zu werden glaubt, unter denen man gelitten habe, durch die man mehr oder minder unverbesserlich verbogen, oder doch unwiderbringlich verspätet worden sey; dann ist es schwer, nicht unbillig, [2] nicht undankbar zu vergessen: wie viel der damalige allgemeine Geist der Zeit verschuldet, wie sehr sich die genossene Erziehung vielleicht über denselben erhoben, mit wie

9 gewiss für die Pädagogik SW, KlSch, B, R, W.
29 sehen SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 63—65. — KlSch I, 3—5. — B II, 69—70. — R II, 271—272. — W I, 131—232.

manchen Hindernissen sie gekämpft habe; — wie viel übler man sich ohne sie befunden haben würde. Aber freylich gehört dies nicht eigentlich zum Gegenstande unserer Betrachtung. Hier gilt es, Fehler als Fehler anzuerkennen, gleichviel wie gut sie sich aus den Umständen erklären mögen; hier gilt es, von dem Einfluss der Gewohnheit, zufolge welcher ein Vater seinen Sohn, so wie ihn sein Vater, nun wieder zu behandeln liebt, sich ganz frey zu machen; wo möglich aus dem gegenwärtigen Zeitalter selbst, sofern es durch Autoritäten die Vernunft blenden möchte, herauszutreten, und sich gerade mitten vor dem reinen Ideal auf der einen, und den vorhandenen Mitteln der Ausführung auf der andern Seite, hinzustellen, um das Beste, was möglich ist, wenigstens nicht gleich in dem Plane zu verfehlen. Nur um die vorhandenen Mittel, und unter ihnen gerade diejenigen, welche die Pädagogik sich für ihren Gebrauch schon zubereitet hat, kennen zu lernen; um die Abwege, auf welche das heutige Zeitalter leicht verleitet, und vor denen eben darum die heutige Pädagogik am lautesten warnt, sicherer zu vermeiden; — um sich in einer Sache der Erfahrung, wie die Erziehung ist, durch die nächsten, und eben darum augenscheinlichsten Erfahrungen zu orientiren: dazu bedarf es der aufmerksamen Hinsicht auf das Gegenwärtige; darum auch habe ich Sie aufgefordert, sich in Ihre eigne Jugendzeit zu versetzen: dazu schlage ich Ihnen jetzt noch zweytens, statt aller andern Lectüre, das Studium eines sehr berühmten und verbreiteten, vielleicht Ihnen Allen längst bekannten Werks vor; ich meine Niemeyer's Grundsätze der Erziehung. Der gelehrte und vielerfahrene Verfasser hat hier die Summe der heutigen Pädagogik so deutlich, als concentrirt dargestellt, und sich dadurch besonders um diejenigen hoch verdient gemacht, die zum practischen Gebrauch das sicherste und bewährteste zu kennen verlangen, wovon jeder kühnere Versuch ausgehen und wohin er bey jeder Anwandlung von Zweifel und Ungewissheit sich wie in eine veste Burg zurückziehen muss. Als eine solche wünsche ich, dass Sie auch bei meinem Vortrage sich diese Schrift stets im Hintergrunde denken mögen. Weit entfernt, meinen Sätzen eine Autorität beizumessen, die sich jener irgend gegenüber stellen dürfte, bitte ich Sie vielmehr, mir allenthalben, wo ich mich von Niemeyer entfernen werde, mit misstrauisch-scharfer Prüfung zuzuhören. Hätten wir diesen vesten Boden nicht, dann möchte ich es weit weniger wagen, Ihnen so manches vorzutragen, wofür ich ausser dem Räsonnement höchstens meine eigne Erfahrung würde anführen können; und sehr vieles werde ich eben darum nur sehr kurz berühren, weil es mir in jener Schrift so vollständig und vortrefflich abgehandelt scheint, dass dem angehenden Pädagogen jede weitere Auseinandersetzung dadurch überflüssig wird.

---

5 Einflusse SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 65—66. — KlSch I, 5—6. — B II, 70—71. — R II, 272—273. — W I, 232—233.

[3] Auch keinen Ueberblick! Oder würden Sie mich verstehen, wenn ich von einem *Unterricht, der zugleich Erziehung sey,* — von einer allgemeinen Eintheilung der Methode dieses Unterrichts in *synthetischen* und *analytischen*, — von der *ästhetischen Darst*[*ellung*] *der Welt*, als dem Ideal der Erziehung, hier schon reden wollte? Ungern habe ich in meinen Thesen die Mathematik und Poesie für die Hauptkräfte des Unterrichts erklärt; und kaum wage ich es, Ihnen hier soviel von meiner Ansicht der gesammten pädagogischen Aufgabe zu verrathen, dass ich die *Bildung* der *Phantasie* und des *Charakters* für die Extreme halte, zwischen denen sie eingeschlossen liegt. — Paradoxien thun wenig für die rechte Stimmung, in welche für eine vorliegende Untersuchung das Gemüth sich versetzen muss.

Mehr hoffe ich dazu beyzutragen, indem ich jetzt über die Art, wie ich meinen Gegenstand in diesen Vorlesungen zu behandeln denke, mich Ihnen vorläufig erkläre.

Unterscheiden Sie zuvörderst die Pädagogik, als Wissenschaft, von der Kunst der Erziehung. Was ist der Inhalt einer Wissenschaft? Eine Zusammenordnung von Lehrsätzen, die ein Gedankenganzes ausmachen, die wo möglich aus einander, als Folgen aus Grundsätzen, und als Grundsätze aus Principien hervorgehen. — Was ist eine Kunst? Eine Summe von Fertigkeiten, die sich vereinigen müssen, um einen gewissen Zweck hervorzubringen. Die Wissenschaft also erfordert Ableitung von Lehrsätzen aus ihren Gründen, — philosophisches Denken; — die Kunst erfordert stetes *Handeln*, nur den Resultaten jener gemäss; sie darf während der Ausübung sich in keine Speculation verlieren; der Augenblick ruft ihre Hülfe, tausend widrige Begegnisse fordern ihren Widerstand herbey.

Unterscheiden Sie weiter die Kunst des ausgelernten Erziehers von der einzelnen Ausübung dieser Kunst. Zu jener gehört, dass man jedes Naturell und Alter zu behandeln wisse; diese kann gelingen durch Zufall, durch Sympathie, durch Elternliebe.

Welcher von diesen drey Kreisen ist der Kreis unsrer Betrachtungen? Offenbar fehlt die Gelegenheit der wirklichen Ausübung, und noch mehr die Gelegenheit zu so mannigfaltigen Uebungen und Versuchen, durch welche die Kunst allein gelernt werden könnte. Unsre Sphäre ist die der Wissenschaft. Nun bitte ich Sie das Verhältniss zwischen Theorie und Praxis zu bedenken.

Die Theorie, in ihrer Allgemeinheit, erstreckt sich über eine Weite, von welcher jeder Einzelne in seiner Ausübung nur einen unendlich kleinen Theil berührt; sie übergeht wieder, in ihrer Unbestimmtheit, welche unmittelbar aus der Allgemeinheit folgt, alles das Detail, alle die individuellen Umstände, in welchen der Practiker sich jedes-

35 Unsere SW, Kl Sch, B, R, W.

SW XI, 66—67. — Kl Sch I, 6—7. — B II, 71—72. — R II, 273—274. — W I, 233—235.

mal befinden wird, und alle die individuellen Maassregeln, Ueberlegungen, Anstrengungen, durch die er jenen Umständen entsprechen muss. In der Schule der Wissenschaft wird daher für die Praxis immer zugleich zu viel und zu wenig gelernt; und eben daher pflegen alle Practiker in ihren Künsten sich sehr ungern auf eigentliche, gründlich untersuchte Theorie einzulassen; sie lieben es weit mehr, das Gewicht ihrer Erfahrungen und Beobachtungen gegen jene gelten zu machen. [4] Dagegen ist denn aber auch schon bis zur Ermüdung oft und weitläuftig bewiesen, auseinandergesetzt und wiederhohlt, dass blosse Praxis eigentlich nur Schlendrian, und eine höchst beschränkte, nichts entscheidende Erfahrung gebe; dass erst die Theorie lehren müsse, wie man durch Versuch und Beobachtung sich bey der Natur zu erkundigen habe, wenn man ihr bestimmte Antworten entlocken wolle. Dies gilt denn auch im vollsten Maasse von der pädagogischen Praxis. Die Thätigkeit des Erziehers geht hier unaufhörlich fort, auch wider seinen Willen wirkt er gut oder schlecht, oder er versäumt zum wenigsten, was er hätte wirken können; — und eben so unaufhörlich kehrt die Rückwirkung, kehrt der Erfolg seines Handelns zu ihm wieder, — aber ohne ihm zu zeigen, was geschehn wäre, wenn er anders gehandelt, welchen Erfolg er gehabt hätte, wenn er weiser und kräftiger verfahren wäre, wenn er pädagogische Mittel, deren Möglichkeit ihm vielleicht nur nicht träumte, in seiner Gewalt gehabt hätte. Von allem diesem weiss seine Erfahrung nichts; er erfährt nur *sich*, nur *sein* Verhältniss zu den Menschen, nur das Misslingen *seiner* Pläne, ohne Aufdeckung der Grundfehler, nur das Gelingen seiner Methode, ohne Vergleichung mit den vielleicht weit rascheren und schöneren Fortschritten besserer Methoden. So kann es geschehen, dass ein grauer Schulmann noch am Ende seiner Tage, ja dass eine ganze Generation, und Reihen von Generationen von Lehrern, die immer in gleichen, oder in wenig abweichenden Geleisen neben und hinter einander fortgehn, — nichts von dem ahnden, was ein junger Anfänger in der ersten Stunde durch einen glücklichen Wurf, durch ein richtig berechnetes Experiment sogleich und in voller Bestimmtheit erfährt. Ja es *kann* nicht nur so kommen, sondern das begiebt sich zuverlässig. Jede Nation hat ihren Nationalkreis, und noch weit bestimmter jedes Zeitalter seinen Zeitkreis, worin der Pädagog so gut wie jedes andre Individuum mit allen seinen Ideen, Erfindungen, Versuchen und daraus hervorgehenden Erfahrungen eingeschlossen ist. Andere Zeiten erfahren etwas anderes, weil sie etwas anderes thun; und es bleibt eine ewige Wahrheit, dass jede Erfahrungs-

---

16 zum wenigstens Msc. — 19 geschehen SW, KlSch, B, R, W. — 19—20 Der Satz: „wenn er anders gehandelt, welchen Erfolg er gehabt hätte“ fehlt in W. — 20 es gehabt SW, KlSch, B, R. — 21—22 ihm nur nicht SW, KlSch, B, R. — 31 ahnen SW, B. — 36 andere SW, KlSch, B, R.

SW XI, 67—68. — KlSch I, 7—9. — B II, 72—73. — R II, 274—275. — W I, 235—236.

sphäre ohne ein Princip *a priori* nicht nur von absoluter Vollständigkeit nie reden dürfe, sondern auch nie nur ungefähr den Grad ihrer Annäherung an diese Vollständigkeit angeben könne. Daher, wer ohne Philosophie an die Erziehung geht, sich so leicht einbildet, weitgreifende Reformen gemacht zu haben, indem er ein wenig an der Manier verbesserte. Nirgends ist philosophische Umsicht durch allgemeine Ideen so nöthig, als hier, wo das tägliche Treiben und die sich so vielfach einprägende individuelle Erfahrung so mächtig den Gesichtskreis in die Enge zieht.

Nun schiebt sich aber bey jedem noch so guten Theoretiker, wenn er seine Theorie ausübt, und nur mit den vorkommenden Fällen nicht etwa in pedantischer Langsamkeit [5] wie ein Schüler mit seinen Rechenexempeln verfährt, — zwischen die Theorie und die Praxis ganz unwillkührlich ein Mittelglied ein, ein gewisser *Tact* nämlich, eine schnelle Beurtheilung und Entscheidung, die nicht, wie der Schlendrian, ewig gleichförmig verfährt, aber auch nicht, wie eine vollkommen durchgeführte Theorie wenigstens *sollte*, sich rühmen darf, bey strenger Consequenz und in völliger Besonnenheit an die Regel, zugleich die wahre Forderung des individuellen Falles ganz und gerade zu treffen. Eben weil zu solcher Besonnenheit, zu vollkommener Anwendung der wissenschaftlichen Lehrsätze, ein übermenschliches Wesen erfordert werden würde: entsteht unvermeidlich in dem Menschen, wie er ist, aus jeder fortgesetzten Uebung eine Handlungsweise, welche zunächst von seinem Gefühl, und nur entfernt von seiner Ueberzeugung abhängt; worin er mehr der inneren Bewegung Luft macht, mehr ausdrückt, wie von aussen auf ihn gewirkt sey, mehr seinen Gemüthszustand, als das Resultat seines Denkens zu Tage legt. „Aber welcher Erzieher," werden Sie sagen, „der so von seiner Laune abhängt, sich so der Lust oder Unlust, die ihm seine Zöglinge machen, überlässt!" — Aber welcher Erzieher, frage ich Sie rückwärts, der seine Zöglinge lobte ohne Herz und tadelte wie ein Buch; der räsonnirte und calculirte, während die Knaben eine Thorheit nach der andern begehn, der dem Ungestüm dieser oft sehr kräftigen Naturen keine Energie eines raschen männlichen Willens entgegenzusetzen hätte? — Frage und Gegenfrage mögen sich hier aufwiegen; ich kehre zu meiner Bemerkung zurück, dass unvermeidlich der Tact in die Stellen eintrete, welche die Theorie leer liess, und so der unmittelbare Regent der Praxis werde. Glücklich ohne Zweifel, wenn dieser Regent zugleich ein wahrhaft gehorsamer Diener der Theorie ist, deren Richtigkeit wir hier voraussetzen. Die grosse Frage nun, an der es hängt, ob jemand ein guter oder schlechter Erzieher seyn werde, ist einzig diese: *wie* sich jener Tact bey ihm ausbilde? Ob getreu oder ungetreu den Gesetzen, welche die Wissenschaft in ihrer weiten Allgemeinheit ausspricht?

Lassen Sie uns ein wenig weiter nachsinnen, auf welche wirkenden

SW XI, 68—69. — Kl Sch I, 9—10. — B II, 73—74. — R II, 275—276. — W I, 236—237.

Ursachen, auf welche Einflüsse es denn ankomme, wie [6] sich jener Tact in uns vestsetzen werde? — Er bildet sich erst während der Praxis; er bildet sich durch die Einwirkung dessen, was wir in dieser Praxis erfahren, auf unser Gefühl; diese Einwirkung wird anders und anders ausfallen, je nachdem wir selbst anders oder anders gestimmt sind; auf diese unsre Stimmung sollen und können wir durch Ueberlegung wirken; von der Richtigkeit und dem Gewicht dieser Ueberlegung, von dem Interesse und der moralischen Willigkeit, womit wir uns ihr hingeben, hängt es ab, ob und wie sie unsere Stimmung *vor* Antretung des Erziehungsgeschäfts, und folglich ob und wie sie unsre Empfindungsweise *während* der Ausübung dieses Geschäffts, und mit dieser endlich jenen Tact ordnen und beherrschen werde, auf dem der Erfolg oder Nichterfolg unsrer pädagogischen Bemühungen beruht. Mit andern Worten: durch Ueberlegung, durch Nachdenken, Nachforschung, durch Wissenschaft soll der Erzieher vorbereiten — nicht sowohl seine künftigen Handlungen in einzelnen Fällen, als vielmehr sich selbst, sein Gemüth, seinen Kopf und sein Herz, zum richtigen Aufnehmen, Auffassen, Empfinden und Beurtheilen der Erscheinungen, die seiner warten, und der Lage, in die er gerathen wird. Hat er sich im Voraus in weite Pläne verloren, so werden die Umstände seiner spotten; aber hat er sich mit Grundsätzen gerüstet, so werden ihm seine Erfahrungen deutlich seyn, und ihn jedesmal belehren, was jedesmal zu thun sey. Weiss er das Bedeutende vom Gleichgültigen nicht zu unterscheiden, so wird er das Nöthige versäumen, und beym Unnützen sich abarbeiten. Verwechselt er Mangel an Bildung mit Geistesschwäche, Rohheit mit Bösartigkeit, so werden ihn seine Zöglinge täglich durch wunderliche Räthsel blenden und schrecken. Kennt er hingegen die wesentlichen Puncte, die Angeln seines Geschäffts, kennt er die Grundzüge guter und böser Anlage in den jugendlichen Gemüthern, so wird er sich und den Seinigen alle die Freyheit zu gestatten wissen, welche zur Heiterkeit nöthig ist, ohne darum Pflichten zu versäumen, ohne die Zucht zu lösen, ohne der Thorheit und dem Laster offne Bahn zu machen.

Es giebt also — das ist mein Schluss — es giebt eine *Vorbereitung auf die Kunst durch die Wissenschaft;* eine Vorbereitung des Verstandes und des Herzens *vor* Antretung des Geschäffts, vermöge welcher die [7] Erfahrung, die wir nur *in* der *Betreibung* des Geschäffts selbst erlangen können, allererst belehrend für uns wird. Im *Handeln* nur lernt man die Kunst, erlangt man Tact, Fertigkeit, Gewandtheit, Geschicklichkeit; aber selbst im Handeln lernt die Kunst nur *der*, welcher vorher im Denken die Wissenschaft gelernt, sie sich zu eigen gemacht, sich durch

2 vestsetzen (resp. festsetzen) wird SW, B, R, W.
6 u. 10 unsere SW, KlSch, B, R, W.
13 unserer SW, KlSch, B, R, W.
SW XI, 69—70. — KlSch I, 10—11. — B II, 74—75. — R II, 276—277. — W I, 237—238.

sie gestimmt, — und die künftigen Eindrücke, welche die Erfahrung auf ihn machen sollte, vorbestimmt hatte.

Man muss daher von der Vorbereitung keinesweges erwarten, dass man aus ihren Händen als unfehlbarer Meister der Kunst hervorgehen werde. Man muss nicht einmal die speciellen Anweisungen des Verfahrens von ihr verlangen. Man muss sich Erfindungsgabe genug zutrauen, um das Einzelne, was jeden Augenblick zu thun seyn wird, im Augenblick selbst treffen zu können. Von den Fehlern selbst, die man machen wird, muss man Belehrung erwarten; und man darf dies bey der Pädagogik viel eher, als bey tausend andern Geschäfften, weil hier gewöhnlich jede einzelne Handlung des Erziehers für sich allein unbedeutend ist, und es unendlich mehr auf das Ganze des Verfahrens ankommt. Man muss es seinem Gedächtniss nicht einmal anmuthen, die unzähligen Kleinigkeiten, welche zu beobachten seyn werden, beständig bei sich zu tragen.

Aber dagegen muss man sich ganz anfüllen von denjenigen Betrachtungen, welche die Würde, die Wichtigkeit, die Haupthülfsmittel der Erziehung betreffen. Stets schwebe dem Erzieher das Bild einer reinen jugendlichen Seele vor, die sich unter dem Einfluss eines mässigen Glückes und zarter Liebe, unter mancher Anregung des Geistes und manchen Aufforderungen zum künftigen Handeln, unausgesetzt und mit immer beschleunigtem Fortschritt kräftig entwickelt. Er überlasse sich nur Anfangs seiner Phantasie, um dies Bild mit Allem, was reizen kann, zu schmücken; aber er rufe dann die Kritik der strengsten Ueberlegung herbey, damit sie ihm zeige, was an seinem Bilde willkührliche Dichtung, Traum ohne Grund, ohne Zusammenhang und Haltung, — was im Gegentheil Forderung der Vernunft, wesentliche Eigenschaft des Ideals gewesen sey. Hat er nun den Knaben sich gedacht, nicht sowohl den *er* erziehen *möchte*, sondern der einer trefflichen Erziehung wahrhaft würdig wäre: dann füge er dem Knaben in Gedanken den Lehrer hinzu, — wieder nicht sowohl den Begleiter auf jedem Schritte, wie Rousseau that, nicht den Hüter, den angefesselten Sclaven, dem der Knabe, und der dem Knaben wechselsweise die Freyheit raubt: — sondern [8] den weisen Lenker von ferne, der durch tiefdringende Worte und durch kräftiges Benehmen zu rechter Zeit sich seines Zöglings zu versichern weiss, und ihn nun der eignen Entwickelung in der Mitte des Spiels und des Streits mit den Gesellen, dem eignen Aufstreben zum Thun und zur Ehre der Männer, dem eignen Abscheu vor den Beyspielen des Lasters, wodurch die Welt uns, wie wir selbst wollen, verführt oder warnt, — getrost überlassen darf. Diesen Lenker von ferne, und diese seine Worte und sein Benehmen

20 manchen Anregungen ..... SW, KL SCH, B, R, W.
23 nun Anfangs (resp. anfangs) SW, KL SCH, B, R, W.

SW XI, 70—71. — KL SCH I, 11—13. — B II, 75—76. — R II, 277—278. — W I, 238—240.

lassen Sie uns suchen zu ergründen und zu errathen. Denn ist es nicht möglich, dass so viel Zeit, wie der Freund der Jugend ihr gerne widmet, zur Erziehung hinreiche, so ist Erziehung selbst nicht möglich. Denn soll er ihr alle seine Stunden, soll er ihr seine besten Jahre ganz hingeben, wie man ihm so oft anmuthet, oder soll er ihr auch nur den besten Theil davon opfern, so muss er sich selbst vernachlässigen, so wird das Verhältniss zwischen Erzieher und Zögling ewig ein gezwungenes, widernatürliches, die bildende Kraft selbst aufreibendes Verhältniss; die Jugend bekommt nur Aufseher, nicht wahre Erzieher. Unsre Wissenschaft muss uns eine Kunst lehren, welche vor allem den Erzieher selbst im hohen Grade fortbildet, und welche überdas mit solcher Intension und Concentration, mit solcher Gewissheit und Genauigkeit handelt, dass sie nicht jeden Augenblick nachzuhelfen nöthig hat, dass sie den grössten Theil der Zufälle verachten, und wichtige Eingriffe des Schicksals allenfalls *für* ihr Werk benutzen kann. Denn das Schicksal, die Umstände, die miterziehende Welt, worüber die Pädagogen so laut zu klagen pflegen, wirken nicht allemal, und fast nie in aller Rücksicht ungünstig. Die Erziehung selbst, hat sie erst einen gewissen Grad von Macht gewonnen, kann jene Einwirkungen sehr oft nach ihrem Zwecke richten. Welt und Natur thun im Ganzen schon viel mehr für den Zögling, als im Durchschnitt die Erziehung zu thun sich rühmen darf.

Für diese erste Stunde, m. H., werde ich Ihnen nun genug beschrieben haben, was die Wissenschaft wolle, die ich zu lehren wünsche. Wie weit ich vom Ziel bleibe, kann nur derjenige messen, der es erreicht. Sie demselben aber näher zu führen, als Sie ohnedas gekommen wären, dies wäre das Verdienst, was ich mir erwerben möchte.

[9] Nur über die eigne Beschaffenheit meiner Wissenschaft habe ich noch etwas hinzuzufügen, um daraus meine Vorschläge abzuleiten, wie Sie dieses Collegium am zweckmässigsten benutzen können.

Sie sehn aus dem vorigen: mein Versuch wird dahin gehn, in Ihnen eine gewisse pädagogische Sinnesart zu entwickeln, und zu beleben, welche das Resultat gewisser Ideen und Ueberzeugungen über die Natur und die Bildsamkeit des Menschen seyn muss. Diese Ideen werde ich erzeugen, ich werde sie rechtfertigen, ich werde sie so verbinden, so construiren, so verschmelzen müssen, dass daraus jene Sinnesart hervorgehe, und [73] dass diese in der Folge den beschriebenen pädagogischen Tact hervorbringen könne. Aber Ideen erzeugen, rechtfertigen und construiren, ist ein philosophisches Geschäfft, und zwar von der edelsten, aber auch von der schwierigsten Art; — desto schwieriger hier, weil ich die rein-philosophische Grundlage, auf welche ich bauen sollte, hauptsächlich Psychologie und Moral, nicht voraussetzen kann.

27—28 In SW, KlSch, B, R ist kein Absatz; nur W hat denselben.

SW XI, 72—73. — KlSch I, 13—14. — B II, 76—77. — R II, 278—279. — W I, 240—241.

Wie ich es anfangen werde, Ihnen die Resultate meiner Speculation fasslich zu machen, ohne die Speculation selbst darzulegen, das kann ich Ihnen nicht näher beschreiben, als so: ich werde mich an Ihre Menschenkenntniss, und besonders an Ihre Selbstbeobachtung wenden; darin müssen sich die Resultate einer richtigen Speculation vorfinden, wenn gleich nur dunkel, roh, und unbestimmt. Besonders aber bitte ich, Sie, Geduld zu haben, wenn sich meine Hauptideen nur langsam aus ihren Elementen zusammensetzen werden, wenn ich durch allerley Gesträuch, was im Wege steht, mich erst durcharbeiten muss. Alles wird doch auf die am Ende hervorgehende Klarheit und Sicherheit, auf die Energie, auf den Nachdruck ankommen, womit sich in Ihnen selbst die Resultate vestsetzen und wirksam beweisen. In dieser Rücksicht wird freylich auch davon sehr viel abhängen, wie mächtig Sie Sich derjenigen Wissenschaften und Uebungen finden, in welchen wir die wichtigsten Hülfsmittel der Erziehung erkennen werden. Dahin zähle ich vorzüglich Griechische Literatur und Mathematik.

Bey jedem Vortrage, der sich dem philosophischen nähert, ist die gewöhnliche Sitte des Nachschreibens nachtheilig. Denn das richtige Verstehen und völlige Einsehn des Vorgetragenen gleich im ersten Augenblick, [10] ist hier durchaus Hauptsache. Wer von Ihnen daher etwa die Absicht hätte, meine Vorlesungen zusammenhängend zu besuchen, dem würde ich rathen, nur das nachzuschreiben, was ich besonders zu diesem Zwecke langsam und wiederhohlt aussprechen werde. Hiermit denke ich gleich Morgen anzufangen. Ausserdem finden mich diejenigen Herren, die etwa Lust zu weiterem Gespräch über das Vorgetragene haben möchten, Sonnabends von $^1/_2$5 bis 6 Uhr in meiner Wohnung beym Herrn Pf. Fritsch zu Hause.

Noch habe ich anzuzeigen, dass wegen einer Collision mit Herrn Dr. Winkelmann ich künftig nicht Donnerstags und Freytags, sondern Mittwochs und Freytags um diese Stunde lesen werde.

17—30 Der Abschnitt: „Bey jedem Vortrage ... um diese Stunde lesen werde" ist aus dem Msc. ergänzt; er fehlt in SW, KlSch, B, R, W. — Der Abschnitt ist im Msc. mit Bleistift durchstrichen, auf jeden Fall von Hartenstein, von welchem auch die am Rand vorhandenen dem Setzer geltenden Bemerkungen herrühren.

27 Der Name „Fritsch" [Roitsch? Reitsch?] ist nicht deutlich zu lesen.

SW XI, 73. — KlSch I, 14. — B II, 77. — R II, 279. — W I, 241.

2.

... [11] Um die Ideen der vorigen Vorlesung zurückzuführen, ein Gleichniss! Denken Sie Sich einen Mann von Charakter;. — von moralischem Charakter, wenn Sie wollen, nur nicht bloss, was man einen guten, ehrlichen, rechtlichen Mann nennt, sondern einen solchen, bey dem das Moralische zu derjenigen Entschiedenheit, Stetigkeit und Raschheit in der Ausübung gediehen ist, die ganz eigentlich die Benennung *Charakter* verdient. Was ist es, das aus diesem Manne handelt? Ist es ein Moralsystem, das in seinem Gedächtniss sauber aufgeschrieben ruht? Worin er, wie in einem Lexicon, — oder passender, wie der Richter in seinem Gesetzbuch, bey jedem vorkommenden Fall die zugehörige Regel nachschlägt? Oder ist es vielmehr eine einfache, starke, und unverlierbare Gemüthsstimmung, entsprungen aus langer, aufmerksamer, und partheyloser Betrachtung der menschlichen Verhältnisse, zufolge welcher er sich selbst und allem was ihn umgiebt, den Platz, der einem jeglichen gebühre, angewiesen hat; so dass er jetzt, das Gefühl allgemeiner Ordnung allenthalben mit sich tragend, sogleich bemerkt, sogleich unwillkührlich abmisst, wo und wieviel gegen die Ordnung gefehlt sey; sogleich auch dem inneren Triebe folgt, und arbeitet, und nicht eher ruhen kann, bis er, was an ihm ist, gethan hat zur Herstellung der Ordnung und zu ihrer bes- [74] sern Bevestigung auf die Zukunft. So sind seine Handlungen die unfehlbare Rückwirkung auf den Anstoss, den er empfängt; unfehlbar bestimmt durch die besondre, und eigne Art, wie er, eben vermöge seines Ordnungsgefühls, vermöge seiner Beurtheilung der menschlichen Verhältnisse, getroffen und erregt wird, von den Begebenheiten, die um ihn vorgehn.

Sie werden auch hier das Mittelglied zwischen Theorie und Praxis wiedererkennen, von dem ich gestern sprach; den Tact, die mehr zur Art und Sitte gewordene, als durch deutlich gedachte Regeln bestimmte Entscheidungs- und Beurtheilungsweise, welche den charaktervollen Mann zur raschen und entschlossenen That antreibt; — und deren gerade auch der Erzieher bedarf, um auf der Stelle zu wissen, was zu thun sey, um es recht und mit Nachdruck zu vollbringen. Fehlt dem

Erzieher dieser Tact: so wird nie seine [12] Person das Gewicht haben, er wird nie durch die Autorität gelten, nie wird er, wie er doch soll, durch seine blosse Gegenwart die Zucht ausüben, wodurch der Ungestüm des Knaben so weit vortheilhafter und sicherer, als durch alle Zwangsmittel gebrochen und zur Ordnung zurückgeführt wird. — Wie es aber nicht bloss moralische, sondern gar mancherley Charaktere giebt, so giebt es auch gar mancherley Art von Tact, von Sitte und Art der Erzieher. Nicht die Entschiedenheit, die Raschheit, macht allein die Vortrefflichkeit; es giebt eine Schule des sittlichen Charakters, es giebt auch eine Schule des pädagogischen Tacts. Und in diesen Schulen giebt es Wissenschaften; — es giebt eine Moral, es giebt eine Pädagogik. Beyde, wenn sie ihr Amt kennen, werden durch ihre Vorstellungen dahin arbeiten, statt vieler einzelnen Regeln vielmehr diejenigen Hauptüberzeugungen in den Gemüthern zu erzeugen, und auf alle Weise zu stärken, zu bevestigen, bis zum lebendigen Enthusiasmus zu erhöhen, — welche Ueberzeugungen jenem künftig zu erwerbenden Tact seine wahre Richtung zu sichern im Stande sind.

So habe ich denn also mir selber die Richtung vorgeschrieben, welche ich in diesen Stunden meinen Bemühungen für die gute Sache geben soll. Helfe mir Ihre Aufmerksamkeit, helfe mir, wo ich fehle, selbst Ihr Zweifel, und die gerade und nachdrucksvolle Mittheilung Ihrer Einwürfe, damit wir gemeinschaftlich der Menschenbildung einen guten Dienst leisten, nicht aber, was ferne sey, ihre heilige Angelegenheit noch mehr verwirren mögen.

Lassen Sie uns jetzt den Begriff der Erziehung vor uns nehmen; und damit wir ihm allmählig seine Hauptmerkmale und seine wichtigsten Voraussetzungen, die Forderungen die er an uns macht, abgewinnen mögen, lassen Sie uns vor allem andern den *Gegenstand* betrachten, auf den sich alle Erziehung richten muss. Dieser Gegenstand ist ohne allen Zweifel ganz allgemein der *Mensch*, und zwar der Mensch als ein veränderliches Wesen, — als ein Wesen, das aus einem Zustande in dem anderen übergehe, — das aber auch mit einer gewissen Stetigkeit in dem neuen Zustande zu beharren fähig ist. Zwey Eigen . . . .

24—25 Am Rande des Msc. befindet sich von Herbarts Hand der Zusatz: (Hierherein gehört 2.) [= Nr. 2] der Dictate).

25—34 Der Abschnitt: „Lassen Sie uns jetzt . . . . . Zwey Eigen . . . .“ ist aus dem Msc. ergänzt; er fehlt in SW, KlSch, B, R, W. — Im Msc. ist dieser Abschnitt mit Tinte und Bleistift durchstrichen, auf jeden Fall von Hartenstein, von welchem auch die am Rand vorhandenen dem Setzer geltenden Bemerkungen herrühren.

SW XI, 74. — KlSch I, 16. — B II, 78. — R II, 280. — W I, 242.

X.

Kurze Darstellung eines Plans

zu

philosophischen Vorlesungen.

1804.

[Text der Originalausgabe, Göttingen, J. F. Röwer, 1804.]

Citirte Ausgaben.

O = Originalausgabe, Göttingen, J. F. Röwer, 1804. 23 S. 8°.

SW = J. F. Herbarts *Sämmtliche Werke* (Bd. I), herausgegeben von G. Hartenstein.

Kl Sch = J. F. Herbarts *Kleinere philosophische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. Hartenstein.

W = J. F. Herbarts *Pädagogische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von Otto Willmann.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Kurze
Darstellung eines Plans
zu
philosophischen Vorlesungen.

Von
Johann Friedrich Herbart.

Göttingen,
gedruckt bey Johann Friedrich Röwer.
1804.

[3] Die nächste Veranlassung zu dieser Anzeige giebt mir mein Vorhaben, den Vortrag der Logik und Metaphysik künftig zu trennen; Metaphysik nur für Geübtere darzustellen, und ihr ein volles halbes Jahr zu widmen; die Logik hingegen mit einer allgemein fasslichen Einleitung in die gesammte Philosophie zu verbinden; und mit den, zuletzt bezeichneten, Vorlesungen im nächsten Sommer den Anfang zu machen. —

Der Eingang zur Philosophie ist immer schwer zu finden. In unsern Tagen so viel schwerer, je weiter die Kenner in ihren Ueberzeugungen von einander stehn, je mehr sich das Zutrauen gegen die Führer getheilt hat. Gewöhnlich kommt nur derjenige herein, den sein Geist in die Mitte trug, ehe er es merkte und [4] wollte; der von früh auf *dachte*, ehe er die Erklärungen, *was Philosophie sey*, vernahm.

Im Grunde aber ist auch selten ein Kopf so roh, der nicht, über seine nächsten, individuellen Sorgen hinaus, irgend etwas *schon* gedacht hätte, und *noch* irgend etwas mehr zu denken, den Trieb empfände. Gerade in den Jahren, wo die Kraft der reifenden Jugend sich nach allen Seiten ins Freye dehnt, pflegt auch ein vielfältiges Meinen, Behaupten, Absprechen, Disputiren, mit einem gewissen Ungestüm vorzudringen, — der sich bald legt, weil er anstösst; aber ein tieferes Sinnen und Suchen zurücklässt — ein Suchen, das, ohne Führung, in Verlegenheit geräth; dem es hingegen willkommen ist, schon gebahnte Pfade anzutreffen. Dass nun der Weg bequem, und die Aussicht offen sey, dies ist die Sache des Lehrers. Seine höhere Pflicht verlangt, dass er sich hüte, die Empfänglichkeit, die sich ihm hingiebt, bloss für *seine* Denkart zu stimmen; er soll den Geist allgemein öffnen, und eine grosse Wahl bereiten zwischen seiner eig-[5]nen, und jeder fremden, — ja vielleicht einer noch nicht erfundenen, Ueberzeugung.

Die Erfüllung dieser Pflichten aber wird nicht wenig erschwert durch die sonderbare Forderung, welche der Studienplan der jungen academischen Bürger gewöhnlich mitbringt. Von der trockenen Logik verlangen sie den ersten Gruss der Philosophie, und nachdem sie den

---

27 zwischen einer SW, W; KlSch hat correct „zwischen seiner“.

SW I, 363—364. — KlSch I, 19—20. — W I, 247—248.

Vorübungen derselben ein paar Monate lang einige Stunden wöchentlich gegönnt haben, meinen sie es mit den, seit Jahrtausenden unüberwundenen, Schwierigkeiten der Metaphysik aufnehmen zu dürfen — oder zu müssen!

Natürlicherweise accommodiren sich die Lehrer dem Namen. Sie geben eine Uebersicht der theoretischen Philosophie; sie vermitteln das künftige Verstehen philosophischer Schriften, indem sie die logischen Namen und Formeln erklären, von Metaphysik einige Proben vorzeigen, und einige Winke von den Gründen ihres eignen Systems hinzufügen. Offenbar können die Zu- [6] hörer nichts besseres verlangen; ihrer Forderung ist nach Möglichkeit Genüge geschehen. Vielleicht aber könnte besser für ihren Zweck und für ihr Interesse gesorgt werden, wenn sie zuvor besser zu *fragen* verstünden. —

Philosophie ist ursprünglich ein allgemeines *Versuchen zu denken*, über die Welt und das Leben, ohne nähere Bestimmung des Gegenstandes, und ohne Schulform. Gelingt an irgend einer Seite der Versuch vorzüglich wohl, bekommt man Routine in der Behandlung *gewisser Arten* von Aufgaben: so wird bald die *Routine* zur *Methode;* diese reisst den Gegenstand mit sich los aus jener unbeschränkten und formlosen Sphäre, und eine besondre Wissenschaft steht da, von der man leicht anfängt zu zweifeln, ob sie noch zur Philosophie gehöre? Und in der That kann man das Gestaltete nicht wohl zur Masse rechnen, daher denn auch vor wenigen Jahren, als man glaubte, endlich auch noch den letzten Rest jener Masse geformt zu haben, der Vorschlag gethan wurde, den Namen Philo- [7] sophie nun ganz aufzugeben, und dafür das bestimmtere Wort *Wissenschaftslehre* einzuführen; welche denn nicht mehr die besondern Wissenschaften dem Stoffe nach in sich begreifen, sondern vielmehr den allgemeinen Zusammenhang derselben in einer höhern Einheit darstellen sollte.

Gesetzt, es gelänge, die Philosophie so zu erschöpfen, und sie aus der Reihe der *Wissenschaften* verschwinden zu machen, dürfte sie darum auch unter den Gegenständen des *Unterrichts* verschwinden? Nichts weniger. Denn es ist keine gute Weise des Unterrichts, Resultate hinzuschütten; er soll auf dem Wege der Natur bleiben. Und die *Lehre*, worin der vollendete Denker Alles als Eines — *künstlich darstellt*, ist nicht der *Schooss* und nicht die *Entwickelung* selber, woraus und wodurch zuerst das Mannichfaltige hervorgehn musste, ehe an dessen Wiedervereinigung gedacht werden konnte.

[8] Vielmehr ist jene *formlose* Philosophie, jener allgemeine Versuch zu denken, gerade dem Jüngling angemessen, der mit dem eben so allgemeinen und unbestimmten Vorsatz, *gut zu seyn* und *sich zu bilden*, den ersten Versuch wagt, sich selber zu regieren. "*Was* das Gute *sey? Was* zur Bildung *gehöre?*" — diese Fragen möchten ihn in Verlegenheit setzen; bestimmte und deutliche Rechenschaft hat er

sich schwerlich je darüber abgefordert; wiewohl er vielleicht schon im Xenophon las, dass Sokrates an solche Fragen seine Freunde und sich selbst stundenlang zu heften pflegte.

Was jede Wissenschaft zur Bildung beytrage? Welche Ansicht man den Studien mitbringen müsse, um durch sie an geistiger Kraft und Gesundheit zu wachsen? Wie sich Kenntniss verhalte zu Cultur und Character? Wie endlich Kenntniss, und Feinheit, und Festigkeit sich mit der Güte, und wie diess alles sich mit der jugendlichen Heiterkeit vereinigen müsse — nicht bloss im Wort und Begriff, sondern im [9] Gemüth und in der Gesinnung, —? Diese Fragen liegen natürlich demjenigen am nächsten, der seine academischen Jahre beginnt. Indem er sie mit allem Ernst und mit ganzer Unbefangenheit überlegt, geselle sich, — zuvörderst nur, um mit ihm zu überlegen, — die Philosophie zu ihm; sie kann ihm helfen, die Begriffe leichter zu scheiden, die ihm verworren vorschweben, und die mit den Eindrücken seiner frühern zufälligen Lage noch zu sehr verwickelt sind. Er wird sich alsdann leicht bewogen finden, auch ihr eine Zeitlang Gesellschaft zu leisten bey ihren Versuchen, sich das All und die Natur zu erklären, und den Sinn des sittlichen Strebens in treffenden Worten auszusprechen. Denn auch ihr Name steht in den Verzeichnissen der Wissenschaften, deren rechte Ansicht er zu gewinnen suchte. Aus einem *ganzen* Streben nach Bildung wird sich, als ein Theil davon, das Bemühen absondern, über die Welt und das Leben zu denken.

Je redlicher dies Bemühen, je freyer von eitler Neugier, von unlauterm Ehrgeiz, je mehr [10] *aus dem Ganzen des guten Willens* es hervorgegangen ist, — je williger und weiter die Brust sich aufschloss: desto leichter kann ihn jetzt die erste beste *Schule* zum Gefangenen machen, in die ihn etwa ein unvorsichtiger Sprung versetzte. Der Meister, der hier ruft: "mein Wort ist die Weisheit", bedarf keiner Kunst, er bedarf nur der Kraftsprache jeder vollendeten Selbsttäuschung, um den Neuling auf einige Jahre in seinem Banne zu halten; und den ersten frischen Reiz der Beschäfftigung mit Ideen, für *seine* Unbegriffe und seine elende Polemik zu missbrauchen. Dass in der Philosophie von grösseren Gegenständen geredet wird, als in jeder andern Wissenschaft, dass hier das Erste, Höchste, Tiefste, das Vollendete und Selbstständige, das Unendliche und Unerreichbare, das reine Wesen der Welt und des Geistes erwogen wird, muss jeden nicht ganz beschränkten Kopf gewinnen; *was* aber die *Schule* davon sagt, — und ob *sein* Staunen von der Erhabenheit und Schärfe der dargestellten Wahrheiten, oder von den *versteckten Widersprüchen* [11] *zerrissener Beziehungen* herrühre: das kann der *Anfänger* nicht unterscheiden; und *will* es bey seinem Enthusiasmus nicht unterscheiden.

Wenn man nun, statt dieses unvorsichtigen Sprunges, dem Gange der Natur folgen will, welches ist dieser Gang? Und wie kann der

Lehrer ihn führen; der doch selbst ein System haben wird, welches unter den Einflüssen des Zeitalters erwuchs, und ihn an bestimmte Sätze und Formen, an eine individuelle Ueberzeugung bindet? Dass er die Kraft dieser Ueberzeugung seinem Ausdrucke versagen, dass er absichtlich matt darstellen und gleichsam verstümmeln solle, was ihm theuer und heilig ist: wer wird ihm das anmuthen? Und wer würde sich der Langenweile solcher Vorträge aussetzen wollen? Der Ueberzeugte als solcher ist in seinen Gegenstand vertieft; er vergisst, dass nur *Er* der Ueberzeugte sey; und man muss ihm erlauben, es zu vergessen, oder er kann sich nicht ausreden. Er wird demnach die offnen Ohren der [12] Hörer füllen, er wird sie wider Willen fortreissen; er wird, durch den Einfluss seiner Individualität, sie lähmen, indem er ihren Gang sichern wollte.

Er wird, wenn er *sein System* vorträgt! Aber er *soll* es eben *nicht* vortragen; wenigstens nicht zum Anfange. Aus dem doppelten Grunde nicht: weil es die Continuität der Bildung zerreissen, — und den Zuhörer dem Lehrer Preis geben würde.

Allein, *Wie* der letztre es denn anzufangen habe, um weit genug, um zu dem natürlichen Standpuncte des erstern zurückzutreten, ist schwer auseinanderzusetzen, und kann, besonders hier, nur angedeutet werden. So viel sieht man leicht, dass ein Rückblick in das wirkliche Werden der Philosophie, in ihre *Geschichte*, dabey unentbehrlich seyn wird. Nur darf der Vortrag selbst, nicht einer Geschichte gleichen. Er wäre sonst nicht mehr Philosophie. Also darf er nur die *Art* der Alten *nachahmen*. — [13] Er wird sich Anfangs, gleich einem Erwachenden, nach allen Seiten dehnen, und alle Bewegungen versuchen; alsdann umherschauen, und das Umgebende allmählig unter den möglichen Hauptansichten fixiren; endlich mit sich zu Rathe gehn, wie er eine regelmässige Nachforschung anstellen wolle, mit der dann in der Folge die Nachforschungen Andrer verglichen werden mögen. Die Versuche der Denker vor Sokrates deuten vollständig genug auf die mannigfaltigen, ursprünglich natürlichen Richtungen. Plato und Aristoteles leiten im Theoretischen, Epikur und Zeno im Practischen, auf die entgegengesetzten Hauptansichten von Welt und Menschheit. Unter diesen Gegensätzen wird sich das eigne *systematische* Streben hervorwinden; man wird das Bedürfniss fühlen, die *Schritte* eines regelmässigen Denkens durch Hülfe der Logik *zählen* zu lernen, um sich von Sprüngen zu entwöhnen; man wird, weiterhin, in der practischen Philosophie die *einfachen Grundurtheile* des sittlichen Willens, einzeln und zusammengenommen, erwägen, um ihrer [14] ganzen, zugleich beschränkenden und belebenden Kraft, inne zu werden; man wird endlich in der *Metaphysik*, sich die Grundbegriffe, deren die Auffassung der Natur bedarf, und ihren *nothwendigen Zusammenhang* verdeutlichen wollen, indem man *durch die Unmöglichkeit sie zu vereinzeln*, auf die vielfach verwickelten

Beziehungen geführt wird, in denen sie einander gegenseitig ihre Bedeutung geben.

Hierin liegt die Idee zu dreyerley philosophischen Vorträgen; erstlich, einem solchen, wobey der individuellen Ueberzeugung des Lehrers, Schweigen auferlegt wird, — der *Einleitung und der, sich ihr am Ende anfügenden, Logik;* dann zwey anderen, worinn er sich selbst ausspricht, der *practischen Philosophie* und *Metaphysik*, oder, mit den alten Namen, der *Ethik* und *Physik*. — — Der *erste* knüpft an, bey dem Bedürfniss nach Bildung überhaupt; er sucht fühlbar zu machen, dass das geistige Leben sich von selbst zum Philosophiren hindränge. Was er [15] demnächst von Philosophie wirklich darreicht, das sind nicht Lehrsätze, nur Ansichten; es wird nicht befriedigen, nur erregen; aber wer merkend und sinnend gefolgt ist, in dem muss am Ende schon zu viel eignes geistiges Schauen lebendig geworden seyn, als dass er noch Sklav einer fremden individuellen Ansicht werden könnte. Die Logik bekommt hier den Platz, wo sie interessiren kann, ohne zuviel zu versprechen; sie lüftet ein Gedanken-Gedränge, das vorher erzeugt ist, so weit, dass nun die innere Kraft der Elemente sich freyer ausbreiten, dass jedes seine rechte Stelle selbst suchen kann. Wie aber dies letztre zugehe, davon weiss freylich die Logik Nichts. Die höhere Methode der Synthesis a priori ist die Schwelle zur Metaphysik. Wer so weit nicht fortschreiten will, der wird durch die Einleitung wenigstens einen Beytrag zur intellectuellen Cultur erhalten, er wird die Philosophie wenigstens als Aufgabe kennen lernen. Gewisse Muskeln des Geistes, die bey einigen Menschen nie zur Bewegung, und daher nie zur eignen Kenntniss gelangen, [16] wird er in sich entdecken; und sich eines inneren Besitzes mehr, zu erfreuen haben. — Hingegen wer weiter gehen will, der wende sich nun zuvörderst an die practische Philosophie, theils weil sie leichter ist als die Metaphysik, besonders aber darum, weil es höchst schädlich werden kann, wenn sich der Kopf der Gefahr des Grübelns aussetzt, ehe der Character sich in sittlichen Grundsätzen rein und deutlich ausgesprochen hat. *Dies Aussprechen* aber ist eben *practische Philosophie.*

Sie schliesst sich von einer Seite der *Jurisprudenz*, von einer andern den *theologischen* Studien an. Es gab eine Zeit, wo sie zu beyden Seiten in diese heterogenen Fächer zu versinken, und ihren philosophischen Character zu verlieren schien. Die theologische Biegung hat man ihr in unsern Tagen wieder genommen; sie behauptet mit Recht die Unabhängigkeit ihrer Principien von der Religion, *ohne* darum minder enge mit derselben verbunden zu seyn. Die juristische Biegung aber dauert noch, und ist [17] sogar von Jahr zu Jahr schlimmer geworden. Unter dem Namen von *Naturrecht* haben wir eine zahllose Menge von Lehrbüchern, welche sich alle anmaassen, eine und dieselbe reine Wissenschaft a priori aufstellen zu wollen, aber die grösste Un-

ähnlichkeit in Form und Materie, Principien und Ausführung, so gleich verrathen — *würden*, wenn man sich entschliessen wollte, von ein paar *bloss formalen* Grundbegriffen (Recht und Billigkeit) und von der Menge des entlehnten Positiven zu abstrahiren; und nur das ins Auge zu fassen, und zu vergleichen, was für reines materiales Recht ausgegeben wird. Aber auch ohne den Schluss von den ungleichen Ausführungen auf die Unbestimmtheit der Grundidee, — und ohne daran zu erinnern, dass man den vortrefflichen *alten* Sittenlehrern höchstens eine leise Ahndung unsers vermeinten Naturrechts glaubt nachweisen zu können: muss es unmittelbar auffallen, dass nirgends Einheit nöthiger sey, als in der Lehre von dem was wir sollen, weil wir doch in der Ausführung nur Einer Weisung folgen können; dass demnach, [18] wenn etwa diese Lehre wirklich mehrere, wesentlich verschiedene, Principien hat, (und sie hat deren mehrere als man zu glauben pflegt) es desto nothwendiger sey, diese alle in einer einzigen Wissenschaft zusammenzustellen, um das Verhältniss auszumitteln, in welchem sie, jedes nach seinem Sinn und Ursprung, zur Anordnung des Lebens beytragen. In einer solchen Wissenschaft findet sich der formale Begriff des Rechts wieder, (als Sanction positiver Anordnungen, und zwar lediglich der *Ordnung* wegen); aber auch neben ihm der sehr verkannte Begriff der Billigkeit, der den *Verkehr* regiert, so wie jener das *Bestehende* aufrecht hält. Es findet sich die Idee der innern Freyheit, oder der Uebereinstimmung mit uns selbst; nicht als die leere lose *Identität* der Neuern, sondern als Platonische *δικαιοσυνη*, — der harmonische Dreyklang der *σοφια, σωφροσυνη,* und *ανδρεια.* Daneben aber steht die absolute Güte, das Wohlwollen, welches unsre Religion *Liebe* nennt; und endlich der bloss quantitative Begriff der Vollkommenheit, der, da er die Gränze der [19] Totalität nicht angeben kann, allem übrigen Wollen nur den allgemeinen Character des Strebens ins Unendliche aufdrückt. Wenn die ursprünglichen, — unter einander völlig unabhängigen, und durch keinerley entstellende *Beweise* zusammenzuküttenden — Erzeugungen dieser Ideen, mit der Benennung *ästhetischer Urtheile* bezeichnet werden: so hat man dabey jede Einmischung einer gewissen, neuerlich sehr lauten, anmaasslichen Ästhetik, die im Allgemeinen vom Schönen als dem *Höchsten* redet, sorgfältig zu verhüten. Es wird durch jene Benennung nur bezeichnet, dass die practische Philosophie keinesweges auf eine *transcendentale Freyheit*, als auf ihre vorgebliche Quelle, hindeute. Diese kann sie nicht brauchen; das materiale Naturrecht schliesst sie aus; aber sehr willkommen ist ihr die Nachbarschaft einer *Philosophie des positiven Rechts*, deren geistvolle Untersuchungen darum, weil sie keine reine Wissenschaft a priori ausmachen, doch nicht minder lehrreich und nothwendig sind.

---

8 Ahnung SW, W; — Ahndung KlSch.

SW I, 369—370. — KlSch I, 25—27. — W I, 253—254.

[20] Was die, längst geächtete, Metaphysik so dreist mache, hier, wie wenn ihr Nichts geschehen wäre, wieder zu erscheinen: darüber lässt sich natürlich auf diesem Blatte wenig Auskunft geben. Es mag hinreichen zu bemerken: dass die Kantische Kritik, — ihre Richtigkeit einmal angenommen, — doch das Zu-Kritisirende voraussetzte, und dass, wenn etwa das Kritisirte *nicht* Metaphysik wäre, (wenn z. B. Beweise für Sätze dort mühsam widerlegt wären, deren *Subjecte* schon, die Nichtigkeit innerer Widersprüche in sich trügen,) — die Metaphysik als unangefochten angesehen werden dürfte. Ferner ist es offenbar, dass im Grunde fast Alles, was gegenwärtig im Streit liegt, mit dem Kantischen Gedankenkreise zusammenhängt; dass man es den berühmtesten heutigen Wortführern nachweisen kann, wie sie durch den Schwung der Kantischen Revolution auf einen Platz hingeschleudert sind, von dem sie sich nachher nicht beträchtlich entfernt haben. *Diese Unfreyheit* in den Geistern unsrer *Freyheitslehrer* wird man wenigstens dem *Leugner* [21] *der transcendentalen Freyheit*, dem entschiedenen Deterministen, (nicht Fatalisten!) weniger vorzuwerfen haben; zudem wenn er sich dadurch von jenen unterscheidet: dass er sich immer zuerst um den *eigenthümlichen* und *ganzen* Sinn eines jeden *Begriffs* bemüht, — überzeugt, die *Realität* und *Anwendbarkeit* desselben werde sich dann schon von selbst in der aufmerksamen Beobachtung ergeben und sogar *aufdringen;* — und dass er nichts so weit von sich entfernt, als die beliebte Methode: die Widersprüche, welche das System nicht lösen kann, in die Principien selbst zu werfen, sie dort durch das Kleinod aller Schwärmer, — eine vermeinte — unmittelbare *innere Anschauung*, zu legitimiren; und so endlich das *Un-Verständigste* als das *Höchst-Vernünftige* anzupreisen.

Dies sind einige kleine Züge einer philosophirenden Individualität, die, sobald sie den Act der Forschung abbricht, gewohnt ist, sich ihrer Schranken zu erinnern. —

[22] Es ist noch übrig, der *pädagogischen* Vorträge zu erwähnen, welche sich auf die Grundideen der vorigen stützen, ohne dieselben gerade paragraphenweise zu citiren. Hier vereinigt sich Beydes, die rein deterministische Ansicht der theoretischen Philosophie und die Festigkeit und Höhe der practischen Überzeugungen. Ohne die letztern hätte die Erziehung keinen *Zweck;* ohne jene müsste die *Ausführung* für unmöglich erklärt werden. Denn die Erziehung will ins Innere des Gemüths dringen; nicht um irgend eine Thätigkeit hineinzubringen, aber um die vorhandene für jedes Vortreffliche zu bestimmen. Dies setzt Ideen des Vortrefflichen, — und es setzt ein Causalverhältniss voraus zwischen Zögling und Erzieher. — Die Darstellung der Wissenschaft ist nicht, was man mit einem Lieblingsworte *sehr prac-*

---

26 Unvernünftige statt Un-Verständigste SW, KlSch, W.

SW I, 370—371. — KlSch I, 27—28. — W I, 254—255.

tisch nennt; ohne Gelegenheit zu unmittelbarer Ausführung, möchte von *der* Seite wohl wenig mehr geleistet werden können, als was, classisch zusammengedrängt, sich in dem bekannten Niemeyerschen Werke findet. Dagegen hat bisher die [23] *Philosophie* nicht gar viel fürs *pädagogische Denken* gethan; und gleichwohl muss dieses eine der anziehendsten geistigen Beschäfftigungen für Jeden werden können, der irgend einmal Vater zu seyn hofft; sobald man nur die Erinnerung an so manche unangenehme Kleinigkeiten, die sich in die Ausführung mengen, aus den höhern, und ohnehin ziemlich weitläuftigen Überlegungen, weglässt. Vielleicht wird künftig, bey genauer ökonomischer Abmessung aller Theile des pädagogischen Vortrags, noch eine concentrirte Psychologie oder Anthropologie darin Platz finden; diese interessante Kenntniss, gleich in ihrer interessantesten Anwendung betrachtet, könnte sich desto eher einem so *gemischten* Auditorium empfehlen, wie es diese Vorträge sich wünschen.

7 sobald man die SW, W; — KlSch hat = Original: „so bald man nur die“.

SW I, 371. — KlSch I, 28. — W I, 255.

X.

Ueber den Standpunct der Beurtheilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode.

Eine Gastvorlesung gehalten im Museum zu Bremen.

1804.

[Text nach dem Originaldruck, Bremen, Carl Seyffert, 1804.]

Citirte Ausgaben.

O = Originalausgabe, Bremen, C. Seyffert, 1804. 23 S. 8°.
SW = J. F. HERBARTS *Sämmtliche Werke* (Bd. XI), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
KL SCH = J. F. HERBARTS *Kleinere Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
B = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von FR. BARTHOLOMÄI.
R = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften* (Bd. II), herausgegeben von KARL RICHTER.
W = J. F. HERBARTS *Pädagogische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von OTTO WILLMANN.

Vollständiger Titel des Originaldruckes:

Ueber den
Standpunct der Beurtheilung
der
Pestalozzischen Unterrichtsmethode
eine Gastvorlesung
gehalten im Museum zu Bremen
von
J. F. Herbart
Dr. der Philosophie.

Bremen
bei Carl Seyffert
1804.

[3] Ein Durchflug, wie mein jetziger durch Bremen, giebt zwar nicht die Zeit, um einen öffentlichen Vortrag regelmässig auszuarbeiten. Aber es ist mir eine freundschaftliche Aufforderung entgegengekommen, der ich um so lieber entsprochen habe, da ich schon vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, die Nachsicht des hier versammelten verehrlichen Publicums an mir selbst zu erfahren.

Nicht bloss eine Vorlesung überhaupt ist von mir verlangt worden; man hat mir auch das Thema aufgegeben. Ich soll von der Pestalozzischen Unterrichtsmethode sprechen. Ueber diesen Gegenstand ist nun schon so viel gesprochen und gehört, das Publicum ist durch lee-[4]res Posaunen zu so hohen Erwartungen gespannt, und durch die trockenen Elementarbücher so *leicht* abgeschreckt, — ich selbst habe schon bey so vielen Gelegenheiten mündlich und schriftlich mich darüber erklärt, dass es wenigstens für mich wol endlich Zeit seyn möchte, von dieser Sache zu schweigen. Indess, da ich mich doch einmal dahin gebracht sehe, Sie mit rhapsodisch hingeworfenen Gedanken unterhalten zu müssen, so lässt sich denn auch das Vielbesprochne wohl zum Anknüpfungspunct benutzen, von wo eine freye Ideen-Association ausgehn mag, die vielleicht ein gutes Glück auf interessante Puncte hintreiben wird, denn solcher liegt hier gewiss eine Menge in der Nähe.

Es ist der Pestalozzischen Sache selbst nicht gut, wenn man den Blick gar zu starr auf sie allein hinheftet. Sie hängt in dem Kopfe des Erfinders mit allerley Begriffen und Bestrebungen zusammen, die er nie deutlich ausspricht. Männer, die ein gar zu spätes Alter erwarten, ehe sie ihre Wirksamkeit beginnen, haben gewöhnlich das Schicksal, dass sie sich aus der Menge [5] ihrer angehäuften Ideen und Absichten nicht mehr herausfinden können. Der nun verewigte Kant hätte gewiss die lästige Weitschweifigkeit seiner Schriften vermieden, wenn er zu einer Zeit hervorgetreten wäre, wo seine Untersuchungen ihm selbst noch neuer waren, wo er leichter jede einzeln dachte, wo er noch nicht so viel Terminologie dazu erfunden hatte. Das Bedürfniss

26 dass sie aus O; dass sie sich aus SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 345—346. — KlSch I, 31—32. — B II, 209. — R II, 261. — W I, 303—304.

alles mit Namen und Kunstworten zu bezeichnen, wird erst dann lebhaft, wann die Masse dessen, was vorliegt, zu gross wird, um das Einzelne an seiner eignen Gestalt deutlich zu erkennen und zu unterscheiden. — Bey Pestalozzi kommt noch hinzu, dass es ihm zu sehr an wissenschaftlichen Hülfsmitteln fehlte, und vielleicht noch mehr an der nöthigen Kaltblütigkeit, um das wissenschaftliche Handwerkszeug zu gebrauchen, die gelehrten Specereyen gehörig zu kochen und zu mischen, und ordentliche Recepte zu schreiben, wie wir andern ihm seine Kunst nachmachen sollen. Freylich musste er sich denn doch endlich dazu verstehn, uns wenigstens einiges von seiner Methode in bestimmten Schul-[6]Formeln darzustellen, wenn er je auf Verbreitung dieser Methode hoffte. Das aber ist nun auch mit solcher Steifheit geschehn, dass man den, ehemals so beliebten, und wegen seiner schönen, lebendigen, anziehenden Schreibart so gepriesenen Pestalozzi, den Verfasser von Lienhard und Gertrud, in einen Schulpedanten, in einen gemeinen Rechenmeister verwandelt glaubt, der sich darin gefällt, ein dickes Buch mit dem Einmal-Eins zu füllen! Auch hier dringt sich mir wieder die Vergleichung mit einem sehr berühmten Philosophen auf. *Fichte*, der durch einige anonyme Schriften sich so viele feurige Anhänger und eben so feurige Gegner erworben hatte, die nur darin übereinkamen, die Kraft und Klarheit seiner Sprache erstaunenswürdig zu finden, — dieser nämliche Fichte erschien als der ärgste, dunkelste Scholastiker, sobald er seine Wissenschaftslehre verfasste. Sonderbar in der That, dass gerade die lebendigsten Menschen den allertrockensten Ton annehmen, wenn es ihnen recht darum zu thun ist, sich rein auszusprechen. [7] Göthe sagt einmal: wer das tiefste gedacht, liebt das Lebendigste! Man sieht, dass dies auch umgekehrt gilt; dass das höchste Leben sich in das tiefste Denken hinabzustürzen, eine eigne Neigung und Fähigkeit hat. Wenn nun das, was aus dem Leben kommt, wieder zum Leben führt, so möchten die trockenen Methoden wohl nur ein dunkler Durchgang sein, *vom* Lichte *zum* Lichte! So möchte die Gewalt, womit jene Männer ihre eigne Kraft bändigten, der Zwang, den sie ihrer Phantasie anthaten, vielleicht ganz wohlthätig auch auf junge Leute und Knaben wirken, wenn man sie einer ähnlichen Anstrengung aussetzte! Darauf beruht ja am Ende die ganze Erziehung, dass der biegsame Knabe, dass das zarte Kind sich schon früh die geistigen und körperlichen Bewegungen geläufig machen, die wir aus allen Versuchen und Bemühungen der Männer seit vielen Jahrhunderten als das Beste und Zweckmässigste herausgesucht haben! — Das Beste und Zweckmässigste! Hier liegt der Stein des Anstosses! Das eben frägt sich, ob Pestaloz-[8]zi's Formeln besser und zweckmässiger seyen, als die freundliche, bunte Unterhaltung, die man nur eben so

42 seyn O, SW (sein); seyen (resp. seien) Kl Sch, B, R, W.

SW XI, 346–347. — Kl Sch I, 32–33. — B II, 209–210. — R II, 261–262. — W I, 304–305.

glücklich in die Schulen eingeführt zu haben sich freute. Das eben frägt sich, ob es besser sey, die Kinder Monate lang den menschlichen Körper beschreiben zu lassen, den sie unaufhörlich mit sich tragen, als ihnen die nützlichen und angenehmen geographischen Kenntnisse beyzubringen, wodurch sie Begriffe von der Welt, von ihrer Grösse und Schönheit bekommen, u. s. w. Hier, meine hochzuv. Hrn., muss ich vor allen Dingen aufs lebhafteste gegen die Stellung der Frage protestiren. Dies *Ob* und *Oder* ist keinesweges *meine* Art, die Sache zu betrachten. *Eins muss das andre nicht ausschliessen;* das ist der Hauptsatz, auf den ich dringe. Indessen, damit ich nicht zu ernsthaft werde, will ich mir, als einem Reisenden, die Erlaubniss ausbitten, eine kleine Reise von hier in ein andres Gebiet zu machen, — in ein Gebiet, mit welchem die Erziehungskunst ganz nahe zusammenzugränzen das Glück oder das Unglück hat, wie Sie wollen; — ich meine das Gebiet der Philosophie.

[9] Lassen Sie uns zuvörderst einen Blick werfen auf das Mannigfaltige, was sich in dem Gemüth eines erwachsenen Menschen beysammen findet. Es besteht aus Kenntnissen und Einbildungen, aus Entschliessungen und Zweifeln, aus guten, schlimmen, stärkern, schwächern, bewussten und unbewussten Gesinnungen und Neigungen. Es ist anders zusammengesetzt bey dem gebildeten, anders bey dem ungebildeten Manne; anders beym Deutschen, als beym Franzosen, Engländer, beym Türken, Neger, und Samojeden. *Wie* es zusammengesetzt sey, das bestimmt die Individualität des Menschen. Die Erziehung will daran bauen, und bessern, sie weiss nur nicht recht, wie sie es angreifen solle, und wie viel sie sich zutrauen dürfe. — Nun frage ich: Trägt der Mensch das Princip seiner Bildung in sich selbst; so wie in dem Keim die ganze Gestalt der Pflanze vorbereitet liegt? Oder entsteht die Construction seiner Individualität erst im Verlauf des Lebens? Das letzte wäre ungefähr so, als ob, unter gehörigen Umständen eine Flechte während ihres Wachsens sich [10] zum Moose vervollkommnete, das Moos allmählig zum Grase, das Gras zur Staude, die Staude zum Fruchtbaum werden könnte, oder auch umgekehrt: wobey man annehmen müsste, dass keine von diesen Organisationen etwas in sich geschlossnes wäre, sondern dass äussere Zufälle eben so auf den ganzen innern Bau des Gewächses wirkten, und ihn veränderten, wie in der That die Kunst des Gärtners manche Blumen verändert, die gefüllt werden, da sie doch von Natur einfach waren, u. s. w. Die Gartenkunst wäre bey jener Annahme eine viel grössere Kunst wie sie jetzt ist, von ihr würden wir die regelmässigen und schönen Gestalten der Gewächse fordern; und weil die Gärtner denn doch Menschen wären, so würden sie ohne Zweifel auch manche Schuld der Vernachlässigung oder gar des Verderbnisses auf sich laden, die man ihnen nicht so leicht verzeihen würde, weil ein so sinnliches Ding, wie eine

SW XI, 347—348. — Kl Sch I, 33—34. — B II, 210—211. — R II, 262—263. — W I, 305—306.

Pflanze, jede angenommene Misgestalt gleich allen Augen verräth. Man würde aber dann auch, je nach dem Geschmack der [11] Menschen, andere Blumen und Bäume in Deutschland, andere in Frankreich, und andere in England finden; und jede Nation würde sorgfältig auf den Zuschnitt ihrer Bäume halten; gerade so sorgfältig wie jetzt die Väter ihre Söhne, und gute Patrioten den jungen Anwuchs ihrer Landsleute nach ihrer Idee oder gar nach ihrem Bilde zu ziehen suchen. — Nachdem ich mich verständlich gemachet zu haben hoffe, gehe ich zu meiner Frage zurück. Ist der Mensch ein solches Ding, dass seine künftige Gestalt mit auf die Welt bringt, oder nicht? In Rücksicht auf seinen Körper ist er es ohne Zweifel; aber darnach fragen wir nicht. Die Rede ist vom Geiste, vom Charakter, von dem Interesse, von der ganzen Sinnesart. Hier kommt uns nun ein Haufen von Meinungen entgegen. Die Natur giebt das Temperament, sagen die einen; der Mensch ist von Natur gut, sagen die andern; aber durch die Erbsünde ist er böse geboren, fügen die dritten hinzu. Er wird alles durch Erziehung, meint ein vierter; er macht [12] und setzt und bestimmt sich selbst, rufen die neuesten Systeme, und vergessen dabey, dass sie selbst an andern Orten die ganze sinnliche Existenz (sowohl für den innern als äussern Sinn), für ein reines Product der Naturnothwendigkeit erklärt haben und erklären mussten. Mit den letztern ist am leichtesten fertig zu werden. Ihre intelligible Welt haben diese Philosophen selbst jeder Einwirkung verschlossen; es wäre zu wünschen, dass sie auch keine Wirkung da herauskommen liessen, damit unsre Sinnenwelt, d. h. alles was wir nur irgend in unserm Bewusstseyn entdecken können, ganz ungestört seinen Gang gehn könnte. Man würde alsdann dem sinnlichen Menschen zurechnen, was der sinnliche Mensch gethan hat; und man würde das, was er thun soll, von der Erziehung und von den gesellschaftlichen Einrichtungen fordern, die doch am Ende in der Macht der Menschen stehn, da hingegen mit der intelligiblen Welt gar nichts anzufangen ist. *Lassen* wir nun diesen reinen Traum, der von der Psychologie für ein Hirngespinst [13] von der Moral für einen Misverstand, und von der Metaphysik für eine absolute Unmöglichkeit erklärt werden muss.*) Wenden wir uns an die Erfahrung, denn zu langem Räsonniren ist hier die Zeit nicht. Wir finden beym Thier Instincte, beym niedrigern Thier gar Kunsttriebe; darum gleicht sich das Leben aller Bienen, und das Leben aller Raupen von einerley Gattung. Diese Thiere haben zwar freye Bewegung, aber der innere Reiz, der sie allenthalben hin begleitet, lässt ihnen keine Ruhe, sie

*) Die Rede ist hier eigentlich nur von der *transscendentalen Freyheit;* nicht von der intelligiblen Welt überhaupt, und nicht von der Freyheit überhaupt.

8 gemacht SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 348–349. — KlSch I, 34–36. — B II, 211–212. — R II, 263–264. — W I, 306–308.

müssen das Werk ihrer Natur erfüllen. Sie haben Triebe, nur weil sie vom Reize getrieben werden; sie handeln immer aus demselben Triebe, sie handeln zweckmässig und consequent, nur weil der Reiz immer derselbe bleibt, oder sich doch nur nach einer Naturregel in ihnen periodisch verändert. Noch viel consequenter wirkt in sich selbst die Pflan-[14]ze; — aber viel inconsequenter handelt der Mensch. Er hat *Vernunft* statt des Instincts. Das heisst, ihn treibt kein anderer Mechanismus, als der, welcher sich aus den *Vorstellungen* erzeugt, die er empfing, die er *vernahm*. Diese Vorstellungen selbst sind Kräfte, die sich unter einander hemmen, und die sich wieder einander helfen, sie sind Mächte, die sich heben und stürzen, sich drängen und befreyen; und sie gerathen eben durch diesen Streit in alle die mannigfaltigen Zustände, welche wir, mit einem viel zu allgemeinen, viel zu unbestimmten Namen, *Wille* nennen. Was liegt nicht alles in diesem Ausdruck *Wille!* Neigung, Begierde, Furcht, Muth, Wahl, Laune, Entschluss, Ueberlegung, — guter Wille, der nicht weiss, *was* gut ist, böser Wille, der sich einbildet, gut zu seyn, — ein andermal Einsicht ohne Entschluss, Entschluss ohne Stärke, Abscheu vor dem Verbrechen, das im nämlichen Augenblick wissentlich vollzogen wird, — und was der Phänomene mehr sind, die in ihrer wunderbaren Mischung [15] und Vereinzelung, ihrer unaufhörlichen *continuirlichen* Veränderung und neuen Gestaltung, alle Abtheilung der Philosophen *zwischen* Verstand und Willen, und *zwischen* Vernunft und Willkühr, und *zwischen* dem Triebe und der Freyheit, jeden Augenblick beschämen und vernichten. Die Bedeutung der letztgenannten Worte hat noch nie genau erklärt, bestimmt, begränzt werden können; es liegen darin nur ungefähre Bezeichnungen schwankender Stellungen einer Maschine, die sich im Verlauf der Zeit immer anders und anders baut, und dem gemäss immer anders und anders wirkt und strebt. Vergesse man nur nie, dass diese Maschine ganz und gar aus Vorstellungen erbaut ist. Daher strebt sie auch nur, wirklich vorzustellen, sie erreicht auch nichts anders mit aller innern und äussern Geschäfftigkeit und Wirksamkeit, als neue Vorstellungen; sie erleidet nichts anders von aussen, als Hemmung alter Vorstellungen. Was ich hier vom Menschen sage, das würde jeden Augenblick jeder Mensch von sich selbst sagen, wenn nur der kleine böse Um-[16]stand nicht wäre, dass das Vorstellen nicht sich selbst, sondern seine Gegenstände vorstellt, so wie das Auge nicht sich selbst sieht, sondern die Dinge um sich herum. Sähe aber einmal das Auge sein eignes Sehen, dann würde auch eben so gut der Mensch es unmittelbar wahrnehmen können in sich, dass er nur Vorstellungen wolle, und nur Vorstellungen

5 in sich die SW, KlSch, B, R, W.
28 immer anders baut SW, B; statt „immer anders und anders baut“ O, KlSch, R, W.

SW XI, 349–350. – KlSch I, 36–37. – B II, 212–213. – R II, 264–265. – W I, 308–309.

wisse, oder genauer, dass sein Wissen nur ein vollendetes, und sein Wollen nur ein gehemmtes, sich wieder aufarbeitendes Vorstellen ist; — dies Wahrnehmen und jenes Sehen wird sich dann ereignen, wann die Weser aufwärts fliesst, wann die Löwen mit den Schaafen spielen, wann man von Lilliput und Brobdignac die Länge und Breite genau bestimmen wird.

Ich habe wol lange genug philosophirt, wenigstens für eine Gelegenheit, die keine Gelegenheit ist zum Beweisen, sondern nur zum Behaupten; — sehen wir uns einmal wieder um nach der Erziehung! Diese wird natürlich, [17] wenn nur meine Behauptungen wahr sind, den Menschen mit Vorstellungen zu ernähren suchen; ja sie würde ihn ganz daraus zusammensetzen wollen, wenn die *Natur* nicht das Meiste schon darüber verfügt hätte, *was* denn der Mensch vorstellen solle? wenn *sie* nicht am Ende die Gegenstände hergeben müsste, so wie sie vor allem zuerst das vorstellende Wesen selbst hergeben musste. Indessen die Natur ist gütig, sie ist freygebig und nachgiebig zugleich; und dies ist es, was einem Pestalozzi und Basedow Arbeit schafft. Wieviel Thiere und Pflanzen das Meer und die Erde ernähren, soviel Bilder häuft man um das Kind; wieviel Unfug und Thorheit der Uebermuth und der Wahn je verübt, fleissige Griffel aufgezeichnet oder erdichtet, und büssende Mönche abgeschrieben haben, soviel Erzählungen liegen bereit, um die Neugier der Kinder zu stillen, um den Ungestüm des Knaben zu reizen. Der Erziehungsmittel, womit wir schalten und walten können, giebt es eine solche Fülle, dass eben die Menge uns in [18] Verlegenheit setzt. Der Eindrücke, womit die natürliche und die cultivirte Welt das Kind umströmen, sind so viele, dass die Kunst fast mehr im Abhalten als im Anbringen zu bestehn scheint. Lässt man hier den Zufall gewähren, so macht er aus jedem Individuum ein besonderes Wesen, ja an einem und demselben Kinde baut und zerstört er abwechselnd; er setzt das Individuum mit sich selbst, und Menschen unter einander in Streit. Er würde dies nicht vermögen, wenn in der menschlichen Natur eine veste Anlage wäre, wie in der Pflanze, oder wie in allen thierischen Körpern. Eine solche Anlage würden die Umstände zwar begünstigen und aufhalten, aber nie mit Widersprüchen bezeichnen können, wie jene, die sich im Menschen und in der Gesellschaft finden. Aber eben, weil menschliche Kraft bloss das ausarbeitet, was sie empfing, kommt es so sehr darauf an, was man ihr giebt. Eben darum ist es recht eigentlich ein Geben und Entziehen, was die Erziehung als ihr Amt ansehn muss. Es ist keinesweges blosse Aufsicht und Wartung, wie unsre Gärtnerey, die nur Pflanzen besorgt. [19] Bey den letztern kommt es freylich bloss darauf an, dass günstige Umstände herbey ge-

13 solle, (Komma) SW, B; — solle; (Semikolon) W; — KlSch, R = O „solle"? (Fragezeichen).

SW XI, 351—352. — KlSch I, 37—38. — B II, 213—214. — R II, 265—266. — W I, 309—310.

führt, ungünstige abgehalten werden, dass Regen und Wärme, der Boden und die Atmosphäre für jede Art von Pflanze wohl geeignet sey. Der Mensch hingegen, der kein bestimmtes Clima fordert, sondern in jedem fortkommt, der, wie man will, zum wilden Thier, oder zur personificirten Vernunft werden kann, der unaufhörlich geformt wird von den Umständen: — dieser bedarf der Kunst, welche *ihn erbaue, ihn construire,* damit er die *rechte Form bekomme.* Das aber ist die rechte Form, welche in der Folge, wenn er sich selbst begreift, ihm wohlgefallen kann; wenn er von andern betrachtet wird, ihm ihre Zustimmung erwirbt; und wenn er mit ihnen ein geselliges Ganzes machen soll, es ihm möglich macht, sich genau und wirksam jenen anzuschliessen.

Gesetzt nun, die Kunst oder der Zufall, gleichviel welches von beyden, — *habe* wirk-[20]lich angefangen und fahre noch fort, zu thun, was die Natur *nicht* thut, — gesetzt, der Mensch sey in einem Zustand halber Bildung, und noch halb offener *Bildsamkeit,* — in diesem Mittelzustande ist offenbar der Mensch der Pflanze schon näher. Es ist nun schon etwas in ihm da, was auf bestimmte Weise sich weiter entwickeln wird, wenn man es nicht hindert; was auf bestimmte Weise allem neu hinzukommenden hilft oder widerstrebt. Umgekehrt muss nun auch das Neuhinzukommende sich darnach richten, dass es jenem schon Vorhandenen helfe, dass es dessen weiteres Gedeihen befördere; wenn anders ein solches Gedeihen zu wünschen ist. Die Kunst, eine schon angefangene Erziehung fortzusetzen, wird daher der Gartenkunst immer ähnlicher; die Gaben dieser Kunst verwandeln sich immer mehr in blosse Darbietungen, die Behandlung wird immer mehr ein milder Anhauch; das eigentliche Geben und Entziehen dagegen vermindert sich. Dem Kinde konnte man ein bestimmtes Interesse einpflanzen; das Interesse eines Jünglings kann man [21] nur pflegen. Das Kind glaubt, was man ihm sagt, es denkt, was es gehört hat, es thut, was es gesehen hat; ihm baut man eine Welt durch Bilder und Erzählungen. Hingegen dem Jüngling kann man nur *die* Welt, in welcher er lebt, erweitern oder verengern; in ihr baut er sich eine Hütte, und verschmäht den Pallast, den man wider seinen Sinn ihm anderswo errichtete.

Wenn dies bekannte Wahrheiten sind: so möchte ich wohl fragen, warum man den Geist der Pestalozzischen Methode für ein Räthsel hält, und warum man über ihre Würdigung, und über die rechte Stelle, wohin sie gehört, noch zweifelhaft ist? Ich will nicht hoffen, dass jemand so sehr im Irrthum sey, zu glauben: die bekannte Beschreibung des menschlichen Körpers, die wagrechten Linien und die Paraphrase des Einmal-Eins — dies wären die Hauptangeln dieser Methode. In Rücksicht der Gegenstände des Unterrichts ist bey ihr an keine pedantische Beschränkung zu denken; das ganze Feld der sinnlichen Wahrnehmung, so-[22]wohl der möglichen als der wirklichen, liegt

SW XI, 352–353. — Kl Sch I, 38–40. — B II, 214–215. — R II, 266–267. — W I, 310–311.

ihr offen, und sie wird sich darin immer weiter und freyer bewegen. Aber ihr wahrer Vorzug besteht darin, dass sie kühner und eifriger, als jede frühere Methode, die Pflicht ergriff, den Geist des Kindes zu bauen, eine bestimmte und hell angeschaute Erfahrung darin zu construiren, — nicht zu thun, als *hätte* der Knabe schon eine Erfahrung, sondern zu sorgen, dass er eine bekomme; nicht mit ihm zu plaudern, als wäre in ihm, wie in Erwachsenen, schon ein Bedürfniss der Mittheilung und Verarbeitung des Empfangenen, sondern ihm zu allererst das zu *geben*, was dann weiterhin verarbeitet und besprochen werden kann und soll. Die Pestalozzische Methode ist daher keineswegs geeignet, irgend eine andre Methode zu verdrängen; sondern jeder andern Methode vorzuarbeiten. Sie nimmt sich des frühsten Alters an, das irgend taugt, Unterricht zu empfangen; sie behandelt es mit dem Ernst und der Einfachheit, die dahin gehört, wo man noch die erste Materie, den rohesten Stoff her-[23]beyschaffen muss. Begnügen aber kann man sich mit ihr eben so wenig, als man den menschlichen Geist wie eine todte Tafel ansehen darf, auf welcher die Buchstaben so stehen blieben, wie man sie hingeschrieben hatte. Die unterhaltende Methode, welche sich hauptsächlich vom Basedow herschreibt, hat das Eigne und in ihrer Art sehr vorzügliche, dass sie sich der natürlichen Bewegung des kindlichen Geistes anzuschmiegen sucht. Sie muss daher der Pestalozzischen unmittelbar da nachfolgen, wo jene fertig war; beyde Methoden müssen in ihrem Gebrauch auf einander berechnet werden. Hier ist die Lücke, die bis jetzt noch unausgefüllt ist. Sie wird sich aber füllen, wenn man Geduld hat. Bremen ist so glücklich, Männer zu besitzen, von denen man hoffen kann, sie werden durch ein schönes und seltenes Zusammenwirken das erste Beispiel aufstellen von einer solchen Vielseitigkeit der Unterrichtsmethode, wie die so sehr verschiedenen Perioden des menschlichen Alters dieselbe in der That erfordern.

19 von Basedow SW, KlSch, B, R, W.

SW XI, 353–354. — KlSch I, 40. — B II, 215–216. — R II, 267–268. — W I, 311.

XI.

De Platonici systematis fundamento commentatio.

1805.

[Text nach der Ausgabe Gottingae, typis Roeverianis, 1805.]

Dazu:
Anhang 1: Herbarts Selbstanzeige der vorliegenden Abhandlung.
Anhang 2: Böckhs Recension der vorliegenden Abhandlung.
Anhang 3: Herbarts Replik gegen Böckhs Recension.

Citirte Ausgaben.

O = Originalausgabe, Gottingae, typis ROEVERIANIS, 1805. 63 S., 8⁰.
SW = J. F. HERBARTS *Sämmtliche Werke* (Bd. XII), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
Kl Sch = J. F. HERBARTS *Kleinere philosophische Schriften* (Bd. I), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
G. g. A. = *Göttinger gelehrte Anzeigen*, Jahrg. 1806, No. 76.
JL = *Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung*, Jahrg. 1808, No. 224 u. 225.
LLZ = *Neue Leipziger Literatur-Zeitung* [*Intelligenzblatt*], Jahrg. 1808, Nr. 43.

Plato-Ausgaben.

Steph. = *Πλατωνος ἁπαντα σωζομενα* excudebat H. STEPHANUS 1578.
Bip. = Bipontiner Ausgabe 1781—1787.
Bekk. = Ausgabe von IMM. BEKKER, Berlin 1816—17, ebd. 1823, London 1826.
Plat. = Der Platonische Text im Gegensatz zu den Auslassungen Herbarts.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

DE
PLATONICI SYSTEMATIS
FUNDAMENTO
COMMENTATIO.

PROFESSORIS PHILOSOPHIAE EXTRAORDINARII
IN
ACADEMIA GEORGIA AUGUSTA
MUNERIS
RITE ADEUNDI GRATIA
CONSCRIPTA
AUCTORE
IOANNE FRIDERICO HERBART.

GOTTINGAE,
TYPIS ROEVERIANIS.
1805.

[3] Systematum philosophicorum duo sunt genera: alterum eorum, quae proficiscuntur ab ipsa, quae nobis videtur, rerum natura: alterum ex illis oriundum, quum philosophi, perspectis sententiarum iam prolatarum difficultatibus, ut angustiis exire liceat, nova excogitant. Pari in utroque genere acumine opus est: sed ad primum observando, observataque nobiscum reputando, ad secundum disputando, aliosque refellendo, potissimum devehimur.

Universam *Platonis* rationem, (cuius illustrandae studio, cum omnibus, tum hisce inprimis temporibus, multorum ingenia incensa videmus,) secundo generi adscribendam esse, adeoque recte intelligi non posse, nisi, [4] quosnam ille voluerit evitare errores, perspectum habeamus: hoc viris doctis ut probetur, commentariolo isto elaboraturum me profiterer, si modo rei tam gravi pertractandae, liberrimum otium, ipsiusque linguae liberrimum usum flagitanti, huius temporis munerisque adeundi rationes omnino essent accommodatae. Satis erit officio factum, demonstrata via et ratione, qua procedendum sit in Platonica disciplina investiganda: ipsam, qualem video, proponere, in aliud tempus magisque aptam occasionem differendum.

Incipiam ab admonitione quadam, quam vellem pro inutili habere possem. Quotiescunque ad philosophum a nostra aetate nostroque sensu remotum accedimus, cavendum est, ne formulis nobis usitatis, de eo, quod nos scire nobis videmur, illum interrogemus: quasi gaudium illiberale ex eius inscitia captantes, cum minus bene respondeat de iis rebus, quibus perscrutandis studii pa- [5] rum, aut fortasse nihil, dedicaverit. Itaque desistamus quaerere, Platonis qualis fuerit Psychologia, Logica, Theologia, Physica! Et quamvis multa reperiantur in eius scriptis, quae referri aliquo modo posse ad illa nostra videantur: densa tamen caligine obvoluta haec esse queruntur omnes: nec aliam ob causam, nisi quoniam, unde ipse proficiscatur, et quo tendat, singulis locis animadvertere neglexîmus nostris cogitationibus nimium occupati. — Arduum sane non est, intelligere atque tenere, IDEAS semper oculis obversari Platonis, eumque discipulos nunquam non ad ideas spectandas excitare, et, ubicunque sit loci in omni regione philosophica, τὸ Bonum,

SW XII, 63—64. — KlSch I, 69—70.

Verum, τὸ Esse, Motum ipsum atque Requiem, Scientiam atque Veritatem, in ore habere, atque ad rem quamque definiendam applicare. Iste de ideis locus quibus obscurus, dubius, quibus non planissimus, ac in media luce positus videtur, quomodo, quaeso, Platonis sententiam se perspexisse sibi persuadere possunt, cum ille [6] ex hoc loco nunquam discedat? omnia huc referat? nihil non hinc deducat? At ex nostra quidem metaphysica, critica, scientiarum scientia (Wissenschaftslehre), et quavis alia recentiorum disciplina, Platonicas ideas illustrari non posse, unumquemque facile concessurum puto, nisi quis forte sit Schellingianus: quem tamen et ipsum hoc saltem cernere, si modo Platonem legerit, spero: longe aliam esse Platonis ac Schellingii *Viam* ad ideas, nec illum, ut discipulos huc adduceret, eandem, quam iste noster prae se ferre solet, Absoluti intuitionem unquam postulasse. Ceterum mirum non est, Schellingio, postquam Fichtio Spinozam veterumque mysteria nostrae physicae miscere ausus sit, religionem nullam fuisse, Platonem etiam quasi sui amicissimum tractare.

Sed de me ipso, cum, quid de philosophicis rebus sentiam, nondum protulerim, suspicio forsitan oriri posset, in Platone ex-[7]plicando me id agere, ut auctoritatem quandam, et eam quidem, quae plerisque maxima videatur, ad mea tuenda mihi comparem: quod fieri certe vel me ipso inscio posset, si huic auctoritati tantum tribuerem, ut, quasi dubia et minus explorata certiora redderet, eam venerarer, quaeque cum illo communia me habere putarem, libentius, assensuque firmiori probarem. Ac ingenue quidem fateor, me ab eiusmodi sentiendi genere non omnino abhorrere. Quum enim tot sint maximi nominis viri, a quibus non possim, quin vehementer dissentiam, gaudio, et paene solatio mihi est, invenire aliquem, a quo non prorsus saltem, nec in omnibus rebus, quid quod in maximis minime alienum me existimare ausim. Maxima autem dico, ethices principia*). In quibus nostros quoque philosophos, alias in diversissimas abeuntes sententias, Platoni plurimum tribuere laetor. Principiis illis quae [8] annexa sunt, politica, et paedagogica, non falsa ea quidem, sed simpliciora mihi videntur, quam quae rerum humanarum multiplici varietati atque perplexitati satis respondeant. Verum haec omnia, ad vitae usum maxima, longe minora, ne dicam nulla, sunt, si in universum systema, eiusque fundamentum, ut mihi nunc propositum, inquirere velimus. Ad theoretica autem, ipsumque gravissimum illum de ideis locum, quod attinet, in toto hoc genere tam longe a Platone recedo, ut omnis tollatur comparatio, nec quicquam mihi inde manare possit, quod vel augeat, vel minuat philosophandi animum et confidentiam. Nullo igitur alio in Platone legendo studio ductus, nisi ut humani ingenii gressum in summo illo viro contemplarer, systematumque nexum melius cognoscerem: quum, *reiectis primum*

*) Respicio hic potissimum ad quartum librum de rep.

SW XII, 64—65. — KlSch I, 70—71.

HERACLITI *et Protagorae, tum etiam* ELEATICORUM *decretis, necessario sequi* videam *doctrinam de ideis, quasi ultimum refugium,* quo se compul- [9] sum ipse Plato in Theaeteto et Sophista aperte fateatur: genuinam illius sententiam me attigisse pro certo haberem, nisi communem omnibus ad errorem proclivitatem mihi quoque semper timendam putarem.

Iam indicato, quem Platonicae rationi inter reliqua veterum placita adsignandum censeam, loco et ordine: ut via muniatur ad confirmanda ea, quae modo protuli, primo deliberandum est, quanam ratione uti velimus relictis nobis a Platone tot voluminibus, quorum, sicut inter omnes constat, nullum perspicuam exhibet et ordine dispositam universi systematis descriptionem atque enunciationem. Multi quidem, omissa eiusmodi deliberatione, in medium mare sese proiecerunt: nec mirum, eos, quasi nantes in gurgite vasto, mythorum, allegoriarum, iocorum fluctibus abreptos, stabili loco nullo invento, cum seria iocis non discernerent, ipsum denique, quid sibi velit, nescire, suspicatos esse: nimiamque eius imaginandi [10] vim accusasse, nec vere philosophum, sed furentem paene atque fanaticum, summum hominem existimasse. Quod nobis sane accidere non poterit, si in personarum, quas colloqui facit, occasionum, quas colloquiis ansam praebere fingit, singularis denique, cuius semper tenacissimus est, uniuscuiusque dialogi propositi, attendenda ratione vel modicam adhibeamus diligentiam. *Modicam,* dico: nulla enim opus est coniectura difficili atque lubrica: admonitiones tenendae sunt, quibus ipse saepissime utitur. Exemplum adferam: idque satis magni momenti. Dialogus ille, qui inscribitur *Timaeus,* inter praecipuos referri solet, unde hauriendae sint Platonis de gravissimis rebus sententiae. Schellingius, in libello, cui titulus est *Philosophie und Religion* pag. 32. hunc fontem respuit: adeundum potius *Phaedonem* et *rempublicam* censet. De quibus mox videro: de Timaeo nec eos, qui a Schellingio reprehenduntur, nec reprehensorem istum recte sentire, ipsissimis Timaei verbis declaratur, iisque in [11] ipso limine disquisitionis ita collocatis, tamque disertis, tam accurate selectis, ut lectorem ad rem attentum fugere minime possint. Leguntur in edit. Bip. pag. 303 Steph. pag. 29^{b}: *ὡδε ȣν περι τε εικονος και τȣ παραδειγματος αν δ ι ο ρ ι ϛ ε ο ν, ὡς αρα τȣς λογȣς ὡνπερ εισιν εξηγηται, τȣτων αυτων και ξυγγενεις οντας. τȣ μεν ȣν μονιμȣ και βεβαιȣ, και μετα νȣ καταφανȣς, μονιμȣς και αμεταπτωτȣς, καθ' ὁσον τε ανελεγκτοις προϛηκει λογοις ειναι και ακινητοις, τȣτȣ δει μηδεν ελλειπειν. τȣς δε τȣ προς μεν εκεινο απεικασθεντος, οντος δε εικονος, εικοτας, αναλογον τε εκεινων οντας. Ὁ, ΤΙ ΓΑΡ ΠΡΟΣ ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑ, ΤΟΥΤΟ ΠΡΟΣ ΠΙΣΤΙΝ ΑΛΗΘΕΙΑ! ȣαν ȣν, πολλα πολλων ειποντων περι θεων και της*

36 *μετὰ τοῦ καταφανοῦς* SW; — *μετὰ νοῦ καταφανοῦς* KlSch, Steph., Bip., Bekk.

τȣ παντος γενεσεως, μη δυνατοι γιγνωμεϑα, παντως αν τȣς αυτȣς ἀυτοις ὁμολογȣμενȣς και απηκριβωμενȣς λογȣς αποδȣναι, μη ϑαυμασης. αλλ᾽ εαν αρα μηδενος ἡττον παρεχωμεϑα εικοτας, αγαπαν χρη· μεμνημενον, ὡς ὁ λεγων, ὑμεις τε ὁι κριται, φυσιν ανϑρωπινην εχομεν· ὡςτε περι τȣτων τον εικοτα μυϑον αποδεχομενȣς, πρεπει μηδεν ετι [12] *περα ζητειν.* Quem locum quamvis plane hic explicare nondum possim, (penitus enim intelligi nequit, nisi theoriae de ideis intimo sensu percepto,) hoc tamen facile patet: *διοριζειν* hic Platonem duo disquisitionis genera, alterum *αληϑειαν,* alterum *πιςιν* spectans: illud accurate semper tractandum a philosopho, adeoque et in hoc dialogo minime negligendum, (*τȣτȣ δει μηδεν ελλειπειν*): genus autem ultimum accurate tractari ne *posse* quidem, adeoque nec in hac, nec alia ulla in disputatione quicquam amplius exspectandum et desiderandum esse, nisi *τον εικοτα μυϑον, ὁν αποδεχομενȣς, πρεπει μηδεν ετι περα ζητειν.* Lectori vel mediocriter in Platonicis versato statim hic in mentem venire debet finis libri quinti de rep., ubi, quid intersit inter *φιλοσοφον* et *φιλοδοξον, γιγνωσκειν,* et *δοξαζειν,* exponitur. Timaeo autem ne plus minusve iusto tribuamus in perscrutando nostri philosophi systemate, ipse certe loco citato satis nos monuit: videmus enim, rem hic tractari, (mundi scilicet [13] creationem) *quae prorsus aliena a vera scientia, atque nonnisi opinione attingenda* illi videbatur. Unde sequitur: doctrinas illas Timaei de anima, de materia, cetera, recte secludi ab earum rerum ambitu, quae proprie *se scire* professus sit Plato: adeoque hoc summo iure monuisse Schellingium, ne quis pro principiis ponere velit ea, quae in appendicem potius reiicienda, nec ullibi urgenda sunt, ubi de constituendo Platonis systemate, proprie sic dicto sive dicendo, agitur. Verumtamen minime spernendus Timaeus in iis, quae de ideis affert: quid? quod comparatione duo illa disquisitionis genera optime illustrantur, quae cum complectatur dialogus iste, inter praestantissima nostri laboris subsidia semper est habendus. Observandum quoque, in Timaeo colloquium non esse cum iuvene, sed inter viros sapientes, qui, peracta iam disputatione de optima republica, principiis, ut videtur, concessis, nec ulla controversia oborta, oblectationis causa pergunt in ex- [14] hibenda mundi imagine tali, qualis possit hominis philosophantis opinioni sese commendare. Opinari enim non omnino dedecet philosophum: homo est! Ita Parmenides quoque multa opinabatur de rerum natura, quamvis *naturam plane sublatam* principiis suis minime ignoraret. *Κοσμον επεων απατηλον,* ut ipsius verbis loquar, excogitavit: *nec aliter* Platoni, quae de materia profert, videri debuissent ac potuissent, nisi *practicae philosophiae* gratia lenius illi quaedam dicenda fuissent: quod hic nondum potest explicari.

Temporis personarumque ratio egregie quoque ab auctore, at minus

28 quid, quod SW; — quid? quod KlSch. — 31 invene O.

SW XII, 66—67. — KlSch I, 72—74.

bene a lectoribus observata videtur in *Phaedone* et *Phaedro*, quos eam ipsam ob causam iunctim hic nominavi. In Phaedone aperte admodum loqui Platonem putat Schellingius. Censetne igitur, moriturum Socratem moerentibus amicis in maxima animorum commotione, quam ne in lacrimas ululatumque [15] minus virilem erumperet, retinere vix potuit, intima sapientiae penetralia aperire debuisse? Longe aliter sensisse Platonem videmus. Lenissima oratione, mirifice ad moerorem sedandum accommodata, respondentem inducit Socratem amicis aegre ferentibus, quod tam aequo animo e coetu eorum, atque ex hac vita, Deorum optimis consiliis optime gubernata, recedere sit paratus. Tanguntur quidem leviter nonnulla in hac responsione, de quibus alias inter illos disputatum erat: ut rebus iam confirmatis consolationes nunc adhibendae coniungi possint. Tangitur ipse de ideis locus, ut res omnibus nota: v. g. pag. 174 [Steph. p. 76[d]]: *ει μεν εςιν ἁ ϑρυλλϐμεν αει, καλον τε τι και αγαϑον, και πασα ἡ τοιαυτη ουσια, και επι ταυτην τα εκ των αισϑησεων παντα αναφερομεν, κ. τ. λ.* pag. 180 [Steph. p. 79[c]]. *ουκϐν και τοδε παλαι ελεγομεν, ὁτι ἡ ψυχη ὁταν μεν τῳ σωματι προςχρηται — τοτε μεν ἑλκεται εις τα ουδεποτε κατα ταὐτα εχοντα· και αυτη πλαναται και ταραττεται, — ατε τοιϐτων εφαπτομενη·* [16] *ὁταν δε γε αυτη καϑ ἁυτην σκοπη, εκεισε οιχεται εις το καϑαρον τε και αει ον, και ωσαυτως εχον· και, ὡς ξυγγενης ϐσα αυτϐ, — πεπαυται τϐ πλανϐ.* Sed quae hic *nova* afferantur, videamus! Ut praetermittam, quae *μυϑικως*, atque *παρακλητικως* dicta immiscentur, (quorum non pauca sunt): de *transitu animarum* per vitam humanam dicendum erat: ita res postulabat*)! Iam istud referamus ad distinctionem antea e Timaeo allatam! Anima (qua talis) ad *ουσιαν*, *transitus autem* animarum *ad γενεσιν* spectat: de qua *κατ᾽ ανϑρωπον* multa, *κατ᾽ αληϑειαν* NIHIL *disserere potuit* Plato. — Idem tenendum in Phaedro legendo: nec negligenda auctoris admonitio pag. 319 [Steph. p. 246[a]]. *περι μεν ϐν αϑανασιας αυτης ἱκανως. περι δε της ιδεας αυτης ὡδε λεκτεον· ὁιον μεν εςι, παντη παντως ϑειας ειναι και μακρας διηγησεως. ῳ δε εοικεν, ανϑρωπινης τε και ελαττονος. ταυτη ϐν λεγωμεν.* Verum enim vero in hocce uno dialogo maxime ne- [17] cesse est, semper animum attendere ad eam, quae omnem colloquendi praebet materiam, Lysiae scriptiunculam. Nefandum amorem, turpissimamque simulationem indignatus Plato, cum animi commotionem stomachoso sermone prodere non deceret philosophum mitissimum: totus ad sales

*) pag. 163 [Steph. p. 72[a]]. *ει γαρ μη ανταποδιδοιη κ. τ. λ.*

18 *κατὰ ταυτὰ* SW, KlSch. — 20 *εφαπτομενη.* ∸ *Παννυγε.* ∸ *Ὁταν δε* Plat. — 22 *αυτου* (ohne Komma) O; *αὐτοῦ*, Steph. Bip. — 31 *λεκτεον. ὁιον* O; *λεκτέον· οἷον* SW, Steph. Bip. — 34 at eam SW.

SW XII, 67—68. — KlSch I, 74—75.

iocosque convertitur, quorum copia et acumine dialogus iste ceteris omnibus praestat: ita tamen, ut semper acerbam quandam vituperationem alta mente repositam facile sentiat is, qui non in singulis locis haereat, sed uno tenore a principio usque ad finem cuncta perlegat. Nihil non in Lysiam dicitur: fracta, quam ille prae se tulerat, sententia, artis quoque rhetoricae laus ei detrahitur: sublimem Socratis de amore orationem statim excipit quaestio de eo, quod bene scriptum sit nec ne: exordium Lysiae perstringitur: Isocrates illi anteponitur: castigantur omnino, qui scriptionibus poliendis nimis seriam dent operam: ne autem *ipsius Platonis sive artem sive μανιαν philosophico-poëticam in* [18] *iis*, quae *de amore* quasi *ενθȣσιαςικως* dixerat, nimis miremur, ludentemque seria agere arbitremur, hisce verbis utitur pag. 360 [Steph. p. 265ᵇ sqq.]: *και ȣκ οιδ' ὁπη το ερωτικον παθος απεικαζοντες, ισως μεν αληθȣς τινος εφαπτομενοι· ταχα δ'αν και αλλοσε παραφερομενοι, κερασαντες ȣ παντaπασιν απιθανον λογον, μυθικον τινα ὑμνον προσεπαισαμεν μετριως τε και ευφημως τον ἐμον τε και σον δεσποτην Ερωτα. — Εμοι μεν φαινεται τα μεν αλλα τῳ οντι παιδιᾳ πεπαισθαι· τȣτων δε τινων ἐκ τυχης ρηθεντων δυοιν ειδοιν ει αυτην την δυναμιν τεχνῃ λαβειν δυναιτο τις, ȣκ αχαρι. : Τινων δη; :* Iam; quidnam exspectandum, quod prae ceteris omnibus unum maxime dignum, cuius repetita fiat mentio, videatur auctori? — *Logica* quaedam praecepta, de definiendo et partiendo! *Εις μιαν τε ιδεαν συνορωντα αγειν τα πολλαχῃ διεσπαρμενα· ἱνα ἑκαςον ὁριζομενος, δηλον ποιῃ περι ȣ αν αει διδασκειν εθελῃ. ὡσπερ νυν δη περι Ερωτος, ὁ εςιν, ὁρισθεν, ειτ' ευ ειτε κακως ελεχθη· το γȣν σαφες και το αυτο ἀυτῳ ὁμολο-* [19] *γȣμενον δια ταυτα εσχεν ειπειν ὁ λογος. : Το δ' ἑτερον δη τι λεγεις; : Το παλιν κατ' ειδη δυνασθαι διατεμνειν* etc. Quod recentiorum quidam non legisse videntur. —

Ex omnibus ad huc usque de Phaedro et Phaedone dictis efficitur, utriusque dialogi exiguum ad cognoscendam philosophi rationem usum esse. Magno artificio, summoque ingenio, docendi autem animo paene nullo, opuscula composita, dialogicae elegantiae laudem eo facilius consecuta sunt, quod abfuit maximum formae servandae impedimentum, rei scilicet alicuius undique explorandae atque methodice demonstrandae propositum.

Eodem ludendi potius, quam docendi animo, quem in Phaedro aperte profitetur noster*), subtiliora etiam eius opera con- [20] scripta esse, optimo exemplo est ille dialogus qui *Parmenidis* fert nomen: dis-

*) pag. 297 seqq. [Steph. p. 235ᵉ sqq.]. Praefixit hunc locum omni platonicae rationis expositioni Cel. *Tenneman-* [20] *nus*, in historia philos. Vol. II. idque summo iure factum arbitror.

24 *ταν ῦν* Bip. — 26 *εχεν* O; *ἔσχεν* Steph. Bip. — 32 dialogicae degantiae SW

SW XII, 68—69. — Kl Sch I, 75—76.

putatio spinosissima: quam tamen ad veram vel Platonis vel ipsius Parmenidis sententiam investigandam adhibere si frustra conaremur, falsae exspectationis motae minime accusandus esset auctor. Etenim ne hic quidem deest consilii declaratio: *πραγματειωδη παιδιαν παιζειν,* [Steph. p. 137[b]] ***ΓΥΜΝΑΣΙΑΣ ἙΝΕΚΑ***: disputare scilicet in utramque partem, *μη μονον ει εςιν ἑκαςον ὑποτιϑεμενον, σκοπειν τα συμβαινοντα εκ της ὑποϑεσεως, αλλα και ει μη εςι, το αυτο τουτο ὑποτιϑεσϑαι,* [Steph. p. 135[e]] — hanc exercitationem, Socratis precibus motus, suscipere fingitur Parmenides*). Hic tamen notandum, dialogi *introductionem* continere quaedam, quae *contra* doctrinam de ideis dici posse videan-[21]tur: eaque maximi sunt momenti, dirigunt enim mentis aciem, ut Platonis potius, quam nostro more, rem intueamur.

Circumspicienti mihi, quantus esset campus peragrandus, si de singulis dialogis, quomodo NON legi debeant, vel pauca monere vellem: satius videtur, regulam unicam brevi proponere, quam Platonis studiosis stricte observandam censeam. *Plane abstineant necesse est ab excerptis congerendis!* Memoria tenendum, quo loco quidque reperiatur: nec quicquam undecunque depromendum, nisi totius operis lectione eo usque repetita, ut consilii, quo scriptum sit, nexusque, quo omnia cohaereant, clara quaedam oculis obversetur imago.

Tanta cura atque diligentia, certi aliquid satisque explorati an posset erui demum e tot Platonis voluminibus, temporum forte iniuria si erepti nobis essent *Libri de republica*, vehementer dubitandum mihi qui-[22]dem videtur. Effulget profecto in hisce libris, qui in ceteris omnibus desideratur, *persuadendi animus:* sermo quoque habetur cum homine ad audiendum praeparato, Glauconem dico, ad quem conversus Socrates in quinto, sexto et septimo libro ea potissimum profert, quibus reliqua omnia illustrantur. Nec non in opere maiori maiora tractanda Platoni visum suspicari possemus, nisi exstarent libri *de legibus:* amplissimum opus, sed prorsus accommodatum senibus illis Cretensi et Lacedaemonio, quibuscum Atheniensis non ut inter Athenienses, sed uti inter viros bonos, et suae quemque civitatis egregios cives, eosque tamen literarum rudes ingenioque paullo hebetiores, verba facit omni senili prolixitate.

In libris autem de rep. quae desiderari possunt ad cognoscendum Platonem, e Theaeteto potissimum et Sophista atque Philebo petenda puto: quorum opusculorum, quamvis suae sententiae proferendae non admo-[23]dum studiosum ostendant auctorem, magna tamen vis est ad declarandum Platonicae rationis cum praecedentium philosophorum

*) Serio quomodo iudicaverit Plato de isto disputationum genere, aperte professus est in Sophista, pag. 287 [Steph. p. 259[d]].

21 diligentia certi SW.

placitis nexum historicum. Sermo enim est cum iuvenibus Atheniensibus, iisque aliorum praeceptis iamiam imbutis: nec sine acumine respondentibus: Theaetetus inprimis laudatur, eumque Plato dignum habuisse videtur, quocum, quae summa sunt in philosophia, communicentur. Nec dialogico artificio nimis in hisce tributum: sed recta via ad finem tendit disputatio.

Cautione, qua opus est, adhibita, reliquorum etiam Platonis scriptorum usum esse quendam in systemate eius constituendo, minime nego. Sed liceat mihi dubitare, disquisitionis nostrae praesidium optimum an positum sit in copia dictorum philosophi collatorum? Immo vereor, mentis acies, cui integerrimae servandae hic certe studendum est, verborum multitudine ne praestringatur potius quam acuatur. Itaque pau-[24]cis, iisque selectis, nitamur: atque ipsi ut cum Platone philosophari discamus, operam demus!

ADEAMUS *septimum librum de republica:* nostrumque in usum convertamus, quae ibi dicuntur *de praestantissimorum ingeniorum ad philosophiam evehendorum* VIA ET RATIONE! Ac statim videbimus, omnem rem redire ad *discrimen* illud inter *ΟΥΣΙΑΝ* et *ΓΕΝΕΣΙΝ prorsus intelligendum,* quod iam supra loco e Timaeo citato de industria in medium adduxi. Cui discrimini iuvenum animi quomodo advertendi sint, demonstraturus Socrates, ita loquitur (pag. 144 [Steph. p. 523a sqq.]): *καθορᾳς τα μεν εν ταις αισθησεσιν, ου παρακαλȣντα την νοησιν εις επισκεψιν, ὡς ἱκανως ὑπο της αισθησεως κρινομενα. τα δε, πανταπασι διακελευομενα εκεινην επισκεψαθαι, ὡς της αισθησεως ȣδεν ὑγιες ποιȣσης. ⁚ Ποια μην, εφη, λεγεις; ⁚ Τα μεν ου παρακαλȣντα, ην δ' εγω, ὁσα μη εκβαινει εις εναντιαν αισθησιν ἁμα. τα δ' εκβαινοντα, ὡς παρακαλȣντα τιθημι. επειδαν ἡ αισθησις* [25] *μηδεν μαλλον τȣτο η το εναντιον δηλοι.* pag. 146 [Steph. p. 524b]. *εν τοις τοιȣτοις πρωτον πειραται λογισμον τε και νοησιν ψυχη παρακαλȣσα επισκοπειν* etc. Ut autem magis illustrentur verba illa: *ὡς της αισθησεως ȣδεν ὑγιες ποιȣσης,* conferamus locum *de rep.* V. p. 64 [Steph. p. 479a]: *των πολλων καλων, μων τι ες̄ι, ὁ ȣκ αισχρον φανησεται; και των δικαιων, ὁ ȣκ αδικον; και των ὁσιων, ὁ ȣκ ανοσιον; ⁚ Ουκ· αλλ' αναγκη, εφη, και καλα πως αυτα και αισχρα φανηναι, και ὁσα αλλα ερωτᾳς. ⁚ Και μεγαλα δη και σμικρα, και κȣφα και βαρεα* etc. Addendus locus e *Timaeo* pag. 342 [Steph. p. 49b]. *ὁ δη νυν ὑδωρ ωνομακαμεν, πηγνυμενον, ὡς δοκȣμεν, λιθȣς και γην γιγνομενον ὁρωμεν. τηκομενον δ' αν και διακρινομενον ταὐτον τȣτο, πνευμα και αερα. συγκαυθεντα δε τον αερα, και πυρ· αναπαλιν δε συγκριθεν, και κατασβεσθεν, εις ιδεαν τε απιον αυθις αερος, πυρ· και παλιν αερα ξυνιοντα και πυκνȣμενον, νεφος και ὁμιχλην· εκ δε τȣτων ετι*

23 *επισκεπψιν* O; *ἐπίσκεψιν* Steph. Bip. — 29 *τε νοησιν* O; Plat. *τε και νοησιν.* — 38 *ταυτον* O; *ταυτὸν* SW, Kl Sch.

μαλλον ξυμπιλȣμενον, ρεον ὑδωρ· εξ ὑδατος δε, γην και λιθȣς αυθις. κυκλον τε ὁυτω διαδιδοντα εις αλληλα, ὡς φαινεται, την γενεσιν· ʽΟΥΤΩ δη τȣτων [26] *ȣδεποτε των ΑΥΤΩΝ ἑκαςων φανταζομενων, ποιον αυτων, ὡς ΟΝ ὁτιȣν ΤΟΥΤΟ ΚΑΙ ΟΥΚ ΑΛΛΟ, παγιως διϊσχυριζομενος, ȣκ αισχυνει γε τις ἀυτον; ȣκ εςιν· — ΦΕΥΓΕΙ γαρ ȣχ ὑπομενον την τȣ ΤΟΔΕ και την ΤΟΥΤΟΥ και την ΤΩιΔΕ, και πασαν ὁση μονιμα ὡς οντα αυτα ενδεικνυται φασις.* Iam patet: initium philosophandi cum Platone ita faciendum esse, ut ante omnia aliud quiddam systema reiiciatur: Heracliti scilicet illud, quod omnia *γενεσει* obnoxia esse affirmabat. Cuius summam optime a Platone expositam videmus in *Theaeteto* p. 69 [Steph. p. 152[d]]. *Εγω ερω και μαλ' ȣ φαυλον λογον! ὡς αρα ʽΕν μεν αυτο καθ' ἀυτο, ȣδεν εςιν· ȣδ' αν ΤΙ προςειποις ορθως ȣδ' ὁποιονȣν τι· αλλ' εαν ὡς μεγα προςαγορευης, και σμικρον φανειται· και εαν βαρυ, κȣφον. ξυμπαντα τε ὁυτως, ὡς μηδενος οντος ἑνος, μητε τινος, μητε ὁποιονȣν. εκ δε δη φορας τε και κινησεως και κρασεως προς αλληλα, γιγνεται παντα, ἁ δη φαμεν Ειναι, ȣκ ορθως προςαγορευοντες. ΕΣΤΙ μεν γαρ ȣδεποτ' Ουδεν, αιει δε ΓΙΓΝΕΤΑΙ. και περι τȣτȣ παν-*[27]*τες ἑξης ὁι σοφοι, πλην Παρμενιδȣ, ξυμφερεσθον, Πρωταγορας τε και ʽΗρακλειτος και Εμπεδοκλης· και των ποιητων ὁι ακροι* etc. pag. 77 [Steph. p. 156[a]]. *αρχη δε — ἡδε αυτων· ὡς το παν Κινησις ην. της δε κινησεως δυο ειδη,* quae hic nihil ad rem. Acrius in hanc disciplinam, eiusque sectatores invehitur noster in Theaeteto p. 129 [Steph. p. 180[a]]. *ευ πανυ φυλαττȣσι το μηδεν βεβαιον εαν ειναι, μητ' εν λογῳ μητ' εν ταις ἀυτων ψυχαις,* etc. Conferri nunc possunt loca innumerabilia, ubi semper id agere Platonem videmus, ut homines *απο των πολλων* ascendere cogat ad *το ʽΕν·* Videamus e. g. initium dialogi, qui *Minos* inscribitur! [Steph. p. 313[a].] *ʽΟ νομος ἡμιν τι εςιν; ⁚ ʽΟποιον και ερωτᾳς τον νομον; ⁚ Τι δε εςιν ὁ,τι διαφερει νομος νομȣ κατα ταὐτο τȣτο, κατα το νομος ειναι; — τȣτο δε αυτο ερωτω το παν τι εςι νομος.* [Steph. p. 313[b].] Videamus porro *Hippiam maiorem*, pag. 18. [Steph. p. 227[c].] *Αρ ȣν ȣ και τα καλα παντα, τῳ Καλῳ εςι καλα; ⁚ Ναι. ⁚ Οντι γε τινι τουτῳ; ⁚ Οντι. ⁚ Ειπε δη, τι εςι Τουτο το Καλον; — ερωτᾳ γαρ σε ου, Τι εςι καλον, αλλ' ὁ,τι εςι ΤΟ Καλον. ⁚ Μανθανω, και απο-*[28] *κρινȣμαι· εςι γαρ, ω Σωκρατες, ευ ισθι, ει δει το αληθες λεγειν, παρθενος καλη, καλον!* ⁚ Istis Hippiae ineptiis opponenda, quae in Convivio de idea pulchri dicuntur: ubi summa diligentia enumerantur omnia, quae neganda, amovenda, reiicienda, sint, ut a rebus sensibili-

5 Fragezeichen nach *ἀυτον* O, SW; Komma Bip. — 7 *ΤΩΔΕ* O cf. S. 28: *ΖΩΩι, ΤΩι ΑΛΛΩι.* — 9 aliud quiddam (sic); cf. unten Böckh's Recension S. 381, Z. 21. — 29—30 *Τί δὲ ἐστιν ὅ,τι* Steph., Bip.; *Τί δὲ; ἔστιν ὅτι* Bekk., SW. — 33 *πάντα τῷ* SW; *πάντα, τῷ* Steph., Bip., Kl Sch. — 37 Nach *καλη* Komma O nach Bip. — 39 reiicienda, sint (sic O), reiicienda sint SW, Kl Sch (Komma in O).

bus animum attollere possimus ad ideas. p. 247 [Steph. p. 210e sqq.] — εξαιφνης κατοψεται τι θαυμαςον την φυσιν καλον. — πρωτον μεν, αει ον, και ȣτε γιγνομενον ουτε απολλυμενον· ουτε αυξανομενον ουτε φθινον· επειτα, ȣ τῃ μεν καλον, τῃ δ' αισχρον· ουδε τοτε μεν, τοτε δ' ȣ· ουδε προς μεν το, καλον, προς δε το, αισχρον· ȣδ' ενθα μεν, καλον, ενθα δε, αισχρον· ὡς τισι μεν ον καλον, τισι δε αισχρον. ουδ' αν φαντασθησεται αυτο το Καλον, ὁιον προσωπον τι, ουδε χειρες, ουδε αλλο ουδεν, ὡν σωμα μετεχει· ουδε τις λογος! ουδε τις επιςημη! ΟΥΔΕ που ον εν Ἑτερῳ τινι, ὁιον εν ΖΩΩι *(ne quis cogitet de mente humana aut divina!)* η εν γῃ, η εν ουρανῳ, η εν ΤΩι ΑΛΛΩι. αλλα αυτο καθ' ἁυτο μεθ' ἁυτȣ μονοειδες αει ον· τα δε [29] αλλα παντα καλα, εκεινȣ μετεχοντα κ. τ. λ.

Iungendum huic των πολλων et τȣ ἑνος, sive earum rerum, quae semper fiunt, fluunt, nec sibi constant, atque eius, quod est, semperque idem per se stat, huic, inquam, iungendum discrimini discrimen inter *scientiam* àtque *opinionem*, quod ab illo pendet, cumque illo et stare et labi videtur nostro. Redeamus ad *Timaeum* p. 347 [Steph. p. 51b sqq.]. — το τοιονδε διασκεπτεον· αρ' εςι τι πυρ Αυτο εφ' ἑαυτȣ, και παντα περι ὡν αει λεγομεν, ȣτως αυτα καθ' ἁυτα ἑκαςα οντα· η ταυτα ἁπερ και βλεπομεν, ὁσα τε αλλα δια τȣ σωματος αισθανομεθα, μονα εςι τοιαυτην εχοντα αληθειαν — αλλα ματην ἑκαςοτε ειναι τι φαμεν ειδος ἑκαςȣ νοητον; το δε, ȣδεν αρ' ην πλην λογος; — Ὡδε ȣν την γ' εμην τιθεμαι ψηφον αυτος. Ει μεν νους, και δοξα αληθης, εςον ΔΥΟ γενη, πανταπασιν ειναι καθ' ἁυτα ταυτα, αναισθητα ὑφ' ἡμων, ειδη νοουμενα μονον· ει δ' ὡς τισι φαινεται, δοξα αληθης νȣ [30] διαφεροιτο μηδεν, πανθ' ὁποσα αν δια τȣ σωματος αισθανωμεθα, θετεον βεβαιοτατα. δυο δη λεκτεον εκεινω, διοτι χωρις γεγονατον, ανομοιως τε εχετον. το μεν γαρ αυτων, δια διδαχης, το δ' ὑπο πειθȣς ἡμιν εγγιγνεται. και το μεν — etc. τȣτων δε ὁυτως εχοντων, ὁμολογητεον μεν ειναι το κατα ταὐτα εχον — τȣτο ὁ δη νοησις ειληχεν επισκοπειν. το δε δευτερον, γιγνομενον εν τινι τοπῳ — δοξῃ μετ' αισθησεως περιληπτον. Hisce plane respondent, quae fortasse clarius dicta sunt *quinto* libro *de rep.* p. 59 [Steph. p. 476e]. (locus valde memorabilis) Ὁ γιγνωσκων, γιγνωσκει ΤΙ, η ΟΥΔΕΝ; : Τι. : Ποτερον ΟΝ, η ΟΥΚ ΟΝ; : Ον. πως γαρ αν Μη ον γε τι γνωσθειη; : Ἱκανως ȣν τȣτο εχομεν, ὁτι το μεν παντελως ον, παντελως γνωςον. μη ον δε μηδαμῃ, παντῃ αγνωςον· ει δε δη τι ὁυτως εχει ὡς Ειναι τε και Μη ειναι, ου ΜΕΤΑΞΥ αν κεοιτο τȣ ειλικρινως οντος και τȣ αυ μηδαμῃ οντος; : Μεταξυ. : Ουκȣν επι μεν τῳ οντι γνωσις ην, αγνωσια δ' εξ αναγκης

9 O hat Ετερῳ ohne spir. asp.; doch cf. S. 20 (des O) ἙΝΕΚΑ, S. 45 Ἑτερȣ. — 12 Nach καλα kein Komma SW. — 22 haben nach νοητον und λογος Punkt Steph. Bip. — 23—24 haben nach νους und αληθης kein Komma Steph. Bip. — 30 ταυτα O; ταὐτά SW, KlSch.

SW XII, 73–74. — KlSch I, 80—81.

επι τῳ μη οντι. επι τῳ μεταξυ δε τȣτων, μεταξυ τι και ζητητεον αγνοιας [31] *τε και επιςημης. Αῤ ȣν λεγομεν τι Δοξαν ειναι; — Μεταξυ αρα αν ειη τουτοιν ἡ δοξα. — Ευρηκαμεν, ὁτι τα των πολλων πολλα νομιμα καλȣ τε περι και των αλλων, μεταξυ πȣ κυλινδειται τȣ τε οντος και τȣ μη οντος. — Τȣς αρα πολλα καλα θεωμενȣς, αυτο δε το καλον μη ὁρωντας — δοξαζειν φησομεν ἁπαντα, γιγνωσκειν δε ὡν δοξαζȣσιν ȣδεν.*

Ex omnibus ad huc usque allatis, atque, ni fallor, ita selectis et dispositis, ut plane intelligi queat, quid sibi velit auctor, hoc efficitur: Platonem ea quae fiunt, quaeque nascuntur, adeoque omnem *naturam* prorsus tollere ex ambitu eorum, quae vere *sunt, scientiaque* attingi possunt: nec ullam aliam ob causam, nisi quoniam naturae mutabilitas stabilem scientiam, scientiae firmitas mutabilitatem obiecti, nullam patitur. *Quod est, tale, quale est, omnino esse, nec aberrare debet ab ista sua qualitate:* alioquin *concipi* nequit. Rei autem *mutabilis* notio, *interna laborat repugnan-* [32] *tia, cum Idem Esse* EX *sua ipsius qualitate* IN ALTERAM TRANSIRE dicatur. Hac difficultate, quae cuique philosopho notissima esse debet, motus Plato, sensuum testimonia, quamvis non plane reiecerit, prorsus tamen segregavit a vera scientia.

Iam, natura relicta, ubinam locorum sumus? Quid est istud Ens, Unum, a Multis segregatum, cuius scientia esse potest, si solo animo, pura ratione, nullo sensu adhibito, illud intueamur?

Antequam ulterius progrediamur, exhortandi sunt lectores, ne Platonis honorem nimis curare velint, si forte dicturus sit ea, quae multis perabsurda videri possint. Impedire profecto sua timiditate nemo poterit fortem virum, quo minus, ubicunque eum ducat rationum vis, eo sequatur. Dici vix potest, quantum detrimenti philosophiae attulerit perversa ista benignitas, quae falsa interpretatione uti, quam duriorem in aliquem sententiam ferre mavult.

[33] Vidimus in exemplis modo allatis, Platonem, quum a Multis ad Unum (veluti a multis legibus ad legem ipsam, a multis pulchris ad ipsum pulchrum) ascendat, atque, quid sit illud Unum, quaerat: revera petere definitionem notionis generalis, cum contra auditores proni sint ad enumerandas, quae sub illo genere contineantur, species atque individua. Adeoque nos hic sumus in media Logica nostra: memoresque nos esse oportet, Platonis temporibus Logicam nondum inventam, sed inventioni proximam fuisse, ipsumque de definiendo atque partiendo quasi de maximis rebus in philosophia semper loqui. (Repetatur ex innumerabilibus exemplis una illa Lysiae reprehensio in Phaedro.*))

*) Iamiam pag. 300 [Steph. p. 237 b] ita loquitur: *Περι παντος, ω παι, μια αρχη τοις μελλȣσι καλως βȣλευεσθαι· ειδεναι δει, περι ȣ̓ αν η ἡ βȣλη, η απαντων ἁμαρτανειν αναγκη. τȣς δε πολλȣς λεληθεν, ὁτι ȣκ ισασιν την Ουσιαν ἑκαςȣ.*

20 cf. zu „istud ens“ Böckhs Recension, unten S. 382, Z. 20. — 26 ubicunque (sic). — 32 illum Unum O.

SW XII, 74—75. — KlSch I, 81—83.

Ut autem intelligamus, quantum distent Platoni individua notionibus generalibus (speciebus et ge- [34] neribus), hoc solum animadvertamus necesse est: individua esse ipsas illas res mutabiles, quibus, ut sint, concedi nequit, cum cogitari non possint: notiones generales e contrario non mutari, sed cogitari definiendo, versarique in illis definiendis omnem philosophi curam. Quid autem EST, si cuncta individua tollantur? Duplicem habemus responsionem: alteram Parmenidis, Platonis alteram: tertiae locum non relinqui, in fine huius commentarioli demonstrabo: sed hic a Platone non discedendum. Cuius responsionem si quis nondum intellexerit, petere eam possumus e dialogi illius, qui *Parmenides* inscribitur, exordio. p. 78 [Steph. p. 130[b] sqq.] *και μοι ειπε, αυτος συ ὁυτως διῃρησαι ὡς λεγεις; χωρις μεν ειδη αυτα αττα, χωρις δε τα τȣτων αν μετεχοντα; και τι σοι δοκει αυτο ὁμοιοτης χωρις, ἡς ἡμεις ὁμοιοτητος εχομεν; και ἑν δη, και πολλα; — Η και δικαιȣ τι ειδος; και καλȣ καγαθȣ; : Ναι. : Τι δ', ανθρωπȣ ειδος χωρις ἡμων; αυτο τι ειδος ανθρωπȣ; η πυρος η ὑδατος; : Εν αποριᾳ πολ-* [35] *λακις δη περι αυτων γεγονα. : Η και περι τωνδε, ἁ και γελοια αν δοξειεν ειναι, ὁιον θριξ, και πηλος, και ρυπος; — : ειδος τι αυτων οιηθηναι ειναι, μη λιαν ῃ ατοπον· : — Νεος γαρ ετι ει, ω Σωκρατες· και ȣπω σε αντειληπται φιλοσοφια, ὡς ετι αντιληψεται, ὁτε ȣδεν αυτων ατιμασεις. νυν δε ετι προς ανθρωπων αποβλεπεις δοξας* etc.*) Quisnam hic loquitur? Utrum verus Parmenides? An vero sub illius persona ipse Plato? Primum in mentem venire nemini sane potest, cui vel mediocriter nota sunt Eleaticorum placita. — Itaque ne haesitemus affirmare, illa ipsa esse Platonis *οντως οντα,* quae nos *quarumcunque rerum* notiones generales, nec quicquam nisi animi esse cogitationes, dicere solemus. Metuendum certe nihil erat *ατοπον,* si luti *ειδος* nonnisi luti *cogitationem* generalem significaret. Significat autem illud *Ον,* quod *cognitionis* luti *verum obiectum* sit necesse est.

[36] "Adeoque vetus illa atque incredibilis fama verax tandem fuisse ostenditur: Platonis ideas esse *SUBSTANTIAS*"! Minime! Sed in hoc ipso maximus latet error, quo semper tota summi philosophi ratio miserrime est distorta. NULLUS *omnino substantiae notioni locus est in systemate Platonico.* Scilicet ea res dicitur substantia, cui *plura* sunt *accidentia*, eaque *mutabilia*, et quidem ita, ut mutatis accidentiis salva remaneat atque prorsus in sua qualitate immota res ipsa. Eiusmodi res an omnino cogitari possit? Et quomodo istud cogitari debeat:

*) De iis, quae hic sequuntur, mox videbimus.

14 *εχομεν, και* O; das Komma haben auch SW, KlSch, Steph. Bip.; Fragezeichen Bekk. — 17 *δη, περι* O, das Komma hat auch KlSch. Plat.: *δη, Παρμενιδη, περι κ. τ. λ.* — 36 u. S. 365, Z. 6 accidentiis, cf. 35—36 plura accidentia, wie S. 365, Z. 8 inter rem et accidentia.

mutabilitatem et *pluralitatem* esse EIUSDEM REI, quae est *una* atque *immutabilis?* haec quaestio nihil hic ad rem! Hoc monendum: istam nostram substantiae notionem invectam esse a phaenomenis naturalibus, cum nobis videantur res, quamvis mutatae (aqua v. c. in glaciem concreta) eaedem tamen remanere: unde factum est, ut distinguamus rem ipsam a mutabilibus eius accidentiis, neque [37] tamen mutabilia plane dilabi a re mutabili patiamur, sed *vinculum quoddam* esse suspicemur *inter rem et accidentia:* quod vinculum (ipsa substantialitas) quale sit, videat metaphysicus! hoc sensus communis non curat. — Iam, quaeso, unde Platonicis *ideis* accidentia? Unde mutatio? Quae ut sint *substrata* mutationum, tantum abest, ut potius INDICES dici possint *formarum accidentalium*, quae nostrarum substantiarum mutationes pervagantur. — Natura sane omnis hic sublata est, sive remota saltem ex ambitu scientiae et certitudinis*). Itaque quid est, cur hic immisceatis difficultates illas, quae premunt naturam? Prematis licet suis vitiis doctrinam de ideis: alienis illis certe manebit immunis: eum enim in finem constituta est, ut illa fugere possit philosophia. Platonem qui intelligere [38] cupiunt, assuescant necesse est prorsus segregare substantiae atque accidentis nostram nostrae naturae sensibili, atque in Spatio extensae, accommodatam notionem, ab idea *τȣ Ειναι*, sive *της ȣσιας* (vocabulis hisce indistincte utitur Plato), quae nulla omnino laborat difficultate nec ambiguitate**): est [39] enim simplicissima,

*) Quod longe aliter se habet in *Kantii* disciplina: cuius noumena atque ideae cum Platonicis comparationi materiam nullam praebent.

**) *Tennemannus* V. C. in libro: *Geschichte der Philosophie*, p. 346. ita loquitur: Das Wort *ον* ist in der Platonischen Philosophie sehr vieldeutig. Es bedeutet a) überhaupt das *Obiect* einer Vorstellung. b) das Obiective. c) Das Positive im Gegensatz des Negativen. d) das Beharrliche und Bleibende im Gegensatz der wechselnden Bestimmungen. e) das Wesentliche. f) das Existirende. g) ein Obiect etc. — Haec si recte se haberent, vanus profecto omnis esset explicandae Platonicae rationis labor! Quomodo enim cuiusvis philosophi scripta intelligi possent; si tanta inconstantia uteretur terminis technicis in iis ipsis notionibus, quibus distinguendis atque definiendis summa dedicanda est philosophi cura! — Acu non tetigisse virum [39] doctum Platonis disciplinam, vel ex unico dicto patet libri modo allati, p. 302: Daher entstand die Meinung, Plato verstehe unter Ideen gewisse *Substanzen*, die nicht entstanden, sondern ewig sind, und der Gottheit bey der Bildung der Welt zum Muster dienten. (Iam hic vero simile est, non discernere auctorem id, quod nos dicimus *reines Seyn*, quod revera competit Platonicis ideis, ab illa minime adhibenda substantiae *et accidentis* notione.) Diese Vorstellungsart kannte auch Plato schon, aber sie war nicht die seinige, *wie schon daraus erhellet, dass er Schwierigkeiten daraus herleitet, welche unbeantwortlich sind.* Citatur hic *Parmenidis* locus pag. 83 [Steph. p. 132 b], qui, *ad finem usque perlectus*, prorsus *contra* Tennemannum testatur! Etenim, *speciosis* quibusdam difficultatibus *ne a recta* in ideis perscrutandis via Socrates *se abduci patiatur*, hanc exordii *finem* facit Parmenides p. 89 [Steph. p. 134 e sqq.]. *Ταυτα μεντοι, ω Σωκρατες αναγκαιον εχειν τα ειδη, ει εισιν ἁυται ἁι ιδεαι των οντων. Ὡστε απο-*

46 Vor *ωστε* Kolon Steph. Bip.

eamque ob causam definiri nec potest nec debet. *Non* sunt ideae [40] *in alio quodam! Stant* per se: quod ut possint, primum, ut SINT, iis concedendum!

NEC QUICQUAM EST PRAETER ILLAS. Nihil agere, qui materiam e Timaeo hic afferant, iam demonstravi: quamvis enim [41] illic ad *ὑλην* non confugere non potuerit Plato, (mundus enim sensibilis ex ideis conflari nequit): ipse tamen in hisce *δοξαζειν* censendus est: *δοξαις* autem *επιςημη* non turbanda. Nihilo melius ii, qui ideas *divinae* naturae iunctas putant (ut taceam cum multis aliis *Garvium*, qui quaerit, *quo in Loco sint!* Quasi locus ideis in SPATIO mundi sensibilis, locus Veritati in *somniorum regione* assignandus esset!) Primo, Dei *nomen* e multitudinis ore intrare in philosophiam, omnes norunt. Dei autem *notionem* ipse investigat philosophus. Iam, Plato quamnam habuit notionem, cui sanctissimum illud nomen imponendum putare posset? Locum maxime memorabilem allaturo mihi, quaestiunculam quandam praemittere liceat, ad quam in legendo animum velim adverti: sitne veri similius, nomine *τȣ αγαθȣ* hic designari Deum, an vero in omnibus aliis scriptis, ubi popularem orationem sectatur auctor, *nomine Dei designari το αγαθον?* Locus, quem innuo, finis est [42] libri sexti de republica, ubi Solis imagine illustratur *το αγαθον.* Inde haec desumo, p. 119 [Steph. p. 508[d]]: *Τȣτο τοινυν το την αληθειαν παρεχον τοις γιγνωσκομενοις, και τῳ γιγνωσκοντι την δυναμιν αποδιδον, την τȣ αγαθȣ ιδεαν φαθι ειναι, αιτιαν δ' επιςημης ȣσαν και αληθειας, ὡς γιγνωσκομενης μεν δια νȣ.* — [Steph. p. 509[b].] *Και τοις γιγνωσκομενοις τοινυν μη μονον το γιγνωσκεσθαι φαναι ὑπο τȣ αγαθȣ παρειναι, αλλα και το ειναι τε και την ȣσιαν ὑπ' εκεινȣ αυτοις προςειναι· Ουκ ȣσιας οντος τȣ αγαθȣ, αλλ' ετι επεκεινα της ȣσιας πρεσβειᾳ και δυναμει ὑπερεχοντος.* Quomodo aliquid possit *επεκεινα της ȣσιας ὑπερεχειν πρεσβειᾳ και δυναμει?* Cur *τȣ αγαθȣ* ista sit vis? Haec explicare summum puto in exponenda Platonis doctrina. Mihi ad fundamentum redeundum.

Quod ut prorsus patefiat, *Parmenidis* a Platonica quomodo differat ratio, ostendendum restat. Posset quidem vel uno verbo tota res con-

---

ρειν τον ακȣοντα, [40] *και αμφισβητειν, ὡς ȣκ εςι ταυτα. Και ταυτα λεγοντα, ΔΟΚΕΙΝ τȣ τι λεγειν! και, ὁ αρτι ελεγομεν, θαυμαςως ὡς δυςαναπειςον ειναι. Και ανδρος πανυ μεν ΕΧΦΥΟΥΣ τȣ δυνησομενȣ μαθειν ὡς εςι τι γενος ἑκαςον, και ȣσια αυτη καθ ἀυτην. ετι δε θαυμαςοτερȣ, τȣ ἑυρησοντος, και αλλον δυνησομενȣ διδαξαι παντα ταυτα ἱκανως διευκρινησαμενον. — Αλλα μεντοι, ει δη γε τις αυ μη εασει ειδη των οντων ειναι — ουδε ὁποι τρεψει την Διανοιαν ἑξει, μη εων ιδεαν των οντων ἑκαςον την αυτην αει ειναι. Και ὁυτω την Τȣ Διαλεγεσθαι δυναμιν παντιπασι διαφθερει.* Quocum prorsus consentit locus ille libri V. de rep. *Ὁ γιγνωσκων γιγνωσκει Τι, — Ον, — ὁ δε δοξαζων δοξαζει τα μεταξυ τȣ οντος και τȣ μη οντος.*

lici: sed audiendus ipse Plato*). [43] *Ὁ μεν Παρμενιδης πϐ φησιν· Ου γαρ μηποτε τϐτ' ϐδαμη ειναι μη οντα, Αλλα συ της δ' αφ' ὁδϐ διζησιος ειργε νοημα. Ημεις δε γε ϐ μονον τα μη οντα, ὡς εϛιν, απεδειξαμεν, αλλα και το ειδος, ὁ τυγχανει ον, τϐ μη οντος απεφηναμεθα-την γαρ θατερϐ φυσιν* (*φυσις* hic et alibi, v. c. in Timaeo pag. 312 [Steph. 35ª] significat *proprietatem* ideae, qua *talis* est: adeoque ideam ipsam,) *αποδειξαντες ουσαν τε και κατακεκερματισμενην επι παντα τα οντα προς αλληλα, το προς το ον ἑκαϛον μοριον αυτης αντιτιθεμενον, ετολμησαμεν ειπειν, ὡς αυτο τουτο εϛιν οντως το μη ον. — κατα παντα γαρ ἡ θατερϐ φυσις, ἑτερον απεργαζομενη τϐ οντος, ἑκαϛον ουκ ον ποιει. — ἡμεις ειπομεν, ὁτι συμμιγνυται αλληλοις τα γενη, και το τε ον και θατερον δια παντων και δι' αλληλων διεληλυθοτα* etc. — *ὡστε το ον, αναμφισβητητως αν μυρια επι μυριοις ϐκ εϛι!* Luce clarius est, omnem hanc in Sophista disquisitionem versari in exponenda idearum *vi Logica;* neque leviter hanc rem tangit auctor, sed summa conten- [44] tione nititur, ut evincat, *κοινωνιαν* esse quandam idearum: quam nosse, proprium philosophi munus censet. *Κινδυνευομεν*, inquit, (Sophista pag. 274 [Steph. p. 253ᶜ sq.]) *ανευρηκεναι τον φιλοσοφον·* : *Πως λεγεις;* : *Το κατα γενη διαιρεισθαι, — μων ϐ της διαλεκτικης φησομεν επιϛημης ειναι; — Ουκϐν ὁ γε τϐτο δυνατος δραν, μιαν ιδεαν δια πολλων, ἑνος ἑκαϛϐ κειμενϐ χωρις, παντη διατεταμενην ἱκανως διαισθανεται, και πολλας ἑτερας αλληλων, ὑπο μιας εξωθεν περιεχομενας, και μιαν αν δι' ὁλων πολλων εν ἑνι ξυνημμενην· και πολλας χωρις παντη διωρισμενας. τϐτο δ' εϛιν, ἡ τε κοινωνειν ἑκαϛα δυναται, και ὁπη μη, διακρινειν κατα γενος, επιϛασθαι.* Conferendus *Philebus* pag. 219 [Steph. p. 16ᶜ]: *Θεων μεν εις ανθρωπϐς δοσις εμοι ποθεν — ερριφη δια τινος Προμηθεως ἁμα φανωτατῳ τινι πυρι — ὡς εξ ἑνος μεν και πολλων, οντων των αει λεγομενων ειναι, περας δε και απειριαν εν ἑαυτοις ξυμφυτον εχοντων. δειν ϐν ἡμας, τϐτων ὁυτω διακεκοσμημενων, αιει μιαν ιδεαν περι παντος ἑκαϛοτε θεμενϐς ζητειν. ἑυρησειν γαρ ενϐσαν. εαν ϐν καταλαβωμεν, μετα μιαν δυο* [45] etc. Patet (quod probe notandum) terminum illum: *το ἑν,* plane alio sensu hic accipi ac in Parmenidis disciplina: Platoni enim nihil est nisi *idea unitatis*, competens *generi unicuique*, ad quod pertinent *plures species*. Eodem modo hic intelligendum *το ον,* quod

*) Sophista p. 285. 281. 286 [Steph. p. 258ᵈ sqq., 256ᵈ].

12 *το, τε* O nach Steph. Bip.; *τὸ* (sic) *τε* SW.; *τό τε* Bekk. — 23 *ἀλλήλων ὑπὸ* SW, Bekk. — 24 *ξυνημμένην, καὶ* SW, Bekk. — 26 *γένος*, Bip., KlSch; *γένος* Steph., Bekk, SW. — 28 Die Worte *εμοι ποθεν* wären vielleicht, wie die vorhergehenden *ὡς γε καταφαινεται* und die folgenden *εκ θεων*, besser aus dem Citat weggeblieben.

reliquis ideis quum communicetur, *plura* efficiuntur *οντα*. Videatur *Sophista* p. 271 [Steph. p. 251[e]] *τιθωμεν, — μηδενι μηδεν μηδεμιαν δυναμιν εχειν κοινωνιας εις μηδεν. ουκȣν κινησις τε και ςασις ουδαμη μεθεξετον ουσιας; — Τι δε; εςαι ποτερον αυτων ουσιας μη προς κοινωνȣν; : Ουκ εςαι. : Ταχυ δη παντα αναςατα γεγονεν* etc. — pag. 272 [Steph. p. 252[c]]: *Τῳ τε Ειναι πȣ περι παντα αναγκαζονται χρησθαι, και τῳ Χωρις, και τῳ Αλλων, και τῳ Καθ' ἁυτο και μυριοις ἑτεροις.*

Iam quis est, quin videat, hisce omnibus in Parmenidis disciplina nullum esse locum? Cuius *Ἑν,* idemque *Ον,* absolute positum, pluralem illum: *τα οντα,* minime patitur: *φυσιν τȣ Ἑτερȣ,* qua necessario inducitur *το μη ον,* omnino respuit: *κοινωνιαν* [46] prorsus ignorat, utpote multitudinis atque diversitatis plane expers: Logicae auxilia non desiderat, cum neque definitionem neque partitionem admittat. Multo enim melius, quam recentiorum quicunque Absoluti laudes praedicarunt, veteres Eleatici, ut sibi constarent, providere. Natura sublata, philosophiam naturalem serio tradere non ausi sunt: *επει γενεσις και ολεθρος Τηλε μαλ' επλαγχθησαν, απωσε δε πιςις αληθης!* *) Lusit quidem Parmenides natura explicanda: sed praemisso monito, quod cunctis eiusdem generis libris praefigendum esset:

Εν τῳ σοι πανω πιςον λογον ηδε νοημα
Αμφις αληθειης· δοξας δ' απο τȣδε βροτειας
Μανθανε, κοσμον εμων επεων απατηλον ακȣων.

Quum tamen serio disputandum esset contra experientiae fautores: quibusnam usi sunt armis? Id egerunt, ut sibi ipsa repugnare videretur natura, quasi mendax male [47] sui memor! Moventur species corporeae: motum ipsum ne cogitari quidem posse, ostendit Zeno. — Hanc viam ingressi, Absoluti vim rite tueri poterant: quam ut agnoscant Brunus, Spinoza, Schellingius, ad Parmenidis fragmenta sunt revocandi.

Plato an probe intellexerit Eleaticorum doctrinam, dubium mihi videtur: favere certe non potuit disciplinae, quae primo, cum *κινησει ζωην,* et *ψυχην,* et *νȣν,* sustulisse videbatur (Sophista p. 265 [Steph. p. 249[a]]), tum vero etiam alto silentio (et necessario quidem) premebat *το καλον, το αγαθον, το δικαιον,* ceterasque notiones ad morum philosophiam spectantes. Sensit tamen noster, ad Parmenidem se multo propius accedere, quam ad Heraclitum eiusque sectatores: eadem erat animi vis in reiiciendis sensuum praestigiis, eadem tenacitas in amplectendis iis, quae sola ratione cogitantur. Relicta autem *γενεσει,* ad *ȣσιαν* tendentes, haud idem *ȣσιας* genus amplexi sunt. *Parmenides haeret in* [48] *simplicissima illa notione τȣ Esse*, ita, ut, si interroges,

*) Parmenidis fragmenta a Fülleb. collecta.

4 *ουσιας.* O. Den Punkt haben auch SW, KlSch; Fragezeichen Steph., Bip., Bekk.

SW XII, 79—80. — KlSch I, 88—89.

quid sit? nihil respondeat, nisi. *εςι γαρ ειναι, μηδεν δ'ϰ ειναι· τα σε φραζεσθαι ανωγα*: *Plato totus est* in explicandis quaestionibus: ***TI ειη ἑκαςον των οντων,*** adeoque versatur in ideis definiendis, partiendis, commiscendis.

Atque hic ad finem opusculi conscribendi me pervenisse sentio. Nihil enim reliquum est, nisi ut a *priori* (sit venia verbo) demonstrem, tria illa systemata quomodo cohaereant. Quod facillimum est. Redeamus ad notionem rei mutabilis, cuius exempla semper sensibus nostris obversantur. Mutatio requirit, ut, quod mutetur, idem maneat, qualitatum autem alteram altera excipiat. Iam, *quid* sit illud Idem, mutabilibus qualitatibus definiri non posse, patet. Ubi autem, *quid sit*, ignoramus, audebimusne affirmare, *aliquid* esse? Itaque reiiciamus omnes res sensibiles! Attamen, ne Nihil omnino sit, retinendum est tale quid, [49] ut, quam cognovimus repugnantiam inesse rebus mutabilibus, ea evanescat. Latet autem omnis repugnantia in eo, quod eidem Esse tribuuntur Qualitates oppositae. *Adeoque* VEL *retinere possumus* ***το*** *Esse, reiectis qualitatibus:* VEL *ipsas qualitates, reiecto illo,* quod *complecti* eas non potuit, *το Esse* rerum mutabilium. Primum placuit *Parmenidi*, secundum *Platoni.* — Scilicet qualitates, nude positae, segregatae a rebus, in *δοξης* regionem detrusis, ipsae, ne una cum rebus pereant, per se stare, adeoque *esse* iam dicendae sunt. Inde ***τα οντα*** Platonis: quorum similitudines quasdam rebus sensibilibus impressas videri, certe non mirandum: ab hisce enim desumta sunt a Philosopho: ita tamen, ut, quodcunque *imperfecti* reperiatur in rerum natura, necessario prorsus absit ab illis: necessario enim abest ab omni notione abstracta, quodcunque eius vim atque durationem minuere solet in iis rebus, quarum exprimit qualitatem. — Inveniendae Logicae, exstruendae- [50] que morum disciplinae, istis principiis magis aptum nihil sane cogitari potest.

Natura, sive ***το*** Nasci rerum, quod mutationis involvit notionem ante explicatam, quum absolute posita esset ab Heraclito, ita, ut nihil staret, sed per se omnia fierent, motuque insito per omnes QUALITATUM *diversitates* volverentur, neque tamen non ESSENT, quamvis, *quid sit*, dici vix posset, quoniam istud Quid in mutationum fluctibus semper interiret: iuncta hic apparent elementa, quorum Parmenides alterum, alterum Plato, sibi sumserunt: neque ita iuncta tantum, ut alterum alteri *addatur*, sed ut prorsus in Unum, sicut *factores in productum*, sint coacta. Quod si Arithmeticorum formulis delectemur in Philosophia, totius disputationis nostrae summa brevissimis hisce enuntiari poterit verbis:

DIVIDE HERACLITI *ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑι* PARMENIDIS: HABEBIS IDEAS PLATONIS.

SW XII, 80—81. — KlSch I, 89—90.

Beylage.

[51] Die vorstehende Abhandlung trifft den Haupt-Nerven derjenigen Vorträge, die ich unter dem Namen: *allgemeine Einleitung in die Philosophie*, halbjährlich zu halten pflege; und für welche, ausser den Dictaten, eine Hülfsschrift weder bis jetzt vorhanden, noch zunächst zu erwarten ist. Ich wünsche daher diese wenigen Bogen in den Händen meiner Herrn Zuhörer; deren Aufmerksamkeit dadurch von Anfang an auf den Hauptpunct gerichtet werden kann, welchen die Vorträge selbst nur sehr allmählig, und in mancherley verwickelten Beziehungen hervorzustellen haben. Am meisten wird zu diesem Zweck die *letztre* Hälfte, und der *Schluss* der Abhandlung, durchdacht werden müssen. (Die erstere Hälfte ist für die, welche den Plato selbst lesen.) Hiebey aber kommt es auf richtiges Verstehen der aus den Platonischen Schriften ausgehobenen Stellen an. Da nun leider die neuern Unterrichts-Verbesserungen uns den *sehr schlimmen* Dienst geleistet haben, unsern jungen Männern den bey weitem grössten und wichtig-[52]sten Theil der alten classischen Werke, unzugänglich zu machen, — die *griechische* Literatur nämlich: — so sehe ich mich genöthigt, für den erwähnten Gebrauch eine Übersetzung wenigstens einiger Platonischen Stellen anzufügen. Sie ist deutsch, nicht lateinisch, weil es *hier* offenbar übel angebracht wäre, gleichsam nur *halb* zu übersetzen, was, selbst in unsrer Sprache gesagt, *nicht ohne Anstrengung wird gelesen werden dürfen, um gehörig gefasst zu werden.* Ich werde aber nicht bloss übersetzen, sondern, so gut es in der Kürze möglich ist, dasjenige ins Licht stellen, was in meiner Einleitung mit Recht mag schwierig genannt werden können. —

Hingerissen von den mannichfaltigen Schauspielen des Wechsels der Dinge, und des Kreislaufs der Natur, hatte *Heraklit* sich das Ganze als Einen allgemeinen Wechsel gedacht, der ursprünglich *sey;* und ohne weitern Grund fortstürme; und ohne Zwang, aber unfehlbar, seine Perioden halte, endige, und wieder anfange. Sehr richtig fühlte hingegen *Parmenides*, dass, wenn man dem Seyn *Anders* zu *werden* gestatte, man dadurch *Verneinungen* in dasselbe hineintrage, wodurch

SW XII, 81—82. — KlSch I, 91—92.

es aufgehoben werde. Dies fühlte mit ihm *Plato;* und beyde mussten daher, so schien es, sich entschliessen, das Seyn aller derjenigen Dinge zu [53] leugnen, die uns einen Wechsel darstellen; das heisst aber, die ganze sinnliche Natur als Täuschung anzusehen, denn wo ist ein Theil derselben, der vom Wechsel angegriffen zu werden nicht wenigstens befürchten liesse? Man höre, wie Plato über diejenigen Dinge redet, die wir wohl gemeinhin als die Haupt-Elemente der Körperwelt anzusehen pflegen. (Man sehe S. 25 der Abhandlung [oben S. 360].) "Was wir eben Wasser nannten, das gerinnt vor unsern Augen (so dünkt es uns) zu Stein. Wieder geschmolzen und verflüchtigt, wird *dasselbe* Ding Dampf und Luft! Die Luft erglüht, und wird Feuer. Das Feuer ist verbrannt, und erscheint, gesammelt, abermals in Gestalt der Luft. Und wiederum verdichtet sich die Luft, sie wird Nebel und Gewölk, — noch mehr zusammengedrängt, rinnendes Wasser, — das Wasser aber wieder Stein! So scheint der Wechsel sich im Kreise herumzutreiben. Da nun diese Erscheinungen durchaus nie *dasselbe* bleiben: wie kann man doch, ohne Schaam, von irgend einer unter ihnen fest behaupten: *dies Ding ist dies und nichts anderes* — ? — Jedes derselben entflieht den Worten *Dies* und *das:* es erträgt keine Benennung, die es für etwas Bleibendes erklären würde!" Dieses genau aufzufassen, hielt nun Plato für die Bedingung und für den Ursprung alles höhern Denkens. "Einiges in unsern Wahrnehmungen, sagt er, (S. 24 [oben S. 360].) [54] lässt die Vernunft unangeregt, indem es für sich hinreichend klar scheint; anderes hingegen fordert ihre Blicke herbey, weil es verräth, dass die Sinne nichts Gesundes ergeben haben. Dies geschieht da, wo die Wahrnehmung *sich selbst widerspricht.*" — "Es giebt Menschen, die es nicht dulden, wenn man ihnen von der Einen Schönheit, und von dem Einen Recht redet; ihnen giebt es *Viel* Schönes, und *Viel* Rechtes, Gutes, Wahres, und dergleichen. Aber von diesem *vielen* Schönen, (S. 25 [oben S. 360].) können sie uns wohl eins zeigen, das nicht zugleich hässlich, — von dem vielen Rechten, das nicht zugleich unrecht erschiene? So auch mit dem Kleinen und Grossen, dem Leichten und Schweren, u. s. w." — Wie, wird man fragen, kann Plato behaupten, das Rechte sey zugleich unrecht, das Schöne zugleich hässlich? — Gerade dieser Widerspruch ist es, den er nicht dulden will! Besinne man sich nur zuerst in Beziehung auf das Kleine und Grosse, dass das Kleine, verglichen mit dem Noch-viel-kleinern, gross sey; eben so das Leichte, schwer neben dem Noch-viel-leichtern. Klein und gross, leicht und schwer sind also gewiss keine eigenthümliche, feste, anhaftende Eigenschaften der Dinge, denen sie zugeschrieben werden. — Eben so lässt an den

8 Hartenstein fügt hier und S. 372, 7 u. 39; S. 374, 22 die entsprechende Seitenangabe von SW hinzu.

SW XII, 82—83. — KlSch I, 92—93.

vielen Dingen, die wir schön nennen, sich gar oft bald genug ein hässlicher Fehler, an dem [55] Rechtthun der Menschen nur zu leicht das Unrichtige, das Verkehrte nachweisen. Wollen wir nun sagen, diese Dinge, diese Thaten, *sind* zugleich schön und hässlich, zugleich recht und unrecht? Das *Seyn* an sich würde *beyde* entgegengesetzte Eigenschaften ausstossen müssen. — Aber welches ist das Eine Schöne, von dem Plato vorhin sprach? "Erstlich, (S. 28 [oben S. 362].) ist es ewig, weder entstanden noch vergänglich, weder wachsend noch schwindend. Dann, ist es nicht *hierin* schön, und *darin* hässlich, — nicht *einmal* schön und ein *andermal* hässlich, — nicht *in gewisser Rücksicht* schön, in *andrer* hässlich, — nicht *da* und *dort*, nicht *diesem* und *jenem*, schön und hässlich! Auch wird es selbst, das Schöne, nimmermehr den Sinnen gestaltet erscheinen, etwa wie ein Gesicht, wie eine Hand, noch wie irgend sonst etwas körperliches. ***Es ist auch nicht etwa ein Gedanke, noch ein Wissen!*** Sucht es überall nicht in irgend einem *Andern!* sucht es in *keinem lebenden Wesen*, weder auf Erden noch im Himmel noch irgendwo sonst! Es ist Selbst für sich und in sich selbst einartig und ewig. Alles andre, was wir schön nennen, nimmt Theil an ihm: so doch, dass, während dies Andre entsteht und vergeht, das Schöne selbst nichts gewinnt noch verliert, noch im mindesten dabey angegriffen wird." Nach solchen Erklärungen frage man ja nicht: [56] *Wo* denn dies Schöne zu finden sey? Denn diesem *Wo*, welche Antwort sollte ihm entsprechen? Doch wohl ein *Da*, oder *Dort?* Und dies *Da* oder *Dort*, wie würde man es bestimmen? Doch wohl durch Angabe der Entfernung von gewissen Dingen im Raume, durch Anzeige der Länge, Breite und Tiefe, gemessen an gewissen Linien und von gewissen festen Puncten im Weltall! Aber dies Weltall, und diese Dinge im Raume, mit ihren stets veränderlichen Gestalten und Beschaffenheiten, sind von Plato verworfen, für Täuschung erklärt. Meint man, er werde nun noch den *Raum*, der nur die Entfernungen und die Ausdehnungen der sinnlichen Dinge ausdrückte, übrig behalten, um jetzt, nachdem die Sinnenwelt herausgeschafft ist, den Platz für eine phantasirte Schimärenwelt zu benutzen? — Plato ist kein Phantast! Denkt ihm tiefer nach! Und zunächst, hört ihn weiter!

Was man weiss, was man erkennt, ist das *Nichts?* Aber die Sinnenwelt, sammt ihrem Raum und ihrer Zeit, ist Nichts, als Schein! Sie also ist gewiss *nicht* der Gegenstand des philosophischen Wissens! Hiermit vergleiche man S. 30 [oben S. 362]. "Wer erkennt, erkennt der Etwas, oder Nichts? Etwas! Dies Etwas, *ist* es, oder nicht? Es *ist!* denn was nicht ist, wie könnte es erkannt werden?" — *Was* denn [57] wohl kann des eigentlichen Wissens Gegenstand seyn? Ein Beyspiel kennen wir schon, nämlich das Schöne selbst, oder die Schönheit, die *Idee* (Eigenthümlichkeit, eigne Natur) des Schönen; im Gegen-

satze des Vielen Schönen, oder der Dinge um uns her, welche, jedes nach seiner Art und in seinen Schranken, dem Schönen *nachgeahmt* zu haben scheinen. Was nun von dem Schönen Selbst vorhin gesagt ist, das übertrage man, genau so und mit eben so vielen Worten, auf das *Gute* selbst, das *Rechte* selbst; ja man übertrage es nicht bloss auf practische Begriffe, sondern auch auf theoretische, auf das *Gleiche* selbst, (Phaedo pag. 168 [Steph. pag. 74ᵇ]: "Sagen wir nicht, Etwas *sey Gleich?* Ich meine nicht Holz dem Holze, noch Stein dem Steine, noch irgend ein solches Ding dem andern; sondern ausser ihnen allen etwas ganz anderes, — es selbst, das Gleiche!") eben so auf das *Seyn* selbst, auf das *Einerley* selbst, auf das *Verschiedne* selbst, auf *Ruhe* selbst, und *Veränderung selbst;* (man sehe den Sophista an vielen Stellen) ja man übertrage es auf unsre Begriffe von den sämmtlichen Dingen um uns her, also auf den Begriff *Mensch*, *Feuer*, *Wasser*, auf den Begriff des *Haars* und der gemeinsten verächtlichsten andern Dinge; (man sehe den Eingang des *Parmenides*, und die in der Abhandlung gezeigte und gerechtfertigte Deutung desselben.) Ob eine solche [58] Idee *gemein* oder *ungemein* sey, thut dem Philosophen nichts zur Sache! Nicht darum hat er die Sinnenwelt verworfen, weil sie ihm zu *gering* war, sondern weil ihm ihre Widersprüche Misstrauen gegen die *Wahrheit* der Erfahrungen einflössten, — Widersprüche, welche unsre heutigen Physiker und Weltkenner zwar manchmal ignoriren, aber nicht zu lösen wissen. Bis man sie lösen wird, beschäfftigt sich der Philosoph, — beschäfftigt sich Plato wenigstens, vorzugsweise mit der *Entwickelung der Begriffe;* demnach mit Fragen, wie folgende: *was* ist das Schöne? *Was* ist das Gute? *Was* ist das Rechte? (Die letztre Frage ist der eigentliche Gegenstand der, ziemlich unpassend sogenannten, Bücher de republica.) *Und eben in dieser Entwickelung der Begriffe liegt das Höchst-Nützliche und Bildende des Platonischen Studiums*, wenn man auch von der historischen und metaphysischen Wichtigkeit desselben abstrahiren wollte. Eben durch dies Streben nach Entwickelung der Begriffe ward Plato sowohl auf die *logischen* als auf die *Beziehungsverhältnisse* derselben geführt; (in Ansehung der erstern sehe man in der Abhandlung die aus dem Sophista angezogenen Stellen, deren Uebersetzung freylich ohne weitläuftige Erläuterung nichts helfen würde.) Eben daher *stösst* gleichsam meine Einleitung von selbst auf die, der Darstellung des Plato- [59] nischen Systems folgende Logik; und der Vortrag meines speculativen Systems knüpft daran die, freylich gänzlich von der Logik verschiedne, und von den Philosophen bisher übersehene, *Methode der Beziehungen*, welche man auch *Lehre von der Ergänzung der Begriffe* nennen könnte. Durch diese Methode *schwinden* (für mich) *die Widersprüche hinweg*, *welche Plato in der Sinnenwelt antraf.* *Folglich ist*

10 Gleiche! (ohne Anführungsstriche) O. — 11 *Verschiedene* SW.

SW XII, 85—86. — KlSch I, 94—95.

Plato's System nicht das meinige; und eben so wenig darf man die Gedanken des Heraclit, des Parmenides, des Leucipp, des Anaxagoras, — des Xenophon und Aristipp, — welche ich in der Einleitung mittheile, *mir* zuschreiben wollen. Diese Erinnerung wird hier darum gemacht, weil es bisher zuweilen einigen jungen Männern schwer zu werden schien, den Gedanken festzuhalten: dass die Einleitung *gar nichts lehrt,* sondern bloss *im Denken übt,* damit dann ferner die Logik, wie man von ihr zu erwarten pflegt, mit gutem Erfolge zum *Denken-Lehren* das ihrige beytragen könne. —

Will Plato von der Sinnenwelt reden, — und er *muss* es wohl, da er ja als Mensch darin lebt, als practisch-gebildeter Mann sich für sie interessirt, endlich als religiöser Denker die Spuren der, *nach Ideen* bildenden, und *sich selbst* darin abdrückenden höchsten [60] Güte, in ihr wiederfindet, — so bleibt ihm nichts übrig, als, neben dem eigentlichen *Wissen,* das *nur* den Ideen gelten kann, noch *ein richtiges Meinen,* oder *Glauben,* anzunehmen, welches sich auf die sinnlichen, dem Wechsel unterworfenen Gegenstände so beziehe, dass es Wahrscheinlichkeit suche, auf Gewissheit aber Verzicht leiste. Daher der grosse Satz, welchen man hier nie vergessen darf: *Wie das Seyn zum Wechsel, so verhält sich die Wahrheit zur gegründeten Meinung.*

Dieser Satz stellt uns zurück in den Anfang der Abhandlung, (S. 11 [oben S. 355].) welche bey nochmaligem Durchgehen jetzt hoffentlich auch jüngere Leser ohne grosse Schwierigkeit zu dem Resultat hinführen wird, womit sie schliesst: *das absolute Werden, dividirt durch das absolute Seyn, ergiebt die selbstständigen Ideen.*

Freylich dies Resultat werden nicht Alle belohnend finden. — Das Interesse wird um etwas steigen, wenn man bemerkt, dass in dem neuesten Systeme unsrer Tage die Grundbegriffe des Heraclit, Parmenides, und Plato, sämmtlich, und zwar, so widersinnig es seyn mag, in einander gepfropft, ja sogar mit dem Fichte'schen Idealismus amalgamirt, enthalten sind; dass also die Bekanntschaft mit denselben dienen kann, es zu begreifen, sofern es [61] begreiflich ist, nämlich als eine Mischung unverträglicher Principien.

Aber auch demjenigen, welcher, ohne Frage nach dem neuesten Product der Zeit, sich in der Philosophie versuchen will, soll zum Anfange nichts willkommner seyn, als Einführung in die natürlichsten, ersten, und darum ältesten Vorstellungsarten, welche sich ächten und unbefangenen Denkern aufdrangen; und in welche, wurden sie nicht früh gemustert und bey Seite gelegt, auch neuere Denker unvermeidlich, indem sie *fortzuschreiten* glauben, *zurückfallen,* und zurückgefallen sind. — Freylich lieber möchten Hörer und Lehrer die *Wahrheit* selbst gleich vernehmen und verkünden. Freylich unsre berühmtesten Philosophen scheinen *so* räsonnirt zu haben: "*mein System ist die Wahrheit; folglich ist der Vortrag meines Systems nützlich.*" Beydes ist gleich

schwach, — die Consequenz und das Princip. Das Wahre wirkt zunächst nicht durch seine Wahrheit auf den Hörer, sondern durch sein Verhältniss zu dessen schon vorhandner Gedankensphäre. Diese Rücksicht gebietet über den Vortrag vor dem Anfänger. Und: mein System ist die Wahrheit, — diese Entscheidung gilt für den Denker als Individuum, aber für keinen ausser ihm. Sie gilt nicht dahin, dass er die wehr- [62] lose Empfänglichkeit des Jünglings vielmehr seiner, als einer andern Überzeugung gewinnen zu wollen sich unterfangen dürfte. — Weiss etwa Deutschland noch immer nicht, dass Philosophie gerade die besten Köpfe mit der Kraft des Sturmwinds ergreift, eine Strecke fortschleudert, und dann hülflos stehen lässt? Grundes genug, wodurch sie unvermeidlich die Furcht der Väter, der Anstoss der Staatsmänner, und eine Quelle trauriger Spaltungen zwischen der reizbaren Jugend und dem erfahrnen Alter hat werden müssen! Zwar dies ist nicht Wirkung der Lehrer, am wenigsten einzelner bestimmter Lehrer, und bestimmter Systeme. Wäre überhaupt Philosophie der Einfall und die Willkühr einzelner Menschen, sie wäre längst, zusammt der Alchemie, verschwunden. Die *Natur selbst* ist es, welche *mit ungestümer Gewalt ins Denken hinein wirft*, und durch ihre Schwierigkeiten und Räthsel ein Wagestück nach dem andern hervortreibt. Darum aber ist die Wirkung nicht wohlthätiger. Menschliche Kunst ist hier, wie sonst, berufen, die Naturgewalt zu mildern, und zu leiten, damit sie baue, und nicht zerstöre. Demnach besteht die Kunst des philosophischen Vortrags nicht darin, mit freygebiger Eröffnung dessen, was sey und seyn solle, zu eilen: sondern darin, die Kraft zu wecken, die Hoffnung zu beschränken, die Hitze zu kühlen; dem Trotz, [63] welcher den Schein der ersten besten paradoxen Evidenz begleitet, durch absichtliche Erregung und Enthüllung des Scheins zuvorzukommen; das Missverhältniss zwischen dem Drange nach Wahrheit und dem Mangel an speculativer Behülflichkeit, durch gewählte Übungen, die *nur* Übungen sind, zu erleichtern; aufmerksam zu machen auf das Bedürfniss der Methode, damit die Forschung nicht auf gut Glück, und, aufgereizt durch zu Wenig oder zu Viel vermeinten Erfolgs, mit wilder Heftigkeit umherstürme, sondern sich in den ruhigen Gang einer geordneten Geschäfftigkeit, ohne Übereilung, und ohne Rückschritt, hineinfügen möge; endlich eben durch jene Übungen dem Selbstdenken bald Freyheit und Sicherheit genug zu schaffen, dass es, ohne skeptische Unschlüssigkeit, ohne critische Schadenfreude, durch blosse Klarheit der Auffassung gerüstet sey gegen alle andringende Autorität eines jeden, und so auch des eignen Systems, welches der Lehrer erbaute oder wählte.

SW XII, 87—88. — KL SCH I, 97—98.

Anhang 1.

Herbarts Selbstanzeige seiner Abhandlung: De Platonici etc. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1806, Nr. 76.

[Text nach G.g.A. 1806 No. 76.]

Es gehört zu den natürlichen Unvollkommenheiten aller philosophischen Systeme, dass unter den Lehrsätzen derselben für den Urheber selbst ein Unterschied der Geltung und durchgreifenden Anwendung Statt findet. Spätere Zusätze verändern oft wesentlich die Ansicht, welche die Principien festzuhalten geboten; besonders solche Zusätze, die das practische Interesse einer theoretischen Grundlage aufdrang. Dahinein muss man sich zu versetzen wissen, oder man versteht keinen Philosophen. Beyspiele sind häufig. Kant's Causalität intelligibler Wesen; eben desselben radicales Böse in der Freyheit; Fichte's Selbstbewusstseyn der transscendentalen Freyheit, dagegen Kant mit Recht, das heisst, nach der Consequenz, sogar das Selbstbewusstseyn der eigenen Moralität läugnete; Fichte's unendlicher Wille, *durch* den die freyen Geister von einander wissen, dem Idealismus zum Trotz, den er ausserdem in seinen bisherigen Schriften so scharfsinnig durchgeführt hatte; — diese und so viele ähnliche Fehler der berühmtesten Neuern sollten uns vorsichtig machen, wenn wir *Plato's* System erforschen wollen, sie sollten uns warnen, nicht eine absolut durchgeführte Consequenz zu erwarten. Nicht nur die Lehre von der Materie u. s. w. im Timäus ist offenbar ein verunstaltender Zusatz; sondern die Ideenlehre verliert schon da ihre erste Reinheit, wo dem *Ἀγαθον* zu Gefallen die vollkommene Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit der Ideen, das strenge Ansichseyn einer *jeden einzelnen* von ihnen, eingeschränkt wird, nach der höchst bedeutungsvollen Definition: *Ἀγαθον αιτιον σωτηριας τοις ουσι.* Freylich so arg hat Plato gegen sich selbst nicht gefehlt, wie diejenigen ihn mit seinen anderweitigen be-

7 Urheber derselben selbst SW. — 12 Der Satz: „Beyspiele sind häufig." fehlt in SW. — 27—28 *ἀγαθόν* (sic) *αἴτιον* SW (kein Kolon). — 28 Platon SW.

SW XII, xi—xii.

stimmtesten Erklärungen, und mit seinem ganzen philosophischen Charakter in Widerstreit setzen, welche die Ideen (nach dem Ausdruck seines neuesten Uebersetzers) „zu lebendigen Gedanken der Gottheit“ machen. Was war denn die Gottheit im Platonischen System? Etwa ein Sublimat aus den Göttern des Volks? — Oder gar verwandt dem *'Εν* des Parmenides? — das *Ἀγαϑον* wenigstens, jenes *αιτιον σωτηριας,* ist nicht das Vorstellende zu den *ουσι,* als blossen Vorgestellten! Abgewichen aber ist hier allerdings schon von dem allbekannten Ausspruch über das Schöne: *ουδε τις λογος! ουδε τις επιστημη!* — *αλλ' αυτο καϑ' αὑτο μεϑ' αὑτου μονοειδες αει ον.* Dass nun hier, und nicht dort, der Grund-Charakter der Ideenlehre angegeben ist, wie Plato sie denken *musste*, und, nach seinem eigenen vielbewährten Zeugniss, wirklich gedacht hat: dafür liegen in der angezeigten Abhandlung die Hauptstellen und Hauptbetrachtungen beysammen. Wir zeigen nur noch die Schlussworte an: *Divide Heracliti γενεσιν Ουσιᾳ Parmenidis: habebis ideas Platonis.* — Eine angehängte Deutsche Beilage gehet die Abhandlung nichts an; ausser nur in sofern, als sie das Verstehen der, darin zusammengerückten Stellen aus den Platonischen Schriften den Zuhörern des Verfassers erleichtern sollte.

---

2 Ausdrucke SW. — 4 platonischen Systeme SW. — 12 Platon SW.

SW XII, xii.

Anhang 2.

Recension der Abhandlung: De Platonici systematis fundamento commentatio in Nr. 224 u. 225 des Jahrgangs 1808 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

[Verfasser Böckh.]

[Text nach J. L. 1808; Spalte 561—571.]

... [561] Göttingen, b. Roewer: *De Platonici systematis fundamento Commentatio*, Professoris philosophiae extraordinarii in Academia Georgia Augusta muneris rite adeundi gratia conscripta auctore *Jo. Frid. Herbart.* 1805. 63 S. gr. 8. (8 Gr.)

Unter diesen, ihres geringen Umfanges wegen verbundenen, sonst ungleichen Schriften macht No. 1 durch den Namen des Vfs. die Leser, und durch die Anmassung, womit sie auftritt, die Kritik aufmerksam. Der Titel verheisst viel: eine solche Schrift muss nicht dem geringen Umfange nach, sondern nach der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts beurtheilt werden; dieses mag die sonst unverhältnissmässige Länge unserer Darstellung entschuldigen. Diese war uns um so nothwendiger, je eher wir sonst des Vfs. Ideen entstellt zu haben glauben mussten. Denn auch so noch fürchten wir, dass Missverständnisse sich möchten eingeschlichen haben; so wenig können wir Manches reimen mit der Achtung, welche wir sonst für den Vf. haben. Gleich der Anfang (S. 3), es gäbe zweyerley philosophische Systeme, „*alterum eorum, quae proficiscuntur ab ipsa, quae nobis videtur, rerum natura, alterum ex illis oriundum, quum philosophi, perspectis sententiarum jam prolatarum difficultatibus, ut angustiis exire liceat, nova excogitant,*" ist uns darum unklar, weil wir geglaubt haben, auch die letzteren, obgleich auf kriti-

---

11—12 Böckh recensirt unter der Ueberschrift: „Griechische Literatur" 5 verschiedene Schriften, deren Verzeichniss und genaue Titel unter der Ueberschrift gegeben sind. In der Reihenfolge dieser 5 Schriften bildet Herbarts Abhandlung No. 1.

schem Wege entstanden, gingen denn doch aus *ab ipsa*, [562] *quae nobis* (nämlich dem Gründer des Systems) *videtur*, *rerum natura*. Dass indess zu dieser letzteren Gattung Platon gehöre, dieses, sagt er, „*commentariolo isto elaboraturum me profiterer*" — nämlich unter anderen Umständen. Wir wussten Anfangs nicht, was unter dem so verächtlich benannten *commentariolo isto* zu verstehen sey, und das *elaboraturum* brachte uns darauf, es sey eine noch auszuarbeitende Schrift des Hn. *H.*; endlich merkten wir, dass es auf gegenwärtige gehe. Wie überflüssig uns nun auch diese Auseinandersetzung, welche versprochen wird, nebst dem *darüber* Gesagten erscheint, dass man die modernen Begriffe, die Wissenschaftslehre oder den Schelling nicht auf die platonische Philosophie anwenden müsse (S. 4—6): um so interessanter war uns S. 7 die Bemerkung, dass es Hn. *H's.* Freude und fast Trost sey, im Platon einen zu finden, von welchem er sich, „*in maximis minime alienum*" nennen dürfe; das Grösste nämlich seyen die ethischen Grundsätze; im theoretischen hingegen, besonders in der Ideenlehre, gehe er so weit vom Platon ab, dass sie gar nicht zu vergleichen seyen („*ut omnis tollatur comparatio*" S. 8): indess glaubte er doch des Mannes wahre Meinung gefunden zu haben, wenn er nicht die allgemeine menschliche Schwachheit besorgte. Diese wahre Meinung lese S. 8, wer das Auge an der geschmackvollen Abwechselung von Uncialbuchstaben, Cursivschrift und gewöhnlichen Lettern ergötzen will. Nachdem er nun der platonischen *ratio*, wie er diese Philosophie zu nennen beliebt, ihren Platz unter den übrigen Lehrsätzen der Alten („*reliqua veterum placita*") angewiesen, soll deliberirt werden, „*quanam ratione uti velimus relictis nobis a Platone tot voluminibus*" (S. 9); eine Deliberation, welche ungefähr denselben Gegenstand mit der *Schleiermacher*'schen Einleitung hat, auf welche sie auch hinzublicken scheint; auf dem *herbart*'schen Wege kommt man aber viel leichter zum Ziel; man braucht nur zu beobachten, was einem gar nicht entgehen kann, wenn man zwey oder auch nur ein gesundes Auge hat, nämlich die Personen, „*quas colloqui facit*," die Anlässe zu den Gesprächen, und den einzelnen („*singulare propositum*"; oder soll es so viel seyn als *primarium?*) Zweck des Gespräches; und zu dem Allen bedarf es nur mässiger Achtsamkeit (S. 10), so dass hier alle diejenigen, welche zu unachtsam für *Schleiermacher's* vielfach verschlungene Pfade sind, eine breite Bahn finden, worauf sie sich herumtummeln können. Wie leicht ihnen Hr. *H.* die Arbeit mache, zeigt er S. 10—14 [563] an dem *Timäos;* hier werde ja selbst von seinem Hauptgegenstande, der γένεσις, gesagt, man könne von ihm nichts Gewisses, nur Annehmbares aussagen; was also hievon, also auch von der Seele, von der Materie u. s. w., vorkomme, gebe Platon, wie auch Parmenides gethan, für nichts als Meinung aus. Hr. *H.* erlaube uns die Frage, ob Platon auch Meinungen gehabt habe, welche mit seinem Wissen in offenbarem Widerspruche gestanden, oder ob jene wenigstens mit diesem übereinstimmen mussten. Kommen im Timäos Widersprüche mit dem

platonischen Wissen vor: so können sie wohl nicht auf die platonische Meinung, sondern müssen auf die symbolisch-mythische Darstellungsweise, welche in diesem Gespräche herrscht, geschoben werden. Auch das von der Seele gelehrte, wenn es der symbolischen Hülle entkleidet wird, sollte noch Meinung seyn? Doch hören wir S. 16: „*Anima (qua talis) ad* **οὐσίαν**, *transitus autem animarum ad γένεσιν spectat: de qua* **κατ' ἄνθρωπον** *multa,* **κατ' ἀλήθειαν** *NIHIL disserere potuit Plato.*“ Wir bitten, die Lettern recht ins Auge zu fassen; sie enthalten den Hauptaccent; davon abgesehen jedoch, möchten wir wegen der kleinen Parenthese noch eine kleine Frage thun, was nämlich die Seele *qua talis* sey, und ob es nach platonischem Systeme, nämlich wie es Hr. *H.* sieht *(qualem videt* S. 4), auch eine Seele ohne *γένεσις* gebe. Wenn wir nicht missverstehen, so muss entweder der Satz: die Seele *qua talis* sey eine **οὐσία**, schwinden, oder die ganze Psychogonie im Timäos, welcher die Seele *qua talis* entstehen lässt (S. 34 C. ff.), müsste auch wiederum nur eine Meinung seyn; ist aber dieses eine Meinung, so ist ja eben dadurch auch die Seele *qua talis* in das Gebiet der Meinung gesetzt, und wir müssen wieder eingestehen, sie sey keine **οὐσία**, während wir eben dem Geständniss entgehen wollten. Hier ist also entweder bey Hn. *H.*, oder bey uns, ein offenbares Missverständniss, welches uns jedoch von weiterer Nachforschung in der Schrift nicht abhalten soll. Denn wichtig ist doch, was wir S. 14 erfahren, mit dem *Phädon* sey es auch nichts: ob denn wohl der an der Pforte des Todes stehende Sokrates den trauernden Freunden das Allerheiligste der Philosophie werde aufgethan haben? Allerdings ein sehr gründliches Argument. Denn dass Platon, gleich einigen modernen Schwärmern, *desswegen* einen Sterbenden, wie diese wohl sonst weissagen sollen, so hier über die unsinnliche Welt Aufschluss geben lassen sollte, weil er den Tod für einen Uebergang zum wahren Erkennen und Anschauen des Seyenden und die Philosophie selbst für eine Vorbereitung und ein Studium des Todes halte, das wird wohl erstlich niemand glauben, und wollte es einer aus platonischen Stellen beweisen, so würde Hr. *H.* leichtlich zeigen können, auch dieses gehöre unter die Meinungen des Platon, inwiefern nämlich der Tod und alles auf ihn Bezügliche als eine Folge der *γένεσις* gar kein Gegenstand des Wissens seyn könne. Vorzüglich schön aber spricht Hr. *H.* S. 17 über den *Phädros;* [564] man bewundere doch die Tiefe des Räsonnements, womit er die wahre Einheit dieses Gesprächs in dem Tadel des Lysias und seiner „*scriptiuncula*“ scharfsinnig aufgefunden hat, und das so einfach, dass jeder glaubt, er könne es nachmachen, während der spitzfindige deutsche Übersetzer sich mit jener „*conjectura difficili atque lubrica*“ (S. 10) abgiebt, es sey in diesem Gespräche gar weiter nichts zu suchen: „*totus ad sales jocosque convertitur*“; seine philosophisch-poetische *μανία* sey blosser Spass, und das Resultat? nun? Lappereyen, die jeder Professor jetzo viel besser weiss: „*Logica quaedam praecepta, de definiendo et*

partiendo!" Und was *Parmenides?* Ey von diesem sage er ja selbst, er sey nur ein Exercitium, nur *„ΓΥΜΝΑΣΙΑΣ 'ΕΝΕΚΑ"* geschrieben (S. 20): so muss man den Platon beym Worte halten. Einige Philologen würden vielleicht dergleichen Ausdrücke für attische Kunst und Urbanität halten, welche so gerne Ernst hinter Scherz versteckt; vor diesen Leuten wollen wir uns feyerlich verwahren, dass sie uns nicht, wie sie Alles gerne umdeuteln, auch gar die *herbart*'sche Schrift, oder gar unsere Kritik so verdrehen. Doch, fährt der Vf. fort, um der Kürze willen wolle er nur eine Generalregel aufstellen: *„Plane abstineant necesse est ab excerptis congerendis!"* (S. 21.) Nachdem dieser wichtige Gedanke mit Cursivschrift wohl gehoben worden, lehrt Hr. *H.*, dass in der *Republik* und den *Gesetzen* der eigentliche Kern der platonischen Lehre zu suchen sey; aus dem *Theätetos*, *Sophistes*, *Philebos* sey jene zu ergänzen. Doch jetzo zur Sache: nunmehr soll mit Platon selbst philosophirt werden. (S. 24.) Nach der schwer überstandenen Versuchung, dem Leser etliche zierlich gedruckte Stellen, an welchen der Setzer sein Möglichstes gethan hat, mitzutheilen, bemerken wir nur dieses. Hr. *H.* lehret nun, woran Niemand zweifeln wird, Alles komme beym Platon darauf an, *γένεσις* und *οὐσία* zu unterscheiden; der Anfang des Philosophirens mit diesem Manne müsse also damit gemacht werden, *„ut aliud quiddam (quoddam) systema rejiciatur:"* diess *quiddam* nennt er mit überfeiner, fast unklarer Ironie *„Heracliti scilicet illud"* (S. 26); und zur vollständigen Beweisführung nimmt er S. 27 eine Stelle sogar aus dem *Minos* zu Hülfe: welches uns misstrauisch gegen Hn. *H's.* kritischen Sinn und Bekanntschaft mit dem platonischen Geiste machen würde, sähen wir nicht aus der ganzen Schrift, dass ihm an der Kritik hier überhaupt nichts gelegen gewesen. Wie würde er uns sonst die Emendation oder Erklärung corrupter (S. 11), ja fast desperater Stellen vorenthalten haben, z. B. des parmenideischen Verses S. 43, oder der Stelle des Sophisten S. 44, vergleiche *Schleiermachers* Uebers. Th. II. Bd. 2. S. 495, auf deren Erklärung in deutscher Sprache S. 58, wir uns schon freuten, als wir sie leider übergangen sahen, „weil sie ohne weitläuftige Erläuterung nichts helfen würde." Dass er doch nicht so kargte mit seiner Weisheit: dann würden wir sehen, wie man auch aus dem Unverständlichsten glückliche Beweise [565] führen könne, und Rec. würde sich der Reue ganz überlassen, die er über das unglückliche Bestreben einer kritischen Lectüre jener dunklen Gespräche mit seinen im Platon bewanderten Freunden lebhaft fühlt. Jeder wird auch ferner zugeben, dass die Ideen von *γένεσις* und *οὐσία* oder *ἓν* und *πολλά* in Verbindung zu setzen mit der *opinio* und *scientia* (S. 29): woraus dann gefolgert wird, dass Platon *„ea quae fiunt quaeque nascuntur, adeoque omnem naturam"* ganz aus dem Kreise des wahren Erkennens herausnehme. *Adeoque omnem naturam?* Dieser Schluss dünkt uns vorschnell: die ganze *γένεσις* wohl, aber darum auch die ganze *φύσις?* Was hat denn die ethische Welt,

in welcher ja auch ein Werden ist, voraus vor der physischen, in welcher ja auch Ideen sind? Oder gehört jenes, dass der platonische Weltschöpfer im Timäos die ganze Natur nach Ideen abbildet, auch unter die Meinungen? Oder sind die in der Natur abgebildeten Ideen etwa nicht erkennbar? Nein, wird man sagen, als Abbilder nicht. Richtig. Aber die Urbilder der natürlichen Dinge, ohne γένεσις genommen, was wären denn diese, wenn nicht erkennbar durch νόησις? Darauf schweigt Hr. *H.* Ein Beyspiel statt aller! Im Timäos heisst die ganze sinnliche Welt ein alle sinnlichen Thiere umfassendes Thier; dieses ist die Natur, in wie fern sie durch Empfindung und Meinung erkennbar ist; aber eben dieses sinnliche Thier heisst ja ein Abbild eines unsinnlichen Urbildes, nämlich des alle unsinnlichen Thiere umfassenden unsinnlichen Thieres. Was ist nun dieses? Doch nichts anderes, als die durch Ideen erkennbare wahre Natur der Dinge. Vielleicht meint es Hr. *H.* auch so; aber seine mehr eigenthümliche, als antike und platonische Darstellung könnte leicht den Verdacht erregen, er habe den Platon zu einem halben Fichtianer machen wollen, da ohnehin die Tendenz, mit dieser Deduction die Naturphilosophie auf den Mund zu schlagen, ganz offenbar ist. Aber nach beseitigter Natur, „*quid est istud (illud) Ens, Unum a multis segregatum, cujus scientia esse potest?*" (S. 32.) Der allgemeine Begriff: „*adeoque nos hic sumus in media Logica nostra*" (S. 33); denn vom Theilen und Definiren spreche Platon „*quasi de maximis rebus;*" nur sey zu bedenken, dass die Logik damals noch nicht erfunden gewesen, und die *auditores* (wen meint er denn?) seyen geneigt, immer die *Species* und *Individua* statt des Geschlechtes aufzuzählen. Dieses also sind die ὄντως ὄντα, „*quarumcunque rerum notiones generales*" (S. 35); dieses ist das εἶδος, das ὄν, der Erkenntniss wahres Object. Also logische Wesen sind uns die Ideen; ihre metaphysische Bedeutung aber tritt nach der *herbart*ischen Darstellung gewaltig in den Schatten; die Schrift selbst aber hat in diesem zweyten und wichtigeren Theile (S. 51) so viele Schatten und dunkle Parthieen, indem nach der antiken Art des Herakleitos ausser den abstrusen Ideen noch die intricate Schreibart dazu benutzt ist, dass wir hier nothwendig einiges Licht hineintragen müssen. Nachdem nämlich dieses bewiesen, ruft der Vf. S. 36, [566] oder lässt vielmehr seinen Gegner rufen: „*Adeoque vetus illa atque incredibilis fama verax tandem fuisse ostenditur, Platonis ideas esse SUBSTANTIAS!*" Von dem Pathos ergriffen, stehen wir *attoniti*, ganz perplex; bis uns das erschallende „*Minime!*" den zusehends wachsenden Muth wieder giebt, indem wir einsehen, wie leicht sich Hr. *H.* nach so gestellter Wendung, den Sieg gemacht hat. Gründlich ist diese Untersuchung, aber nicht neu; und Unwahrheit ist es, dass durch diesen Irrthum „*semper tota summi philosophi ratio misserrime est distorta,*" sondern *Tennemann Syst. d. Plat. Philos.* Bd. II, S. 78—153, in jener, einige Mängel abgerechnet, trefflichen Abhandlung, auf welche sich auch *Schleiermacher* Th. I, Bd. 2, S. 405, nur beruft, hat

dieses längst so aufs Reine gebracht, dass ihn zu ignoriren oder nicht gelesen zu haben, zumal im Angesichte des kräftigsten Anklägers, der gesamten göttingischen Bibliothek, wirklich eine Rüge zu verdienen scheint; um so mehr, wenn sich Hr. *H.* S. 38 Anmerk. herausnimmt, den Mann nach Sätzen in dessen *Geschichte der Philosophie* zu beurtheilen: welche Schrift er zweymal so citirt, als bestünde sie nur aus Einem Bande, so dass er bey Anderen, wir sind nicht der Meinung, leicht in den Verdacht kommen könnte, dieselbe nicht recht gekannt zu haben; wie denn das *System der platonischen Philosophie* nie berücksichtigt wird, wo nicht das *praeceptum de excerptis non congerendis* darauf sticheln soll. Und doch sind jene 7 Bedeutungen des Wortes *ὄν*, als so viel Beziehungen des freylich nur einzigen Begriffes, wirklich im Platon, und wenn Hr. *H.* sich beklagt über die Annahme solcher Unbestimmtheit „*in iis ipsis notionibus, quibus distinguendis atque definiendis summa dedicanda est philosophi cura!*" so finden wir diess selber klagenswerth, dass er hier eine Bestimmtheit in der Definition des Dinges fordert, von welchem er eben im Texte sagt: „*Definiri nec potest nec debet.*" Wir haben also zwey gegen einander nicht consequente Verfasser. Der Notenmachende fährt S. 39 in der Note fort, zu demonstriren, wahrscheinlich habe *Tennemann* „*das reine Seyn, quod revera competit Platonicis ideis*" nicht unterschieden „*ab illa minime adhibenda substantiae et accidentiae notione;*" aber hätte er ihn am rechten Orte nachgelesen, so wäre ihm der Schein leicht verschwunden; indem *Tennemann* freylich nicht, wie Hr. *H.*, den Begriff der Substanz als einer Trägerin der Accidentien, und im Gegensatze damit modern gedacht hat, sondern sich näher an den Sinn des Streites über die Substantialität der Ideen hält, ob sie nämlich ein Daseyn ausser dem Verstande hätten oder nicht. Hr. *H.* lehret hier also vorwitzig, möchte Mancher denken: die alten Sachen seyen ihm noch neu, und daher käme auch der Enthusiasmus S. 39: „*Non sunt ideae in alio quodam! Stant per se: quod ut possint, primum, ut SINT, iis concedendum!*" Zum Stehen bedarf es freylich, so gut als zum Denken, zuerst des Seyns. Daher auch nach so langer Zeit noch S. 41 *Garve* in Paranthesi ausgelacht wird, „*qui quaerit, quo in loco sint! Quasi locus ideis in* [567] *SPATIO mundi sensibilis, locus Veritati in somniorum regione assignandus esset!*" Wir können es nicht über uns gewinnen, Leser und Vf. mögen auch denken, was sie wollen, zu wiederholten Malen den redlichen Fleiss des Setzers im Heben des Nachdrucks anzurühmen.

Hören wir nun S. 40: „*NEC QUIDQUAM EST PRAETER ILLAS.*" Man bringe hier nicht die Materie (Vgl. S. 13, 14): „*δόξαις*" *enim* „*ἐπιστήμη non turbanda.*" Aber die Materie als seyend zu setzen, widerspricht ja der *ἐπιστήμη*; letztere muss doch aber wissen und beurtheilen können, nicht nur was sie ist, sondern auch was sie nicht ist; der Widerspruch fällt also in ihr Urtheil, und so kann Platon eine *δόξαν*, welche die Materie als *seyend* setzte, unmöglich zugelassen haben:

und dass dieses der Fall sey, meint doch Hr. *H.*, oder haben wir die unbestimmte Sprache missverstanden? Wie kann denn aber, nach Hn. *H's.* eigenem Räsonnement die *δόξα* irgend ein *Seyn* von Etwas prädiciren, da es eben dadurch schon als *nichtseyend* gesetzt wird? Hätte er sich so gewendet, so könnte er wenigstens noch sagen, Platon setze die Materie als ein *οὐκ ὄν*; wiewohl wir auch dieses nicht glauben, indem consequenter Weise die *δόξα*, welche allein auf das Werdende geht, von der *ὕλη* als einem vor dem Werden Gesetzten gar nichts aussagen kann: so dass die Annahme der Materie überhaupt nur eine mythische Fiction seyn kann. „*Nihilo melius ii,*“ fährt er fort, „*qui ideas divinae naturae junctas putant.*“ Unbestimmt zwar ist der Satz, aber wichtig und neu. Und der Beweis? Es frage sich, was Platon Gott nenne; der Name sey aus dem Munde der Menge; die Definition gebe der Philosoph. Aber ehe er eine sehr merkwürdige Stelle anführe, wolle er eine *quaestiunculam* vorausschicken. Diese wird Keiner ohne grosses Nachdenken verstehen, wir sagen es ihm voraus: so uns nicht Alles trügt, will Hr. *H.* in dem etwas unbehülflichen Latein sagen: „Ist in der Stelle Republ. VI, das *ἀγαθὸν* Gott, oder nicht? Ist jenes, so muss unter Gott auch in den anderen Schriften das *ἀγαθὸν* gemeint seyn; was ist nun wahrscheinlicher, dass letzteres der Fall sey, oder dass auch *Rep. VI* das *ἀγαθὸν* nicht Gott ist?“ Allein wir haben bemerkt und viele vor uns, dass Platon sich des göttlichen Namens gar mannichfaltig bediene; oft in dem populären Sinne, oft in einem mehr wissenschaftlichen, und ausser dem höchsten Gott hat er auch niedere. Die Fragen sind also auch so schwerlich richtig; vollends aber nach dem strengen Sinne des Lateins verhalten sie sich zu einander wie die zwey Seiten eines umgewandten Rockes. Hierauf folgt die Stelle, woraus wir sehen, dass die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* die Ursache sey der *ἐπιστήμη* und [568] *οὐσία*: hieraus liesse sich nun beantworten, ob die Ideen in Gott sind oder nicht, wenn nur erst die *quaestiuncula* beantwortet wäre. Der Leser, vergeblich harrend, bis er verneint werde, dass das *ἀγαθὸν* Gott sey, wird offenbar genarrt, und seine Verwirrung wird noch gesteigert durch zwey Cardinalfragen aus jener Stelle: „*Quomodo aliquid possit ἐπέκεινα τῆς οὐσίας ὑπερέχειν πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει? Cur τοῦ ἀγαθοῦ ista (ea) sit vis? Haec explicare summum puto in exponenda Platonis doctrina. Mihi ad fundamentum redeundum.*“ Hr. *H.* hat unsere Geduld auf die höchste Probe gesetzt: wer könnte aus so zusammengewürfelten Stellen und Fragen, einem wahren hermeneutischen Probleme, den Sinn beider Männer mit exegetischer Sicherheit enträthseln? Jenes *summum* gehört also nicht zum *fundamento*, um viele andere Lehren, von der Erinnerung, von der Präexistenz der Seele u. s. w., die Hr. *H.* wohl für Meinungen halten wird, nicht zu nennen? Wie unterscheidet sich denn jenes *summum* vom *fundamento?* Etwa wie der Gipfel des Hauses vom Rost? Vielleicht liegt der Fehler hier nur an dem *Excerpiren.* Wenigstens lesen wir die ganze Stelle Rep. VI. S. 508 ff. Steph.:

so sehen wir wohl ein, wie das *ἀγαϑὸν*, als Idee der Ideen, als das unsinnliche Allthier des Timäos, als die höchste durch keinen Gegensatz getrübte Einheit, über der *οὐσία*, als dem für den einzelnen (*μεϱικὸς, μεϑεκτικὸς*) *νοῦς* gesetzten Object der einzelnen Erkenntniss oder Wissenschaft stehen könne: denn dass es anders nicht gemeint ist, könnte eine genaue Auseinandersetzung lehren. Das *ἀγαϑὸν* aber, wie sein Abkömmling, die Sonne, selbst ein himmlischer Gott ist, nämlich ein geborner und sinnlicher, ist auch selber Gott, nämlich der ungeborene und unsinnliche, folglich höchste, ewige, und wird im Timäos Gott doch noch unterschieden von dem *νοητῷ ζώῳ*, so geschieht diess nur durch eine mythische Trennung der *causa exemplaris* und *instrumentalis.* Nämlich das *ἀγαϑὸν* ist auch das *αἴτιον* nach dem Philebos; das *αἴτιον*, der *δημιουϱγὸς* des Timäos, ist aber Gott; folglich ist das *ἀγαϑὸν* Gott. Dem *αἰτίῳ* aber ist der *νοῦς* verwandt *Phileb. p. 30. D. p. 31. A.* und nach p. 65. A. ist das *ἀγαϑὸν* aus *κάλλος, συμμετϱία* und *ἀλήϑεια* (oder *νοῦς*); folglich ist auch der *νοῦς* im höchsten Sinne ein Charakter des *ἀγαϑοῦ*, also auch Gottes, und nun sollten die Ideen nicht mit der göttlichen Natur verbunden seyn? Vgl. auch *Tennemann* Syst. Bd. III. S. 126. 134. 144. *Brucker Hist. crit. philos.* T. I. S. 692 ff. So sind wir leider auch hierin mit Hn. *H.* anderer Meinung, ohne die unsrige jedoch des Raumes wegen jetzt weiter ausführen zu können; vielleicht, dass es uns dann besser, als jetzo, ihn zu widerlegen glückte.

[569] Seite 42—47 zeigt Hr. *H.*, wie Parmenides von Platon sich unterscheide: wobey der erstere als der consequenteste Lehrer des Absoluten dargestellt wird; seine Bedeutung kennen zu lernen *(ut agnoscant)*, werden schliesslich an dessen Fragmente die Herren *Bruno*, *Spinoza* und *Schelling* verwiesen. Warum nicht auch Platon? Hatte der keines, was ist dann sein *ἀγαϑόν*? Und hatte er eines, musste er dann nicht von Parmenides lernen, wie man nicht aus der Einheit herausgehen dürfe? S. 47, bey dem Zweifel, ob Platon diesen Philosophen auch recht verstanden, kommt so wenig heraus, dass es hätte fehlen können; doch auch dieses nehmen wir gerne an. Das Interessanteste ist aber das Ende, wiewohl wir es nicht verstehen. Hier demonstrirt nämlich Hr. *H.*, wie er sagt, *a priori*, wie die drey Systeme, des *Parmenides*, *Platon* und *Herakleitos* zusammenhängen: das Resultat ist höchst überraschend. An der veränderlichen Erscheinung muss etwas beharren, während die daran haftenden Qualitäten stets wechseln; da nun nicht beide als real und seyend gedacht werden können, so kann man nur das Eine dafür nehmen, entweder das Seyn selbst oder die Qualitäten: jenes ist des Parmenides, dieses des Platon Lehre. Dass Hr. *H.* das alles richtig gemeint hat, glauben wir wohl; aber die Ausdrücke lassen sich auf mannichfache Art chicaniren; z. B. da Parmenides das *Esse rerum mutabilium* als das wahre Seyn setzt, so müsste er dergleichen Seyn in der Wahrheit gedacht haben, da es viele *res mutabiles* giebt; denn Hr. *H.*

spricht davon nicht, dass er auch die *res mutabiles* aufhob, sondern nur, dass die Qualitäten: welches wieder eine neue Chicane zu der vorigen ist; oder Parmenides und Platon seyen ganz einig, beide hielten das Seyende für eine Qualität, d. h. in dem auf Platon angewandten Sinne, für ein Ideelles, einen [570] Begriff für die *νόησις*, und sie gingen nur in der Zahl dieses Seyenden aus einander; oder auch Platon nehme eine höchste Einheit, eine Idee aller Ideen an, welche doch, als in der alle Gegensätze aufgehoben seyen, mit der parmenideischen Einheit zusammenfalle. Doch das mögen vielleicht nur Worte seyn. Im herakleitischen Systeme aber, heisst es weiter, welches das Seyende eben in das Werden der Qualitäten setzt, hätten sich die Elemente beider vorigen Systeme durchdrungen: die *οὐσία* des Parmenides also multiplicirt mit den Ideen des Platon gäben die *γένεσις* des Herakleitos. Dieses ist uns zu bunt; die Geschichte ginge hier den Krebsgang, indem Platon, bey welchem man sonst eine Durchdringung aller früheren Systeme sucht, das frühere vielseitigere nur wieder einseitig gemacht hätte; und nicht Platon also, sondern Herakleitos hätte jene Mischung von Systemen gemacht, welche etliche Alte dem Platon zuschreiben. Das soll wohl nur eine Paradoxie seyn; denn hier sind wir vom geraden Gegentheil vollkommen überzeugt: die Ideen des Platon sind eine Multiplication der parmenideischen *οὐσία* und der herakleitischen *γένεσις*, indem durch diese jener die Vielheit und das Werden, durch jene dieser die Einheit und das Seyn vermittelt, und so der Gegensatz beider, zu dem lebendigen Wesen der Ideen, als einer völligen Durchdringung dieser, aufgehoben wird. Sollte man diese nicht neue Idee erst wieder beweisen müssen? Wahrlich schmerzhaft ist es, nach so vieler Mühe das Resultat des Ganzen auf den Kopf stellen zu müssen; denn dieses ist Hn. *H.* Resultat: „DIVIDE HERACLITI ***ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑι*** PARMENIDIS: HABEBIS IDEAS PLATONIS;“ unseres aber das Widerspiel: „*Ducatur Heracliti γένεσις in οὐσίαν Parmenidis: habebis ideas Platonis.*“

Die *Beylage* S. 51—63 ist, was uns missfallen hat, deutsch geschrieben; was soll so ein angeflickter Lappen? Sonst ist sie interessant: wir erfahren, dass die Abhandlung vorzüglich für Hn. *H's.* Zuhörer ist, und „den Hauptnerven derjenigen Vorträge trifft, die er unter dem Namen: *allgemeine Einleitung in die Philosophie*, halbjährlich zu halten pflegt;“ sonst ist sie erklärend, diese Beylage, besonders für die griechischen Stellen; auch ermahnt sie zum Nachdenken über die Abhandlung. Von seinem eigenen System, von der Armseligkeit der neuesten Philosophie, von der Jünglinge Studium der Philosophie, worüber er herrlich spricht, haben wir Vergnügliches gelesen: besonders Kerngedanken, welche auf [571] dem Gipfel der Schönheit auch durch die Schrift ausgezeichnet sind, und dann auch von ihr fallen gelassen werden, wie S. 62: „die *Natur selbst* ist es, welche *mit ungestümer Gewalt ins Denken hineinwirft*, und durch ihre Schwierigkeiten und Räthsel u. s. w.“

Die Latinität ist meist lobenswerth: Ausdrücke, wie *humani ingenii gressum* S. 8, *omnibus aliis (ceteris) scriptis* S. 41, *contra experientiae fautores* S. 43, und dergleichen, oder den sonderbaren Titel, der bald so aussieht, als hätte Hr. *H.* die Abhandlung für einen anderen zum Antritt der Professur geschrieben, und sich durch die Genitivconstruction vorzüglich auszeichnet, wird man einem Philosophen nicht übel nehmen. — Rec. lässt sich die Mühe nicht gereuen, die Schrift nach Verdienst gelobt zu haben, und empfiehlt dem Publicum diese gehaltvollen Bogen, wenn er gleich wegen einiger bestrittener Puncte „*die kritische Schadenfreude*“ (S. 63) ungern verbergen würde.

Bh.

Anhang 3.

Replik Herbarts in der Neuen Leipziger Literatur-Zeitung auf die in Anhang 2 mitgetheilte Recension.

[Text nach Intelligenz-Blatt der LLZ 1808, No. 43 (S. 673 ff.).]

[673] In der Recension meiner *commentatio de Platonici systematis fundamento*, No. 224 der Jenaer A. L. Z., erkenne ich mit Vergnügen die ganze Aufmerksamkeit und prüfende Genauigkeit, wie ich sie meiner Schrift gewünscht hatte. Die Missverständnisse, welche der Rec. dennoch nicht vermieden hat, zu berichtigen, würde ich freylich mit mehr Hoffnung unternehmen, wenn er es über sich vermocht hätte, vom Platonischen ***αγαϑον*** zu reden, ohne „die durch keinen Gegensatz getrübte Einheit" herbeyzuziehen; und wenn ich nicht durch Arbeiten, die vor dem Publicum liegen, während der viertehalb Jahre, die seit dem Schreiben jener kleinen Abhandlung verflossen sind, vom Studium des Platon wäre abgezogen worden. Was ich für jetzt geben kann, ist ein früher gezogenes Resultat, die Ergänzung der Andeutungen in meiner Schrift, gereift mehr im fernern Ueberdenken, als durch wiederholte Lectüre. Dem Rec. biete ich es dar als blosse Notiz, und als ein Zeichen des Danks für die mir gegönnte Musse; mir selbst behalte ich vor, auf den Gegenstand dereinst zurückzukommen, wann einmal Dinge, die mir näher liegen (insbesondre meine Versuche zur speculativen Psychologie) es gestatten werden.

Ich unterscheide in der Platonischen Lehre drey Stufen ihrer Entwickelung. Auf der ersten Stufe findet sich das Ursprüngliche, Allgemeine, rein Charakteristische, und meistens Vorherrschende; einzelne Untersuchungen führen zur zweyten und dritten; hier giebt es Umbildungen, Zusätze und Inconsequenzen gegen das Ursprüngliche, welches jedoch niemals verschwindet, sondern selbst in den Inconsequenzen noch sichtbar bleibt. Die erste Stufe, das Fundament, ist die Lehre

6 jenaer allg. Lit. Zeitung SW. — 21 insbesondere SW.

SW XII, 88—89.

von den Ideen, [674] als selbstständigen Wesen; und von ihren logischen und Beziehungs-Verhältnissen unter einander, die ihnen als ihre ursprüngliche Form zugehören. Die platonischen Ideen sind überall mit keinem Dogma irgend eines andern Systems vergleichbar; nicht nur dürfen sie nicht Substanzen heissen, sondern selbst der Name *Ideen* ist für uns sehr unbequem geworden, weil er sich weit von seiner alten Bedeutung entfernt hat, und derselben nicht etwa durch Kant, Fichte, Schelling zurückgegeben ist. Auf die zweyte Stufe erhebt sich das *Αγαϑον*. In der Forschung über die Frage: Was ist das Gute? wird diese Idee, welche zuvor scheinen musste nur eine in der Mitte der übrigen zu seyn, dem Platon die Gottheit selbst; darüber verlieren die andern ihre strenge Selbstständigkeit, ihr Von-Selbst-Seyn, ohne gleichwohl mit dem *αγαϑον* in Eins zu fallen; vielmehr wird das *αγαϑον*, um ihm den Vorrang zu geben, über die, den Ideen ursprünglich zugestandene *ουσια* erhoben, es wird *actus purus*, *αιτιον σωτηριας τοις ουσι*; die *οντα* hingegen haben nun ein abgeleitetes und abhängiges, statt des Von-Selbst-Seyn; alle ihre übrigen Verhältnisse aber bleiben ihnen wie zuvor. Den Gang der Forschung über das *αγαϑον* aufzufinden nannte ich das Höchste für den Ausleger *(summum in exponenda Platonis doctrina).* Im Philebus scheint die Untersuchung noch nicht zur Reife gebracht; in der Republik sogar möchte ein Gefühl von Neuheit des Gedankens zu spüren seyn, wenigstens von der Schwierigkeit der nun erst sich zeigenden Aufgabe, aus dem *Αγαϑον*, als Princip, die Wissenschaft hervorgehen zu lassen; diese Aufgabe dachte sich zwar Platon, aber ich finde kein Zeichen, dass er in deren Lösung weit gekommen sey. In dieser Wissenschaft hätte er zuerst die Verhältnisse des *αγαϑον* zu jeder andern Idee, dann die Verhältnisse der Ideen unter sich, als bestimmt durch jene ersten Verhältnisse, [675] einzeln nachweisen müssen. Die Sinnenwelt gehörte nicht hinein. (*De rep.* VI,. p. 124 *ed. Bip.* [*Steph.* p. 511 b]) — Als für diese zweyte Stufe gültig, bezweifle ich nicht die Entwickelung des Rec. S. 568 in den Worten: „Nämlich das *αγαϑον* ist auch das *αιτιον*“ u. s. f.; ich bemerke noch, dass Platon in seiner eignen Sprache redet, wenn er das *αγαϑον* selbst nennt, in der Volkssprache hingegen, wenn er den Ausdruck *ϑεος* dafür gebraucht *(nomine dei designari το αγαϑον);* die Bemerkung soll daran erinnern, dass die Gottheit zuerst als Haupt der Ideen, nach den der Ideen-Sphäre eignen Verhältnissen, und dann erst, in Bezug auf die Sinnenwelt, durch die Begriffe, welche dem *ϑεος*, dem Haupt der Welt, zukommen, muss gedacht werden. Zur dritten Stufe, zur Weltlehre, fortzuschreiten, versucht Platon im Timäus; freylich misslingt es ihm so sehr, er geräth in so grosse Verlegenheiten, wie er es sich selbst weissagt (S. 303

26 in dieser Lösung SW.

SW XII, 89—90.

ed. Bip. [*Steph.* 28 fg.]) und wie es in einem System, das auf Physik im mindesten nicht angelegt war, nicht anders begegnen konnte.

Jetzt sieht ohne Zweifel der Rec. den Hauptpunct, der unsre Ansichten unterscheidet. Ihm sind alle diese Stufen Ein System, daher sein *ducatur Heracl.* γεν. in ουσ. *P.* Mir gilt der Satz: *divide Her.* etc. nur für das Fundament, für die Ideenlehre, so wie sie lag vor aller nähern Untersuchung irgend einer einzelnen unter den Ideen. Daher verweise ich den Platon nicht an den, von ihm in den ersten Grundgedanken verschiedenen, Parmenides. Eben so wenig habe ich gesagt: das *Esse rerum mutabilium* sey das des Parmenides. *Εστι γαρ ειναι, μηδεν δ' ουκ ειναι*, sagt er selbst; und bezeichnet dadurch, dass, nachdem er das Seyn der Sinnenwelt wirklich ganz, und ein für allemal, verworfen hat, er nun nicht auch noch den Gedanken: Seyn, wegwerfen, vielmehr diesen, als verkündend seine eigne Gültigkeit, als bürgend schlechthin für sich selbst aufrechthalten wolle. Hierzu passt auch der Satz: *χρη το λεγειν, το νοειν, το ον εμμεναι,* die Aussage, die Erkenntniss (des Seyn) muss das Seyende selber seyn. Eben so wenig lasse ich den Heraklit eine *Mischung* von Systemen machen; wozu bedarfs der Mischung? Das ungetheilte Ganze geht hier den Theilen voran; denn das Werden liegt vor Augen, vor allen Sinnen; es absolut zu setzen ist einer der leichtesten Versuche, die ein Denker machen kann; hingegen aus dem Werden das Seyn und das Was herauszuscheiden, ist weiteres Heraustreten aus populären Vorstellungsarten und ziemt dem Fortgange der Speculation. Man wolle mich aber nicht missverstehen, als hätten Parmenides und Platon das Werden absichtlich und wohlbewusst vor sich genommen, um durchs Herausziehen Eines Factors aus ihm, als dem Product, ihr Wissen zu begrün-[676]den: ihnen galt nicht, dem einen das Seyn, dem andern das Was, als Factor der von ihnen verworfenen Undinge, dann hätten sie, um zur Naturlehre zu gelangen, nur denselben Weg, den sie gekommen waren, rückwärts gehen dürfen. Vielmehr eben im Verwerfen geschah es ihnen, dass ihr Gemüth sich heftete an dem, was sie im Denken festhalten konnten; dass sie es deshalb als eine unmittelbare Erkenntniss ergriffen; dass sie hieran ihr weiteres Nachdenken knüpften, die Eleaten um den Gegensatz des Seyn gegen das Sinnliche auszubilden, Platon um sich den Fragen zu überlassen, die längst sein Interesse, seine ganze Seele gewonnen hatten, den Fragen: Was ist das Rechte? Was ist das Schöne? u. s. w., die er nicht verfolgen zu können glaubte, ohne in dem: Was ist —? schon das Ist vorauszusetzen. Dass nun diese allgemeine Disposition zu mannigfaltigen Forschungen über das Eigenthümliche der mannichfaltigen Ideen, (wie viel Ideen, so viel An-

5 *Heracliti γένεσις in οὐσίαν Parmenidis* SW. — 5 *Heracliti* SW. — 16 *το ὄν* LLZ. — 17 (das Seyn) SW.

SW XII, 90—91.

fänge des Forschens!) beim Platon weit vorangegangen sey vor allen Lehrsätzen, die sich ihm erst im Durchdenken der einzelnen Ideen bildeten (wie die über das *αγαϑον*), ja, dass niemals durch diese Lehrsätze jene freyere Disposition gehemmt worden sey: dies dünkt mich, wäre die einfachste Wahrnehmung, welche sich dem Unbefangenen bey der Lectüre des Platon sogleich und überall darbieten müsste.

Zu den Untersuchungen der dritten Stufe gehören die Fragen über das Seyn der Seele. Wird die Seele (zu unterscheiden von den Seelen, den Individuen,) als reines Erkennen, als *νοῦς* gedacht, unabhängig von zeitlicher Entwickelung oder Entfesselung, und im Gegensatz gegen diese, so erscheint sie frey vom Werden, und man kann hier die erste Scheidungslinie vorläufig ziehen, um den Unterschied zwischen Seyn und Werden an einem Beispiel zu zeigen. Oft genug und lange genug mag Platon, wenn er mehr des Denkens, als der Vielen, die da denken und leben, gedachte, sich hiermit begnügt, oft und lange genug auch hierüber gezweifelt haben. Strenge genommen muss der Satz, dass die Seelen seyen, allerdings schwinden, Individuen sind keine Platonischen *οντα.* Dort, wo er beschäftigt ist, über die Psychogonie etwas Bestimmtes festzusetzen, bringt auch Platon ungeachtet alles aufgebotenen Scharfsinns, um die Consequenz der Ideenlehre durchzuführen, nichts zu Stande, von dem man nicht wenigstens ihm zeigen könnte, es müsse nach seinen eignen Principien ins Reich der Meinung fallen, die ja auf das widersprechende Mittelding zwischen Seyn und Nichtseyn hingewiesen ist. Ich bejahe unbedenklich die mir vorgelegte Frage: ob Platon auch [677] Meinungen gehabt habe, die mit seinem Wissen in (für uns) offenbarem, (oder doch leicht zu offenbarendem) Widerspruche standen. Man gedenke zuerst des Parmenides, der sich sogar des Widerspruchs ganz deutlich bewusst war. Ferner berufe ich mich auf die Verwirrung in Platons Lehre von der Materie; hier fühlt er sich allenthalben ausser seiner Sphäre, schickt auch das Bekenntniss voran: *νυν δε ὁ λογος εοικεν εισαναγκαζειν χαλεπον και αμυδρον ειδος επιχειρειν λογοις εμφανισαι.* Nachdem dies *χαλεπον ειδος* zuerst mit vieler Schärfe als ein Seyn ohne Was, mit reiner Empfänglichkeit, beschrieben ist, (die einzig mögliche Zuflucht, freylich zu einem Urbegriff, der gerade mit der Ideenlehre den seltsamsten Contrast, das heisst, den stärksten Widerspruch macht): lies't man dennoch hinterher von einer Unordnung, und von Spuren bestimmter Elemente, noch vor der göttlichen Formung (S. 351, [Steph. p. 53ab]). Mit grosser Verlegenheit wird, nicht im besten Zusammenhange, des Raums erwähnt, als eines Etwas, *μετ᾽ αναισϑησιας ἁπτον, λογισμῳ τινι νοϑῳ μογις πιϛον· προς ὁ δε και ονειροπολουμεν βλεποντες.* Ist es kein Widerspruch, Lehren über die Materie aufzustellen, und über den Raum noch zu

26 zu offenbarenden LLZ. — '34 einem Unbegriff SW. — 41 ὃ δὴ SW.

SW XII, 92—93.

staunen? Als räumliche Masse eben ist die Materie das allerwunderlichste *ειδος*; die echten *ειδη* und *οντα* kennen durchaus keine gleichartige Vielheit; jedes *ον* ist das einzige seiner Art.

Nicht geringer ist die Verlegenheit bey der Frage: was heisst Theilnahme der Materie an den Ideen? *μεταλαμβανον δε αποϱωτατα πῃ του νοητου, και δυσαλωτατον αυτο λεγοντες, ου ψευσομεθα.* In der Psychogonie vollends wird in der Verzweiflung der Knoten gar mit dem Schwert zerhauen; *την θατεϱον φυσιν δυσμικτον ουσαν εις ταὐτο ξυναϱμοττων βιᾳ.* Solche Dinge würden den Mann nicht nur aus der Zahl der Physiker, sondern aus der Zahl der Denker auszuschliessen scheinen: könnte man den Einfall ertragen, ihn darnach zu beurtheilen, — und hätte er nicht gleich Anfangs die Beurtheiler gebeten, sich nicht zu wundern, wenn jemand Widersprüche in seiner Weltlehre entdeckte: *εαν μη δυνατοι γιγνωμεθα, παντως αν τους αυτους αὑτοις ὁμολογουμενους λογους αποδουναι, μη θαυμασῃς.* Ein wohl angebrachtes Vorwort! Aber sehr übel angebracht finde ich die Höflichkeit, (wo nicht die schwärmerische Verehrung,) welche dergleichen Erklärungen nicht glauben will, vielmehr unter dem Vorwande attischer Kunst und Urbanität, ihm eine ganze Last von simulirter Bescheidenheit und geheimer Ueberschätzung seiner selbst aufzubürden kein Bedenken trägt. — Was seine Lehre von der Präexistenz der Seele, sammt der *αναμνησις*, anlangt, so bin ich auch hier der Mei- [678] nung des Platon im *Meno* S. 361 [Steph. p. 86 b]: *ουκ αν πανυ ὑπεϱ του λογου διισχυϱισαιμην.* Diese Stelle würde mir einen sehr abschreckenden Begriff von der attischen Urbanität geben, wenn ohne sie das Folgende nicht eben so urban, und zugleich eben so nachdrücklich hätte gesagt werden können. — Endlich dass, im Timäus, Gott noch unterschieden wird von dem *νοητῳ ζωῳ,* auch diess dem Platon lieber nicht zu glauben, sondern durch eine mythische Trennung der *causa exemplaris* und *instrumentalis* zu erklären: dazu nöthigt den Rec. freylich sein Verkennen des Verhältnisses der Ideen und insbesondre des *αγαθον* zu ihnen, welches letztre, wenn es schon die übrigen in *ewiger Zeugung* trägt und hält, dennoch nicht mit ihnen verschmilzt, so wenig wie das logische und Beziehungs-Verhältniss, wovon im Sophista gesprochen wird, ein solches Verschmelzen zur Folge haben konnte.

Doch hier finde ich mich bey dem befremdenden Wunsche des Rec., welcher also lautet: „*Dass er doch nicht so kargte mit seiner Weisheit: dann würden wir sehen, wie man aus dem Unverständlichsten glückliche Beweise führen könne.*“ Ich hatte ein paar Stellen aus dem *Sophista* angezogen: eine, worin zuerst (ohne aufs Metrum zu achten) der bekannte Satz des Parmenides angeführt wird, *ου μηποτε τουτο, scil.*

23 *δεισχυϱισιαιμην* LLZ; *δεισχυϱισαίμην* SW. — 32 letztere SW. — 40 ausgezogen SW.

τα μη οντα, ουδαμη ειναι, worin ferner aufs allerklärste hervortritt, wie Platon unmittelbar und ganz geradezu das Seyn an daß Was heftet, daher auch das Nicht-Seyn an das Kein-Solches-Seyn, woraus denn, wider den Parmenides, folgt, dass *το ον αναμφισβητητως αν μυρια επι μυριοις ουκ εςι,* — ferner eine zweyte Stelle, worin eben so klar gesagt ist: es bezeichne den Philosophen, zu durchschauen, wie Eine Idee (als höherer Begriff) sich durch viele (niedere) erstrecke; wie die vielen, unter einander entgegengesetzten (nämlich durch specifische Differenzen) von Einer (der höheren) umfasst werden; wie hinwiederum Eine durch die Gesammtheit der Vielen zur Einheit verknüpft, (wie in der Allheit der Vielen coordinirten die geschlossene Einheit der Gattung dargestellt) werde. Nicht nur hier, sondern in der ganzen Gegend, wo diese Stellen stehen (*Sophista* p. 270—288. *ed. Bip.*, [*Steph.* p. 251—260]) herrscht (wie ich bey erneuerter Lesung von neuem bemerke) nicht Dunkelheit, sondern hohe Klarheit; man kann nur bey einzelnen (vielleicht verdorbenen) Ausdrücken anstossen, die den Zusammenhang nicht stören; Platon konnte die ursprünglichen Verhältnisse der Ideen, den Grundcharakter seiner Philosophie, nicht vollkommner darstellen, noch seine Lehre ernster und nachdrücklicher einschärfen, als es hier geschieht. Was soll ich nun dem Rec. sagen? Ich kann mich nicht überwinden, ihn, [679] der Gelehrsamkeit und philosophischen Geist in so vollem Maasse hat, hier zurechtzuweisen; (so wenig als die Erklärung in die Beylage für Zuhörer, die nur die ersten Winke enthält, passte,) sondern, wenn das, was ich, mit völliger Zuversicht klar nenne, ihm bisher dunkel blieb, so muss ich urtheilen, er könne es sich nur verdunkelt haben durch fremdartige, hineingetragene Begriffe; es käme alsdann auf den Versuch an, davon zu abstrahiren. Schon das *αγαθον* gehört nicht hierher, es würde nicht schaden noch helfen; an die Weltlehre zu denken, lässt sich hoffentlich Niemand durch die *ςασις* und *κινησις* verleiten, die hier bloss als Ideen in Betracht kommen; wollte aber jemand die Einbildung herbeyziehen, es müssten die sämmtlichen Ideen, das *ἑτερον* und *ταυτον,* die *ςασις* mit der *κινησις,* das *μη ον* mit der *ουσια,* im Absoluten Eins seyn: so wäre diess freilich ein unfehlbares Mittel gegen die ganze merkwürdige Stelle, die auch in die Psychogonie im Timäus tief eingreift (dort nämlich entsprechen *ἑτερον* und *ταυτον* der Sinnlichkeit und Vernunft, indem Platon das Wagestück macht, das logische Vermögen dieser beyden Ideen, alle Gegenstände der Sinne und der Vernunft durch Subsumtion zu *umfassen*, in ein *Auffassungs*- und Erkenntnissvermögen umzudeuten), sich völlig zu verblenden: und alsdann möchte eine Auslegungsweise nicht fern seyn, die alle Aufschlüsse zu weit herholt, und die schon Mythen deuten will, ehe und bevor sie die deutlichen Aussprüche aufgesucht, und im Denken gehörig

18 vollkommen SW. — 38 und Vernunft SW.

verarbeitet hat. — Doch vielleicht sollte ich dem Rec. von mir sagen, was er sogleich sehen konnte, und was wir, so laut es ihm gefällt, gemeinschaftlich dem Publicum verkündigen wollen, nämlich, dass ich weder Philolog noch Kritiker noch Literator bin; dass ich am Denken Arbeit genug finde; dass ich eben deshalb nicht gewohnt bin, bey einem Schriftsteller, den ich verständlich finde, Commentare und Uebersetzungen zu vergleichen; endlich, dass ich mich wohl hüte, mich zu solchen Geschäften zu drängen, von denen ich sehe, sie sind in viel besseren Händen, als dafür die meinigen seyn würden. —

Genug! Um vielleicht dem Rec. nur zu zeigen, dass wir in der Erklärung des Platon viel zu weit von einander stehn, um uns jemals vereinigen zu können. Eine so unangenehme Aussicht verleidet die wissenschaftliche Mittheilung. Diessmal bin ich dazu vermocht worden, theils überhaupt durch die Achtung, welche der Rec. einflösste, theils insbesondre durch die für mich überraschende Erscheinung, unter meinen Recensenten zum erstenmale einen *Leser* von so hoher Wachsamkeit zu finden, wie ich deren für alle meine Schriften wünschen muss, so gewiss ich wünsche, verstanden zu werden.

Ich nutze diese Gelegenheit noch zur Anzeige eines Missverständnisses, das ich in der Psychologie des trefflichen, zu früh vollendeten, *Carus* antreffe. In meiner Pädagogik war die Rede von der Idee einer Psychologie, worin die gesammte Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* verzeichnet wäre. Eine solche, meint *C.*, würde nur ein Schema leerer Plätze und Kategorien zwischen den verschiedenen allgemeinen Beziehungen des Endlichen auf das Unendliche ausmachen. — Das Wort: *Verzeichnet*, scheint ihn an *Verzeichniss* erinnert zu haben; ich dachte an *Verzeichnung*, allenfalls einer Curve. Schemata leerer Plätze und Kategorieentafeln liebe ich gar nicht. Endlich, Beziehungen des Endlichen auf das Unendliche möchten wohl der Metaphysik bleiben, in der Psychologie aber schwerlich Platz finden.

Herbart.

11 stehen SW. — 28 Kategorientafeln SW.

SW XII, 95—96.

SUPPLEMENTE.

I. Herbarts Rede: „Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken“ [1793]. — II. Bemerkungen über Herbarts Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit“ [1790] von G. Hartenstein; zugleich mit Herbarts Beurtheilung seines Aufsatzes [1800]. — III. Joh. Rists Aufsatz: „Ueber moralische und aesthetische Ideale.“ [1796.] — IV. Herbarts Meldeschreiben zur Promotion und Habilitation, zugleich mit dem curriculum vitae.

I.

Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in den Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken.

Glückwunschrede des Gymnasiasten Herbart an die Abiturienten des Gymnasiums von Oldenburg, gehalten Ostern 1793.

[Text nach dem VI. Band der „Blätter vermischten Inhalts“, Oldenburg, 1797, S. 60—79.]

Citirte Ausgabe.

O = Originaltext der „*Blätter vermischten Inhalts*“, Oldenburg 1797.

Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken.

(eine Rede)

[60] Wenn wir in der Geschichte der Staaten und Staatsverfassungen den alten Gemeinsatz wahr finden, es geschehe nichts neues unter der Sonne; wenn wir bemerken, wie immer die Scenen der vorhergehenden Periode sich in der nächstfolgenden [61] erneuern, und wie immer ähnliche Revolutionen das wieder zerstören, was Gesetzgeber und Eroberer zuvor mühsam erbauten; so ist die Frage natürlich: nach welcher Regel, welchem Gesetze erfolget dies stets sich gleichende Schicksal der Staaten? Mussten die Bande der bürgerlichen Gesellschaft nur geknüpft werden, um zu zerreissen, und wieder geknüpft und wieder zerrissen zu werden? Ist überall keine dauerhafte Verknüpfung möglich? — Die Philosophie der Geschichte giebt, nach Absonderung aller Localumstände und solcher Ursachen, die nur hie und da in einzelnen Fällen wirkten, diese Antwort: in den Sitten der Bürger liegt gewöhnlich die Hauptursache grosser Staatsveränderungen. Gute Sitten waren von jeher der einzige feste Grund, worauf die Staaten sicher ruhen konnten; ward jener erschüttert, so erbebten auch diese in allen ihren Theilen; gelang es dem Laster, jenen zu untergraben, so stürzte das ganze grosse Staatsgebäude zusammen, und stürzte um so viel fürchterlicher, je grösser, je bewundernswürdiger es vorher dagestanden hatte. Dies bestätigt der Gang der Begebenheiten in allen Staaten, so viele die Geschichte ihrer kennt. Es ist genug, Athen, Lacedämon, Rom, nur zu nennen. — Ja auch schon ohne alle Kenntniss der Geschichte würde es einleuchtend seyn, wie [62] sehr von der Moralität der Bürger die Sicherheit und das Wohl der Staaten abhängen müsse. Die Moral hat nur ein einziges höchstes, allgebietendes Princip, welches allen möglichen Verhältnissen des Lebens Gesetze giebt, die jeden, der in diese Verhältnisse kommt, ohne Einschränkung verpflichten. In einer bürgerlichen Gesellschaft, die nur aus moralisch guten Menschen bestünde, würde also auch nur *eine* Regel, *eine* Norm seyn, die alle befolgten;

ein Geist würde alle Glieder dieses schönen Ganzen beleben; die erhabenen Worte Patriotismus und National-Gemeinsinn, würden verschwinden; denn ein noch edlerer Beweggrund, reine Achtung für das Moralgesetz, würde ihre Stelle vollkommen ersetzen; jede, auch die kleinste Handlung des geringsten Bürgers, würde zum grossen Zweck des Ganzen zusammenstimmen; — wo ist der Pinsel, der die vollkommne Eintracht, Ruhe, Glückseligkeit eines solchen Staats malen könnte?

Diesem Ideale kann sich die wirkliche Welt nur in dem Grade nähern, wie wahre Sittlichkeit in ihr wohnt; positiven Gesetzen und todten Rechtsformeln, die nur von angehängten Drohungen Kraft und Leben erborgen, gelingt es nimmer, der Sinnlichkeit, dem Eigennutze, dem getheilten Interesse, dem Partheygeiste, so feste Zügel anzulegen. Nur [63] zu glückselig spotten ihrer oftmals List, Betrug, und Chikane; und wenn nicht Biedersinn und Rechtschaffenheit ihnen Beschützer und Fürsprecher erwecken, wer wird sie aufrecht erhalten wollen? —

So unentbehrlich nun wahre Moralität zur Sicherheit und zum Wohl der Staaten ist, so wichtig muss auch die Untersuchung *der* Frage seyn: Welches sind die allgemeinen Ursachen, die in Staaten den Wachsthum und Verfall der Moralität bewirken? Ich wage es jetzt, ihnen, m. H. meine unreifen Gedanken über diesen Gegenstand vorzulegen, und dazu mir auf kurze Zeit ihre gütige Aufmerksamkeit und Nachsicht zu erbitten. Zuerst werde ich versuchen, durch die Entwickelung des Begriffs von Moralität ein allgemeines Gesetz aufzufinden, nach welchem sich stets ihr Steigen und Sinken in den bürgerlichen Gesellschaften richtet. Die Bestätigung dieses Gesetzes suche ich dann in einigen Betrachtungen über die *Geschichte* der Sittlichkeit.

Unter Moralität denke ich mir *Cultur des Willens;* und da wir unsre Anlage dazu nicht unter die Eigenschaften unsrer sinnlichen, sondern unter die Vorrechte unsrer vernünftigen Natur zählen, so kann wol jene Cultur des Willens nur allein durch die Vernunft bewirkt werden, nur in *Ver-*[64]*nunftmässigkeit* bestehen. Bey dieser Vernunftmässigkeit des Willens glaube ich dreyerley unterscheiden zu müssen; zuerst den blossen Wunsch, das Verlangen nach Vernunftmässigkeit, das: *Gut seyn Wollen.* Ferner die Stärke des Geistes, auch dann noch gut seyn zu wollen, wenn die Sinnlichkeit zum Bösen reizt. (Unter Sinnlichkeit verstehe ich hier die ganze thierische Natur des Menschen, den Inbegriff aller Triebe, Begierden, Leidenschaften, Gewohnheiten.) — Endlich richtige Kenntnisse vom Guten oder Vernunftmässigen, Kenntniss der Pflichten und moralischen Maximen. — Zu einer Zeit, wo im Menschen die Sinnlichkeit vollkommen ruht; wo keine Begierde ihn lockt, keine Leidenschaft in ihm flammt, und alle thierische Bedürfnisse schweigen; — zu einer solchen Zeit wird die Vernunft ungehindert den Willen bestimmen; der Mensch wird alsdann gut, vernunftmässig seyn *wollen.* Dass ein solches gut seyn Wollen, so lange

es keine Mühe kostet, nichts verdienstliches sey, fällt in die Augen; doch ist es die Grundlage, das erste Erforderniss zur Moralität. Sittlichen Werth erhält es aber erst, wenn noch Herrschaft über die Sinnlichkeit hinzukommt, wenn der Wunsch, gut zu seyn, so stark wird, dass widerstrebende Neigungen, Begierden, Leidenschaften ihn nicht mehr wankend zu [65] machen im Stande sind. So entsteht Selbstverleugnung, standhafte Beharrlichkeit im Pflichtgefühl, wenn es auch theure Opfer fordert. — Doch sind bey dem besten standhaftesten Willen immer noch Fehltritte aus Irrthum möglich; denn wenn ein blendendes Scheingut die Vernunft täuscht, so wird auch der beste Wille dahin sich neigen; und man kann den stärksten Drang nach Vernunftmässigkeit in sich fühlen, ohne noch zu wissen, was vernunftmässig sey. Ganz vollkommne (objective) Moralität aber, fordert auch endlich noch richtige Kenntnisse von dem, was wirklich gut, vernunftmässig ist. Sie vereint also das Wissen mit dem beharrlichen Wollen; bey ihr folgt der hellsehenden Vernunft ein über die Sinnlichkeit erhabner Wille; so entsteht unerschütterliche Pflichtmässigkeit aus Achtung für die Pflicht; — das erhabenste, was unsre Denkkraft zu fassen vermag; zugleich der höchste Zweck unsers Daseyns. —

Ist mein Versuch, den Begriff von Moralität richtig und vollständig zu zergliedern, mir gelungen, so steht nun auch das Princip vest, nach welchem das Wachsen und Abnehmen der Moralität in allen Staaten sich richten muss. Sie wächst nämlich wenn der Wunsch, gut zu seyn, die Herrschaft über die Sinnlichkeit, und richtige Kenntniss der Pflich-[66]ten und moralischen Maximen in einer bürgerlichen Gesellschaft befördert wird; durch Vernachlässigung alles dessen geräth sie in Verfall.

Das erste Erforderniss zur Moralität, das gut seyn Wollen, in so fern damit noch keine Stärke gegen die Sinnlichkeit verbunden ist, findet sich schon von Natur bey allen Menschen; ein jeder fühlt in sich einen angebornen Drang nach Vernunftmässigkeit, der nichts anders ist, als die wesentliche, nothwendige Gewalt der Vernunft über den Willen. Dieser Drang führt daher, wenn nicht die Macht der Sinnlichkeit ihn niederdrückt, schon von selbst, ohne durch künstliche Mittel aufgeregt zu seyn, jeden Menschen auf den Weg zur Moralität; gleich dem unerklärbaren Lebenstriebe im Gewächsreiche, der nun bald, wann der mildere Lenz den starrenden Frost verscheucht, die erstorbene Natur beleben, Fluren und Bäume in liebliches Grün kleiden, und sie mit Blumen bestreuen wird. Wenn der Gärtner diesen Lebenstrieb bey *den* Gewächsen durch Kunst überspannen will, denen er den wohlthätigen Einfluss ihres vaterländischen Clima's geraubt hat; so ermattet der Trieb, die Gewächse bleiben klein, schwach, unfruchtbar; sie werden das nur zur Hälfte, was sie durch die Pflege der Natur geworden

39 Wen der O.

seyn würden. Konnte es weniger schädlich seyn, den natürlichen Drang nach Moralität durch fremde Beweggründe, durch Befehl und Zwang anspornen zu wollen? Setzt nicht ein Staat, der durch Strafen Sittlichkeit erpressen oder durch Belohnungen erkünsteln will, eben dadurch Furcht und Hoffnung und Eigennutz und jede andre Art von Sinnlichkeit an die Stelle der Liebe zum Guten, des Dranges nach Vernunftmässigkeit?

Sehr auffallend zeigt sich dies in einigen Staaten z. B. in dem ältesten Egypten, und noch mehr in Sina. Hier, wo die positiven Gesetze bis zur Bestimmung der geringsten Kleinigkeiten sich herablassen, wo man die Menschen zur Moralität gewaltsam zu zwingen sucht, wo auch die unvollkommnen Pflichten, auch die Äusserungen der Liebe gegen Eltern und Obrigkeiten, vom Staate gefordert, befohlen werden: hier sinken die Menschen zu Marionetten hinab; ein heuchlerisches Cäremoniel, das durch den Schein der Tugend blendet, verbannt wahre Güte des Herzens; man hört auf, gut seyn zu *wollen*, weil man immer aus Zwang gut seyn *muss*. — So straft die Natur, wenn freche Künsteley sie verdrängen will; — doch verschmäht sie nicht eine bescheidne Unterstützung. So darf zwar auch der Drang nach Vernunftmässigkeit nicht angespornt, nicht überspannt werden; doch kann [68] man ihm zu Hülfe kommen; man kann seine Befriedigung zu erleichtern suchen; man kann für die Erfordernisse der Moralität sorgen; und diese bestehn, wie ich vorhin gezeigt zu haben wünschte, ausser eben jenem Drange selbst, noch in der Herrschaft über die Sinnlichkeit, und in richtiger Kenntniss der Pflichten und moralischen Maximen.

Die Erfahrung lehrt, dass zur Herrschaft über die Sinnlichkeit nur der rauhe Weg einer langen und unablässigen Übung führe. Daher wird nur *die* Nation dahin gelangen, die mit der Übung früh anfängt; die den schweren Kampf gegen die Sinnlichkeit eher beginnt, als öftere Ausbrüche der letztern zur unwiderstehlichen Gewohnheit werden, und als ein übertriebener Luxus zahllose schreyende Bedürfnisse erkünstelt. Um Begierden und Leidenschaften, deren frecher Ungestüm durch wiederholte Ausbrüche in die Gewohnheiten und Sitten eines Volks sich einzumischen droht, im Zaume zu halten, dazu dienen in allen wohl eingerichteten Staaten weise positive Gesetze, die den freyen Willen nicht fesseln, aber ihn von wilden Ausschweifungen zurückhalten, und so der Sittlichkeit eine äusserst beträchtliche Unterstützung gewähren. Weniger möglich ist es vielleicht, durch dies Mittel dem Luxus Schranken zu setzen, der gewöhnlich dem Beyspiele [69] der ersten vornehmsten Staatsbürger folgt; und der auch wol nur mit Vorsicht nieder gedrückt werden darf, da ein gewisses Maass davon einen nicht zweifelhaften wohlthätigen Einfluss auf das letzte Erforderniss zur Sittlichkeit hat, auf die Verbreitung richtiger Kenntniss der Pflichten und moralischen Maximen.

Sollten wol zu diesen Kenntnissen, die jeder Classe der Nation

gleich unentbehrlich sind, einige wenige triviale Denksprüche und Klugheitsregeln hinreichen? Oder bestehn sie nicht vielmehr in einer populären Philosophie, und einer aufgeklärten Religion, welche beyde sich gegenseitig Licht und Kraft mittheilen, und einander vor Aberglauben und Vorurtheilen schützen? — Um aber solch' eine Philosophie und Religion richtig zu lehren und zu fassen, dazu bedarf es einer nicht geringen Masse von allgemein verbreiteter Cultur des Verstandes, die wol schwerlich anderswo möglich seyn wird, als da, wo alle edle Künste und Wissenschaften blühen, und mit vereinter Kraft zur Bildung des Volks zusammenwirken. Hiezu ist unstreitig auch ein gewisser Wohlstand und Luxus nöthig, damit nicht die Befriedigung der Bedürfnisse alle Kräfte des Volks verzehre. Drückende Armuth so wenig als entnervender Uberfluss, — nur allein eine glückliche Mi-[70]schung von Wohlstand und Dürftigkeit, von Musse und Arbeit, ist der Boden, worin die zarte Pflanze der Sittlichkeit emporspriesst und gedeiht.

Mistrauisch gegen die ganze Gedankenreihe, welche ich bisher zu entwickeln mich bemüht habe und gewiss mit Recht misstrauisch, da ich aus Unbekanntschaft mit dem weiten Felde der Litteratur nicht weiss, was grosse Männer über den Gegenstand meiner Betrachtung gesagt haben: — suche ich die Bestätigung oder Widerlegung dieser Gedankenreihe in der *Geschichte* der Moralität unter den Menschen. Aber hier stosse ich auf neue, vielleicht noch grössre Schwierigkeiten? Wie darf ich über die Sittlichkeit ganzer Völker, zumal in verflossenen Jahrtausenden, urtheilen, da es so äusserst schwer ist, sich nur in Ansehung des moralischen Werths einzelner Zeitgenossen, die man ganz kennt, nicht zu irren? Da das Auge des Forschers nur die Handlungen selbst, die Beweggründe so selten, erblickt? Da die Geschichte zwar die Thaten grosser Männer, aber nicht ihre inneren Gesinnungen, die allein ihren sittlichen Werth bestimmen, ins Licht zu stellen vermag? — Doch wenn volle Gewissheit hier vielleicht unmöglich ist, darf ich denn auch nicht einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erforschen hoffen?

[71] Schon beym flüchtigsten Blicke auf die Geschichte ist es klar, dass niemals irgend ein ganzes Volk der höchsten Stufe von Sittlichkeit, welche sich als erreichbar für die menschliche Natur denken lässt auch nur nahe gekommen sey. Dessen ungeachtet sind in dieser Rücksicht manche grosse Unterschiede unter den Völkern äusserst auffallend. Ohne Bedenken schreibt man während der Kriege unter den Griechen und Persern jenen weit mehr Moralität zu, als diesen; man zweifelt auch gar nicht, dass unter den Römern zur Zeit ihrer Republik, so oft sie auch wegen ihrer Unredlichkeit Tadel verdienen, im Ganzen doch weit mehr Rechtschaffenheit gewohnt habe, als zu den Zeiten ihrer letzten Kaiser. Wenn ich nur nach so merklichen Unterschieden jene Gedankenreihe prüfe, so hoffe ich wenigstens mich nicht dadurch zu

hintergehn, dass ich die Geschichte selbst in einer falschen Gestalt erblicke. —

Ungebildete Völker sind das erste, was sich mir zu Betrachtungen über die Geschichte der Moralität darbeut; Völker, die theils mit rauhen Climaten kämpfen, und von Wäldern, Sümpfen, Gebirgen, Wüsteneyen, ihre dringendsten Bedürfnisse erringen müssen; theils im Schoosse des Überflusses durch müssigen Lebensgenuss zu träge geworden sind, um für ihre Cultur zu sorgen. Bey beyden herrscht die [72] Sinnlichkeit, wiewohl in ganz verschiedenen Gestalten; dem Drange nach Vernunftmässigkeit lässt sie bey jenen nicht Zeit sich zu regen, bey diesen hat sie ihn erschlafft. Zwar sind durch ihn die Menschen auch hier auf gewisse Erfahrungssätze, gewisse moralische, religiöse, oder politische Regeln und Denksprüche geleitet; die aber von richtigen Kenntnissen der Pflichten und moralischen Maximen weit entfernt sind, und die auch bey allen Gattungen ungebildeter Völker das Gepräge der ihnen eigenen Art von Sinnlichkeit unverkennbar an sich tragen. So sind z. B. alle Lebensregeln der Homerischen Griechen ihren Bedürfnissen vollkommen angemessen; die damalige Unsicherheit des Lebens und Eigenthums forderte Tapferkeit und List im Kriege, Vaterlandsliebe, Treue und Redlichkeit im Umgange mit Freunden und Mitbürgern; für Weisheit und unpartheyische Gerechtigkeit hatte die Sprache noch nicht einmal den Namen. Daher ist Achills Grausamkeit und Ulyssens Hinterlist beyden gar keine Schande; daher nennt Homer den grössten Verbrecher, den Ägisth, untadelhaft, weil er körperliche Stärke, Muth und Tapferkeit besass. Sehr viel ähnliches in Ansehung der sittlichen Bildung scheinen mir mit diesen Griechen unsre alten Vorfahren gehabt zu haben, bey denen sich auch manche gute [73] Characterzüge an viele unmoralische genau anschlossen, von denen ihnen jene wol eben so wenig Ehre als diese Schande machen können; denn beyde waren zusammen das Resultat ihrer durch Clima und Lebensart geformten Sinnlichkeit, die den Drang nach Vernunftmässigkeit sehr beschränkte, und seinen wenigen Wirkungen ihren Stempel aufdrückte. — Noch weniger Moralität, als bey Völkern dieser Art, wird man bey den üppigen Morgenländern suchen; die zu ewiger Sklaverey verdammt scheinen, bey denen immer ein Despot den andern stürzt; indess die oberste Despotin, die Sinnlichkeit, auch den Tyrannen gefesselt hält, und auf ihren unerschütterlichen Throne sich des Unglücks und Elendes freut, das *ihr* Werk ist. —

Zu würdigern Gegenständen eilt meine Betrachtung fort, zu den gebildeten Griechen und Römern. Das schönste Zeitalter der Griechischen Cultur, vom Solon und Thales bis zum grossen Alexander von Macedonien, stellt uns so viele grosse, gute, und edle Handlungen dar, wie keine andre Periode der Geschichte. Nicht von dringenden Bedürf-

36 auf den Tyrannen O.

nissen gefesselt, nicht durch die Reize der Üppigkeit verführt, sondern von jeher an eine einfache Lebensart, und an die Beschwerden der Jagd und des Krieges gewöhnt, behaupteten die damaligen Griechen im [74] Ganzen Herrschaft genug über die Sinnlichkeit, um des wohlthätigen Einflusses der vortrefflichen Sittenlehren, empfänglich zu seyn, welche Dichter, Gesetzgeber, und Philosophen ihnen so nachdrücklich und populär vortrugen. Und welches Volkes Genius konnte wol auch den Drang nach Vernunftmässigkeit in solcher Stärke fühlen, als der rege, thätige, emporstrebende Geist der Griechen?

Besonders erhob sich unter den Griechischen Städten das mächtige, blühende Athen. Dieser Staat war von civilisirten Egyptern gestiftet; Solons Weisheit hatte seine Verfassung geordnet; unter der Leitung milder Gesetze entwickelten sich die herrlichen Talente seiner Bürger, und übten sich fast in allem, was die Humanität fördern kann. Wie hätte hier, im Vereinigungspuncte der glücklichsten Umstände, nicht auch die Sittlichkeit gedeihen sollen? Sie gedieh; das beweis't schon, um nur ein Beyspiel anzuführen, das vortreffliche Betragen des Atheniensischen Volks, da es den geheimen Vorschlag des Themistokles, die Lacedämonische Flotte zu verbrennen einmüthig an den gerechten Aristides zur Beurtheilung verwies, und mit diesem den ganzen Plan, von dem es nichts wusste, als dass er ungerecht sey, verwarf. — Nirgends ist auch der Patriotismus der reinen Sittlichkeit näher gekommen, nie hat er sich [75] edler, erhabener auf dieser Erde gezeigt, als in Athen; durch ihn ward es so reich an Männern, die noch die späteste Nachwelt verehren und bewundern wird. — Wären die Athenienser auf der so glücklich betretenen Bahn zur Moralität fortgewandelt; hätten sie durch fortgesetzte Übung, im Kampfe gegen die Sinnlichkeit sich Fertigkeit und Stärke erworben; hätten Reichthum und Luxus langsam und nur in gleichen Schritten mit jener Stärke gegen die Sinnlichkeit zugenommen; wären überdies die moralischen Kenntnisse durch Philosophen immer mehr geläutert, und so immer weiter unter das Volk verbreitet worden: so scheint es mir, dass Athen unfehlbar die höchste Stufe der Sittlichkeit, welche für Menschen nur erreichbar seyn mag, erstiegen haben würde. Aber anders wollt' es das Schicksal. Eifersucht auf benachbarte Grösse, und überspannter Luxus mussten die Sittlichkeit, und mit ihr den Staat vergiften; die Leiche des Staats ward von Macedoniern und Römern gemisshandelt und beraubt.

Athens ewiger Nebenbuhler an Macht und kriegerischer Grösse, der Lacedämonische Staat, ward durch seine Verfassung gehindert, mit jenem in der Cultur und Sittlichkeit gleichen Schritt zu halten. Lykurg wollte — so scheint es mir — ein rohes, halb [76] wildes Volk zu einem ewig dauernden, unvergänglichen Staatskörper umbilden; da sich aber bey diesem Volke noch keine Moralität fand, welche die neuen Gesetze hätte aufrecht erhalten können, so mussten die Gesetze sich nach der Sinnlichkeit der Spartaner bequemen; und damit nun nicht

wahre Anarchie entstünde, musste auch die Sinnlichkeit eine neue, künstliche Gestalt annehmen. Lykurg zog also *eine* Leidenschaft, den Ehrgeiz, so hervor, dass dadurch alle andre unterdrückt wurden; auch lehrte er die Nation, die Bürgerpflichten höher als die Pflichten der Menschheit schätzen, ihren ganzen Ruhm allein in körperlicher Stärke, und Verachtung aller Bedürfnisse und Gefahren setzen, und daher auch jede Art von Verfeinerung, Luxus, Cultur, als einen Feind des Vaterlandes hassen. Solche Vorurtheile waren ein vester Damm gegen den Drang nach Vernunftmässigkeit; die Sinnlichkeit herrschte zwar nicht durch erkünstelte Bedürfnisse, aber durch erkünstelte Neigungen und Gewohnheiten; philosophisch richtige Kenntnisse von Pflichten und moralischen Maximen waren als Störer der öffentlichen Ruhe auf immer verbannt. — Hätte Lykurg dies Staatsgebäude auf einer einsamen, entlegenen Insel aufgeführt, so würde es vielleicht seinem Zwecke, beständiger Dauer, besser entsprochen ha-[77]ben; aber mitten unter gebildeten Völkern musste durch tausend Reitzungen von aussen die Sinnlichkeit bald ihre natürliche Gestalt wieder gewinnen; nun war die einzige Stütze der Gesetze dahin; der Staat fiel, und seine armseligen Trümmer verloren sich unter der Menge Römischer Provinzen.

Die Stadt, welche den Erdkreis beherrschen wollte, — das stolze Rom, hat weit mehr grossen als guten Männern das Daseyn gegeben. Herrschsucht und Raubgier waren Hauptzüge im Nationalcharacter der Römer. Um einander zu unterdrücken entzweyten sich so häufig die Stände des Staats; dann vereinigte die Hoffnung sie wieder, die Nachbarn glücklich zu berauben. Zu erobern, zu plündern, war der Zweck des Staats, musste dadurch nicht auch selbst der glänzende Römische Patriotismus, der nach diesem Zweck strebte, der wahren Sittlichkeit ungetreu werden? — Zuspät versuchten Dichter und Philosophen, die rauhe Denkart des Volks durch Verbreitung richtiger moralischer Grundsätze zu mildern; umsonst zwang man die Griechischen Künste und Wissenschaften, in Rom ihr zweytes Vaterland zu ehren; damals hatten Asiens Schätze und Sitten schon alles verdorben. Bald erlag der Drang nach Vernunftmässigkeit der nun immer mehr überhand nehmenden Sinnlichkeit! sie [78] raubte endlich auch den Banden der bürgerlichen Gesellschaft alle Vestigkeit, so dass die heranstürmenden Barbaren Glied vor Glied abreissen, und allenthalben die dicke Finsterniss ausbreiten konnten, welche das ganze Mittelalter hindurch so schwer auf Europa ruhete. —

Sie ist verscheucht, diese Finsterniss, sie ist jetzt verscheucht; — Dank sey es vorzüglich den uns übrig gebliebenen unschätzbaren Trümmern der alten Litteratur.

Manche Gegenden von Europa freuen sich schon eines schönen heitern Morgens, erwärmen sich schon an den belebenden Strahlen der Cultur, der Sittlichkeit. Andern verspricht wenigstens ein liebliches Morgenroth eben diesen hellen Tag. Nur über *eine* Gegend unsers Welttheils

hat sich eben jetzt wieder aufs neue eine nächtliche fürchterliche Wolke zusammengezogen; — mein wehmüthiger Blick wendet sich zu den Trauerscenen jenseit des Rheins. — Schrecklich sind solche Verirrungen des menschlichen Geistes! Doppelt schrecklich bey einem gebildeten Volke! — Doch diese Bildung — war sie nicht grossentheils nur Verfeinerung der Sinnlichkeit? Hatten nicht die frechsten Leidenschaften das Staatsruder an sich gerissen? Erlag nicht *ein* Theil des Volks unter der drückendsten Armuth; während [79] ein andrer Theil Schätze auf Schätze in den Ocean der Üppigkeit und Schwelgerey hinabstürzte, und die edelsten Anlagen der Menschheit bey sich erstickte? Ward nicht der Drang nach Vernunftmässigkeit von der rasenden Wuth des Aberglaubens und der Herrschsucht aufs schrecklichste verfolgt, wenn er die eisernen Fesseln der Hierarchie zu zerbrechen suchte, und zu richtigern religiösen Kenntnissen empor strebte? — Hier liegt der Grund von allen den Gräueln, wovor jetzt die Menschheit schaudert.

Oldenburg 1793.

J. F. Herbart.

II.

1) Hartensteins Mittheilungen über Herbarts Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit“ [1790]

2) Herbarts Selbstkritik über seinen Aufsatz: „Etwas über die Lehre etc.“ [1800].

[Text nach Kl Sch I, ix—xii.]

1) Hartensteins Mittheilungen über Herbarts Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit“ [1790].

„Dass er übrigens sehr bald angefangen hat, fremde ihm mitgetheilte Gedanken nicht bloss zu reproduciren, sondern selbstständig zu verarbeiten und zu prüfen, beweist ein kleiner handschriftlich erhaltener Aufsatz mit der Ueberschrift: Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit, vom J. 1790, also aus seinem 14. Jahre. Der Aufsatz beginnt mit den Worten: „Freiheit heisst Uneingeschränktheit des Willens. Die Lehre von der menschlichen Freiheit bestimmt den Grad, in welchem der menschliche Wille eingeschränkt oder uneingeschränkt ist. Einige Philosophen erklären ihn für völlig eingeschränkt und in allen seinen Handlungen abhängig. Ich kenne Gründe für und wider die menschliche Freiheit.“ Es werden nun die Gründe wider und für die Freiheit kurz angegeben und der kleine Aufsatz schliesst bezeichnend genug: „Es ist doch gegen alle Philosophie, ein Argument, gegen das man nichts einzuwenden weiss, zu verwerfen.“[1])

2) Herbarts Selbstkritik über seinen Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit“ [1800].

Der Aufsatz ist von meinen ältesten. Ich war noch mit Langreuter in Prima. Uelzens Logik steckte mir mächtig im Kopfe; so auch seine vielen Triebe und Fähigkeiten des Menschen. In der Einleitung zu Less „von der Wahrheit der christlichen Religion“ aber hatte ich Gründe gegen die Freiheit oder viel mehr Winke dazu gefunden. Nun mussten meine philosophischen Axiomen und *Definitionen*

---

[1] Die Worte Herbarts sind, um sie vor denen Hartensteins auszuzeichnen, gesperrt gedruckt worden.

herbei, mussten *sich* verarbeiten lassen, wie sie konnten, um mir einen Begriff von Freiheit und Nichtfreiheit zu geben.

Mittelpuncte, Sammelplätze des Beobachtens scheinen diese Triebe und Vermögen zu sein, zusammt den zugehörigen Kunstwörtern. Man muss etwas haben, wohin man den Verstand richten könne. Darum erfand Plato seine Ideenlehre, wie er den Sokrates im Parmenides sagen lässt. Ist die Natur erst in ein Spiel Karten verwandelt, so kann man damit auch bequemer spielen; und findet sich nachher, dass man nicht mit der Natur gespielt hat, so muss man nur nicht schon die ernstliche Einbildung gehabt haben, man sei wirklich einem Systeme nahe oder gar desselben mächtig gewesen; — ist man nur nicht durch voreilige Hoffnungen verwöhnt, ist man noch *bescheiden* und thätig, so kann man jetzt *anfangen* zu untersuchen.

Die Platonische Ideenlehre ist verwirrter und verräth sich leichter, aber sie ist wenigstens auch umfassender, als unsere Psychologie. Wir hypostasiren weit weniger allgemeine Begriffe, als er, aber so viel eher täuschen wir uns, und vielleicht können wir so viel weniger Versuche des Denkens machen; so dass also auch hierin unser *Jugendleben* hinter den Griechen zurückbliebe.

Ist nicht in jenem Aufsatze ein förmlicher Olymp im Menschen erbaut, wenigstens mit eben *so vielen* Personagen, die da unter einander conversiren und einander helfen und widerstreiten? Wie die Natur in Götter zerspalten ward, von denen man nun dichten konnte, so ist hier der innere Mensch in Kräfte u. s. w. aufgelöst, von denen man sich nun ein Schauspiel aufführen lassen, und davon wiedererzählen, auch gelegentlich Episoden und Verschönerungen hineinweben kann.

„Alles dieses ist *ausgemachte tägliche Erfahrung jedes Menschen.*“ *) Es sind vortreffliche Sachen unter diesen Erfahrungen, ein System des Eigennutzes in bündiger Ordnung. „Sobald also — ist der Schluss — eine Vorstellung vorhanden ist, dass irgend etwas am meisten zu unserer Glückseligkeit beitrage, so findet keine Wahl mehr statt, wir müssten es unserer Natur nach wollen.“ Bei *solchen* Philosophemen war ich *gut.* So wenig entscheiden die Vorstellungen des Verstandes über das Gefühl. So *tief* liegt Sittlichkeit und — Unsittlichkeit. Aber dennoch — in den Verhältnissen meiner letztern Jahre — 1796—1800 wäre es möglich gewesen, mit *solchen!* Systemen gut zu bleiben? Schwerlich lässt sich solch ein Wunder denken. — Cicero und die Stoiker lassen die Glückseligkeit dem Chor der Tugenden auch zur Folter hin — *folgen*, aber nicht vorangehen.

Solche Ungereimtheit liess mein Verstand sich bieten; — aber die Liebe zur Wahrheit hielt das Herz rein, mitten in diesem Irrthum.

---

*) „Worte aus jenem Aufsatz, dessen Argumentation wider die Freiheit hauptsächlich in der Berufung auf den „Trieb nach Glückseligkeit“ und den zwingenden Einfluss der mehr oder minder deutlichen Vorstellung dessen, was zu unserer „Glückseligkeit“ beitrage, besteht.“ Anmerkung von G. Hartenstein.

— — Und was für *Erfahrungen* ich bei Uelzen noch gelernt hatte! „Es ist ein Erfahrungssatz, dass jeder Zustand der menschlichen Seele in dem nächstvorhergehenden u. s. w. gegründet sey.“ So trefflich war ich damals fähig, die Mechanik und den Causalzusammenhang meiner Gemüthsbewegungen durch Beobachtung zu entdecken! — O Nachsicht jedem Anfänger im Denken!

Auch die kosmologischen Parallellinien*), welcher sinnreiche Einfall gleich darauf folgt, zeigen, wie viel man sich auf das *Selbst*finden und *Weiterführen* bei einem — doch schon seit Jahren geübten — Knaben verlassen kann. Keine Spur des Gedankens, dass Gott nicht unmoralisch wirken *könne*.

*) Den Beweis *für* die Freiheit gründet nämlich der Aufsatz auf die lex continui, vermöge deren zwischen dem absolut uneingeschränkten Wesen (Gott) und dem ganz eingeschränkten eine Classe von Wesen seyn müsse, die eine „beträchtliche Freiheit“ des Willens besitzen. Anmerkung von G. Hartenstein.

III.

Ueber moralische und aesthetische Ideale.

Ein Versuch von Joh. Rist.

[1796.]

Supplement zu Herbarts Aufsatz: „Einige Bemerkungen über den Begriff des Ideals etc.“ S. 5—8 vorl. Ausgabe.

[Text nach Bd. 83, Jahrg. 1876, S. 227—231 der Sitzungsberichte (Philos.-histor. Classe) der [Wiener] Akademie der Wissenschaften.]

Ueber moralische und ästhetische Ideale.

Ein Versuch.

Mai 1796.

[227] In einem vorigen Versuch, den ich der Gesellschaft mittheilte, war die Rede einzig und allein von dem Ideal der Menschheit überhaupt. Ich suchte nur die Frage zu beantworten: Giebt es ein Bild von der höchsten Vollkommenheit der Menschheit? Oder wie hat man sich diese etwa anders zu denken. Nach meinem damaligen Ideengange glaubte ich die Frage: Gibt es ein bestimmtes Ideal der Menschheit? vornehmen zu müssen — und glaube es noch. Der Wunsch ist mir — eine durch Sinnlichkeit in Bewegung gesetzte und erhaltene Intelligenz; als solche ist Unendlichkeit sein Wesen und seine Bestimmung unendliches Wirken, fürs erste also auch höchstes praktisches Postulat, — einziges Ideal, für ihn.

Offenbar aber gibt es doch bestimmte Modificationen und Richtungen dieser ursprünglichen und reinen Thätigkeit, die ebenso nothwendig scheinen, als sie selbst, — die wir Grundtriebe nennen. Bis zur Untersuchung von deren praktischer Bestimmung, und folglich von deren Idealen war ich damals noch nicht gekommen, glaube aber, dass diese Untersuchung sich nicht leicht von der ersten trennen lässt, wenn Beide ein Ganzes bilden sollen.

Ich werde also meine Gedanken auch über diesen Gegenstand, so wie er ist, erst mittheilen, — ohne aber im geringsten zu wissen, was Kant, Fichte oder Schiller über denselben geschrieben haben, und ob ich nicht gegen einen derselben grob anstossen werde.

[228] Einzige Grundtriebe der Menschheit, neben dem höchsten intellektualen Triebe, dem diese untergeordnet sind, — scheinen mir der moralische und ästhetische Trieb, wie wir sie zu nennen gewohnt sind, zu seyn; und es kömmt darauf an, zu untersuchen, ob Ideale für beide möglich sind. Diess kann nur nach vorausgegangener Bestimmung ihres Wesens und ihrer Entstehung geschehen.

Alle vorstellbaren Dinge haben als solche entweder einen Gehalt oder blos eine Form. Nicht alle Beides. *Gehalt* ist mir Daseyn durch Bewusstseyn, durch Vernunft, — selbstgegebenes Daseyn: welches billig allein als wirkliches Daseyn anzusehen ist. — Form, Daseyn in

der Sinnenwelt, und ohne Bewusstseyn. – Die ganze Sinnenwelt also, insofern sie nur auf die Sinne wirkt und in Zeit und Raum da ist, ist blosse Form. — Das ganze Reich der Vernunft, jede unverkörperte Idee, hat Gehalt, ohne alle Form. — In der menschlichen Natur und so weit wir es wissen können — in ihr allein ist Stoff, — Gehalt und Form vereinigt, bilden beide, unzertrennlich, das sinnliche Vernunftwesen. Ungeachtet dieser engen Verbindung in einem Wesen, besteht doch Gehalt und Form jedes für sich; äussert sich bei der Wirksamkeit, dem Streben des Ich in die Sinnenwelt, jedes auf seine Art. Stoff – Gehalt sucht Gehalt, Form Form, — oft beide beides, auf, um auf denselben einzuwirken, von ihm auf sich einwirken zu lassen — ihn sich und sich ihm zu assimiliren.

Der Urtrieb, der sich im Ich auf Form oder Schönheit bezieht, oder vielmehr das natürliche oder nothwendige Treiben und Suchen des Gehalts und der Form nach besseren und höhern, oder gleichen Gegenständen seiner Art — ist mir der *ästhetische*, der, welcher den Gehalt, die Güte, zum Gegenstand hat, der *moralische*. Der erste beschäftigt sich ursprünglich nur mit sinnlich angenehmen Gegenständen; der zweite nur mit Vernunftideen. — In ihrem höchsten Interesse vereinigen sich beide zum freien Spiel mit dem Vernünftigschönen, und der schönen Vernunft, nur in der menschlichen Natur; beide suchen dann nicht das Schöne, und das Gute abgesondert, beide suchen es wieder vereinigt auf, finden es nur in der menschlichen Natur und in ihren edelsten Werken der Vernunftschönheit. — Woher nun Ideale für ihre Wirksamkeit?

[229] Der ästhetische Trieb äussert sich vor dem moralischen, denn er beruht zunächst auf der Sinnlichkeit. Unbewusst desselben, fühlt das Kind anfangs nur die Triebe der gröbsten Sinnlichkeit: bald wird es sich, aber nur dunkel, einer Form bewusst, denn mehr hat es noch nicht als Form, weil es sich den Gehalt noch nicht selbst gegeben. Später erst wird sich der Mensch erst seines Gehalts undeutlich bewusst. Beide werden durch Umstände in ihm modificirt. Der Gehalttrieb durch positive Belehrung und Erziehung — der Formtrieb durch umgebende Gegenstände, Sinnlichkeit, Mode. — So kömmt es, dass bei grossen, unter ungefähr ähnlichen Umständen, mit ähnlichen Gegenständen aufgewachsenen Menschenklassen, oft eine gewisse Gleichheit in Rücksicht auf moralische und ästhetische Gefühle herrscht; ja zuweilen sogar die Resultate häufiger Eindrücke bei ihnen zu Grundsätzen geworden sind. Viel zu viel Ehre aber thut man diesen klaren und baaren Empirikern an, wenn man ihr Gefühl das reine, *natürliche* Gefühl für das Gute und Schöne nennt. — Um zu beweisen, dass es ganz von umgebenden Gegenständen und unvermeidlichen Eindrücken herrührt, verweise man nur auf das eben so reine und natürliche Gefühl mancher wilder und zahmer Völker, der Neuholländer und der Chinesen, von denen die ersten schwarze Zähne und durchbohrte Lippen,

die letzteren spitze Köpfe und kahle Scheitel für schön, und von denen die erstern Menschen tödten und ihr Fleisch fressen für löblich, und letztere das Stehlen nicht für böse halten. — Dieser Leute Gefühl und das unserer Empiriker ist mir als Modification der Menschheit gleich wichtig; aber als Norm gleich unzulässig.

Reines und wahres Gefühl also für das Gute und Schöne dürfen wir unter dieser Menschenclasse nicht suchen, wenigstens ist es Zufall, wenn es sich findet, so wie es grösstentheils dem Zufall überlassen ist, dem reinen und ächten Gefühl eine ganz verkehrte und falsche Richtung zu geben. — An Ideale ist hier noch weniger zu denken.

Nächst einer gewissen innern Fülle von Naturkraft oder vielmehr von Menschheit, müssen wir also von der Theorie reine Begriffe von unserm Gehalt und unserer Form, und, wenn es solche gibt, auch Ideale für sie, erwarten. Nur durch die Theorie kommen wir zum Bewusstseyn, und nur durch [230] Bewusstseyn sind und wissen wir, was wir sind und seyn sollen.

Es ist eine, gewiss wohl zu befriedigende Anforderung an die speculative Vernunft, dass sie aus dem Wesen des reinen Ich auch den reinen, absoluten Gehalt, wie die reine Form desselben deducire: denn um menschlichen Gehalt, menschliche Form und um beides neben einander zu seyn, um die Bedingungen der Menschheit streng zu erfüllen, muss es ein gewisses reines Wesen beider Bestandtheile geben — und dieses muss sich unwidersprechlich gewiss und genau aufzeigen und bestimmen lassen.

Also ein theoretisches Ideal — ein Ideal der Urform, des Gehalts und Formtriebs hätten wir; — wird uns aber die Vernunft auch ein praktisches Ideal, und billig sollte nur das, Ideal heissen — aufstellen können?

Wir können und dürfen uns das Wesen, alle Bestandtheile und Kräfte des Menschen nur praktisch in steter Wirksamkeit nach innen und aussen denken. — Also auch Gehalt und Form des Menschen denken wir uns nur in steter Wechselwirksamkeit unter einander, und mit fremdem Gehalt, fremden Formen, um diese mit sich zu vergleichen, sie aufzunehmen in sich, sich überzutragen in sie, oder sie zurückzuweisen von sich, sie zu entfernen, als ungleichartig. — Das ist die ewige Wirksamkeit des Gehalts sowol als der Form, und nur durch diese können wir uns unser bewusst werden. — Was wir uns entgegensetzen sollen, muss in gewisser Rücksicht gleichartig seyn, wir würden ohne Form uns nie von etwas anderem, das Form hat, unterscheiden; ohne Gehalt nie wissen, dass es einen Gehalt gebe. Nur weil in uns beides vereinigt ist, können wir auf alles reflektiren, alles mit uns vergleichen. Auf welche Art nun sollte und könnte wohl für diese wirkenden Urbestandtheile unseres Wesens ein *praktisches Ideal* aufgestellt werden? — Doch wohl nur so, dass man den höchstmöglichsten Gehalt, die höchste Form aufstellte, der sich das Ich, der sich

mein Gehalt und Form vergleichen, — den sie sich assimiliren könnte und dürfte. Es müsste zu dem Ende gezeigt werden, dass entweder im Nicht-Ich kein höherer Gehalt oder Form möglich, — oder dass das Ich unfähig sei, einen solchen in sich aufzunehmen. Beide anmassende Behauptungen werden [231] niemandem einfallen. — Einfallen, der Perfektibilität, Güte und Schönheit des Nicht-Ich oder dessen Wirksamkeit auf das Ich Schranken setzen zu wollen. Soll aber diese nothwendige Wechselwirkung ewig, so muss sie auch unendlich seyn, und von einem menschlichen Geist können ihr nie, am wenigsten izt schon Gränzen vorgeschrieben, ein unübertreffliches Ideal gegeben werden. Und eine solche Beschränkung und Hemmung der ewigen Wechselwirkung wäre doch jedes moralische oder ästhetische Ideal, das mir also auch in diesem Falle ganz unzulässig scheint. — Weg mit den Idealen!

Nein. — Vielmehr sei unser ganzes Bestreben nur — abgesondert von aller Empirie und den Eindrücken der Jugend, die *reine Form, den ursprünglichen Gehalt* unseres Wesens, und dessen offene Empfänglichkeit für alles ihm homogene, für alles ächt Gute und Schöne, in uns herzustellen — und so hinzutreten in die Sinnenwelt, in die moralische Welt um zu geben und zu empfangen, aufzunehmen und zu verwerfen. Unaufhörlich wird durch diese Wechselwirkung das Ich fortschreiten, edler sein Gehalt, schöner seine Form werden, grösser sein Bedürfniss nach Güte und Schönheit, grösser die Menge heterogenen, grösser die des homogenen Stoffs. Zu unerreichbar scheinenden Höhen, — zu izt noch undenkbar feinen Genüssen wird unser stets erhöhtes Gefühl uns leiten. Die jedesmalige höchste Stufe des moralischen und ästhetischen Gefühls, und nur die, kann man vielleicht Ideal nennen. Eine höhere folgt dieser vorhin höchsten Stufe, und so ist in ewigem Wechsel und Fortschreiten auch das Ideal. Nur als Gemälde, als Darstellung der höchsten Stufe dieses Moments kann jedes Vernunftideal von Moral und Schönheit gelten; denn von unerreichbar hohen Idealen kann nicht die Rede seyn — die gibt es nicht. — Was ich hingestellt habe, das habe und bin ich selbst, ich mag es üben können oder nicht. Mein reines Ich wird es immer realisiren können, und hat es, indem es dasselbe aufstellte. — Das an mir, was es nicht realisiren konnte, was zu schwach und lahm ist, bin *nicht Ich* — ist das Thier an mir — mein Nicht-Ich.

Rist.

IV.

1. Herbarts Meldeschreiben zur Promotion und Habilitation.

2. Herbarts curriculum vitae.

[1802].

[Text nach Fasc. 86 der Acta Decanatus der philos. Facultät der Universität Göttingen.]

1. Herbarts Meldeschreiben zur Promotion und Habilitation.

Philosophici ordinis

Spectabilis Decane!

Viri illustres atque excellentissimi!

Ut ad cathedram philosophicam admitti possim, solitum in examen vocari, atque disputatione habenda doctoris gradum rite consequi cupio. Consilio meo ut faveatis, Nos, etiam atque etiam rogo, Vestraeque humanitati me commendo.

J. F. Herbart.

---

2. Herbarts curriculum vitae.

Anno 1776 Oldenburgi natus, bonisque, quibus fieri solet, artibus instructus, et, cum paene puer adhuc essem, ad philosophiae Studium delatus, Wolfiana et Kantiana ratione praegustata, Jenam, annos 18 natus, sum profectus, ut ibi vehementem illam, qua tum urebar, sitim explerem. Tunc temporis Fichtius V. C. recenti gloria splendebat, scholamque suam paullo ante aperuerat. Cuius in familiaritatem quandam statim introducto mihi, et cum iis, qui illi proximi erant, pluribus excellentis ingenii iuvenibus arcta necessitudine coniuncto, haud quicquam defuit, quod in perspicienda eius ratione me posset adiuvare. Sed nescio quomodo factum sit, ut is ispe conatus, quo in illius mentem penitus me immergere vellem, ab idealismi cuiuscunque sententiis me depulerit, et in viam plane contrariam deduxerit. Quam ne temere ingrederer, maxime veritus, quaecunque adminiculi aliquid ad veritatem investigandam adferre posse viderentur, ea, quamvis longo labore, comparanda mihi duxi. Itaque, ut mentem humanam usu et experientia cognoscerem, paedagogicae arti Bernae per aliquot annos operam dedi: ut vero felicissimi, usque certissimi, intellectus ratiocinantis progressus me non fugerent, in Ma-

thesi puro calculoque sublimiori addiscendo, aliquod studium collocavi, idque Bremae potissimum feci, ubi postea per aliquod tempus vitam egi privatam. Inde huc me contuli, studia mea et continuaturus, et, an ex iis fructus aliquid alii percipere possint, iamiam comperturus. — Nobis, viri celeberrimi, omnique observantia colendi, consiliorum meorum rationem, si longius quam par erat, exposui, ignoscatis velim. Vitae curiculum poscebatur: dedi, quod ex illa minime memorabili vita ad rem potissimum videbatur. Gaudeo iam horas illas, instar quibus Vobiscum de Metaphysicis, aut si magis placet, de Ethicis quibusdam quaestionibus colloqui mihi licebit. At et in Mathesi quid profecerim, animadvertere lubet, hanc examinis partem quamvis provocare nollem, Vestra tamen humanitate fretus, non recuso.

Zur Orthographie und Interpunction von „Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung etc." S. 169—309.

Die Grundlage (I. Ausgabe) ist hinsichtlich der Orthographie und Interpunction mit geringen Ausnahmen genau nachgedruckt worden.

Verändert ist in orthographischer Hinsicht:

S. 218, Z. 6. „paralel" in „parallel".
S. 228, Z. 36 u. 40. „Paralelogramm" in „Parallelogramm".
Die I. Ausgabe druckt übrigens sonst durchweg: „parallel" etc.
S. 256, Z. 34. „stat" in „statt". In allen übrigen Fällen setzt die Grundlage: „statt".

Die II. Ausgabe variirt in folgenden Fällen von der I. Ausgabe:

S. 180, Z. 30. I. Ausg.: wiederhohlt }
II. Ausg.: wiederholt } ebenso S. 234, Z. 24.
S. 184, Z. 19. I. Ausg.: Wiederhohlung
II. Ausg.: Wiederholung
S. 184, Z. 31. I. Ausg.: gleichwohl }
II. Ausg.: gleichwol } ebenso S. 189, Z. 8 u. S. 198, Z. 7.
S. 195, Z. 27. I. Ausg.: demonstriren
II. Ausg.: Demonstriren
S. 197, Z. 37. I. Ausg.: herbeygehohlt.
II. Ausg.: herbeygeholt
Die II. Ausgabe, welche das h in den vorstehenden Fällen ausfallen lässt, setzt dasselbe in allen übrigen Fällen.
S. 278, Z. 36. I. Ausg.: Skeleten
II. Ausg.: Skeletten; aber S. 279, Z. 2 hat die II. Ausg. auch Skelete.

Von typographischen Versehen der I. Ausgabe führe ich nur an:

S. 253, Z. 12. verlagt . . . statt . . . verlangt (II. Ausg.)
S. 266, Z. 35—36. Drey . . . statt . . . Dreyeck (II. Ausg.)

Verändert ist in interpunctioneller Hinsicht:

S. 218, Z. 36. übergeht, ehe (Komma) (II. Ausg.) . . . statt . . . übergeht ehe (ohne Komma).
S. 221, Z. 10. Zahlen, welches (Komma) (II. Ausg.) . . . statt . . . Zahlen; welches (Semikolon).

Die II. Ausgabe variirt in folgenden Fällen von der I. Ausgabe:

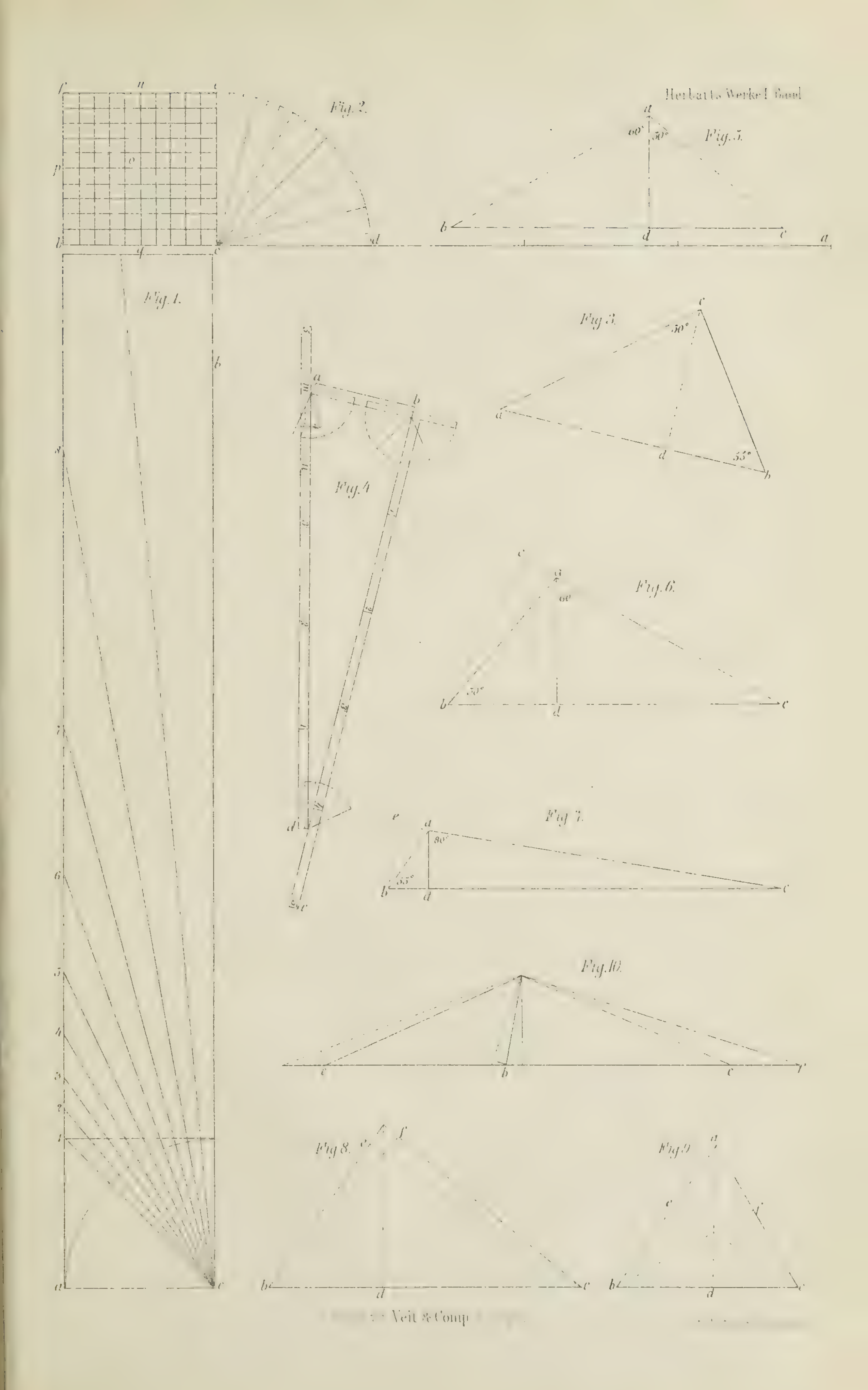
S. 174, Z. 17. I. Ausg.: es nach, mit (Komma)
II. Ausg.: es nach mit (ohne Komma).
S. 186, Z. 36. I. Ausg.: Gesagte: sie sey (Kolon)
II. Ausg.: Gesagte; sie sey (Semikolon).
S. 206, Z. 2. I. Ausg.: auffassen; — (Semikolon)
II. Ausg.: auffassen: — (Kolon).

Inhalt des ersten Bandes.

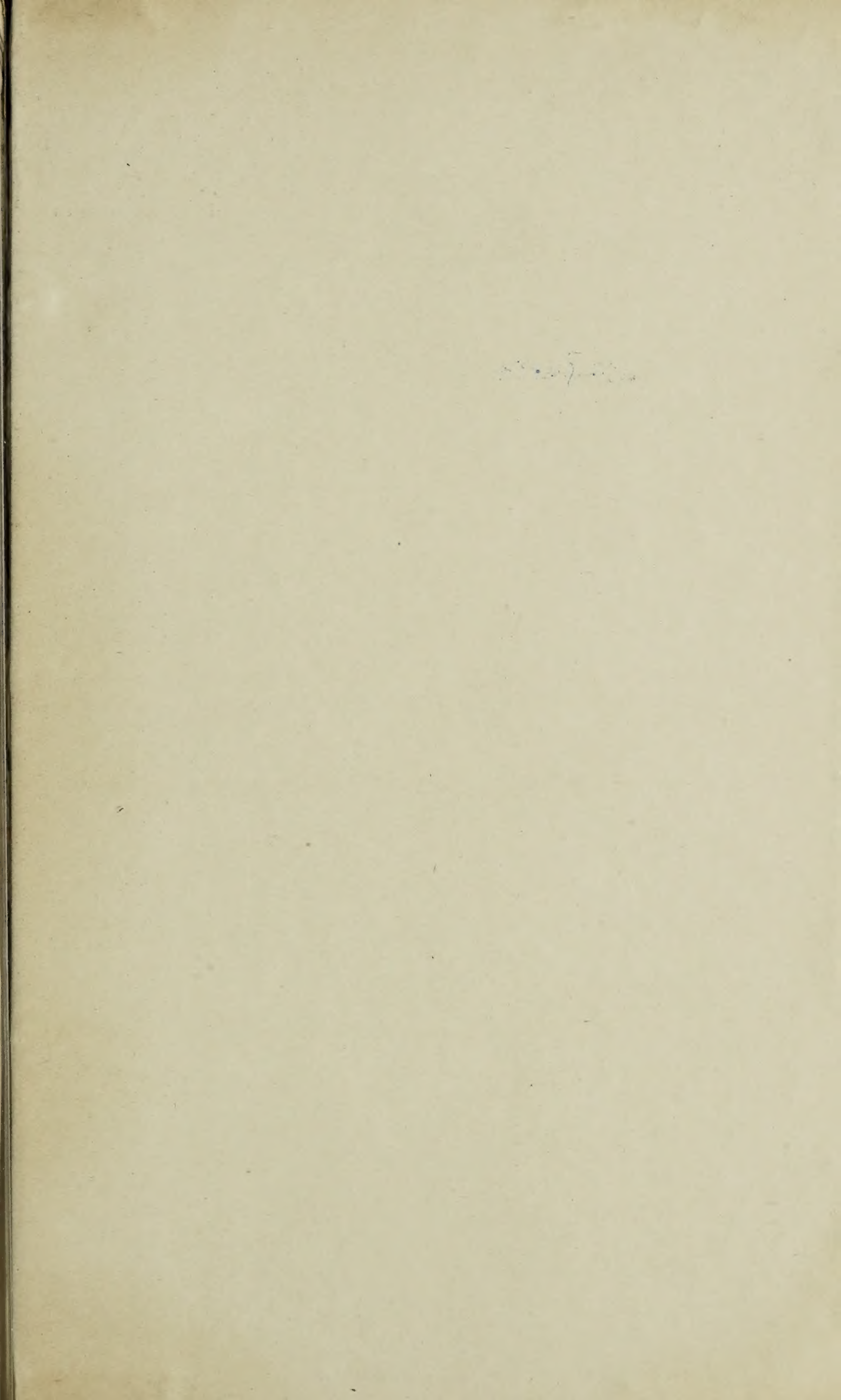
Berichtigungen.

S. 89, Z. 43 ist vor „Wettenberg“ die Ziffer 36 (Zeilenangabe) zu setzen.
S. 171, Z. 38 lies: „aesthetische“ . . . statt . . . „aestetische“.
S. 205, Z. 30 lies: „Z. 41“ . . . statt . . . „Z. 42“.
S. 226, Z. 43 muss vor den Worten: „nach gemeinen“ die Ziffer 39 (Zeilenangabe) gesetzt werden.
S. 236, Z. 38 müssen die Ziffern „35—36“ verwandelt werden in „36—37“.
S. 301 muss die Anmerkung lauten: „SW, KlSch, B, R, W = II. ohne Angabe der Textveränderung.“

(In Betreff einiger kleiner Versehen hinsichtlich der Zeilenangaben s. Vorrede S. XLIII Anm.)


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
60°
30°
50°
55°
80°

Veit & Comp.




B3003 .1882 v.1
Johann Friedrich Herbart's sammtliche
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00160 0461